Geo. U. 534 t (1

Drawn by W. Daniell, R. A. — Engraved by R. Woodman.

Eine Hindu.

Printed by [illegible]

Leipzig & Stuttgart. F. Scheible's Verlags expedition.

Atlas 1

Atlas. 1836.

Drawn by W. Daniell, R.A. *Engraved by R. Brandard.*

Herausgegeben von August Lewald.

Printed by J. Yates

Leipzig & Stuttgart, F. Scheible's Verlags-expedition.

ATLAS.

1836.

Erſter Band.

Atlas

zur

Kunde fremder Welttheile.

In Verbindung mit Mehren herausgegeben

von

August Lewald.

1836.

Erſter Band.

Mit zwei Stahlſtichen und vier Lithographieen.

Leipzig und Stuttgart:

J. Scheible's Verlags-Expedition.

a 22 B 4

Gd/69/996

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Altbeſtand 34225

Wehrkreis-
bücherei VII
München

Vorwort.

Das Werk, deſſen erſten Band wir hiermit dem Publikum überreichen, wird die für unſere Leſer wichtigſten Ereigniſſe und Zuſtände, dann hauptſächlich die Reſultate der neueſten Reiſen in fremden Welttheilen enthalten. Unſer Beſtreben ſoll darauf gerichtet werden, alles Trockene oder Strengwiſſenſchaftliche auszuſcheiden, um zunächſt die Unterhaltung unſerer Leſer im Auge zu haben, wenn es gleich an Belehrendem mancherlei Art gewiſs nicht fehlen dürfte. Weniger wird die Reiſe ſelbſt uns Gegenſtände für die Mittheilung bieten, als der Aufenthalt unter fremden Völkerſchaften, in den weitberühmten Häfen und Märkten, auf Eilanden und in den Gebirgen der alten und neuen Welt, mit Ausnahme jenes Welttheils, den wir bewohnen. Reiſe-Abenteuer ſind zu oft ſchon beſchrieben, Tagebücher zu oft ſchon öffentlich gemacht, und man hat ſich überzeugt, daſs das Meiſte immer unter gleichen Formen darin wiederkehrt, und nur die roheſte Neugier, ein Sinn, den wir bei unſern Leſern nicht vorausſetzen, ihre Befriedigung dadurch erhält. Anders iſt es mit dem Leben und den Sitten der Menſchen, mit ihren Geſchäften und Handthierungen, ihren religiöſen und geſelligen Gebräuchen. Dieſs ſind Gegenſtände von überwiegenderem Intereſſe, die von ältern Reiſenden zu wenig beachtet und ſelbſt von neuern und neueſten noch lange nicht ſo erſchöpft ſind, um nicht zu reichen Entdeckungen den Stoff zu bieten, und ihre reizendſten pikanten Seiten einer pittoreſken Beleuchtung willig herzuleihen. Während unſere Blicke nur ſtets nach dem Boulevard von Paris, der Oper in Neapel und

Mailand, dem Weſt-End London's und den Herrlichkeiten von St. Petersburg und Wien gewendet ſind, und tauſend Blätter und Schriften uns von dorther die minutiöſeſten Details zukommen laſſen, ſollten wir darüber wohl vergeſſen, was jenſeits der unermeſslichen Meere vorgeht, in Ländern, wo europäiſche Civiliſation ſich mit der heimiſchen, wunderbaren Naturpracht längſt vermählt hat? Sollten wir nichts wiſſen wollen von dem Boulevard in Rio Janeiro, deſſen reges Leben erſt mit unſern Morgenträumen beginnt; von dem Theater in New-Orleans, wo eben eine franzöſiſche Künſtlertruppe landet, mit den neueſten Stücken aus Paris; von den Feſten eines hindoſtaniſchen Nawab; von den Gaſtmälern eines reichen Pflanzers auf Java; von dem geſelligen Zuſtande einer Colonie auf Van Diemensland, die unſere europäiſche Geſellſchaft als ſchädlich und unnütz ausgeſtoſsen hat? Wer vermöchte hier wohl alle Beziehungen aus jenen Gegenden anzuführen, die im Stande wären, uns zu erheben, zu erſchüttern, zu rühren, zu erheitern und dabei immer zu belehren? Und wer wird dieſer Behauptung gegenüber in Abrede ſtellen wollen, daſs ein Werk, welches dieſer Kunde gewidmet wird, das alle jene Erfahrungen und kenntniſsreichen Schätze, welche die Reiſenden mit groſsem Aufwande und oft mit Gefahr ihres Lebens geſammelt, ausbeutet, daſs ein ſolches Werk kein rühmliches, zeitgemäſses, und der allgemeinſten Verbreitung werthes Unternehmen ſey?

Das würdigſte Studium des Menſchen iſt der Menſch; und es iſt an der Zeit, ſich aller jener groſsen Mittel zu bedienen, welche wir durch Schnelligkeit der Mittheilung, Sprachenkunde und commerzielle Verbindungen beſitzen, dieſes Studium immer mehr und mehr zu erforſchen, auszudehnen und nach Kräften zu einem Allgemeingute zu machen. Unſere heutige allgemeine Bildung überläſst nur die Gelehrſamkeit den Männern von Fach, ſie mögen das heilige Feuer der Wiſſenſchaft und Wahrheit hüten; nützliche Kenntniſſe aber gehören nicht mehr einer einzelnen Kaſte an; ſie machen ſich überall Bahn, und es iſt Pflicht, dieſs nach Kräften zu befördern, wie und wo man es im Stande iſt. Als einen Beitrag hiezu bitten wir dieſes Werk anzuſehen, zu deſſen erſtem Bande wir vorerſt die bis jetzt erſchienenen drei Jahrgänge 1834, 35 und 36, des koſtbaren, und mit ſo groſsem Beifalle aufgenommenen *Oriental Annual* wählten, und unſerem vorgezeichneten Plane nach, hauptſächlich den maleriſch beſchreibenden Theil daraus zogen, der uns von dem Leben der Hindu in ihrer jetzigen Verfaſſung eine treue Anſchauung zu liefern im Stande iſt. Es iſt zwar nur ein Auszug, aber kein willkührlicher, ſondern zu einem beſtimmten Zwecke, für einen

zwar groſsen, aber dennoch ſtreng begränzten Leſekreis. Wer Alle im Auge behält, befriedigt gewöhnlich Keinen. Vielen Vieles, ſey unſer Wahlſpruch, nicht Allen Alles! Was aus dem *Annual* fortblieb, ſind Mittheilungen, die ſich auf die frühere Geſchichte des Landes beziehen, weitläuftige Beſchreibungen der unzähligen Tempel, Seeſtürme, Tigerjagden, Kämpfe mit wilden Thieren, wie man ſie ſo oft ſchon geleſen hat, und die, wenn ſie ſelbſt neu und daher nicht ohne Intereſſe wären, zur Kenntniſs des heutigen Zuſtandes des merkwürdigen Landes nur wenig beizutragen vermöchten.

Die zweite Hälfte nehmen mexikaniſche Schilderungen ein, dem ſo eben in Paris erſchienenen Werke: *le Colon du Guazocoalco ou mon Voyage au Mexique*, entlehnt; eine Reihe der intereſſanteſten und friſcheſten Genrebilder, aus einem noch wenig bekannten Theile jenes Staates.

Den Schluſs machen einzelne Genrebilder aus verſchiedenen Sammlungen und Reiſewerken überſetzt, und eine Reihe Miscellen, kleinere Aufſätze und Notizen aus den mannichfaltigſten Blättern, die zum Theil in den fremden Ländern ſelbſt, die wir zu ſchildern unternommen haben, erſcheinen.

Wir glauben in dieſen Zeilen uns mit unſern Leſern über das, was ſie von uns zu erwarten berechtigt ſind, deutlich verſtändigt zu haben, wie wir es bei jedem Unternehmen dieſer Art vor Allem als nöthig erachten. Unſer Buch wird für jedes Alter eine angenehme Lectüre bilden, denn wenn wir es gleich nicht zu den Jugendſchriften im engern Sinne gezählt wiſſen wollen, ſo wird doch ſein Inhalt namentlich für junge Leute beiderlei Geſchlechts von vorzüglichem Intereſſe ſeyn, da wir ſtreng darüber wachen werden, Alles daraus entfernt zu halten, was nicht den Forderungen der Sitte entſpräche.

In vieler Hinſicht ſchlieſst ſich der „Atlas“ dem bereits von uns begründeten periodiſchen Werke „Europa“ an; ſo wie dieſes die Schilderung unſers Welttheils in ſeinen ſcharf ausgebildeten ſocialen Beziehungen nach allen Richtungen hin darbietet, ſo wird jenes eine eben ſolche der fremden Welttheile zu liefern verſuchen, und wir wünſchten daher, daſs es, unbeſchadet ſeiner Selbſtändigkeit, als eine Ergänzung des Andern betrachtet werden möge, denn nur aus dieſem Geſichtspunkte kann es erſt ſeine rechte Würdigung erhalten. Europa und Atlas werden in dieſer Vereinigung ein in ſich zuſammenhängendes Werk bilden, wie es bis jetzt unſere Journaliſtik noch nicht aufzuweiſen hat.

Dieſer erſte Band enthält, auſser dem in London in Stahl geſtochenen Titelblatte, einen engliſchen Stahlſtich zu den hindoſtaniſchen Schilderungen gehörig, und vier Lithographieen aus dem groſsen maleriſchen Werke über Braſilien von Rugendas, deſſen Anſchaffung ſeines Preiſes wegen für Viele nicht wohl möglich iſt.

Es erſcheinen vom „Atlas“ jährlich vier Bände (je am Schluſſe eines Vierteljahres einer) von gleichem Umfange und in gleicher Ausſtattung wie der gegenwärtige; wo es erfordert wird, geben wir hübſche Karten bei.

Schlieſslich geben wir das Verſprechen, weder Mühe noch Koſten zu ſcheuen, um nicht nur nicht durch unſere Leiſtungen hinter unſerm Verſprechen zurükzubleiben, ſondern im ſteten Fortſchreiten nur Beſſeres und Gediegeneres zu liefern.

Hindoſtan.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I.

Madras.

Sobald ich den Zeitpunkt meiner Volljährigkeit erreicht hatte, traf ich Anſtalten zur Ausführung meiner weit ausſehenden Reiſe-Entwürfe. Indien war von jeher das Ziel meiner Wünſche geweſen. Ich nahm daher einen Platz auf dem Atlas, einem Schiffe der Compagnie, und nach einer glücklichen Ueberfahrt von etwas mehr als vier Monaten langten wir am 26. September den Küſten Aſiens gegenüber an. Mit Tagesanbruch ſtieg das Cap Comorin gleich einer dichten Wolke am fernen Horizonte auf. Wir umſchifften es gegen Mittag, indem wir mit Hülfe eines friſchen Landwindes der Küſte Coromandel entlang ſeegelten, wobei unſer Auge ſich an den maleriſchen Anſichten weidete, welche dieſen Landſtrich auszeichnen. Die glänzende Färbung, welche das reine Klima gewöhnlich über die ganze Landſchaft ausgießt, änderte ſich tauſendfach, je nachdem die Sonne am Himmel emporſtieg. Dieſer für den Europäer ganz neue Anblick wirkte ſo mächtig, und regte eine ſolche Menge unerklärlicher Gefühle auf, daß mir einen Augenblick lang das Herz davon anſchwoll. Zu gleicher Zeit tauchte das alte England in meiner Phantaſie auf und eine Art von Reue, daſſelbe verlaſſen zu haben, bemächtigte ſich meiner mehr als je während der ganzen Fahrt.

Wir lavirten etwa vier Stunden vom Lande, wobei ein friſcher Wind unſere Fahrt erleichterte. Wir ſeegelten an der Inſel Ceylon mit ihren waldbedeckten Hügeln und ihren zerriſſenen mit hohen Palmen und Cocusbäumen bewachſenen Ufern vorüber. Nach Maaßgabe als wir uns entfernten, ward

ihre Maſſe kleiner; bald erſchien ſie nur noch als ein weißlicher Punkt am Horizonte und verlor ſich hierauf in den Schatten des Abends.

Nach einer herrlichen Fahrt von vier Tagen warfen wir auf der Rhede von Madras Anker. Von hier aus hat der ankommende Reiſende einen wundervollen Anblick. Die prächtigen Gebäude, gehoben durch die Wirkungen der Optik, die hohen Veranda's *), die teraſſenförmigen Dächer, die weißen Säulengänge, welche ſich in dem reinſten Himmelblau verlieren, und über allen dieſen die impoſante Maſſe des Forts; die ſchäumende Brandung, welche ſich endlos längs der Küſte erſtreckt; die verſchiedenen Fahrzeuge, welche die Fläche der Gewäſſer durchfurchen; die Gruppen ſchwarzer, geſchäftiger Menſchen, welche da und dort am Ufer ſich bilden, dieß alles trägt nicht wenig dazu bei, den neugierigen Reiſenden lebhaft in Staunen zu verſetzen. Von der See-Seite geſehen, ſcheint die Stadt ſich weit über ihre Mauern auszubreiten und überraſcht das Auge durch ihre ſcheinbare Größe. Nach einer einmonatlichen Fahrt auf dem einförmigen Elemente betrachtet der Reiſende den Bau der Hafen-Schiffe, vom leichten Fiſcher-Kahne bis zum unförmlichen Catamaran, von dem grob gezimmerten Maſſulah-Schiffe bis zur ſchlanken Yacht, und dem noch leichtern Wherry, mit Entzücken.

Sobald der Atlas ſich vor Anker gelegt hatte, ſtieg ich, von einem halben Dutzend meiner Gefährten begleitet, in ein Maſſulah-Schiff, das uns in gerader Richtung an das Ufer brachte. Dieſe Schiffe ſind von ſonderbarer Bauart; ſie haben die Geſtalt einer plumpen Barke; der Boden iſt flach; die Bretter, welche ohne alles Zimmerwerk die Seitenwände bilden, ſind einfach auf einander gepaßt, und mit der äußern Rinde des Cocusbaumes gefüttert, die auch zur Kalfaterung der Fugen verwendet wird; ſie ſind mit zwei Reihen großer länglichter Ruder verſehen. Das ganze Fahrzeug iſt dergeſtalt biegſam, daß die Seitenwände den Schlägen der Wellen nachgeben, deren Gewalt durch den verminderten Widerſtand gebrochen wird. Dieſe Schiffe trotzen daher auch der Brandung, wie heftig und furchtbar ſie auch ſeyn mag, während eine europäiſche Schaluppe ſich derſelben nicht ausſetzen dürfte, ohne alsbald zertrümmert zu werden. Wahrhaftes Staunen erregt die Geſchicklichkeit, mit welcher die Ruderer den Stoß der Wogen zu vermeiden verſtehen, und dieſe dem Anſchein nach unförmlichen Schiffe lenken, ſelbſt wenn die See noch ſo hoch geht. Uebrigens werden die Maſſulah-Schiffe ſtets von einigen Catamaranen begleitet, damit, wenn eines derſelben umſchlägt, was zuweilen in Folge ungeſchickter Manöver ſtattfindet, die andern den unglücklichen Paſſagieren zu Hülfe kommen können, ſie auffiſchen und friſch und geſund ans Land ſchaffen.

Glücklicherweiſe nähern ſich die Hayfiſche den Küſten nicht ſo ſehr, um durch die Brandung beunruhigt zu werden, vielmehr halten ſie ſich vorzugs-

*) Offene Balcone, oder vielmehr eine Art von Gallerien an den Gebäuden.

weiſe in den ruhigern Gewäſſern der Rhede auf, ſo daß man ſelten von Unglücksfällen hört, welche in Folge von Schiffbrüchen ſtattfinden. Die auf den Catamaranen befindlichen Leute ſind übrigens ſo raſch in ihren Hülfeleiſtungen, daß die armen Schiffbrüchigen augenblicklich von ihnen gefaßt, zu ihrer größten Verwunderung, ſo wie zum Ruhme und Vortheil ihrer Retter, ans Ufer in Sicherheit gebracht werden.

Ein Catamaran iſt nichts anderes als die floßartige Vereinigung dreier ſtarker Balken, von denen der mittlere länger iſt, als die beiden andern, ſich vorn etwas erhebt, und an beiden Enden vorſteht. An dem Einen dieſer Enden ſitzt der mit der Leitung beauftragte Mann, ſo daß ſein Sitz kaum ſich über die Waſſerfläche erhebt und man ihn von Weitem für eine See-Möve hält. Dieſes höchſt einfache Fahrzeug hat gewöhnlich 10 Fuß Länge und 18 Zoll Breite.

Kaum hatten wir das Land betreten, als uns dem Herkommen gemäß das verwirrte Geſchrei einer Menge Stimmen in unbekannter Sprache entgegen ſchallte, und ſich mit dem betäubenden Geräuſche der Wogen vermiſchte. Eiligſt flüchteten wir uns in die Stadt, wo uns die Zudringlichkeit der eingebornen Diener und Tagelöhner verfolgte, von denen die einen mit lauter Stimme in Sold genommen, die andern beſchäftigt werden wollten. Je unverſchämter dieſe Leute ſind, deſto mehr betrügen ſie in der Regel. Gleichwohl hat man ſie zu jenen nothwendigen Uebeln zu zählen, denen man ſich unterwerfen muß, wäre es auch nur wegen der Vortheile, die ſie gewähren. Dieſe Uebel ſind in Indien mehr, als in irgend einem andern Lande, der Antheil aller Neu-Gelandeten.

Den Tag nach unſerer Ankunft miethete ich gemeinſchaftlich mit einem meiner Reiſegefährten, der als Civil-Beamter der Compagnie angeſtellt war, im Innern des Forts ein ſehr bequemes Haus, wo wir die Zeit der Paſſat-Winde abzuwarten beſchloſſen. Nach dieſen vorläufigen Einrichtungen fingen wir an, die Stadt zu durchſtreifen.

Nach den Anſichten der indiſchen Ingenieure iſt das Fort nicht zu nehmen. Unter indiſchen Ingenieuren verſtehe ich diejenigen Offiziere dieſes Corps, welche ihre Ausbildung in Indien erhalten haben. — Nur ſelten beziehen Europäer Wohnungen im Innern des Forts, weil die Hitze, zurückgeworfen von den Mauern, dort doppelt ſo groß iſt, und wegen Mangels an irgend einem Luftzuge, der von der Aufeinanderhäufung der Wohnungen herrühren mag. Gewöhnlich beſitzen ſie Landhäuſer unweit der Stadt. Alle Morgen machen ſie in derſelben ihre Geſchäfte ab, und kehren gegen 6 Uhr Abends wieder in ihre Wohnungen zurück. Die armeniſche Brücke über den Fluß Meclapur auf dem Wege von Madras nach dem Berge St. Thomas verdient die Aufmerkſamkeit des Reiſenden. Ihre geſammte Länge beträgt 410 Gards

(375 Meter), ſie hat 29 Bogen von verſchiedener Größe; was von den nothwendigen Ausbeſſerungen herrührt, die durch Ueberſchwemmungen herbeigeführt werden.

Der Regierungspallaſt iſt ein prächtiges Gebäude. Die Vorderſeite deſſelben iſt durch eine reiche Säulenreihe geziert, die ſich bis an das Thor des Meeres erſtreckt, wo man einen fortwährenden Mohrenzug ſich hin und her bewegen ſieht.

Die ſchwarze Stadt, — ſo wird ſie genannt, weil dieſes Viertel hauptſächlich von den eingebornen Handelsleuten bewohnt wird, — liegt etwa eine Meile nördlich von dem Fort St. George, von dem ſie nur durch eine Esplanade getrennt iſt. In dieſem Viertel befindet ſich eine armeniſche Kirche. Auch eine ſchöne Moſchee ſieht man daſelbſt, welche von Mahomed Ali, dem Nabab von Carnatik, erbaut wurde.

Am 15. October ward die als Signal dienende Flagge aufgezogen, um alle Schiffe zu benachrichtigen, die Rhede zu verlaſſen, damit ſie nicht von dem Paſſatwinde überraſcht werden. An demſelben Morgen hatte man bereits einige Vorzeichen des bevorſtehenden Kampfes der Elemente wahrgenommen. Flockenartige Wolken waren von Zeit zu Zeit am Horizonte erſchienen und hatten ſich bald in einen kaum ſichtbaren Duft an dem blauen Himmel aufgelöst. Ein leichter Nebel erhob ſich in der Ferne auf den Maſten; allmählig ſchien er ſich zu vermehren, ohne gleichwohl ſo dicht zu werden, daß er die Sonnenſtrahlen aufgehalten hätte. Die Sonne verbreitete fortwährend eine unermeßliche Lichtmaſſe über den weiten Ozean. Eine erſtickende Hitze füllte die Atmoſphäre; ſie drückte ſchwer auf die Athmungswerkzeuge, und ſtimmte den Geiſt herab.

Gegen Nachmittag begann der Anblick des Himmels ſich zu ändern; der Horizont umſchleierte ſich immer mehr, und die Sonne, die ſo glänzend aufgegangen war, ſchien ihren Lauf nur darum beendigt zu haben, um in gänzlicher Dunkelheit unterzugehen, und ſich dem Auge der Menſchen während einer langen Nacht voll Stürme und Ungewitter zu entziehen. Maſſen ſchwarzer, unheilverkündender Wolken ſchienen aus der Tiefe des Meeres aufzuſteigen; heftige Stoßwinde begleiteten ſie, die ſich jedoch gleich wieder legten, um einer tiefen, einer wahren Todesruhe Platz zu machen, als hätte die Luft ihre Elaſtizität gänzlich verloren und ihre belebenden Eigenſchaften eingeſtellt.

Allmählig nahmen die untern Schichten des Horizonts eine braunröthliche Farbe an; es war dieß die Wirkung der partiellen Refraction der Sonnenſtrahlen durch die dicken Wolken, von welchen die Sonne umgeben war.

Gegen 4 Uhr bedeckte ſich der Himmel gänzlich, und eine Art tiefer Dämmerung dehnte ſich über die Stadt und den Ozean aus. Die verdünnte

Atmoſphäre ſchien einen dichten Nebel zu bilden, den das von immer heftigern Winden aufgeregte Meer noch vergrößerte. Jetzt fiel der Regen in großen Tropfen; zu gleicher Zeit vereinigte ſich das furchtbare Geheul des Windes mit dem Getöſe der Wogen. Der gänzlich betäubende Lärm dauerte ohne Unterbrechung fort.

Das Haus, welches wir bewohnten, hatte die Ausſicht nach der See, wir konnten daher die Entſtehung des Paſſatwindes in ihrer ganzen ſchrecklichen Größe betrachten. Mit unwiderſtehlicher Wuth beugte der Sturm die dicht belaubten Häupter der hohen und ſchlanken Kokosbäume zu Boden; anfangs trieb er große Sandwirbel in die Höhe; als jedoch der Regen immer dichter fiel, ward aus dem Sande am Ufer eine dichte, unbewegliche Maſſe. Breite, bleiche Blitze zuckten durch die Wolken, und da ſie von allen Punkten des Himmels zu gleicher Zeit ausgingen, ſo ſchien es, als ob alle Elemente ſich in Feuer verwandelt hätten, und die Erde dem Momente einer allgemeinen Verbrennung nahe ſey. Die unmittelbar darauf folgenden Donnerſchläge glichen der Exploſion eines Pulvermagazins, oder einer Artillerie-Salve in einer Gebirgsſchlucht, wo das Echo den Schall tauſendmal vergrößert.

Obgleich die ganze Natur von einer unermeßlichen Feuersbrunſt bedroht zu ſeyn ſchien, ſo zeigten ſich doch einige Stellen am Himmel, welche ein dichter Nebel deckte, und aus denen hie und da ſchmale Blitze unſicher hervorzuckten, gleichſam als ob ſie ſich vergeblich bemühten, ihrem Gefängniſſe zu entkommen. Der in Strömen ſich ergießende Regen entzog dem Auge alle Gegenſtände, außer in den Augenblicken, in welcher der Blitz dieſelben raſch aber vorübergehend beleuchtete. Das Rollen des Donners war ſo ſtark, daß wir zuweilen ein ſchmerzhaftes Klingen im Ohre fühlten. Die See ergoß ſich, von den Stürmen in ihrem Bette aufgewühlt, in ſchäumenden Wogen über die Esplanade; der weißlichte Waſſerſtaub drang auf ſolche Weiſe mehre hundert Meter landeinwärts.

Während der Dauer des Sturmes fand man Fiſche von mehr als 3 Zoll Länge auf den Dächern der Häuſer innerhalb der Stadt, ſey es nun, daß Windſtöße ſie aus dem Meere geſchleudert hatten, oder, daß ſie durch Waſſerhoſen, welche zur Zeit der Paſſatwinde häufig ſind, dorthin geführt wurden. Wenn ſich ſolche Waſſerhoſen erheben, entführen ſie alle Gegenſtände, welche ſich innerhalb ihrer Wirkungsſphäre befinden, auf große Entfernungen nach dem Feſtlande, wo ſie dieſelbe bunt durch einander fallen laſſen. Dieſe Erſcheinungen wiederholen ſich jedes Jahr, und ſind für Leute, welche längere Zeit in Indien zubringen, etwas ganz gewöhnliches.

Während der Sturm am heftigſten wüthete, erreichte die Hitze zuweilen einen Grad, der kaum auszuhalten war; beſonders in den beiden erſten Tagen legte ſich der Wind von Zeit zu Zeit, und dann ward die Luft auch nicht

durch den geringſten Zug bewegt. In dieſem Falle bot der Punka *) allein eine nur wenig genügende Erleichterung gegen den Druck, unter dem Jedermann während der Paſſatwinde leidet.

Dieß war jedoch erſt noch eines unſerer geringſten Leiden. Inſecten von tauſenderlei Gattungen krochen an den Mauern umher, und Reptilien der ekelhafteſten Art fanden ſich in Menge auf dem Fußboden ein. Ganze Legionen von Ameiſen und Eidechſen, durch das Waſſer aus ihren ſchwarzen Wohnungen verjagt, überſchwemmten unſere Zimmer. Scorpionen, Kellerwürmer, Kröten, Tauſendfüße und ſelbſt Schlangen drangen unaufhaltſam in unſere Gemächer, als ſuchten ſie hier jene Gaſtfreundſchaft, welche die übertriebene Menſchlichkeit der Hindus für alle Arten verirrter Thiere hegt. Der Kröten, Tauſendfüße und Schlangen entledigten wir uns mit leichter Mühe, allein die unzählige Menge von Scorpionen, Eidechſen und Ameiſen ſpotteten aller unſerer Verfolgungen, und nahmen förmlichen, wenn auch nicht friedlichen Beſitz von unſern Zimmern.

Der Sturm verlängerte ſich auf ſolche Weiſe von Tag zu Tage, wobei er bald von ſeiner Heftigkeit verlor, bald wieder mit voller Wuth tobte. In den Zwiſchenräumen der Ruhe ſtattete man ſich die gewöhnlichen Beſuche ab, und die Eingebornen, welche mit dieſem Klima vertraut waren, ſchienen in dieſem Umſturz der Elemente nur ein gewöhnliches Naturereigniß zu ſehen. — Wenn auch in manchen Theilen der Erde die Stürme, was die Heftigkeit der Winde anbelangt, mit den Paſſatwinden Oſtindiens ſich meſſen können, ſo läßt ſich dagegen behaupten daß, nirgends in der Welt, weder der Regen ſolche Katarakte bildet, noch der Donner mit ſeinen Blitzen ein ſo furchtbares Schauſpiel darbietet.

Die Paſſatwinde dauerten etwa zwei Monate, und hörten in der Mitte des Decembers auf. Um dieſe Zeit ward die Signalflagge abermals aufgezogen, um die Schiffe zu benachrichtigen, daß ſie jetzt ohne Gefahr auf der Rhede vor Anker gehen könnten. Das Ende der Paſſatwinde wird häufig durch einen noch heftigern Sturm bezeichnet, als ihr Anfang. Dieß war gerade damals der Fall, als ich nach meiner Ankunft in Oſtindien zum Erſtenmal Zeuge dieſer Natur-Erſcheinung war. Mein Staunen und Schrekken über dieſelbe ließen unauslöſchliche Spuren in meiner Erinnerung zurück. Als die Zeit der Stürme vorüber war, nahm der Himmel jenes glänzende Azurblau, jene vollkommene Durchſichtigkeit wieder an, welche dem wundervollen Klima des Orients eigen ſind.

Die pittoresken Schönheiten dieſes Klimas überſteigen alle Grenzen der Einbildungskraft. Der italieniſche Himmel allein iſt vielleicht im Stande,

---

*) Eine Art von Fächer aus Muſſelin, der an der Decke befeſtigt iſt, und mittelſt einer Schnur durch einen Sclaven in Bewegung geſetzt wird.

denjenigen, welche ihn in den ſchönſten Sommertagen geſehen haben, einen unvollkommenen Begriff davon zu geben. In Oſtindien ſcheint ſich die Natur in einer unbegrenzten und fortdauernden Pracht ihrer Productionen zu gefallen.

Während der Paſſatwinde hatte ich die Ehre, Herrn W. Daniell und ſeinem Oheim, welche ſeit längerer Zeit Oſtindien bewohnen, vorgeſtellt zu werden. Es ward beſchloſſen, daß ich, ſobald die Witterung es geſtattete, die Reiſe mit dieſen Herren antreten würde. Vom 15. December an gewahrte man auf der Rhede die frühere Thätigkeit wieder. Wir wählten daher dieſen Zeitpunkt zum Beginn einer Reiſe längs der Küſte Coromandel; ich erkaufte ein junges arabiſches Reitpferd, weil ich es vorzog, die Reiſe auf dieſe Weiſe zu unternehmen, um das Land beſſer beobachten zu können. Zugleich trug ich Sorge, mich mit einem bequemen Palankin zu verſehen, im Fall, daß das anhaltende Reiten mich allzuſehr ermüden würde. Meine Reiſegefährten zogen die Reiſe in ihren Palankinen vor; ſonach waren wir zu Anfang des neuen Jahres zur Abfahrt bereit, entſchloſſen, ein ganzes Jahr zur bevorſtehenden Vergnügungsreiſe zu verwenden.

Am 5. Januar, etwa zwölf Wochen nach unſerer Ankunft traten wir dieſelbe an; unſer Hauptzweck ging dahin, die Merkwürdigkeiten aufzuſuchen, welche uns das Land im Ueberfluſſe darbieten würde. Unſere erſte Tagereiſe war kurz. Wir hatten dieſelbe nach Sonnenaufgang angetreten. Unter dem Schatten einer Gruppe großer Bäume machten wir bei Vickium, einem 12 Meilen von der Präſidentſchaft entfernten großen Dorfe, Halt. Während der ganzen Dauer der Paſſatwinde hatte ich mich in der Landesſprache geübt, ſo daß ich jetzt für den Reiſebedarf hinreichend mit derſelben vertraut war.

Wir durchzogen ein wohlangebautes Land, das neu belebt durch die Regenzeit, eine Ueppigkeit und Kraft entwickelte, die ihm den Anblick eines unermeßlichen Gartens geben. Dieſen Reichthum der Natur abgerechnet, bot das Terrain nichts Merkwürdiges dar. Nicht ſo verhielt es ſich mit dem Meere, deſſen Anblick von der Küſte aus häufig wechſelte, vermöge der großen Menge von Schiffen jeder Geſtalt und Größe, welche die Oberfläche deſſelben durchfurchten, und mit ihren im Sonnenglanze ſtrahlenden Seegeln, nach Maaßgabe, als ſie näher kamen, phantaſtiſche Schatten auf das Ufer warfen.

In dem Dorfe, in welchem wir unſer Abſteigquartier genommen hatten, wohnten wir mit dem lebhafteſten Intereſſe den Uebungen einer wandernden Truppe von Jongleurs bei. Oft ſchon hatte ich von ihren Kenntniſſen in der Phyſik und von ihren Talenten in allen Künſten der Gewandtheit ſprechen hören; ich war daher entzückt, ſie in dieſen beiden Beziehungen nach eigener Erfahrung beurtheilen zu können.

Da ein großer Theil ihrer Künſte bekannt iſt, und andere hinreichend beſchrieben worden ſind, ſo werde ich mich auf die Beſchreibung von zweien der-

ſelben beſchränken, deren Augenzeuge ich war. Ich bin faſt überzeugt, daß, mit Ausnahme derjenigen, welche in Oſtindien gereist ſind, Niemand in Europa ſich einen Begriff von einer ſolchen Gewandtheit zu machen vermag.

Nachdem ſie uns einige ihrer gewöhnlichen Stücke, als das Verſchlucken eines Degens, das Feuerſpeien aus dem Munde, das Werfen von Kugeln ꝛc. vorgemacht hatten, wozu ſie die mindeſt Geſchickten der Bande verwenden, trat eine hübſche junge Frau auf, welche gleichfalls der Geſellſchaft angehörte. Um ihren Kopf wand ſie eine Binde von einem ſteifen, ſehr ſtarken Zeuge, an welcher in gleichem Abſtande von einander 20 Schnüre von gleicher Länge befeſtigt waren, deren jede am Ende eine Schleife hatte. Unter ihren Armen trug ſie einen Korb, in welchem 20 Hühner-Eier gelegt wurden. Der Korb, die Binde, die Schleifen wurden in der Nähe von uns unterſucht. Offenbar fehlte es an jeder Gelegenheit zum Betruge; es war heller Tag, der Korb war von höchſt einfacher Art, die Eier waren ganz gewöhnlich, wie man ſie überall findet, überdieß hatte die junge Frau nichts an ſich, womit ſie, ſelbſt wenn ſie wollte, unſer Auge täuſchen konnte.

Sie trat vor, und ſtellte ſich einige Schritte von uns auf. Sofort drehte ſie ſich auf einem Raum von höchſtens 18 Zollen im Durchmeſſer um ſich ſelbſt, ohne ſich von dieſer Grenze auch nur im Geringſten zu entfernen, obwohl ſchon nach einigen Augenblicken ihre drehende Bewegung mit ſolcher Schnelligkeit geſchah, daß das bloße Zuſehen eine widrige Empfindung in uns erregte; ſie glich vollkommen der Bewegung eines Kreiſels.

Als ihre Bewegung den höchſten Grad der Schnelligkeit erreicht hatte, zog ſie langſam eine der Schnüre an ſich, welche in horizontalem Kreiſe ſich um ihr Haupt bewegten, und knüpfte ein Ei in die Schleife, worauf ſie die Schnur wieder los ließ. Eben ſo verfuhr ſie mit den übrigen Eiern, ohne ihre drehende Bewegung auch nur um das Mindeſte zu ſchwächen. Nach Verlauf von 5 Minuten zog ſie die Schnüre, eine um die andere an ſich, knüpfte jedes Ei los, und legte es wieder in den Korb. Hierauf hielt ſie, ohne ein Glied zu rühren, mit einer einzigen plötzlichen Bewegung ſtill, als ob ſie wie mit einem Zauberſchlage in eine Marmorſäule verwandelt worden wäre. Unſer Staunen hatte den höchſten Grad erreicht; ihre Haltung war vollkommen ruhig, und verrieth, trotz der heftigen Bewegung, auch nicht die mindeſte Aufregung. Unſere Beifalls-Bezeugungen nahm ſie mit beſcheidenem Anſtande auf, der wohl mehr von einer angebornen Sorgloſigkeit, als von dem vervollkommten Inſtinkte der Koketterie herrührte, obwohl die Mehrzahl dieſer indiſchen Jongleurs zu den verworfenſten Weſen ihrer Race gehören.

Nachdem ſie zurückgetreten war, erſchien ein Mann von kräftigem, wildem Ausſehen; er trug einen aus Weiden geflochtenen Korb, wie ſie im Lande üblich ſind, und bat uns, denſelben genau zu unterſuchen, was wir auch tha-

ten. Der Korb war ganz einfach gemacht, und an mehren Stellen durchſichtig. Nachdem er ihn umgeſtürzt hatte, ließ er ein kleines Mädchen von etwa acht Jahren darunter ſchlüpfen: die Kleine hatte ein intereſſantes Geſicht, ſie war trefflich gewachſen, leicht und biegſam in ihren Bewegungen, ganz ausgekleidet, mit einem Wort, ein wahres Modell eines Engels.

Nachdem ſie ſich unter dem Korbe verborgen hatte, richtete der Mann eine Frage an ſie, die ſie ſogleich beantwortete. Da der Korb nur einige Schritte von dem Orte entfernt war, wo wir ſaßen, ſo ſchien uns die Stimme ganz zuverläſſig unter dem Korbe hervorzukommen, ich wenigſtens glaubte nicht an die geringſte Täuſchung. Einige Augenblicke dauerte das Geſpräch fort, hierauf brach der Mann in Zorn aus, und drohte, das Mädchen zu tödten. Es herrſchte in dieſer Scene eine ſo überzeugende Wirklichkeit, daß ſie lebhaften Eindruck auf uns machte. Man hörte das Kind um Gnade bitten, als plötzlich ſein Verfolger einen Degen ergriff, den einen Fuß auf den Korb ſetzte, der das flehende Opfer bedeckte, und — wie groß war der Schrecken, der uns ergriff, als wir ihn die Waffe zu wiederholten Malen mit wahrhaft dämoniſcher Wuth durch den Korb ſtoßen ſahen. Sein Antlitz drückte ſolche Wildheit aus, das Jammergeſchrei des Kindes war ſo herzzerreißend und wahr, daß ich fühlte, wie mein Blut mehre Minuten lange in den Adern ſtockte. In der erſten Anwandlung wollte ich mich auf das Ungeheuer ſtürzen, allein jenes war bewaffnet und ich vertheidigungslos. Ich blickte meine Gefährten an; auch ſie waren bleich und regungslos vor Schrecken. Andrerſeits jedoch konnten wir nicht glauben, daß dieſer Menſch am hellen Tage und vor einer ſo großen Anzahl von Zeugen einen Mord zu begehen wagen würde. Das Ganze war mit einem Worte ein dramatiſches Schauſpiel vom höchſten Intereſſe. Das Blut rieſelte unter dem Korbe hervor. Man hörte, wie das Kind im Todeskampfe röchelte. Seine Seufzer drangen ſchmerzhaft in unſer Ohr und beengten unſer Athmen; allmählig wurden ſie ſchwächer; noch ein Seufzer, der letzte ohne Zweifel, ließ ſich hören, als der Jongleur zu unſerm größten Erſtaunen, zu unſerer unbeſchreiblichen Erleichterung nach einigen myſtiſchen Worten den Korb hinweg nahm. Es war Niemand darunter! Wohl war die Stelle mit Blut bezeichnet, allein keine Spur eines menſchlichen Körpers war zu ſehen. Der liebenswürdige Gegenſtand unſerer Beſorgniſſe trat aus der Menge uns entgegen und ſtreckte die Hand zu Empfangnahme unſerer Gaben aus. Man kann ſich denken, daß wir dieſe von Herzen und reichlich ſpendeten. Das Mädchen dankte uns mit einem graziöſen Saluam, worauf die ganze Bande, entzückt von unſerer unerwarteten Freigebigkeit abzog. Was unſerer Illuſion den Charakter des Wunderbaren verlieh, war der Umſtand, daß ſich der Jongleur während der ganzen Dauer der dramatiſchen Handlung beſtändig von den Zuſchauern ent=

fernt hielt. In einem Umkreiſe von mehren Schritten befand ſich Niemand außer ihm.

Am Abend reisten wir nach Covelong ab, wo wir gegen 9 Uhr anlangten. Covelong iſt ein elendes Städtchen, das etwa 3—400 Meter vom Meere entfernt liegt. Im Jahr 1750 bemächtigten ſich die Franzoſen deſſelben mittelſt einer Kriegsliſt. Im Jahr 1752 ergab es ſich dem Capitain Clive, den man als den Begründer der großbritaniſchen Macht in Oſtindien betrachten kann.

Am folgenden Tage ſetzten wir mit Tagesanbruch unſere Reiſe nach Mahabalipuram, einem der berühmteſten und verehrteſten Orte von Carnatik fort. Nachmittags um 3 Uhr langten wir daſelbſt an. Der Anblick des Landes ſchien uns mit geringem Wechſel ſo ziemlich derſelbe, wie am vorigen Tage. Als wir uns jedoch der berühmten Stadt näherten, frappirte uns der impoſante, maleriſche Anblick derſelben. In ihrer Umgebung findet man die Trümmer mehrer indiſchen Tempel, welche man gewöhnlich mit dem ungeeigneten Namen der ſieben Pagoden bezeichnet, indem dieſe Zahl unrichtig iſt. Die Tempel wurden zu Ehren des Wiſchnu, einer erhaltenden Macht der indiſchen Trias, erbaut. Der Name Mahabalipuram bedeutet Stadt des großen Bali. Dieſer Bali ſpielt eine große Rolle in der fabelhaften Geſchichte Hindoſtans; Robert Southey hat koſtbare Details über denſelben in den Noten gegeben, womit er das Gedicht: Der Fluch des Kehama bereicherte.

An dem Ufer befindet ſich ein anderer ſehr alter indiſcher Tempel, der ſeit langer Zeit in Folge der Einwirkung der Seeluft und der Heftigkeit der Paſſatwinde zerfällt. Die Alterthumsforſcher und alle diejenigen, welche ſich mit Unterſuchungen über die Urgeſchichte Hindoſtans beſchäftigen, haben ſich vielfach abgemüht, um das Datum der Erbauung dieſes Tempels und der übrigen in der Umgegend feſtzuſtellen. Der Styl, in welchem ſie erbaut ſind, gleicht in keiner Art demjenigen der Monumente anderer indiſchen Gegenden. Der Sage nach ſollen die Aegypter eine Colonie an dieſem Ufer angelegt haben. Einige ſcharfſinnige Gelehrte gehen ſogar ſo weit, daß ſie den Indiern hinſichtlich der Erfindung der regelmäßigen, coloſſalen Architektur die Priorität vor den Aegyptern, und zwar ſelbſt in den früheſten Zeiten einräumen, wo die übrigen Nationen ſich noch im Zuſtande des Nomadenlebens befanden, und theils noch unter Zelten, theils unter dem einſamen Schatten dichter Bäume lebten.

Der Charakter der Architektur der ſieben Pagoden iſt eine reine Miſchung des einfachen und verzierten Styls, die einen wunderbaren Eindruck hervorbringt. Die Ornamente der Sculptur ſind reichlich an derſelben angebracht, und von der zarteſten Arbeit.

Das Meer hat an dieſer ganzen Küſte viel Land, und folglich auch manche Reichthümer verſchlungen. Nach dem Zeugniſſe lebender Perſonen hat es in

dem kurzen Zeitraume, ſo weit ihre Erinnerung reicht, auf einem gewiſſen Punkte ſogar bis in die Nähe von Madras eingegriffen *).

Etwa eine Meile vom Ufer findet man bei Mahabalipuram Felſen, welche mit merkwürdigen Sculpturen, mit Denkmälern einer wahrhaft wundervollen Kunſt ſelbſt für unſer fein civiliſirtes und wegwerfendes Jahrhundert bedeckt ſind. Betrachtet man die frühe Periode, zu welcher ſie hinanfreichen, ſo tragen ſie das Gepräge des wahren Genie's. Dieſe ſchönen Basreliefs liefern intereſſante Andeutungen über die alten Sitten Hindoſtans. So iſt z. B. die Kleidung der Frauen auf demſelben dargeſtellt, wie ſie noch heutzutage mit geringen Abweichungen auf der Küſte von Malabar beſteht, wo die reizenden Indianerinnen ihre reinen Formen, welche den ſchönſten Modellen gleich kommen, bis auf den Gürtel entblößen. Die Männer haben Turbane, welche ſo ziemlich den heutigen gleichen. Der Schmuck, die Ohrengehänge der Frauen, und die Ringe, welche ihr Haupt und ihre Füße zieren, ſind eben ſo viele Beweiſe von der noch heutzutage treu bewahrten alterthümlichen Tracht der Indier. Auch die pyramidaliſche Geſtalt der Vaſen, welche die Frauen auf dem Kopfe tragen, und in welche ſie Waſſer ſchöpfen, iſt gleichfalls auf jenen Basreliefs mit größter Genauigkeit abgebildet.

In einer der Aushölungen dieſer berühmten Felſen ſieht man eine lebensvolle Arbeit, den auf einem Löwen reitenden Durgo im Kampfe mit Mahishaſur vorſtellend; es iſt dieß eine Perſonification des Kampfes der Tugend mit dem Laſter. Dieſes Werk der Bildhauerkunſt kann, mit Ausnahme der Meiſterwerke Griechenlands, ohne Nachtheil mit den koſtbarſten Monumenten des Mittelalters und der folgenden Jahrhunderte bis zum 17ten verglichen werden. Wie wir bereits oben bemerkt haben, iſt der architektoniſche Styl der ſieben Pagoden und der in der Umgegend befindlichen Monumente einzig im ganzen Lande, und deßhalb ein Problem, das die in Indiens Alterthümer Eingeweihten nicht wenig in Athem geſetzt, und zu verſchiedenen mehr oder weniger hörbaren Hypotheſen Veranlaſſung gegeben hat.

Der größere Theil dieſer ausgehauenen Felſen iſt 90 — 100 Fuß lang und etwa 30 Fuß hoch. Ihre Geſammtoberfläche bildet eine große Platte, auf wel-

---

*) Der Biſchof Heber behauptet dagegen, das Meer habe ſich entlang der ganzen Küſte Coromandel um etwas zurückgezogen. Allein ein Beobachter, der ſich nur ſo kurze Zeit in Indien aufhielt, kann, wie gelehrt und ehrwürdig er übrigens auch ſeyn mag, nicht als Autorität gelten, und zwar um ſo weniger, als ſein geiſtliches Amt ihn an allen anhaltenden Unterſuchungen verhinderte, und die Notizen ſeines Tagebuchs, die er in der Eile ohne Ordnung niederſchrieb, erſt in der Folge vervollſtändigt werden müſſen, und überdieß nicht einmal für die Oeffentlichkeit beſtimmt waren. Die Irrthümer, in welche der Biſchof Heber in Folge ſeiner Unkenntniß des Landes verfallen mußte, und die er bei einem längern Aufenthalt ſelbſt berichtigt haben würde, laſſen die Bekanntmachung ſeines Tagebuchs jeden Anglo-indiſchen Leſer beklagen. Es iſt angefüllt mit Unrichtigkeiten; daher ſehen wir es nur ungerne über Gegenſtände als Autorität citirt, wo es gerade am wenigſten Vertrauen verdient.

cher die von einer kühnen Hand gemeiſelten Basreliefs verſchiedene ſeltſame Ideen der indiſchen Mythologie ins Leben gerufen haben. Sie wurden dem Publicum in einer Menge Zeichnungen bekannt gemacht. Allein dieſe Abbildungen ſind nur unvollſtändige Verſuche wenig geübter Hände, und bieten daher nicht die mindeſte Gewährleiſtung hinſichtlich der Genauigkeit dar. Es finden ſich auf einem dieſer Felſen zwey Elephanten von vollkommener Ausführung. Der größere iſt 70 Fuß 2 Zoll lang; der andere, weibliche iſt etwas kleiner und ſteht hinter dem erſten. Unter ihren Füßen treiben ſich mehre Jungen umher. Die leichten, natürlichen und belebten Stellungen und die ausdrucksvolle Wirkung dieſer intereſſanten Gruppe kann man nicht ohne Bewunderung betrachten. Es weht ein Hauch des Lebens, der Wahrheit und der Symmetrie darin, ſo daß ſich dieſes Meiſterſtück etwa zur animaliſchen Natur verhält, wie die antiken Bildſäulen zur menſchlichen. Mit einem Wort, in ihrer Art iſt dieß eine Schöpfung ohne Gleichen. Ueberall, wo man ausgehauene geheiligte Stiere findet, zeigen ſich beinahe immer Spuren einer zur höchſten Vollkommenheit ausgebildeten Kunſt, ſo daß man nicht daran zweifeln darf, es ſeyen zur Darſtellung dieſer verehrten Symbole der indiſchen Religion ſtets die geſchickteſten Künſtlerhände verwendet worden.

Bei jedem Schritte bleibt man überraſcht vor den Proben der Vollkommenheit ſtehen, zu welcher ſich die Kunſt in dieſen fernen Ländern und zwar zu einer Zeit aufgeſchwungen hat, welche die europäiſche Civiliſation um ſo viele Jahrhunderte überragt.

Auf derſelben Linie mit dem ausgehauenen Felſen befindet ſich eine geräumige Höhle, deren vordere Seite mit einer langen Säulenreihe vom reichſten Style verziert iſt. Das Innere enthält eine überraſchende Menge von Bildhauer-Werken. Die Höhle iſt in mehre Säle von verſchiedener Größe getheilt, die alle in den aus hartem, koſtbaren Granit beſtehenden Felſen gehauen ſind. Dieſes prachtvolle Produkt menſchlichen Fleißes liegt auf der Straße, die nach Madras führt.

Etwa eine Meile ſüdlich von dem Orte ſieht man neben einander fünf Tempel von der ſchönſten Arbeit, alle in ungeheuere Granitmaſſen gehauen. Es ſind dieß wahre Meiſterſtücke der Kunſt und des Geſchmacks. Ihre Verhältniſſe und ihre Höhe ſind verſchieden. Der größte, der auch zugleich der ſchönſte iſt, mißt von unten bis zur Spitze 50 Fuß, ſo viel ich nach dem bloßen Anblick urtheilen konnte. Dieſer Tempel iſt in mehre Stockwerke abgetheilt, die alle mit reichen Ornamenten in erhabener Arbeit verziert ſind. Die ganze Umgegend von Mahabalipuram iſt reich an ſolchen Wundern des menſchlichen Genies. Die äußern Bildwerke der erwähnten Tempel haben jedoch durch die Rohheit der Muſelmänner ſehr gelitten. Auch der Blitz hat große Stücke davon abgeſchlagen, allein obgleich dieſe ſtaunenswürdigen Bauwerke heutzutage nur noch Trümmer ſind, ſo werden ſie dennoch nie etwas von ihrer

majeſtätiſchen Würde verlieren. In der Nähe eines dieſer Tempel findet man zwei Bildſäulen, welche einen Elephanten und einen Löwen vorſtellen; der erſtere in natürlicher, der andere in mehr als natürlicher Größe. Beide, insbeſondere aber der Elephant, ſind bewunderungswürdig ausgeführt, und können, ſowohl hinſichtlich der Zeichnung und Compoſition, als auch der Geſchicklichkeit des Meißels neben die Productionen der neuern Bildhauerkunſt geſtellt werden. Bis jetzt hat dieſe Monumente noch keine Abbildung richtig dargeſtellt. Die in den Abhandlungen der aſiatiſchen Geſellſchaft bekannt gemachten Stiche ſind nur unvollkommene Skizzen. Die Copie iſt eine wahre Verläumdung des Orginals. Die Figuren erſcheinen dort als monſtröſe Carrikaturen; ihre Stellung iſt gezwungen und ſteif.

Nach jenen Kupferplatten zu urtheilen, erſcheinen die Tempel der ſieben Pagoden ſowohl der Zeichnung als der Ausführung nach als barbariſche Werke, während ſie in beiden Beziehungen wahrhaft bewunderungswürdig ſind. Mahabalipuram verdient wegen ſeiner ausgezeichneten Alterthümer mit mehr Rückſicht behandelt zu werden, als es in dem erwähnten Werke geſchehen iſt. Dieſer Ort iſt vielleicht reicher an Wundern der Kunſt, als irgend ein anderer des weiten indiſchen Feſtlandes; wo gleichwohl allenthalben ähnliche Wunderwerke im Ueberfluſſe vorhanden ſind.

Einer dieſer Tempel iſt auf einem Felſen erbaut, der gegen das Meer vorſpringt. Nach den mündlichen Traditionen der Umgegend iſt dieß das letzte Gebäude einer alten von den Wellen verſchlungenen Stadt. Die Braminen, welche dieſe Tempel bewohnen, beſtätigen dieſe Sage durch ihr Zeugniß. Der Doctor Rabington hat in einer der aſiatiſchen Geſellſchaft übergebenen Abhandlung in dieſer Beziehung einen Zweifel ausgedrückt. Ich bin nicht willens, dieſe Frage der indiſchen Archäologie zu erörtern, da mein Zweck nur dahin geht, die Gegenſtände und das Land, welches ich unterſuchte, zu beſchreiben, und zwar ſo zu beſchreiben, wie ich beide gefunden habe. Ich muß jedoch anführen, daß die Beweiſe des Doctors Rabington mir nicht ſtark genug ſcheinen, um mein Vertrauen in die mündliche Tradition der Braminen zu erſchüttern.

In einiger Entfernung von dem ausgehauenen Felſen liegt eine Granitmaſſe, die aus einem Stücke beſteht; ſie bildet einen umgeſtürzten Kegel, den die Natur mit ſo vollkommenem Gleichgewicht auf ſeine ſpitzige Fläche geſtellt hat, daß die Kraft eines Menſchen hinreicht, ihm eine oszillirende Bewegung beizubringen, obwohl hundert Arme nicht hinreichend wären, ihn von ſeinem alten Fußgeſtell zu verdrängen. In Gedanken reduzirte ich dieſe Maße auf cubiſche Form, und fand nach einer freilich nur oberflächlichen Schätzung, daß die Seite dieſes Cubus wenigſtens 20 Fuß betragen würde. Sie gleicht den Cromlechs, welche man in Cornwallis und in andern Theilen Englands findet.

Während wir uns an dieſem merkwürdigen Orte aufhielten, hatte ein trauriger Unglücksfall ſtatt. Der mit Fortſchaffung des Tappal's, oder des Poſtpakets beauftragte Mann, kam von einer benachbarten Stadt zurück, und ward in dem Augenblicke, als er ein die Straße durchſchneidendes Gewäſſer überſchritt, von einem Alligator angefallen. Das Thier griff ihn in der Mitte des Waſſers an, und obgleich es dem Unglücklichen gelang, ſich deſſen Gefräßigkeit mittelſt kräftiger Anſtrengungen zu entziehen, war er doch durch die Biſſe des Thieres ſo ſchrecklich zugerichtet, daß er einige Minuten, nachdem er das Land erreicht hatte, den Geiſt aufgab. Sein Körper war furchtbar verſtümmelt, den Tappal fand man ſpäter im Waſſer.

Am 15ten Tag nach unſerer Abreiſe von Madras langten wir Abends zu Tanjore an. In früherer Zeit war dieſe Stadt der Hauptſitz der Gelehrſamkeit des ſüdlichen Indiens. In ſeinen früher berühmten Mauern erblickten Philoſophen und Dichter das Licht der Welt; allein ſeit langer Zeit laſtet tiefe Vergeſſenheit ſowohl auf ihren Namen, als auf ihren Werken, und das Vaterland weiß nichts mehr von ihnen.

Tanjore wird durch zwei Forts vertheidigt; das kleinere hat eine Meile im Umfange, es iſt zweckmäßig erbaut und gut unterhalten. Die ſtarken Wälle werden durch Mauerwerk unterſtützt; in den Winkeln befinden ſich Baſtionen. Von einer Seite ſteht es mit dem größeren Fort in Verbindung, deſſen Vertheidigungsſyſtem daſſelbe iſt. In dem letztern hat der Rajah ſeinen Wohnſitz. Ueberdieß befindet ſich hier eine ſchöne Pagode, deren Haupttheil vielleicht das zierlichſte Modell eines pyramidenförmigen Tempels in ganz Hindoſtan bildet. Im Innern ſieht man die koloſſale Geſtalt eines aus einem einzigen ſchwarzen Granitblocke gehauenen Stiers, von der vollendetſten Arbeit. Hinter dem größeren der beiden Forts iſt das Land mit herrlichen Reisfeldern angebaut. Ein Kette hoher Berge ſchließt die Ausſicht am Horizonte.

Während unſeres Aufenthalts zu Tanjore wohnten wir einem großen indiſchen Feſte bei. Gegen Abend trat der Rajah aus ſeinem Palaſte, begleitet von ſeinem ganzen Hofe, in dem vollen Pompe eines orientaliſchen Fürſten; der Zug ging nach einem etwa 1½ Meilen von dem Fort entfernten Orte, wo der Rajah eine ſchwierige Ceremonie vorzunehmen hatte; ſie beſtand darin, einen ſilbernen Pfeil gegen den Schößling eines Piſangbaumes zu ſchleudern, um hieraus abzunehmen, ob die Gottheit, welche der Erndte vorſteht, günſtig geſtimmt ſey. Das ganze Verfahren hat nichts Geheimnißvolles; es bedurfte keiner Stimme eines Weiſen, um dem Orakel zum Echo zu dienen. Die Auslegung geſchah durch den Rajah ſelbſt, der ein Mann von höchſt einfachen Geiſteskräften zu ſeyn ſchien. Wenn in dem oben erwähnten Fall der hervorgebrachte Einſchnitt einen reichlichen Abfluß des Saftes zur Folge hat, ſo gilt dieß für ein ſicheres Zeichen, daß die bald erfolgende Regenzeit die günſtigſten

Ausſichten für die Erndte gewährt. Zeigt ſich das Gegentheil, ſo wird auf ein Mißjahr geſchloſſen.

Am folgenden Tage brachen wir nach Tritſchemgur auf, das etwa 2 bis 3 Meilen gegen Südweſten liegt. Dieſer Ort enthält zwei berühmte Tempel, von denen der Hauptſächlichſte, obgleich er in größerem Anſehen ſteht, dennoch minder reich iſt als der andere. Er liegt auf der Spitze eines hohen Berges, den wir zu erſteigen Mühe hatten, und der ganz mit Choultrie's *) von der zierlichſten Bauart bedeckt iſt. Die Architektur dieſes Tempels iſt, obgleich es ihr nicht an Verzierungen fehlt, dennoch von großer Einfachheit, und bildet zugleich eine impoſante Maſſe. Die Solidität des Gebäudes wird hinreichend beurkundet durch die große Zahl von Generationen, die es an ſich vorüber gehen ſah, ohne, obwohl jeder Witterung ſchutzlos preisgegeben, durch den Einfluß der Zeit gelitten zu haben. Noch heutzutage beherrſcht es die Höhe; ehrwürdigen und majeſtätiſchen Anblicks trotzt es den Stürmen und den Jahren, und blickt, ſtolz auf ſeine unerſchütterliche Lage und auf ſein Alterthum, auf das Land hernieder. Nach Maßgabe als man den Berg erſteigt, wird die Landſchaft, welche ſich unten ausbreitet, immer maleriſcher. Der Weg, den wir einſchlugen, iſt an manchen Stellen mittelſt Staffeln in den Felſen gehauen. Halbwegs nach dem Tempel und etwas ſeitwärts ſieht man an der Wand des Felſen eine große Schlange in Stein, welchem Thiere von den Hindus große Verehrung erwieſen wird. Sie iſt bei verhältnißmäßiger Dicke etwa 80 Fuß lang. Trotz dieſer Rieſen-Verhältniſſe iſt die Ausführung der einzelnen Theile vollendet zu nennen und die Natur höchſt getreu nachgeahmt.

Rechts und links ſind Stufen in dem Felſen, zum Gebrauch für Andächtige, welche Schaarenweiſe den geheiligten Ungeheuern ihre Ehrfurcht bezeugen. Von dem Periſtyle des Tempels, der auf dem ſteilen Kamm des Berges erbaut iſt, genießt man einer weiten prachtvollen Ausſicht auf das reiche, wechſelnde Land. An dem Tempel findet man einige Theile, welche ein neuerer Bauſtyl hinzugefügt hat; ſie ſind leicht zu unterſcheiden; ihr Gegenſatz neben dem älteren Bau bringt eine ſchöne Wirkung hervor. Das Alterthum des letztern reicht hoch hinauf; der ganze Tempel iſt vollkommen gut erhalten. Einer der als Wächter des Tempels aufgeſtellten Braminen verſicherte uns, wir ſeyen die erſten Europäer, welche in dieſes Heiligthum des heidniſchen Kultus eingelaſſen wurden.

Bei der Rückkehr in die Stadt unterſuchten wir auch den andern Tempel, der wegen ſeiner Heiligkeit minder berühmt, dagegen in ſeiner Bauart ungleich

*) Choultrie's nennt man in Indien zierliche bedeckte Gebäude, welche an den Straßen aufgeführt werden, um den Reiſenden zur ſchützenden Unterkunft zu dienen.

reicher iſt. Er erhebt ſich in der Mitte eines großen, von einem Säulengange umgebenen Platzes. An manchen Stellen, je zwiſchen 2 Säulen haben Fakire, Pilger und andere umherziehende Landſtreicher ſich durch Abtheilung des Raumes ziemlich bequeme Wohnungen eingerichtet. Die Vorderſeite des Tempels iſt ein vollendetes Modell der in Hindoſtan ſo häufigen pyramidaliſchen Baukunſt. Der Bogen, welcher zum Eingang dient, und zum Hauptgebäude führt, iſt an ſeinem innern Theile und in der Mitte dieſer Pyramide durchbrochen, und bildet einen breiten hohen Durchgang, den ein horizontaler Plafond deckt. Ueber demſelben erhebt ſich das ſchöne Gebäude in fünf Stockwerken. Der ganze Tempel mag eine Höhe von 100 Fuß haben.

Die Außenſeite trägt mit ihren reichen Ornamenten das Gepräge eines modernern Geſchmackes, als der auf dem Berge erbaute Tempel. Von unten bis oben iſt der Tempel mit zierlicher Bildhauer-Arbeit und kühnen Reliefs bedeckt, und läuft oben in fünf Spitzen aus, welche ein Symbol irgend einer indiſchen Hauptgottheit zu ſeyn ſcheinen; dieſes geheimnißvolle heilige Symbol iſt der profanen Intelligenz der Menge verſchloſſen und undurchdringlich. Das Innere des Tempels erhebt ſich um einige Meter über dem Eingang. Die Decke iſt flach und wird durch eine große Anzahl zierlicher Säulen getragen, deren jede, obwohl von einerlei Styl, dennoch in verſchiedenem Geſchmacke verziert ſind, was von der ſtaunenswerthen Fruchtbarkeit der Erfindung, der Geſchicklichkeit des Meißels und der vollkommenen Kenntniß in der Baukunſt zeugt, welche die Gründer dieſer bewundernswerthen Gebäude auszeichnen. Keines der Monumente Roms und Griechenlands vermag eine Vergleichung mit den Monumenten dieſes außerordentlichen Landes auszuhalten, und was die Pracht der Zeichnung, ſo wie die Erhabenheit des Eindrucks anbelangt, ſo werden ſie von keinem Gebäude der Erde übertroffen.

Sanct Peters Colonnade und majeſtätiſche Kuppel verlieren ihren ganzen Werth, wenn man ſie mit einigen mehr oder minder alten Gebäuden Hindoſtans vergleicht. Die Meiſterſtücke der Kunſt endlich, auf welche der Reiſende, beſonders im Innern der Halbinſel, bei jedem Schritte ſtößt, ſcheinen in der That die Wunder von Ninive und Babylon zu übertreffen.

Der zweite Tempel von Tritſchengur wird nicht ſo häufig von den ſtrengandächtigen Indiern beſucht, als der alte auf dem Wege erbaute; dagegen ſtrömen zu allen Zeiten eine Menge Menſchen aus allen Klaſſen dahin, um Waſſer aus einem Brunnen zu ſchöpfen, der ſich unter dem Gewölbe der Eingangs-Pyramide befindet. Ueber dieſem Brunnen ſieht man die Geſtalt eines höchſt kunſtvoll aus Gyps geformten Stieres von rieſigen Verhältniſſen. Einige Schritte davon ſteht ein etwas kleinerer Stier unter einem Pavillon von Stein. Beide ſind trefflich ausgeführt, doch ſtehen ſie an Kunſtwerth denjenigen nach, welchen ich früher begegnete. Unter dem größern der beiden Stiere ſteigt man auf einer ſehr ſchönen ſteinernen Treppe zu dem Brunnen hinab. Die Zahl

der Stufen habe ich nicht gezählt, ſie muß jedoch, nach der ganzen Tiefe zu ſchließen, ſehr beträchtlich ſeyn.

Es gewährt einen höchſt intereſſanten Anblick, wenn man die ſchönen, wohlgewachſenen jungen indiſchen Frauen mit ihren Vaſen auf dem Haupte aus dieſer unterirdiſchen Höhle heraufſteigen, und mit ihrer eleganten Laſt, die ſie mit Leichtigkeit und Anſtand tragen, ihren Weg zurücklegen ſieht. Der Eingang zu dem Brunnen iſt in ziemlicher Breite in die Bruſt des Stieres gehauen. Schon hieraus kann man auf die Größe dieſes ſteinernen Koloſſes ſchließen.

Wir hielten uns mehre Tage zu Tritſchengur unter Zelten auf, die wir im Schatten einer Baumgruppe in der Nähe der Tempel aufſchlugen. Unſere ganze Zeit verwendeten wir zur Aufzeichnung von Notizen, und zur Betrachtung all der Schönheiten, welche Natur und Kunſt in dieſem Theile von Indien ausgebreitet haben.

Rajemah'l.

Wir machten unſere Reiſe nach Calcutta am Bord eines indiſchen Fahrzeugs, verweilten nur wenige Tage in dieſer Stadt und ſchifften uns aufs Neue auf dem breiten Strombett des Hougly ein. Die impoſante Größe dieſes Fluſſes ſetzte uns in hohes Erſtaunen, — ein Gefühl, das übrigens Alle ergreift, die ihn beſchiffen. Die verſchiedenartigen Bilder, die ſeine Ufer darbieten, bald ruhig, bald bewegt, die Ideen, die bei ſeinem Anblick erwachen; die Märchen und Sagen, die ſich daran knüpfen, endlich der Handel und die Induſtrie der Menſchen, die dieſe Gewäſſer mit einer regſamen Bevölkerung bedeckte, alles vereinigt ſich, um dem Reiſenden ein Schauſpiel von höchſtem Intereſſe zu gewähren. An einer andern Stelle, der gerechten Verachtung zum Trotz, die jedem Bilderdienſt gebührt, ſchien die Verehrung, welcher ſich alle Völkerſchaften überlaſſen, beſonders in den Landſtrichen, die er unter dem Namen Ganges durchſtrömt, ihm einen Anſtrich des Heiligen zu geben, die nicht ohne Wirkung bleibt auf unſere Einbildung. Nach Allem dem, iſt dieſer Ganges zuverläſſig einer der merkwürdigſten Flüſſe der Erde, betrachten wir die unzugänglichen Eis-Regionen, die ſeine Quelle bergen, oder die Ab-

gründe, die er durchwühlt, bevor er die Ebene gewinnt, oder die Hinderniſſe, mit welchen die Natur ſeinen Lauf unterbricht, oder endlich die weite Ausdehnung des Landes, das ſeine Wellen beſpülen, die Entfernung, bis wohin die Andächtigen das aus ihm geſchöpfte Waſſer tragen, die Wichtigkeit des Handels, den er begünſtigt, die heilige Ehrfurcht, die ihm Millionen von Menſchen zollen, die Fruchtbarkeit, die zahlreiche Bevölkerung der Länder, die er durchſtrömt, gleich einer wahren Gottheit, wohlthätig und majeſtätiſch.

Gleich vom Anfang unſerer Schifffahrt an erregten die zarten Formen und graziöſen Bewegungen der jungen indiſchen Frauen unſere Aufmerkſamkeit, wenn wir ſie täglich in den geheiligten Wellen des Fluſſes ſich reinigen oder ehrfurchtsvoll ſein Waſſer ſchöpfen, und es ernſten Schrittes für häuslichen oder frommen Gebrauch heimtragen ſahen. Die Gefäße, worin das Waſſer ſich befindet, ſind kugelförmig, von Erde oder Kupfer. Sie pflegen ſie auf dem Kopfe zu tragen, eines über das andere geſetzt nach Maßgabe ihrer Größe und ſo eine Art von Pyramide oder ſtumpfen Kegel bildend. Nichts kommt der Leichtigkeit und Anmuth ihres Ganges gleich unter dieſer zierlichen Laſt.

Eine dieſer ſchönen Hindu wurde das Opfer einer Begebenheit, deren Erzählung ich Sir Charles Wilkins *) verdanke.

Als er eines Tages den Hougly aufwärts reiste, ſah er einen fürchterlichen Alligator plötzlich herauftauchen, der in ſeinem Rachen ein junges Mädchen trug, das er ſo eben mitten aus einem Trupp Badender geraubt hatte und nun wie ein Pfeil ſtromaufwärts mit einer unglaublichen Schnelligkeit dahinſchoß. Alle leichten Fahrzeuge, die ſich auf dem Fluſſe befanden, machten ſich auf, ihn zu verfolgen, aber umſonſt; ſie konnten der Strömung nicht Meiſter werden. Das arme Geſchöpf, eingezwängt in die furchtbar großen Kinnladen des Ungeheuers, die Füße auf der einen, Kopf und Schultern auf der andern Seite herabhängend, hob die Hände über das Waſſer, gleichſam um Hülfe anzuflehen, die menſchliche Gewalt ihr nicht zu leiſten vermochte. Der Alligator ſchwamm immer dem Strome entgegen im Angeſicht Aller, als wollte er der Verfolgung Trotz bieten, tauchte dann unter in den Abgrund, verſchwand mit ſeiner Beute und kam nicht mehr zum Vorſchein. Viele Thiere dieſer Gattung ſind in dem Hougly gefangen worden, in deren Magen bei der Eröffnung eine Menge Arm- und Kniebänder und andere Zierrathen der Frauen und Kinder gefunden wurden.

Da wir ſtromaufwärts reisten, der Wind uns auch mit Heftigkeit entgegen wehte, ſo gelangten wir erſt nach einer Fahrt von einem Monat bei Souti in den Ganges. Gegen die Mitte dieſer Reiſe gingen wir an's Land und verweilten kurze Zeit in Rajemah'l. Bei dieſem Ort verändert ſich der Anblick des Landes ſehr merklich. Eine Hügelreihe, die ſich unterhalb der

---

*) Ein engliſcher Gelehrter und einer der ausgezeichnetſten Orientaliſten Europa's.

Stadt erhebt und ſich am mittäglichen Ufer des Fluſſes weit hinzieht, verleiht der Landſchaft eine freundliche Abwechslung.

Rajemah'l, bei ſeiner Entſtehung eine wichtige Stadt, wovon noch viele Ruinen zeugen, iſt jetzt nichts weiter als ein armſeliger ſchlecht gebauter Marktflecken. Indeſſen trifft man dort noch mehre Säle, die einem unermeßlichen Palaſt angehört haben; ſie ſind, wie man ſich wohl denken kann, in einem Zuſtand gänzlicher Verwüſtung. Einige dieſer Gemächer waren, nach den Ueberreſten zu ſchließen, aus Marmor gebaut und wahrſcheinlich mit allem aſiatiſchen Luxus verziert. Heutzutage dienen ſie Maulwürfen und Fledermäuſen zum Aufenthalt.

In der Umgebung dieſer ehemaligen Hauptſtadt einer wichtigen Provinz (Bengalen) und königlichen Reſidenz befinden ſich mehre bemerkenswerthe Gebäude, in deren Mauern und Dächern Bäume verſchiedener Gattung Wurzel gefaßt und eine beträchtliche Höhe erreicht haben. Wir trafen unter Anderm, da wir dieſe Plätze beſuchten, auf ein vollkommen erhaltenes Grabmal von einer Kuppel überwölbt, aus welcher ein ſtarker Pipul herauswuchs, deſſen Laubwerk das ganze Monument beſchattete. Man vermuthet, daß Raben und Papagaien auf dieſes verwitterte Gemäuer Saamenkörner fallen laſſen, die hier in einer Schicht von dickem jahrelang angehäuftem Staub ſich allmählig entwickeln. Das Grabmal, obgleich es vom Zahn der Zeit empfindlich gelitten hatte, war doch noch ganz, und die Vegetation des erwähnten Baumes keineswegs kränkelnd. Er ſchien in dem Gemäuer der Kuppel hinreichende Nahrung zu finden, um noch geraume Zeit wachſen zu können, und aus den Verwüſtungen, die er jetzt ſchon angerichtet, ließ ſich vorausſehen, daß er zuletzt die gänzliche Zerſtörung dieſes Denkmals herbeiführen werde.

Ehe wir Rajemah'l verließen, hatten wir Gelegenheit, ein Suttin *) mit anzuſehen, einen der empörendſten Gebräuche des Aberglaubens vergangener Jahrhunderte. Die Wittwe war eine junge, einnehmende Frau, ein wenig ſtark aber wohl gebaut, und ihr Teint nicht ſtärker gebräunt als der einer Italienerin.

Wir kamen, ohne Schwierigkeiten, dem Scheiterhaufen nahe genug, um alle Einzelnheiten dieſes ſchrecklichen Schauſpiels mit anzuſehen, ohne daß uns irgend etwas entging. Sie hatte neben ſich ein Kind von etlichen Monaten, welches ſie mit gleichgültiger Miene betrachtete, als hätte ſie, verloren in das Gefühl einer ausſchließenden, gebieteriſchen Pflicht, jeden Gedanken an alles Irdiſche aufgegeben. In der That trugen ihre Züge den Stempel einer erhabenen Ruhe mitten unter den ſchrecklichen Vorbereitungen um ſie her. Ich ge-

*) Suttin heißt in Indien eine Ceremonie, in welcher eine Frau, die ſo eben ihren Mann verloren hat, ſich auf ſeinem Leichnam verbrennt, um ihn nicht zu überleben.

ſtehe, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihre Seelenſtärke und die feſte Beharrlichkeit ihres Vorhabens zu bewundern. Gleichwohl bekämpften Mitleid und Abſcheu dieſes Gefühl in mir; und während ich eines Theils bis zu Thränen gerührt war, bei dem Gedanken an die Schmerzen, die ihrer warteten, hätte ich andern Theils gern dieſe thieriſche Stumpfheit in's Lächerliche ziehen mögen, mit welcher ſie ihrer entſetzlichen Marter entgegen ging.

Es trat eine lange Pauſe ein, bis Alles zu dem großen Opfer bereit war, und eine augenſcheinliche Veränderung zeigte ſich in den Empfindungen des Opfers. Eine ſichtbare Unruhe, eine fieberhafte Aufregung verrieth ſich in ihren ſchwarzen Augen, deren Blicke immer ausdrucksvoller wurden, zu gleicher Zeit aber auch immer verwirrter. Ihre Sinne waren zuverläſſig in eine vorübergehende Erſtarrung verſunken geweſen, mit Hülfe einer ſtarken Doſis Opium, ein Mittel, das immer und mit entſchiedenem Erfolg bei ähnlichen Gelegenheiten angewendet wird, um die Schrecken zu mildern und den Muth der vom Aberglauben zu einem frühen Tod verdammten Opfer aufrecht zu erhalten. Indeſſen konnte man an der jungen Frau, ſo wie ſie aus ihrer künſtlichen Betäubung mehr und mehr erwachte, die gleichzeitigen Fortſchritte des Bewußtſeyns und des Entſetzens gewahren. Ihre, früher mechaniſchen Bewegungen gehorchten wieder dem Antrieb einer erwachten Vernunft, mit jedem Augenblick wuchs ihre Angſt. Aber ob es gleich nicht ſchwer war, den ſchrecklichen Kampf zu bemerken, der in ihrem Innern vorging, ſo mußte man doch zu gleicher Zeit geſtehen, daß ihre Anſtrengung, den erſchütterten Vorſatz auf's Neue zu beſtärken, nicht aus einer gemeinen Seele, nicht aus gewöhnlicher Kraft hervorging. Nur die Menge von Gemüthsbewegungen, die dieſes ſchwache Weſen beſtürmten, gaben auf Augenblicke ihren Bewegungen einen unbeſtimmten Charakter. Sie vertheilte unter ihre Freundinnen allerlei Zierathen, mit denen ſie ſich geſchmückt hatte, aber ſie that es zerſtreut, und faſt bewußtlos, ſo ſehr wurden ihre Geiſteskräfte von dieſer moraliſchen Folter geſchwächt.

Plötzlich beim Geſchrei ihres Kindes erſchloß ſich in ihr die Quelle mütterlicher Gefühle. Ihr Auge, erfüllt mit einem Blick der Zärtlichkeit, ihre bebenden Lippen, ihr wogender Buſen, das Aufathmen aus tiefer Bruſt, ihr geöffneter und dennoch ſprachloſer Mund, Alles verkündigte die Rückkehr der erſchütterten Vernunft. Sich hinſtürzen zu dem Kinde, es aus den Armen ſeiner Wärterin reißen, es mit Leidenſchaft in die ihrigen ſchließen, alles das war das Werk eines einzigen heftigen Gefühls. Ihr krampfhaftes Schluchzen berührte mein Ohr mit durchdringenden Tönen. Unwiderſtehlich war dieſe Mahnung! Gab es ein Mittel, ſie dem Schickſal zu entreißen, das ihrer wartete, da ſie ſich ſelbſt das Urtheil geſprochen hatte? Von dieſem Augenblick an konnte Jedermann deutlich bemerken, daß in ihrem Innern der Muth bei dem Gedanken an den letzten Akt dieſes furchtbaren Trauerſpiels gebrochen war.

Sie ließ uns das lebendige Bild der ſtummen Verzweiflung, des Todenkampfes der Seele ſchauen.

Die Braminen, die bei dieſer Ceremonie den Vorſitz führten, ſahen jetzt, daß es Zeit ſey, die Vollziehung zu beſchleunigen, damit nicht der Muth der Wittwe gänzlich ſchwinden möchte, ſie ließen daher ihre Verwandten, Freundinnen und Alle, die ihr beiſtanden, entfernen.

In Einem Augenblick war um den Scheiterhaufen ein weiter leerer Raum, in welchem das Opfer mit den Opferprieſtern allein verweilte. Einer dieſer Männer, mit einer ſüßlichen Phyſiognomie, hatte ſchon vorher das Kind aus den Armen der Mutter geriſſen, und es in andere Hände gegeben, ohne das Geſchrei Beider im mindeſten zu beachten. Hier war es, wo die Wittwe ſchön erſchien in ihrem Schmerz.

Wohl wiſſend, was dieſem erſten Akt der Gewalt folgen werde, ließ ſie dem Kampf der Natur freien Lauf. Sie warf ſich auf die Knie, richtete die Augen gen Himmel, und drückte in einem Augenblick ſtummer Verzweiflung die Hände zuſammen. Jetzt näherte ſich ihr ein Bramine mit einem ruhigen, doch Ehrfurcht gebietendem Aeußern, half ihr, ſich aufrichten, und führte ſie dann, unterſtützt von einem ſeiner Amtsbrüder, nicht minder ſtreng und unempfindlich wie er, nach dem Scheiterhaufen. Sie ſträubte ſich, und die Verzweiflung gab ihr ſolche Kraft, daß es ihr gelang, den Anſtrengungen der Prieſter ſich zu widerſetzen. Bei dieſem Anblick eilten mehre ihrer Cameraden herbei, um ihnen zu helfen, und ſtießen das unglückliche Weib gegen den Haufen Reisbündel, den man vorher ſorgfältig mit Ghi*) begoſſen hatte, um die Verbrennung zu beſchleunigen. Dieß iſt eine Art von Wohlthat, die man dem Opfer oder Suttin zugeſteht, um ſeine Leiden abzukürzen, und zu verhindern, daß es entkomme.

So wie ſie zu ſchreien anfing, wurde ihre Stimme durch den Lärm von Inſtrumenten, die Tam=Tams heißen, übertäubt, ſo wie durch das verworrene Geſchrei einiger hundert Fanatiker, die man zuſammengerufen hatte, um Zeuge dieſes Aktes barbariſcher Frömmigkeit zu ſeyn. Alle ihre Anſtrengungen wurden fruchtlos; auf den Scheiterhaufen gezogen, ſank ſie erſchöpft von Müdigkeit darauf hin. Nachdem man ſie mit Gewalt niedergeſetzt hatte, wurde der Kopf ihres Mannes ihr auf den Schooß gelegt, das unter dem Holzbündel angehäufte Stroh angezündet, und die von allen Seiten ſchnell auflodernden Flammen verhüllten die ſchöne Hindu und entzogen ſie für immer den Blicken und der Liebe ihres Gleichen. Vermittelſt langer Stangen von Bambusrohr, gegen welche die Braminen mit ihrer ganzen Laſt ſich ſtützten, wurde ſie auf den Scheiterhaufen feſtgehalten, damit ſie nicht etwa in ihrer Todesqual herabſpringen möchte. Ihre Leiden waren wegen der Schnelligkeit

*) Zerlaſſene Butter aus Büffelmilch.

und Heftigkeit des Feuers von kurzer Dauer. Ihr Tod endete dieſes unmenſchliche Schauſpiel.

Welche Bizarrerie in dieſem indiſchen Aberglauben, der davor zurückſchaudert, eine gefährliche Schlange oder ein unſcheinbares Inſekt zu tödten, und mit kaltem Blute den Tod verhängt über ein ſchuldloſes menſchliches Weſen, oder über einen Fremden, der die Macht Brama's, Siwa's Urtheilsſprüche oder die Menſchwerdung Wiſchnu's läugnen wollte. Wahrlich, es iſt noch Wildheit genug in einem Volke, das ein ſo beklagenswerther Aberglaube verblendet.

Als wir von Rajemah'l den Fluß hinauffuhren, genoſſen wir des außerordentlich ſchönen Anblicks der Hügel von Colgong. An beiden Ufern ſchien das Land gut bebaut. Die Manzaren-Schiffe, die unabläſſig den Fluß auf- und abfahren, erinnerten uns an unſere liebe Themſe. Man muß aber geſtehen, unſer heimathlicher Fluß kann ſich mit dem Ganges nur in einer Beziehung meſſen: in der Lebhaftigkeit des Handels. In keinem andern Punkte hält er die Vergleichung aus.

Wir blieben zwei Tage in Patna, wo der Nabab uns einlud, ſo lange zu bleiben, als es uns gefallen würde, zwar nicht in ſeinem Pallaſt, denn er hatte keinen, auch nicht in ſeinem Hauſe, ſondern in einem Bungalo *), den ſein Vater ganz nahe am Rand des Fluſſes erbaut, und Sir George Borlow bewohnt hatte, als er Mitglied des Conſeils war. Der Nabab war ein anſehnlicher Mann, gut gewachſen und von einnehmender Geſtalt. Er ſprach Engliſch mit vieler Geläufigkeit, zeigte nicht minder Kenntniſſe, Feinheit und angenehme Laune, und obgleich Muhamedaner hatte er ſich doch von einem guten Theil ſeiner religiöſen Vorurtheile frei zu machen gewußt. Ein Miſſionär von Verdienſt, der im Laufe einer ſeiner Miſſionen am Ganges den nemlichen Bungalo bewohnte, der uns eingeräumt war, hatte mit vielem Eifer daran gearbeitet, ihn zu bekehren. Aber obgleich der Muſelmann ſich kein Gewiſſen daraus machte, ſeine Flaſche Claret zu leeren und ſich gelegentlich mit einem guten Stück engliſchen Schinken zu regaliren, den er, um ſein Gewiſſen zu beruhigen, weſtphäliſches Geflügel nannte, war er doch taub gegen alle Vermahnungen, und erklärte ſeinem verehrten Freunde gerade zu, daß, da er kein Unrecht darin erkenne, Wein zu trinken oder Schweinefleiſch zu eſſen, er um keinen Preis der Welt einen andern Glauben annehmen werde.

Der Nabab hatte die große Gefälligkeit, uns dem Rajah von Patna vorzuſtellen, einem Manne von angenehmem Aeußern. Er war in der Blüthe ſeiner Jahre, ſtark, lebhaft, entſchloſſen, ein großer Jäger auf Elephanten und Tiger, dabei ein leidenſchaftlicher Freund aller Leibesbewegungen. Er brachte beinahe ſein ganzes Leben auf der Jagd zu, und die Mauern ſeines Pallaſtes waren mit

*) Bungalo heißt in Indien eine Art verſchloſſener Schuppen von Bambusrohr mit Blättern gedeckt.

Schlangenhäuten und Fellen von reißenden Thieren bedeckt, als Trophäen ſeines Ruhmes und Zeugen ſeines herrſchenden Geſchmacks. Es war ein, um ſeiner Seltenheit willen, ſonderbares Schauſpiel, einen Muhamedaner und Hindu in ſo gutem Einverſtändniß mit einander leben zu ſehen, wie dieſer Nabab und Rajah. Doch dieſe Annäherung erklärt ſich durch den zufälligen Umſtand, daß der Hindu in gleichem Grad Philoſoph war, wie der Muſelmann, und darin lag das Geheimniß der Eintracht, die zwiſchen ihnen herrſchte.

Unter den zahlreichen Curioſitäten, die der Nabab uns zeigte, war auch ein Morah oder eine Fußbank, aus einem einzigen Wirbelbein eines rieſenhaften Thiers gefertigt. Dieſes coloſſale Stück hielt mehr als 40 Zoll im Umfang und beſtand aus einem einzigen Segment des Rückgraths einer ungeheuren Schlange, die der Rajah auf einer ſeiner Jagden mitten im Walde angetroffen hatte. Der Nabab, ſein Freund, erzählte uns dieſen Fund folgender Maßen: In dem Augenblick, wo der Rajah durch ein Dickicht zog, brachte Einer aus ſeinem Gefolge ihm zwei unermeßlich große Knochen, die er in einiger Entfernung vom Zelte ſeines Herrn gefunden hatte. Bei näherer Unterſuchung glaubte der Fürſt, nach ihrer Bildung zu ſchließen, daß ſie ein Theil des Rückgraths von einem Thier müßten geweſen ſeyn, und als er ſich nach dem Ort begab, wo ſie waren gefunden worden, ſah er dort zu ſeinem Erſtaunen ein Gerippe von ungeheuerer Größe. Er überzeugte ſich bald, daß dieß das Skelett einer rieſenmäßigen Schlange ſey, welche lange Zeit den Wald unſicher gemacht. Es war vollkommen gut erhalten und hatte eine Länge von 95 Fuß. Das Rückgrath war in der Lage geblieben, die es beim Tode des Thiers gehabt. Der Kopf war weniger gut erhalten; der Unterkiefer an ſeiner Stelle, der obere aber getrennt. Die Leute des Rajah nahmen einen Kinnbacken und ein halb Dutzend Wirbelknochen mit, von denen einer dem Nabab zum Geſchenk gemacht wurde, der einen reichen Fußſchemel daraus fertigen ließ, mit einem Ueberzug von einem mit Blumen durchſäeten Goldſtoff, deſſen bewegliche Decke die Form der Knochen ſehen ließ. Unſer Wirth gab uns wegen der Wahrheit dieſes Berichtes ſein Ehrenwort als Muſelmann, doch genügte der Anblick des Wirbelknochens, um uns völlig zu überzeugen. Wenn die große Schlange von Ceylon, mit Hülfe ihrer außerordentlichen Ausdehnung, einen Hirſch ſammt Geweih verſchlingen kann, ſo muß einer Schlange von 95 Fuß ein Büffel nur ein Mundbiſſen ſeyn.

Von Patna gingen wir nach Dinoguhr und von da zum Zuſammenfluß der Soane und des Ganges, welcher einen in der That prächtigen Anblick gewährt. Wir waren hier neuerdings genöthigt, an die andere Seite des Fluſſes uns zu begeben, und dem Falle ſeiner ſteilen Ufer Trotz zu bieten, um die längs dem mittägigen Ufer hie und da befindlichen Untiefen zu vermeiden. Auch ſahen wir hier, nicht ohne Beſorgniß, die Erde ſich in großer Maſſe vom Ufer los-

reißen und in den Fluß herabrollen; gar leicht hätte unſer Fahrzeug überſchüttet werden können, wenn es davon erreicht worden wäre. Die Schiffer ſchienen dieſen Umſtand ſehr zu fürchten, und die Bewegungen, in die ſie das Schiff verſetzten, um dieß zu vermeiden, gaben uns ſehr unangenehme Stöße und hielten unſere Fahrt bedeutend auf. Indeſſen verriethen die Dandis kein Zeichen der Ungeduld, ausgenommen, wenn ſie von Zeit zu Zeit zu außerordentlichen Anſtrengungen ſich bequemen mußten.

Alsdann aber war ihr Geſchrei und ihr Murren grell und tobend. Sie fluchten mit einer ganz eigenen Derbheit, und vielleicht hat kein Volk auf der Erde ein ſo reichhaltiges Wörterbuch der Verwünſchungen, als das Volk von Hindoſtan. Selbſt die Frauen, ohne Ausnahme, bedienen ſich ihrer häufig und auf eine ſolche Art, daß die frechſten Taugenichtſe von Europa davor erröthen würden. Kurz, ihre Flüche drücken ſie in einer Bilderſprache aus, die eben ſo glühend iſt, wie ihr Clima, eben ſo reich und abwechſelnd wie die Natur-Erzeugniſſe des Orients.

Wir hatten Wind und Strom gegen uns und konnten daher den Tag nachher, als wir die Mündung der Soane in den Ganges paſſirt hatten, nur kurze Strecken zurücklegen. Am folgenden Morgen paſſirten wir das Fort Buxar. Nicht weit von dieſem Fort war es, wo Major Adams im Jahr 1764 einer indiſchen Armee von 40,000 Mann mit einem Korps von 6000 Cipayen und einigen hundert Europäern eine Niederlage beibrachte.

Hierauf gelangten wir nach Ghazipuhr, wo ein prachtvolles Gebäude ſich befindet, in der Landesſprache Chalis Satuhn genannt, d. h. Platz der vierzig Pfeiler. Dort ſahen wir mehre Kinder der Hindu's den Kreiſel drehen auf die nämliche Art wie die Kinder in Europa. Dieſe Bemerkung, ſo kleinlich ſie ſcheinen mag, darf nicht mit Stillſchweigen übergangen werden. Da die Hindu jede Gemeinſchaft mit den Europäern und ihren Gebräuchen auf das Sorgfältigſte vermeiden, die Europäer hingegen Alles, was ſie im Auslande Gutes finden, ohne Vorurtheil ſich aneignen, ſo läßt ſich daraus ſchließen, daß dieſes Kinderſpiel von den Indianern entlehnt iſt, und folglich in ein hohes Alter ſich zurück datirt.

Ghazipuhr.

Die koſtbare Roſeneſſenz (Atta-gul), die in der civiliſirten Welt als eines der vorzüglichſten Hervorbringungen Indiens gekannt iſt, wird aus den Blumen gezogen, welche im Ueberfluſſe in den Gärten um Ghazipuhr wachſen. Bei dieſem Gedanken wähnt der Leſer ohne Zweifel ein bezauberndes, dufthauchendes Blumenparadies zu ſehen, Beete von den ſchönſten Farben durchzogen, Alles mit Roſenbäumen beſetzt, voll Blumen und Knoſpen. Nichts als Täuſchung! Die Roſenpflanzung oder vielmehr Roſenzucht in Ghazipuhr iſt nichts als ein Geſchäft, eine bloße Handelsſpeculation. Die weiten Felder, die mit unſern Lieblingsblumen beſät ſind, bieten dem Auge nur ein Bild ohne alle Poeſie.

Die indiſche Roſe kann in Hinſicht ihres Duftes mit der unſrigen wetteifern. Sie iſt ſchön: und iſt es nicht jede Roſe? Nur die bei Ayra wächſt, erreicht nicht die Größe der Europäiſchen, und liefert auch nicht die verſchiedenen Spielarten. Die indiſchen Landbebauer begnügen ſich mit den Naturprodukten, wie ſie ihnen dieſelbe überliefert. Nie bedienen ſie ſich der Kunſt, um dadurch Vortheil oder Schönheit zu erzielen; auch erblicken ſie in der Roſe einen zu theuern Handelsartikel, um ſie als bloße Zierde ihrer Gärten anzupflanzen; und was ihren Zweck anlangt, ſo haben ſie gefunden, daß er durch die Blume vollkommen erfüllt wird, wie ſie der dortige Boden hervorbringt.

Deshalb ſehen wir nicht im Orient die Roſen an Stäben und Hecken hinaufziehen, und in ſchönen Gruppen geordnet. Es ſind hier nur kleine Geſträuche, die hin und wieder mit Blumen beſetzt ſind, da die aufgeblüheten jedesmal am frühen Morgen ſorgfältig abgepflückt werden.

Die Roſenbüſche von Ghazipuhr ſind regelmäßig in Reihen auf großen Feldern gepflanzt, in einer Ausdehnung von mehreren hundert Acres rund um die Stadt. Ihre Purpurblumen, welche ſich mit der Morgenſonne öffnen und den grünen Teppich der Ebene ſchmücken, gewähren jedoch immer einen angenehmen Anblick. Wenn übrigens die wollüſtigen Mogolen in dieſen geweihten Orten das berühmte Roſenfeſt gefeiert haben, ſo iſt weder Spur noch Tradition von dieſer heitern Ceremonie hier zu finden. Iſt die Jahreszeit des Sammelns gekommen, ſo ſieht man nicht etwa Jünglinge und Mädchen, mit Blumen bekränzt, die reiche Erndte in zierliche Körbe füllen, ſondern arme Tagelöhner beſorgen ſie, die für die leichte Arbeit einen geringen Lohn empfangen.

Bei der Fabrication der Eſſenz werden zuerſt die Roſen deſtillirt. Das Roſenwaſſer (Guhlaabie-Paanie) wird in großen Töpfen aufgehoben und während der Nacht, unbedeckt, der friſchen Luft ausgeſetzt. Von Zeit zu Zeit werden dieſe Töpfe abgeſchöpft, und das Oel, welches oben ſchwimmt, bildet jene Eſſenz, die für die Liebhaber ſo hohen Werth hat. Man braucht 200,000 Blumen um das Gewicht einer Rupie an Eſſenz zu erhalten. Dieſe geringe Maſſe koſtet, wenn ſie rein und ohne alle Beimiſchung iſt, an Ort und Stelle 100 Rupien, ungefähr 120 unſrer Gulden, ein ungeheurer Preis zwar, allein der Nutzen ſoll dabei doch nur gering ſeyn.

Das Roſenwaſſer ohne Oel wird in Ghazipuhr zu einem geringen Preiſe verkauft, doch wird verſichert, daß es doch noch öligte Theile genug enthält und der Unterſchied nur gering iſt.

Das Roſenwaſſer iſt in den indiſchen Haushaltungen allgemein eingeführt. Es dient in der Medizin ſowohl, als in der Küche. Ehe man den Gebrauch der Geſchenke (nuzzurs) abgeſchafft hatte, diente es dazu für wenig bemittelte Leute. Man gießt es über die Hände am Ende der Mahlzeiten und bei dem großen Hulie-Feſte, beſprengt man alle Gäſte reichlich damit. Die Europäer, die von dem Brennen der Haut befallen werden, empfinden durch den Gebrauch dieſes Waſſers eine große Erleichterung. Die Eingeborenen nehmen es auch innerlich gegen viele Uebel. Sie betrachten es als ein Hauptmittel gegen innerliche Verletzungen. Mit einem Worte, bei uns iſt das Cölniſche Waſſer nicht mehr in Gebrauch, als in Hindoſtan das Guhlaabie Paanie.

Die Gegend von Ghazipuhr iſt ſehr ſchön, mit prächtigen Waldbäumen bepflanzt, worauf viele Neſter von Bülbül gebaut ſind, die ſich beſtändig in der Nähe der Roſenpflanzungen aufhalten. Ich habe übrigens die indiſche Nachtigall nur im Käfig zu beobachten Gelegenheit gehabt. Auch andre Vögel finden ſich im Ueberfluſſe. Die Aeſte biegen ſich von ihren Neſtern. Beſonders ſieht man den blauen Häher in den Zweigen der Bäume am Ufer des Ganges hüpfen, den jedoch die grauſamen Hindu ihrer Göttin Durga bei ihrem Feſte zum Opfer bringen. Man wirft die Vögel alsdann in den Fluß, aber die Europäer fiſchen ihn dann gewöhnlich heraus, doch entgeht nur eine kleine Anzahl hierdurch dem Tode.

Auch erblickt man in der Nähe von Ghazipuhr alte, ſchöne Banianen. Einer dieſer Bäume beſchattet einen Ghaut*), in einem benachbarten Dorfe, den man als den Beherrſcher des Ganges anſehen kann. Dieſer Baum iſt geheiligt und wenn ein Brahmin in ſeinem Schatten ſeine Wohnung aufſchlägt, ſo wird er dadurch ein Aſyl für alle Thiere. Auch wird dieſer Patriarch der Wälder von unzähligen Affen bewohnt, die ſich auf ſeinen Zweigen

*) Man nennt Ghaut die breiten Treppen, die in Indien zu den Flüſſen hinabführen.

wiegen, oder auf den Stufen des Ghaut umherſpringen, ohne von den vielen Menſchen, die hier baden kommen, im Mindeſten geſtört zu werden.

Schlangen ſind in dieſem Theil des Landes häufig, und ihr unverſöhnlichſter Feind, der Mongus, liegt oft auf der Lauer und erwartet ſeine Beute. Sowohl Indianer als Europäer, welche Gelegenheit hatten, dieſes Thier zu beobachten, ſind überzeugt, daß es ein Gegengift beſitze, um ſich vor dem Einfluß der Biſſe der Schlangen und anderer giftiger Thiere zu ſchützen, gegen die ſelbſt das ſtärkſte bis jetzt bekannte Mittel, das Eau de Luce, oft nicht hinreichend iſt. Man weiß, daß der Mongus oft heftig von Schlangen gebiſſen wurde, und dann ſogleich fortlief, um — wie man meint — von ſeinem Mittel Gebrauch zu machen, aber ſogleich wieder auf dem Schlachtfelde erſcheint, um den Kampf fortzuſetzen, bis er ſeinen Feind überwunden hat. Der Mongus läßt ſich auch zähmen, und dient dann in den Häuſern zur Vertreibung der Schlangen. Seine Bewegungen geſchehen mit ſolcher Schnelligkeit, daß man ihn nie bei der Anwendung ſeines Mittels belauſchen konnte, auch haben die Gelehrten bis jetzt nicht gehörige Beobachtungen anſtellen können.

Die indiſche Compagnie unterhält bei Ghazipuhr ein Geſtüte, das von Europäiſchen Offizieren geleitet wird. Die Fohlen, die hier gezogen werden, ſind zwar nicht ohne Werth, doch ſtehen ſie den engliſchen und arabiſchen nach. Im Lande werden ſie ſehr geſchätzt. Man erzieht dieſe Thiere ſehr ſorgfältig; jedoch werden ſie oft nicht einmal in einem Stall gehalten. Wenn ſie im Felde arbeiten, oder auf Reiſen, bindet man ſie unter Bäumen an. Oft haben ſie, gleich wie ihre Stallknechte, nichts als eine grobe Decke, um gegen rauhe Witterung geſchützt zu ſeyn.

Ein ſolcher Stallknecht oder Saïce liebt gewöhnlich das Thier ſehr, welches ſeiner Sorge überantwortet iſt. Oft iſt es der Fall, daß die Herren einen andern Weg, oder ein anderes Transportmittel wählen und ihrem Diener die Sorge überlaſſen, ihr koſtbares Reitpferd zu führen; denn ſelten nur beſteigt er es und zieht ſo mit ihm auf beſchwerlichem Pfade fort und bringt es wohlbehalten an den Beſtimmungsort. Dieſe Treue und Achtſamkeit iſt allen indiſchen Dienern eigen. In vielen Häuſern iſt alles ihrer Direction überlaſſen, und doch bringt nicht Einer das Geringſte bei Seite, um es für ſich zu verwenden. Nie mißbrauchen ſie das ihnen von der Herrſchaft geſchenkte Vertrauen. Ganz im Gegentheil erzählt man ſich Züge der außerordentlichen Rechtlichkeit dieſer armen Hindu, worüber unſere europäiſchen Bedienten vor Scham erröthen müſſen. Geldſummen bleiben offen liegen, und der erſte Diener, der dazu kommt, nimmt ſie und überbringt ſie dem Eigenthümer, als wenn das gar nicht anders ſein könnte. Die Palankinträger beſorgen gewöhnlich die Kaſſe des Reiſenden, und man kann ihnen gewöhnlich ungezähltes Geld anvertrauen. Die ärmſte Klaſſe der Tagelöhner, die Kulies, tragen oftmals von Calcutta nach den nördlichen Provinzen Kiſten

und Päcke von großem Werthe. Sie erhalten meiſt einen Vorſchuß zu ihrem Unterhalt auf der Reiſe; dieſer beträgt, bei einem weiten Wege, 15 bis 20 Rupien (37—50 Franken). Nichts wäre dieſen Leuten leichter, als die Güter, die ihnen überantwortet werden, zu unterſchlagen und auf ein benachbartes Gebiet zu entfliehen, dieß iſt aber ohne Beiſpiel. Die einzige Gefahr iſt der Tod des Kulie, der den Räubern in die Hände fallen kann, welche in gewiſſen Theilen Hindoſtan's ihr Weſen treiben.

Ghazipuhr iſt ſeiner Diebe wegen berüchtigt, von denen Viele unter dem Scheine der Goſſeins, oder andächtiger Bettler, ihr Handwerk verbergen. So locken ſie die Reiſenden in die Pagoden, wo ſie ſie ermorden. Andre Spitzbuben, die nicht dem Leben der Reiſenden nachſtellen, halten ſich in der Stadt auf. Das einzige Mittel ihnen zu entgehen, iſt, während des Aufenthalts einen oder zwei Schokeydar's in Sold zu nehmen, welche eine doppelte Rolle ſpielen, das heißt, uns beſtehlen, wenn wir ſie nicht zum Schutz nehmen. Dieſe nächtlichen Wächter äußern ihren Eifer durch den unaufhörlichen Ruf: Khaubba daus! (Gebet Acht!) Da ſie nicht ſchlafen, ſo ſcheint ihnen daran zu liegen, auch jeden Andern, der in dem Bereiche ihrer Stimme iſt, nicht ſchlafen zu laſſen. Sie wiederholen ihren Wächterruf jede Viertelſtunde mit einer furchtbaren Anſtrengung der Lunge.

Die indiſche Stadt Ghazipuhr iſt beſſer gebaut und erhalten, wie ſelbſt wichtigere in dieſem Lande. Die Bazar's ſind reinlich und gefüllt, und die Schneider ſind ihrer Geſchicklichkeit wegen weit und breit bekannt. Ein Theil der Einwohner ſind Muhamedaner, obgleich die ganze nachbarliche Bevölkerung aus Hindoſtanern beſteht. Ihre Moſcheen ſind zahlreich und ſchön, und die alte Macht dieſes Volkes zeigt ſich noch in einem prächtigen Palaſte, den der Nawab Caſſim Ali Khan, auf einem großen Platze längs dem Ganges erbaute. In dieſem Augenblicke iſt dies Gebäude in einem elenden Zuſtande des Verfalls; die Regierung hat das Zollamt hineingelegt und aus den meiſten Sälen ſind Magazine gemacht worden. Obgleich es nun aber noch dem Staate von Nutzen iſt, wird es dennoch nicht erhalten. Sein reicher Feſtſaal, ſeine luftigen Verandah's oder äußern Gallerien, die auf den Fluß gehen und mit Meiſterwerken der Bildhauerei geziert ſind, ſtehen verödet und dem zerſtörenden Klima preisgegeben. Bald wird dieſer prächtige Bau nur ein Haufe von Trümmern ſeyn und irgend einer kleinen, geſchmackloſen Barake weichen müſſen.

Auch ein Gefängniß für Verbrecher aller Art befindet ſich in Ghazipuhr. Es iſt groß, ſicher und dabei bequem und luftig. Muſelmänner und Hindu, Verbrecher aller Kaſten, werden hier eingeſperrt. Oft ſind die Vergehungen dieſer Unglücklichen nur die Folge ihres religiöſen Aberglaubens. Um ſich an ihren Feinden in der andern Welt zu rächen, wie ſie meinen, ſterben ſie oft hier freiwillig vor Hunger. Oft aber auch ermorden ſie irgend Jemand aus ihrer Familie, weil

ſie glauben, daß ſein Blut auf das Haupt desjenigen fallen werde, den ſie haſſen. Ein Beiſpiel dieſes entſetzlichen Aberglaubens fand kürzlich in Ghazipuhr ſtatt. Ein Greis, welcher Anſprüche zu haben glaubte auf ein ſeinem Nachbar zuerkanntes Stück Land, brachte ſeine ebenfalls ſchon bejahrte Frau dahin, verſchloß ſie dort mit Hülfe ſeiner Verwandten in eine Hütte, die mit Stroh gedeckt war, legte Feuer daran und verbrannte ſie lebendig, weil er hoffte, daß dadurch der Boden, von einem Fluche des Himmels betroffen, ſeinem Widerſacher keine Erndte tragen werde.

Nur ſelten fällen die Gerichte gegen Eingeborne ein Todesurtheil. Das Geſetz, welches den Verurtheilungen zum Grunde liegt, macht es ſehr ſchwer, den Beweis eines Mordes zu führen, ſelbſt wenn er ganz offen vollbracht wurde. Die gewöhnliche Strafe beſteht oft in lebenslänglicher Zwangsarbeit oder nur auf eine gewiſſe Zeit. Die Verurtheilten arbeiten in Eiſen, oder ſie werden dazu gebraucht, die Umgebung der Wohnungen vornehmer Perſonen von Gras und Unreinigkeiten zu ſäubern. Ein Fremder war einſt bei einem vornehmen Offizier zum Beſuche, als er dieſen fragen hörte: „Qui hi! punkah tannah?“ (Iſt Jemand hier? Zieht den Punkah!) Zur großen Ueberraſchung empfing dieſen Befehl ein Verbrecher mit Ketten und Handſchellen, welches ihn aber nicht abhielt, ſeine Commiſſion mit großer Kaltblütigkeit zu vollziehen, indem er ſich auf den Bauch zur Erde warf und aus Leibeskräften die Schnur des Fächers bewegte, wozu ſeine Feſſeln harmoniſch den Takt raſſelten. Dieſes Schauſpiel ſchie nicht im Geringſten die Hausleute zu überraſchen. Es ſchien, daß wenn nur der Punkah bewegt wurde, es gleichgültig ſey, durch wen dieß geſchehe.

Wenn man die Stationen durchzieht, welche von Europäern bewohnt werden, ſo wird man oft durch das Ausſehen der Verandah's beleidigt, welche zu den reichſten Gemächern führen. Dieſe Gallerien ſehen nicht ſelten den Magazinen der Höker und Trödler ähnlich, weil man der Dienerſchaft und den Cipayen erlaubt, ihre Kleidungsſtücke an den Säulen und Bambus aufzuhängen, wie auch dort ihre Lager auszubreiten. In Calcutta ſieht man zwar mehr darauf, allein der untere Stock der Häuſer zeigt oft Unreinlichkeit und Nachläſſigkeit, und iſt mit vielen, nicht angenehmen Hausgeräthſchaften beſtellt, welche die indianiſchen Domeſtiken jedoch ohne Scheu hinſtellen zu dürfen glauben.

Die Häuſer der Angeſtellten bei der oſtindiſchen Compagnie in der Station Ghazipuhr, ſind geräumig und gut gebaut. Sie liegen in maleriſcher Gegend und ſind von hübſchen Gärten umgeben. Ihre Anzahl gibt der Landſchaft den Schein einer reichen Cultur. Grüne Aloen, blühende Hecken, friſche und ſchattige Gebüſche, rufen dem Geiſte die cultivirteſten Gegenden Englands zurück.

Die Bungalos der militäriſchen Reſidenten zeigen hingegen ein nur wenig angenehmes Aeußere. Statt der großen Strohdächer, welche gewöhnlich dieſe Art von Gebäuden decken, ſind dieſe mit rothen glänzenden Ziegeln belegt. Glücklicherweiſe ſtehen ſie gewöhnlich ganz verſteckt in dichten Baumgruppen. Das Innere iſt bequem, obgleich von Ratten und Mäuſen bewohnt, die man nicht zu vertreiben bemüht iſt. Wenn die indiſche Dienerſchaft nicht den ausdrücklichen Befehl erhält, dieſe verderblichen Thiere auszurotten, ſo läßt ſie ſie überall hineindringen, und man wird von Ekel erfüllt, wenn man einen Freund beſucht und ſich rings von ihnen umgeben ſieht.

Der Jahrmarkt von Ghazipuhr, der in geringer Entfernung gehalten wird, und die Familien, welche von Mirzapuhr, Schumahr, Buxar, Sultanpor und Benares dahin kommen, macht aus Ghazipuhr einen ſehr belebten Ort. Das Militärcantonnement hat die Ehre, die Gebeine eines Helden zu bewahren, der einen der ſchönſten Theile des Gebiets der Compagnie eroberte, nämlich des großen Cornwallis, der bei ſeiner Rückkehr aus dem weſtlichen Theile Indiens in Ghazipuhr ſtarb, und auf dem Marsfelde begraben wurde. Sein Mauſoleum erſcheint jedoch kleinlich gegen die zahlreichen Denkmale, die in dieſem Lande angetroffen werden. Die Architekten haben es verſchmäht, ſich nach dieſen ſchönen inländiſchen Muſtern zu richten und mit großem Aufwande ein Monument ohne Charakter aufgeführt, das zwar nach dem Plane des berühmten Sibyllentempels entworfen zu ſeyn ſcheint, jedoch durch zu dünne Säulen und eine ſchwerfällige Attika entſtellt wird. Das Material iſt dauerhaft; die Kuppel, welche noch am correcteſten iſt, obgleich man ſie ſpottweiſe den Deckel einer Pflaſterbüchſe nennt, macht, vom Fluſſe aus geſehen, einen guten Effect, und wird einen noch beſſern machen, wenn die Bäume, die man dahinter gepflanzt hat, größer ſeyn werden. Dies Mauſoleum zieht Leute herbei. Die Regimentsmuſik verſammelt ſich alle Abende dort, und die Bevölkerung ſtellt ſich dann zu Fuß, zu Pferde, oder zu Wagen ein, um ſich an dem kühlen Abendwinde zu erfriſchen, und die Vergnügungen der Geſellſchaft und der Muſik zu genießen.

Ghazipuhr iſt reichlich mit allen Handelsgegenſtänden Europas und des Landes verſehen. Das Zuckerrohr wird hier im Großen angepflanzt, aber die Fabrication des Zuckers iſt nicht in ſo gutem Rufe wie die in Kalpi an der Jumma, wo die Eingebornen eine ungeheure Menge von vorzüglicher Güte hervorbringen.

Der feinſte Zucker in Indien iſt cryſtalliſirt und wird in der Geſtalt kleiner Körbchen verkauft. Mit getrockneten Früchten wird er ſo Freunden oder Perſonen, denen man Achtung erweiſen will, zum Geſchenk dargebracht.

Benares.

Von Ghazipur kamen wir in kurzer Zeit nach Benares. Dieſe Stadt erhält ihren Namen von zwei Flüſſen Benar und Aſſi, welche hier in den Ganges fallen; der Eine ober=, der Andre unterhalb der Ringmauer. Ihre Mündungen ſind durch einen Zwiſchenraum von drei Meilen getrennt, auf welchem dieſe Kapitale des nördlichen Theiles gelegen iſt. Von einer Mündung zur andern ſind die erhöhten Ufer mit Tempeln, Häuſern und Ghauts bedeckt.

Hier kann man alle Tage Zeuge der abergläubiſchen Verehrung ſeyn, deren Gegenſtand die Gewäſſer des Ganges ſind. Dieſer heilige Name hat mehr Gewalt über die Einbildungskraft der Hindu, als alle Mächte des Himmels und der Erde. Dieſe Gewäſſer, ſagt das Volk, kommen von oben und haben die Eigenſchaft, alle Sünden von einem Jeden wegzunehmen, der ſich in ihnen badet. An den Ufern dieſes Stromes oder in dem Schooß ſeiner Wellen zu ſterben iſt ein glücklicher Tod, der ſogleich zu den Freuden des Paradieſes führt.

Um dieſen Strom ein Mal zu ſehen, um ſich einen Augenblick hinein zu tauchen, werden Reiſen von vielen tauſend Meilen unternommen, und mehr als ein Fanatiker ſucht in ſeinen Wellen den freiwilligen Tod, um ſich ſo des ewigen Lebens gewiß zu machen. Andere ertränken hier ihre Kinder aus einem Anfall von abergläubiſcher Zärtlichkeit.

Die heilige Stadt Benares, der Sitz des hindoſtaniſchen Cultus iſt nicht nur ihrer Alterthümer wegen merkwürdig, ſondern auch wegen der religiöſen Verehrung, womit die Anhänger Brahmas ſie umgaben, und ihrer ſonderbaren Gebäude, ihres ungeheuern Reichthums, und ihrer bedeutenden Volksmenge.

Das linke Gangesufer, auf welchem die Stadt erbaut iſt, erhebt ſich ungefähr 30 Fuß über dem Niveau des Waſſers. Großartige Treppen (Ghauts) aus hartem Granit verfertigt, ſenken ſich von den Häuſern bis zum Strome hinab, mitten durch eine Menge fantaſtiſcher Bauwerke, die ſich eben ſo maleriſch als ſonderbar darſtellen.

Die zuſammengedrängten Steinmaſſen, die hohen und kahlen Façaden, überreden uns leicht, daß wir uns in einem Kerker, in einer Feſtung befinden. Die Häuſer haben oft 7 bis 8 Stockwerke; die Straßen ſind eng, und Schwibbogen, die kühn von einem Hauſe zum Andern geſprengt ſind, bilden durch ihre große Menge eine Art von unterbrochenem Gewölbe, das zur Verbindung zwiſchen gegenüberliegenden Wohnungen dient. Kleine Pagoden lehnen ſich an dieſe hohen Gebäude, zwiſchen durch bemerkt man Thorwege, Thüren,

gothiſche Bogen, alles mit einer großen Menge von Zierathen überladen, mit Balcons, Jalouſien, Geſimſen, Baluſtraden, Thürmchen, Kuppeln, runden und ſpitzen Domen, welche Zeugniß ablegen, von der Verſchiedenheit des Geſchmacks dahin geſchwundener Jahrhunderte.

Benares iſt eine ſehr ausgedehnte Stadt und die volkreichſte in Indien. Sie ſoll über 500,000 Einwohner zählen. 8000 Gebäude allein gehören den Brahminen. Dieß wird nicht mehr auffallen, wenn man erfährt, daß Benares der Sitz des theologiſchen Unterrichts iſt, eine Univerſitätsſtadt, wohin von allen Seiten junge Hindu zuſammenſtrömen, welche ſich dem Dienſte Brahma's weihen. Mehr als vierzig Schulen ſind zum Erlernen des Sanscrit geöffnet.

Die Zahl der Häuſer von Ziegeln oder Bauſteinen wird auf 12,000 geſchätzt, und die der Häuſer von Letten oder Erde auf 16,000; jedoch hat ſich dieſes Verhältniß in den letzten Jahren bedeutend vermehrt, da die Stadt ſich bis zu den nächſten Dorfſchaften, ausgedehnt hat.

Seit der Einnahme von Benares durch Aureng=Zeb, entſtanden viele muſulmaniſche Bauten, in ihrer eleganten und luftigen Weiſe, zwiſchen den ſchwerfälligen und unregelmäßigen Denkmälern der indiſchen Architektur. Eine Moſchee (Musſchid), welche auf den Ruinen eines indiſchen Tempels entſtanden iſt, und ihre kühnen Minarets in die Luft erhebt, wird jetzt als ein Wunder der Stadt betrachtet. Dieß iſt das einzige muhamedaniſche Gebäude, welches ſich durch Größe auszeichnet. Dieſe Moſchee wurde von Aureng=Zeb erbaut, um den hartnäckigen Fanatismus der Hindu zu beugen; er ſelbſt war zu fanatiſch, um andre Religionen zu dulden. Sie iſt an jeder Ecke mit ſehr hohen Minarets geſchmückt, von welchen das Auge des Tyrannen die ganze Stadt überblickte.

Nicht zufrieden damit, einen indiſchen Tempel zerſtört zu haben, um einen muſulmaniſchen auf derſelben Stelle zu erbauen, ließ Aureng=Zeb alle Tage ein Piket ſeiner übermüthigen Krieger dahin kommen, um von der Höhe der Stufen am Ufer des Fluſſes die badenden Hindu zu belauſchen, welche ſich durch dieſe profanen Blicke verunreinigt wähnten. Dies war jedoch nicht die einzige Schmach, welche dieſer Eroberer dem beſiegten Volke auferlegte, deſſen Regierung die Geſchichte als das eiſerne Zeitalter des Landes ſchildert.

Von den Minarets der Musſchid genießt man eines entzückenden Anblicks, den beſonders engliſche Reiſende aufzuſuchen pflegen. Ein Muſulman zeigt, trotz ſeiner Verachtung der Chriſtenkaſte, ſehr willfährig dieſe Schönheiten den Fremden, welche reichlich mit Rupien verſehen ſind.

Ungeachtet ſeines hohen Alterthums und der ungeheuren Summen, welche auf die Erbauung ſeiner Pagoden verwendet wurden, kann Benares ſich nicht eines einzigen ſo prächtigen Tempels rühmen, wie ſie in andern Theilen Hindoſtans angetroffen werden. Man ſieht hier weder pyramidaliſche Steinmaſſen, von der Zeit benagt, noch jene ungeheuere Kegel, die auf ſtarken Unterlagen

mit der Spitze nach unten ſtehen, wie man ſie in Bindrabong bewundert, noch Rieſenthürme, wie der Cuſtab-Minar zu Delhi, deſſen Anblick die Einbildungskraft wunderbar ergreift und erhebt. Der Kern dieſer weiten Stadt beſteht aus zuſammengeſetzten Theilen ohne Plan und Zeichnung, deren architectoniſches Ganze deſſen ungeachtet frappirt und die Blicke beſchäftigt.

Unter vielen fremdartigen und grotesken Monumenten gibt es jedoch einige, die einem geläutertern Geſchmacke huldigen, und die kleinen alterthümlichen Pagoden, die man in allen Stadtvierteln erblickt, ſind von bewundernswerther Schönheit. Die zahlloſen in Stein gehauenen Zierathen, womit ſie überdeckt ſind, geben den höchſten Begriff von dem Talente und der Geſchicklichkeit der Künſtler jener Epoche. Im Allgemeinen zeugt die äußere Decoration der Wohnungen in dieſer großen Stadt von einer beſſern Wahl, als in andern Gegenden von Indien.

Man ſieht nur ſehr ſelten jene Elephanten aus Thonerde, jene grobgeſchnitzten Kameele mit Thürmen aus Ziegelſteinen auf dem Rücken, wie ſie gewöhnlich auf den Vorſprüngen an den Wohnhäuſern der Mittelklaſſe der Einwohner prangen. Die Blumenreliefs aus Stein oder Holz, welche an den Façaden häufig angebracht ſind, erinnern an Venedig, womit Benares auch noch einige andere Aehnlichkeit zeigt, wie z. B. die ſchon erwähnten Schwibbögen, welche die beiden Seiten der engen Straßen verbinden und die der Seufzerbrücke ziemlich gleich kommen.

Vom Strome aus geſehen nimmt ſich Benares nicht minder prächtig aus. Es bietet dem Auge eine große Menge heiterer Gegenſtände, deren Eindruck noch durch viele Bäume erhöht wird, die ihr reiches Laub hinter den Bruſtwehren und Bögen der Gebäude ausbreiten. Wenn man den Strom hinabfährt, wird man durch eine ununterbrochene Reihe intereſſanter Tableaux in Spannung erhalten. In den Zwiſchenräumen, welche einen Thurm von einem Palaſt, einen Tempel von einem Serail ſcheiden, erblickt das Auge plötzlich einen Bazar oder einen Garten, die ſich bis in das Innere der Stadt hinein erſtrecken. Ein geöffnetes Thor läßt eine Terraſſe im Hofe eines reichen Edlen wahrnehmen. Lange klöſterliche Gänge führen zu den geheimſten Gemächern eines Zenana, wo die Frauen wohnen, und kleine Thürmchen, die an den Simſen feſter Gebäude hängen, erinnern an die alten feſten Schlöſſer der Feudalzeit.

Die Stufen am Fluſſe ſind zu jeder Stunde des Tages mit einem Ameiſenhaufen von Einwohnern bedeckt, und alle Gewerke, die in den kleinen Buchten und Biegungen des Ufers zuſammengedrängt ſind, bieten einen belebten und ſehr maleriſchen Anblick. Ein Dutzend Budgeros liegen hier auf einem Punkte feſtgebunden, während dort der leichte Bohlio ſich vom Waſſer fortſchaukeln läßt. Hier erhebt eine elegante Pinaſſe ihren buntgeſchmückten Maſt, dort drängen ſich breite Patalas, oder andre einheimiſche Fahrzeuge von grobem Bau, mit Baumwolle und andern Waaren beladen, um einen geſchickten

Landungsplatz. Kleine Schaluppen durchziehen beſtändig die durchſichtige Fläche des Stromes, und entrollen ihre Segel, die bald blendend weiß, bald dunkel ſafrangelb, gemeinhin aber aus verſchiedenen Fragmenten zuſammengeſetzt ſind, welche die Spur mehr als eines Unwetters an ſich tragen.

Jedes geſchriebene Bild, ſo treu es auch ſeyn mag, iſt unzulänglich, um auch nur einen ſchwachen Begriff von den Seltſamkeiten dieſer Stadt zu geben, welcher nichts im ganzen Orient gleicht. Obgleich ſie durch und durch orientaliſch iſt, ſo weicht ſie dennoch ſehr von andern Städten Hindoſtans ab. Nur die bildende Kunſt wäre im Stande dem Auge dieſes zum Theil ſo prächtige, zum Theil ſo groteske Bild wieder zu geben, dieſe bewundernswürdige Vermiſchung von Anſichten, welche Benares an dem Geſtade des Ganges entfaltet. Man muß es wahrhaft bedauern, daß noch kein engliſcher Künſtler es unternommen hat, ein Panorama davon zu entwerfen. Kein Europäer hat es noch verſucht, ſich in dieſer ſo volkreichen Stadt niederzulaſſen. Die Militär- und Civil-Station der engliſchen Regierung liegt ungefähr 2 engliſche Meilen davon und heißt Secrole.

Die Gegend von Benares hat nichts Angenehmes noch Ueberraſchendes. Das Land iſt flach, und bietet keinen bedeutenden Standpunkt. Erſt jenſeits der Militärlinie fängt die Gegend an intereſſanter zu werden. Mehre muſulmaniſche Gräber zeugen von den reißenden Fortſchritten, welche die Anhänger eines fremden Glaubens in dem Geburtsorte Brahmas ſelbſt gemacht haben. Uebrigens iſt es ein ſtarker Beweis der nachlaſſenden Ehrfurcht gegen dieſe heiligen Orte, daß die Fleiſcher ihre animaliſchen Waaren in Laden öffentlich feil bieten, den Geſetzen der Brahminen ganz entgegen. Sonſt waren die Menſchenopfer allein zu Benares geduldet, und als die Engländer ſich der Stadt bemächtigt hatten, glaubten ſie ſich daſelbſt des Schlachtens der Thiere enthalten zu müſſen; allein jetzt haben die Hindu, nach dem Beiſpiel der Chriſten, ſich mit der Tödtung der Thiere, die von ihren Prieſtern beſchützt werden, vertraut gemacht.

Eine lange Vorſtadt, die aus ſeltſam geformten Häuſern beſteht, welche ohne Ordnung erbaut ſind und bereits in Trümmer zerfallen, deren Geſammtheit aber, durch die Bäume und Geſträuche, welche ſie umgeben, maleriſch ausſieht, führt zu dem Stadtthore. Nachdem man einer breiten, aber kurzen Allee folgte, gelangt man zum Chokey, einem großen unregelmäßigen Platze. Von hier an können die europäiſchen Fuhrwerke nicht mehr gebraucht werden, und man muß entweder den Rücken eines Elephanten beſteigen, oder ſich in einen Ton-jaun ſetzen, oder zu Fuß gehen, welches das Beſte iſt, wenn man am frühen Morgen die Tempel beſuchen will, ehe ſie von dem Volke überfüllt ſind; denn wenn dieſes einmal in gedrängten Schaaren durch die engen und krummen Straßen wogt, thut man beſſer ſich zurückzuziehen.

Beim Anbruch des Tages iſt Benares öder als jede andere Stadt von gleicher Bedeutung. Einige Straßenkehrer erſcheinen zuerſt; alle Häuſer ſind geſchloſſen und laſſen es nicht vermuthen, wie ſtark ſie von Bewohnern beſetzt ſind. Die Laden ſind mit dicken Ketten verſperrt. Die Straßen ſind ſo früh ſehr reinlich, und die Luft iſt friſcher und reiner, als man es unter einer ſo zuſammengedrängten Volksmaſſe wohl denken ſollte.

Bei den erſten Strahlen der Sonne beginnt die thieriſche Bevölkerung ſich zu regen. Die Stiere der Brahminen durchziehen die Straßen, Affen ſpringen auf den Geſimſen, und Tauben und Papageien flattern von den Teraſſen nach allen Richtungen.

Sobald es ganz Tag geworden, ſieht man die Prieſter ſich in die Tempel begeben, und Andächtige das geheiligte Waſſer des Ganges nach den heiligen Orten tragen. An den Pforten der Pagoden ſtehen Blumenhändler mit ihren Körben. Hochrothe, weiße und gelbe Roſenſtöcke werden von frommen Seelen ſehr geſucht, um ſie ihren Gottheiten darzubringen. Der Fußboden der Tempel iſt damit überſchüttet und dieſes iſt der einzige Gebrauch des indiſchen Cultus, der den Sinnen angenehm iſt. Die überall verbreiteten Waſſerfluten, der eckelerregende Haufe der Bettelmönche, und das unaufhörliche Geſchrei „Ram! Ram!“ zwingt jeden Neugierigen, wenn er nicht ein determinirter Alterthümler iſt, ſo ſchnell als möglich dieſe Orte zu verlaſſen.

Die Sternwarte und die Minarets gehören zu den bedeutendſten Merkwürdigkeiten von Benares. Indem man ſie beſucht, kann der Reiſende zugleich ſeine Neugier befriedigen, die häuslichen Beſchäftigungen der Bewohner des Landes zu ſehen. Es iſt intereſſant dem Oeffnen der Laden und dem Entſtehen des Tumultes beizuwohnen, welcher um zehn Uhr ſeinen Gipfelpunkt erreicht hat.

Die reichen Waaren, welche in dieſer großen Stadt im Ueberfluſſe zu haben ſind, werden nach der Sitte des Landes den Blicken der Vorübergehenden ſorgfältig entzogen. Nur in den Laden der Schneider ſieht man einige der koſtbarſten Producte aus den benachbarten Gegenden. Dieſe geſchickten Künſtler verſtehen das Ausbeſſern mit unſichtbaren Stichen ſo vortrefflich, daß man koſtbare Shawls aus ihren Händen hervorgehen ſieht, die jedem Nichtkenner als ſo eben aus Thibet gekommen erſcheinen müſſen.

Die Laden der Kupferſchmiede ſind die anſehnlichſten. Sie ſind mit großen Gefäßen aller Art gefüllt, ſowohl zum Tempel- als Hausgebrauch.

In jeder Straße ſitzt ein Banquier oder Geldwechsler, bei einem Haufen Cowries, einer Art Muſcheln, die in einem Theile Afrika's und Indien's als Münze Währung hat, und umgeben von Säcken mit Silber und Kupfergeld. Dieſe Leute gewinnen alle Tage ungeheuer. Beim Wechſeln berechnen ſie bei jeder Rupie ein Agio und leihen überdieß ihr Geld zu ungeheuren Intereſſen aus.

Auch Zuckerbäcker ſieht man, von den ausgeſuchteſten Näſchereien umgeben, die auf der Straße ihre Zuckerkuchen backen. In einem eiſernen Keſſel kocht der Syrup auf einem Kohlenfeuer, den man mit einem eiſernen Löffel von Zeit zu Zeit umrührt. Wenn die Miſchung den rechten Grad von Conſiſtenz erlangt hat, wird ſie löffelweiſe in eine Schüſſel von Eiſen gegoſſen, die auf einem Kohlenbecken ſteht. Sind nun dieſe Kuchen fertig, ſo werden ſie auf den Tiſch geſtellt, wo die ganze Manipulation vor ſich geht. Dieſe leckern Paſteten-Bäckerbuden, welche in Tauſend und einer Nacht ſo appetitlich beſchrieben werden, mit glänzendweißem Linnen bedeckt, und mit feinen Rahmtörtchen beſtellt, die man mit oder ohne Pfeffer ißt, findet man nur in Indien. Die Küche der Hindu, obgleich ſie einfacher als die der Muſulmannen iſt, zählt dennoch reich gewürzte Fleiſchſpeiſen, und delicate Conſerven.

Die Färber, die Punka-Fabrikanten und andre Handwerker treiben gleichfalls ihr Geſchäft in offenen Buden. Vor der Wohnung der Erſtern hängen ſtets große Stücke Zeug von blendenden Farben an großen Stangen. Hierunter zeichnet ſich vor Allen das blendende Roth der indiſchen Roſe aus und das prächtige Gold, die Hochzeitsfarbe der Indier. Auch dunkelgrün und blau werden Turbane und Schärpen gefärbt, welche das weiße Coſtüm des Volkes angenehm unterbrechen.

Der Handel blüht in Benares. Sein Bazar wird ſehr beſucht und iſt reichlich mit Waaren nach eines Jeden Geſchmack, nach eines Jeden Laune verſehen. Außer dem großen Abſatz in Shawls, Diamanten und andern Artikeln von hohem Werthe werden hier auch noch die berühmten Gold- und Silberſtoffe verfertigt, die man in Indien Kincob nennt. Dieſe koſtbaren Gewebe bilden die Kopfbedeckung der Einwohner, ſowohl von Muſulmannen als Eingebornen. Sie haben nicht durch die Concurrenz europäiſcher Nachahmung gelitten, wie die Callico's und Muſſeline, und die Geheimniſſe der bewundernswertheſten Mechanik müſſen vor der Geſchicklichkeit des einfachen Webers von Benares die Segel ſtreichen, der noch immer ſein Silber und ſeine Seide nach der von ſeinem Vater überlieferten Vorſchrift zuſammenwebt.

Schärpen von Gold- und Silberſtoffen, die man Turbans von Benares nennt, und die mit herrlich gearbeiteten breiten Franzen verſehen ſind, welche Perlenſchnüren ähnlich ſehen, zieren die Londoner Magazine, wo ſie hauptſächlich geſucht werden. Allein ſie kommen den Sammtſtickereien nicht gleich, welche den Puggri oder indiſchen Turban zieren. Dieſe prächtige Kopfbedeckung ähnelt einer Gruppe von Edelſteinen; und wenn ein Indier von ſchöner Geſtalt und ſchönen Zügen, mit einer Jacke und Pantalons von Brokat von karmeſinrother Farbe mit Gold bekleidet iſt, dazu einen Shawl als Gürtel, einen andern Shawl über die Schultern geworfen, das Kleid und den Säbel mit Diamanten geziert, ſo iſt kein Coſtüm in der Welt, das mit dem ſeinigen an Geſchmack und Herrlichkeit wetteifern könnte. Die Edlen durchziehen ſo ge-

kleidet, auf prächtigen Pferden, deren Geſchirr mit Silber bedeckt iſt, die Straßen wie Meteore. Manchmal, wenn der Vorhang eines Palankins zufällig ſich öffnet, erblickt man jedoch noch viel Prächtigeres, nemlich ein junges ſchönes Weib, ganz mit Juwelen bedeckt und auf üppigen Polſtern liegend.

Benares iſt ferner berühmt wegen ſeiner Fabriken von Kinderſpielzeug, ſowohl aus Holz als aus Thon, das zu gleicher Zeit zur Verzierung der Tempel gebraucht wird.

Der Rajah von Benares, obgleich er der Macht ſeiner Vorfahren beraubt iſt, behält ſeinen Titel und ein Einkommen, das der Reduction ſeines Ranges entſpricht. Er reſidirt in Ramnaghur, einem feſten Pallaſte, der einige Meilen ſtromaufwärts gelegen iſt. Auch beſitzt er, in der Nähe des Cantonnements eine weitläufige Wohnung in engliſch-indiſchem Geſchmack. Er begiebt ſich dahin zu gewiſſen Zeiten, um daſelbſt die Familien der Beamten und Offiziere während einiger der bedeutendſten Feſte ſeines Landes zu bewirthen; der feine Geſchmack und die Höflichkeit des Rajah entfalten ſich am meiſten während des Huli.

Das Hauptvergnügen dabei beſteht darin, die Vorübergehenden mit rothem Staube zu beſtreuen. Die Confettiwürfe in Italien ſind nichts gegen die Sündfluth von rothem Staube, womit man hier bedient wird. Die weißen Kleider der Leute nehmen alsdann eine ganz andere Farbe an, und iſt der Staub noch gar mit Waſſer befeuchtet, ſo iſt es nicht möglich, ſich draußen blicken zu laſſen, weil man im Moment roth wird vom Kopf bis zu den Füßen. Die muſulmaniſche Bevölkerung nimmt Theil an dieſem Vergnügen und in dieſen Augenblicken der allgemeinſten Lizenz bekommen auch ſelbſt die Europäer ihr Theil davon ab. Die jungen Offiziere ſind oft ganz beſchüttet und die Toilette der Damen wird auch nicht verſchont. Daher läßt der Rajah, ſeinen Gäſten zu Liebe, den Säcken voll Staub, Körbe mit Roſenblättern ſubſtituiren, welche Galanterie ihm ſehr theuer zu ſtehen kommt, da hier die Roſen ein geſuchter Handelsartikel zur Bereitung der Altar-Gull ſind. Die indiſchen Gärtner ärgern ſich ſehr darüber, daß europäiſche Damen, wenn ſie Roſen pflücken, ſich nicht mit den ausgeblühten begnügen, ſondern ganze Zweige brechen, die mit zarten Knoſpen bedeckt ſind.

Der Preis, den man dieſer Blume hier beilegt, rechtfertigt den Zorn Azor's gegen den Kaufmann, welcher eine zu pflücken wagte, und die Drohung ihn zu tödten, die er in dem bekannten orientaliſchen Mährchen macht.

Während der Feſte, welche der Rajah von Benares gibt, wird der Nautch (das Ballet) ſtets mit größtem Glanze ausgeführt. Für Europäer wird dies Schauſpiel bald ermüdend. Allein die Eingebornen können nicht ſatt werden, ihre Tänzer zu betrachten, und bleiben die ganze Nacht hindurch ſitzen, die Augen ſtarr auf die Gruppen gerichtet, die ſich unaufhörlich vor ihnen ablöſen. Bei dieſen Reunionen nimmt die Geſellſchaft ihre Sitze am Ende eines reich

beleuchteten Saales ein; zu beiden Seiten ſteht die Dienerſchaft, die ſehr begierig iſt, das Schauſpiel zu bewundern. Einige befinden ſich am andern Ende, um die Künſtler hereinzuführen.

Die Gruppen, die im Eintreten ſich nach dem Takt um ſich ſelbſt herumdrehen, beſtehen aus ſieben Perſonen. Nur zwei bilden den eigentlichen Tanz. Sie kommen näher und ſtellen ſich der Geſellſchaft gegenüber auf. Drei Muſiker folgen und bleiben im Hintergrunde ſtehen. Zu jeder Seite ſtellt ſich ein Muſſaulſchid oder Fackelträger, der ſeine Fackel hebt oder ſenkt, nach den Bewegungen, welche die Tänzerinnen mit ihren Armen oder Beinen machen. Dieſe Frauen ſtellen ſich dem Auge auf ſehr maleriſche Weiſe dar, obgleich ſie durch ihre faltige Tracht ein wenig überladen ſcheinen. Dieſe beſteht aus einem Pantalon von hellfarbiger Seide, das mit Silber geſtickt iſt, und ſo weit hinabreicht, daß es nur ſelten die reichen mit Schellen verſehenen Ringe erblicken läßt, welche ſie um die Knöchel tragen. Ihre Zehen ſind mit Ringen bedeckt; eine breite, platte ſilberne Kette kreuzt ſich auf der Fußbiege. Ueber dem Pantalon tragen ſie einen Rock von koſtbarem Stoffe, der wenigſtens aus zwölf Breiten beſteht und reich mit Zierrathen verſehen iſt; unten herum laufen Stickereien von Gold oder Silber und eben ſolche Franzen. Die Curtie oder Jacke iſt nach gewöhnlichem Schnitte, aber faſt gänzlich mit einem dicken Schleier verhüllt, der, mehrmals um die Bruſt geſchlungen, nach vorn und hinten in langen Enden herunterfällt. Dieſe Jacke iſt gewöhnlich von den theuerſten Stoffen, die man in Benares findet, verfertigt. Hände, Arme und Hals ſind mit Juwelen bedeckt, oftmals von großem Werthe, und die Haare, von Silberband gehalten, werden mit feingearbeiteten Nadeln befeſtigt. Der Rand des Ohres iſt ringsherum durchſtochen und trägt Ringe, die gleich einer Franze daran hängen. Der Naſenring iſt von der Größe eines Kronenthalers und aus dünnem Golddrathe. Eine Perle und zwei andere Kleinode hängen darin, und bewegen ſich um den Mund, welches dem Geſichte ein fremdartiges und nicht ſehr einſchmeichelndes Ausſehen gibt.

Bis auf dieſen wenig kleidenden Schmuck, iſt das Coſtüm der Ballettänzerinnen, wenn ſie noch jung ſind und noch nicht die Mode, ſich die Zähne zu ſchwärzen, nicht angenommen haben, nur ſehr reich, ſondern auch von guter Wirkung. Doch erfordert es einen eleganten und hohen Wuchs, um die ſchwere Maſſe der Stoffe leicht tragen zu können.

Die Tänzerinnen ſind auch zugleich Sängerinnen. Sie beginnen gewöhnlich ihren Geſang in einem hohen Tone, den ſie ſo lang als möglich aushalten, und haben keinen Begriff von den Modulationen der Stimme. Ihre Inſtrumente ſind eben ſo barbariſch. Sie beſtehen aus zwei Arten von Guitarren, die von der Geſtalt der unſrigen abweichen, und aus zwei Tamtams von geringem Umfang, die von Zeit zu Zeit geſchlagen werden und ſich mit den Stimmen vermiſchen, die oftmals recht ſanft klagend tönen. Der Tanz dieſer Frauen

iſt aber noch ſeltſamer und dabei weniger intereſſant als ihre Muſik. Die Füße verlaſſen nur ſelten den Boden; ſie ſchleifen darauf hin, indem ſie die Arme erheben und den Schleier öffnen oder ſchließen, während ſie eine gerade oder Kreis-Linie beſchreiben. Dieſe Figur wird in der eintönigſten Weiſe wiederholt, und jede folgende Gruppe thut daſſelbe. Jedoch ſagt man, daß bei gewiſſen Gelegenheiten die Zuſchauer von Enthuſiasmus hingeriſſen werden, bei dem Anblick einer beliebten Tänzerin, ſo daß ſie ihre Kleider zerreißen und den Saal von dem Rufe „Wah! Wah!“ ertönen laſſen. Allein dieſe Aeußerungen ſo leidenſchaftlichen Vergnügens ſind ſehr ſelten. Die höhern Claſſen der Nation haben gewöhnlich eine ſehr ernſte Miene, und compromittiren ſchwerlich ihre Würde durch Zeichen innerer Bewegung. Gewöhnlich behaupten die Zuſchauer ein unerſchütterliches Schweigen und die Zeichen des Beifalls muß das Gefolge der Tänzerinnen, ſpenden. Die Muſſaulſchieds ſchütteln ihre Fackeln und bezeugen ihr Gefallen durch Grimaſſen, ihre Züge ſprechen dabei eine unbeſchreibliche Sprache. Die Muſiker ihrerſeits ſcheinen gleichfalls entzückt und lächeln auf ſehr beredte Weiſe, wozu ſie häufig „Chote! Chote!“ rufen, ein unüberſetzbares Wort, das das Ueberſchwängliche einer Sache bedeutet.

Europäer würden nicht im Stande ſeyn, das Verdienſt hinſichtlich der Sänger zu beſtimmen, aber die Hindu unterſcheiden darin ſehr beſtimmt. Die berühmte Nickie aus Calcutta galt lange für die Primadonna des Orients. Wenn in Indien einmal ein Ruf ſich feſtgeſtellt hat, ſo hat er weder von der Liebe zur Neuheit, noch von der Concurrenz aufkeimender Talente etwas zu fürchten. Die Mode wechſelt nicht, neue Methoden ſind verbannt, und der Geſang eines Engels, der anders wie Nickie ſingen würde, brächte keine Wirkung hervor. Als einige engliſche Sängerinnen von Talent, die ſich in Calcutta hören ließen, gehört hatten, daß der König von Oude ein leidenſchaftlicher Liebhaber der Muſik ſey, begaben ſie ſich nach Lucknow, in der Hoffnung, daß ihre Vollkommenheit ihnen eine Anſtellung am dortigen Hofe zu Wege bringen würde. Allein ſie ſcheiterten. Sie beſaßen weder die Lungen noch das rechte Geſchrei, um indiſche Ohren zu ergötzen, und mußten abziehen.

Ein Nautch (Ballet), welches eine vornehme Perſon gibt, endet gewöhnlich mit einem Feuerwerk, einem Schauſpiel, worin die eingeborenen Künſtler excelliren, und das wohl im Stande iſt, die lange Weile, welche der Tanz hervorbrachte, zu verſcheuchen.

Einige Tänzerinnen werden theuer bezahlt und ſind ſehr reich. Die eben Genannte erhielt 1000 Rupien oder 2500 Franken für jeden Abend.

Ein andres in Benares, ſehr beliebtes Schauſpiel iſt die allgemeine Beleuchtung der Stadt, welche zur Zeit des großen Feſtes Duwallie ſtattfindet. Bei dieſer Gelegenheit beſetzt man alle Vorſprünge der Häuſer mit kleinen

Oellampen, die von weitem wie eine unzählbare Menge von Sternen funkeln. Vom Strome aus iſt der Anblick bewundernswerth.

Es ſcheint ſeltſam, daß die Pagoden dieſer heiligen Stadt in ſo geringer Anzahl vorhanden und ſo ſchlecht gebaut ſind. Nur eine Einzige verdient beſchrieben zu werden. Dies iſt ein ſchönes Gebäude, Mahadeva oder Siva gewidmet. Im Innern befinden ſich zwei Standbilder des heiligen Stieres, wahre Meiſterwerke der Bildhauerkunſt, und ein kleines Bild von Erz, des Surya, des Apollo der indiſchen Mythologie. Dieſe Figur ſteht in einem Wagen, der von einem ſiebenköpfigen Pferde gezogen wird. Auch dieß iſt ein ſchön ausgeführtes Stück, obgleich die Indier gewöhnlich glücklicher in ihren gemeißelten als in ihren gegoſſenen Arbeiten ſind. Der Fußboden dieſes Tempels wird im Sinne des Worts mit dem Waſſer des Ganges gebadet, ſo groß iſt die Maſſe, welche die frommen Seelen hieher zum Opfer bringen.

Am Eingangsthore verſammelt ſich ein bettelnder Haufe nichtsthuender, fetter Brahminen. Sie übertreffen in dieſer Art von unthätiger Induſtrie alle Bettelorden Europas. Man erſtaunt, wenn man die Summen erfährt, welche ſie alljährlich von der Milde und der Leichtgläubigkeit ihrer Glaubensgenoſſen in Anſpruch nehmen. Dieſe glauben ſich der Gottheit angenehm zu machen, wenn ſie den Bedürfniſſen dieſer irdiſchen Repräſentanten derſelben abhelfen, obgleich dieſe letztern auf gröbliche Weiſe ihre Freigebigkeit vergeuden. Die Mienen der Anmaßung und des Anſehens, welche die Brahminen annehmen, ſind eben ſo abſtoßend, als ihr Elend und ihre große Anzahl. Man hat berechnet, daß in der einzigen Provinz Bengalen allein zwei Millionen Menſchen nur von Almoſen leben. Nimmt man nun an, daß ein Jeder nur 16 Pences, ungefähr 1⅔ Frank wöchentlich erhält, ſo würde ſich im Jahre die öffentliche Mildthätigkeit auf die Summe von 7 Millionen Pf. Sterling, oder 175 Millionen Franken belaufen, die den arbeitenden Klaſſen, welche oft große Noth leiden, entzogen werden. Aber die Bettelei gehört zu den vorzüglichſten Pflichten der Hindu. Gewiß iſt es, daß Niemand hoffen darf, zu den höchſten geiſtigen Würden zu gelangen, ohne vorerſt dieſe Art von Noviziat paſſirt zu haben. Die Yogues, welche wegen ihrer Heiligkeit ſo geehrt werden, ſind alle Bettler, und ihr Einfluß auf den Geiſt des Volks iſt ſo groß, daß dieſes es für ein beneidenswerthes Privilegium hält, dieſen Leuten die zum Leben erforderliche Dinge zu ſpenden. Jeder, der als ein Andächtiger anerkannt iſt, betrachtet es als eine Schande, ſich mit einem ehrbaren Erwerbe abzugeben. Dieß eben ermuntert dieſe heilige Perſonen in ihrer faulen Unverſchämtheit, und macht aus ihnen die lockerſten Weſen der Welt.

Man kann nicht umhin zu glauben, daß die Bettelorden der Chriſtenheit ihren Urſprung von dieſem Orientalen genommen haben. Die Aehnlichkeit in einigen Stücken iſt zu groß, um bloß die Sache des Zufalls ſeyn zu können.

Jetzt beſtehen zu Benares die freundſchaftlichſten Berührungen zwiſchen den Indiern und Europäern. Seitdem Haſtings, im Jahre 1781, eine Polizei eingeſetzt, bietet dieſe Stadt im Vergleich mit andern des engliſchen Indiens eine vollkommene Sicherheit vor Betrügereien und Räubereien. Seit jener Zeit hat der tiefſte Friede hier immer geherrſcht, wo der Aufſtand des Zemindar die Sicherheit der Territorial-Beſitzungen der Compagnie bedrohte. Selten nur haben dieſe Mauern die Kriegstrompeten und der Donner feindlichen Geſchützes erſchüttert. Selbſt wenn die angränzenden Diſtricte den ſchrecklichen Verheerungen des Krieges zur Beute wurden, blieb Benares ſtets verſchont und fuhr fort an Ausdehnung, Wichtigkeit und Reichthum zuzunehmen. Das Volk, welches die Straßen erfüllt und die Tempel beſucht, weiß ſehr wohl, wem es dieſe Wohlthat zu verdanken hat; und deshalb iſt der Name Haſtings hier in großer Verehrung. Dieſe Gerechtigkeit wird ihm jetzt zu Theil, für die Vorwürfe, die ihm über Unterdrückung mit großer Strenge gemacht wurden, und denen er vielleicht nicht ausweichen konnte.

Der alte Name von Benares war „Caſi, die Glänzende.“ Wahrſcheinlich wurde ihr Name mit dem Einfall der Mahomedaner verändert. Im Jahr 1017 wurde ſie von dem Sultan Mahmud eingenommen; doch ſcheint es nicht, daß die Muhamedaner ſich in dieſem Theile des Landes vor dem Ende des zwölften Jahrhunderts dauernd feſtgeſetzt hätten. Nach dieſer Epoche kam die Stadt unter die Herrſchaft der Pataniſchen und Mogoliſchen Dynaſtien, bis 1775 Benares und ſein ganzer Diſtrict den Engländern zufiel. Von hier an bis 1781, verdankt die Stadt dem britiſchen Kabinet das Heil, deſſen ſie theilhaft iſt; dann aber ward ſie der Schauplatz einer blutigen Geſchichte. Der engliſche Reſident Cherry, wurde nebſt drei andern Engländern auf Anſtiften des Vezir Ali, abgeſetzten Nababs von Oude, unmenſchlich ermordet. Der Richter Davis vertheidigte ſein und ſeiner Familie Leben ſo lange, bis man ihm zu Hülfe kam. In dieſer kritiſchen Conjunctur entfaltete er einen hohen Grad von Muth und Geiſtesgegenwart. Da er wußte, was dem unglücklichen Reſidenten ſo eben begegnet war, und erfahren hatte, daß nunmehr ſein eigenes Haus bald angefallen werden ſollte, ſo ließ er ſeine ganze Familie auf das Dach ſteigen und ſtellte ſich ſelbſt am Ende einer engen Wendeltreppe auf, vermittelſt welcher er allein in Verbindung mit den Seinigen bleiben konnte; hier trieb er, mit einer kurzen Lanze bewaffnet, die Angriffe der Andringenden zurück und hielt ſie ſo in Schach, bis ein Cavallerie-Detaſchement von dem benachbarten Poſten Sultanpuhr ankam, und ihn aus ſeiner entſetzlichen Lage befreite. Dieſer wilde Zug des Vezir Ali erregte in Calcutta eine allgemeine Beſtürzung. Der Schuldige entfloh; allein man fing ihn und hielt ihn in einer Caſematte des Fort Williams gefangen. Hier beſchloß er ſeine unrechtliche Laufbahn, ohne daß ihn Jemand beklagt oder betrauert hätte.

Man erzählt eine lächerliche und übertriebene Legende von der Heiligkeit der Stadt Benares. Da ſie jedoch zugleich eine unwiderlegbare Moral enthält, was bei den orientaliſchen Sagen nur ſelten der Fall iſt, ſo will ich ſie hier erzählen.

Man ſagt, daß Benares uranfänglich von Gold erbaut wurde, welches durch die Sünden der Einwohner in Stein verwandelt wurde, und da die menſchliche Sünde immer im Wachſen begriffen war, ſo wurde endlich aus dem Stein Thonerde. Die Brahminen behaupten, daß die heilige Stadt nicht auf dem Erdball liege, welche auf der Schlange mit tauſend Köpfen „Ananta“ (Ewigkeit) gegründet iſt, ſondern daß Benares auf der Spitze des Dreizacks Siva’s ruhe. Sie führen zum Beweiſe an, daß ſich in der geheiligten Ringmauer nie ein Erdbeben ſpüren ließ, und daß dieſe vor Zeiten einem theilweiſen Untergange der Welt entgangen iſt.

Trotz der groben Irrthümer, der Uebertreibung und des Wunderbaren, welche die Schriften der Philoſophen und Theologen der Hindu entſtellen, nimmt man doch Silberblicke der Moral darin wahr, welche unſerer Civiliſation zur Ehre gereichen würden. Allein dieſe Moral iſt rein ſpeculativ und bei keiner Nation der Welt iſt die practiſche Moral ſo wenig in Achtung und ſo ſelten befolgt.

Die größten Verbrechen werden gewöhnlich in Indien belobt, beſonders wenn ſie gegen fremde Glaubensgenoſſen geübt werden, dann gelten ſie für Handlungen der erhabenſten Tugend. Mit einem Worte: es gehört nicht zu dem am wenigſten auffallenden charakteriſtiſchen Zuge dieſes merkwürdigen Volkes, daß gerade in dieſer Stadt, dem Mittelpunkte der Religion, welche ſich von hier durch tauſend Kanäle, zu unzähligen aſiatiſchen Völkerſchaften verliert, die meiſten Vergehungen gegen die Moral vorkommen.

Einer der intereſſanteſten Gegenſtände in Benares, von denen, die hauptſächlich die Neugierde der Fremden auf ſich ziehen, iſt eine Pagode, die mitten im Strome erbaut iſt, ohne mit dem Ufer zuſammen zu hängen. Ihre Fundamente ſind unter dem Waſſer, und ihre beiden Thürme weichen ſo ſehr von der ſenkrechten Linie ab, daß ſie mit dem Niveau des Waſſers einen ſpitzen Winkel bilden. Dieſe Pagode iſt ein reines Muſter der alt-hindoſtaniſchen Architektur. Ihre iſolirte Lage hat es nicht erlaubt, die Zeit ihres Urſprungs zu bewahren, um ſomehr, da ihr Fußboden unter dem Waſſer befindlich iſt. Man weiß mithin nicht, wann ſie erbaut wurde, noch zu Ehren welcher Göttin, und warum man ihr die Stelle im Strome erkoren, wenn dieſer ſelbſt nicht der Gegenſtand der Verehrung ſeyn ſollte; keinem Zweifel unterliegt es aber, daß dieſes Monument ſehr alt ſey. Man iſt erſtaunt, daß es dem Andrange der Wellen ſo lange widerſtehen konnte, aber noch mehr, daß die ſchiefen Thürme dieß konnten, da die Wellen zur Zeit des Muſſons ſehr heftig

wüthen. Man war geneigt anzunehmen, daß der Tempel eigentlich am Ufer erbaut wurde, und daß Ueberſchwemmungen ihm erſt nach und nach ſeine jetzige Lage bereitet haben. Aus dieſen Revolutionen wird auch die ſchiefe Stellung der Thürme hergeleitet, die vielleicht nicht ſo feſten Widerſtand als das Uebrige zu leiſten vermochten. Barken fahren unter den Gewölben dieſer Pagode hin und her.

Folgender Auszug aus dem Tagebuche des Biſchofs Heber wird man, wie ich glaube, nicht ungern leſen, wenn ich ſie mit zwei andern Stellen aus einem frühern Schriftſteller hier zuſammen ſtelle. Dieſe Auszüge, welche eine Epoche von faſt zwei Jahrhunderten umfaſſen, werden eine Idee geben von dem, was der Cultus der indiſchen Tempel war und noch jetzt iſt, und mit welcher religiöſen Genauigkeit alle ſeine Gebräuche ſich bis auf unſere Tage erhalten haben.

Nach einer allgemeinen Beſchreibung der Stadt, ſagt der Biſchof:

„Unſer erſter Beſuch galt einem ſehr berühmten Tempel, genannt: „Biſch-vaiſcha;“ dieß iſt ein kleines Gebäude aus behauenen Steinen; die Stelle, worauf es ſteht, wird für eine der heiligſten in Hindoſtan gehalten. Der Hof des Tempels gleicht dem einer Meierei, wegen der Menge von fetten, gezähmten Stieren, die dort herum ſpatzieren, und ihr Maul auf den Händen und den Taſchen der Beſucher ruhen laſſen, um Futter oder Näſcherei zu ſuchen, welches ihnen die Andächtigen im Ueberfluſſe mitbringen. In den Klöſtern der Umgebung erblickt man in eben ſo großer Zahl nackte Mönche, deren Geſchrei Ram! Ram! und unaufhörliches Gemurmel den Fremden die Köpfe verrücken. Neben dem Thurm des Tempels iſt ein Brunnen, mit einem Thürmchen bedeckt. Eine jähe Treppe führt hinab. Durch einen unterirdiſchen Kanal wird Waſſer aus dem Ganges hieher geleitet. Dieſer Brunnen wird — man weiß nicht aus welchem Grunde — für heiliger als der Ganges ſelbſt gehalten. Alle Pilger, die nach Benares kommen, müſſen hier trinken und ſich reinigen.“

Aus dem Berichte Fitch’s, der zu Ende des 16ten Jahrhunderts Benares beſuchte, kann man ſehen, daß der Aberglaube ſich unter derſelben Geſtalt, wie jetzt zeigte. Dieſer Reiſende beſchreibt umſtändlich eine Menge Götzen, welche er in den Tempeln ſah, und die verſchiedenen Gebräuche, woraus ihr Cultus beſtand. „Einige dieſer Götzen, ſagt er in ſeinem naiven Style, ſtellen Kühe, andere Affen und Teufel vor. Es gibt ſchwarze, mit ehernen Pfoten und langen Krallen; einige reiten auf einem Pfau oder auf einem andern häßlichen Federvieh und haben lange Sperberſchnäbel. Einer davon hat dieß, der Andere das, aber keiner ein ordentliches Geſicht. Alle ſind ſchwarz und häßlich, mit großen Mäulern und vergoldeten Ohren, die mit Kleinodien bedeckt ſind. Ihre Zähne und Augen ſind von Gold, Silber oder Erz.“

Dieſe Beſchreibung eines beobachtenden Schriftſtellers ſtimmt mit den Details überein, welche uns hunderte von neuen Reiſenden liefern.

Der Anblick der Andächtigen, welche die Tempel in Benares überfüllen, hat etwas Abſchreckenderes für die Sinne, als Alles was man anderwärts zu ſehen bekommen kann. Fitch ſpricht auch davon; folgendes iſt die Schilderung, die er von einem dieſer Fanatiker entwirft:

„Sein Bart war von ungeheurer Dicke. Seine Haare fielen bis auf die Hälfte ſeines Leibes, und ſeine Nägel waren zwei Zoll lang. Er wollte nicht den kleinſten Auswuchs ſeines Körpers abſchneiden. Auch ſprach er nicht. Selbſt mit dem König hätte er nicht ſprechen mögen.“

Jetzt will ich noch eine jener Perſonen beſchreiben, die wir in ſo großer Anzahl in Benares ſahen, und die ein Naturwunder genannt zu werden verdienten. Es war ein ſogenannter Ouddoubahou von dem Stamme der Yogues. Dieſe elenden Schwärmer bewohnen oft die entlegenſten Waldwinkel an den Flüſſen, wie wilde Thiere, und leben von Wurzeln und Früchten und von den zufälligen Geſchenken der Reiſenden, die ſich zu ihnen verlieren. Sie gehen ganz nackt; ihr Körper iſt mit Kuhmiſt eingerieben und dann mit Holzaſche beſtreut. Weder Nägel, Haare noch Bart ſchneiden ſie ab. Dieſe ſcheußlichen Ungeheuer, denn ſie verdienen dieſe Benennung in phyſiſcher und moraliſcher Hinſicht, nehmen manchmal die ſchrecklichſten Kaſteiungen mit ſich vor, lediglich um, wie ſie ſagen, von der Gottheit der ewigen Freuden des Paradieſes gewürdigt zu werden. Ihre Martern ſind ſo grauſam, daß ſie über menſchliche Kraft hinauszureichen ſcheinen, wenn nicht jeder Tag den Beweis der Geduld lieferte, womit ſie dieſelben ertragen. Wenn ſie ſich eine gewiſſe Reihe von Qualen auferlegt haben, ſo erflehen ſie vom Himmel das ewige Glück, gleich einem durch die Heiligkeit ihrer Buße erwirktes Recht. Dieſe Buße beſteht übrigens aus wahrhaft ſchrecklichen Handlungen. Einige verurtheilten ſich, ihre Glieder in ganz ſonderbaren Stellungen zu erhalten, bis daß die Muskeln ſteif und unbeweglich geworden ſind. Andre laſſen ſich mit Ketten an Bäumen aufhängen, mit dem Geſichte nach der aufgehenden Sonne gekehrt; ſo bleiben ſie viele Jahre lang, wenn nicht der Tod ihre Qualen endet. Die Vorübergehenden ernähren ſie aus Mitleid, und man betrachtet ſie als übermenſchliche Weſen, als wahrhafte Heilige. Einige ſchlafen auf Betten, die mit ſtumpfen eiſernen Spitzen beſetzt ſind, welche nicht ins Fleiſch eindringen können; Andre laſſen ſich in ein Grab legen, das gerade den Umfang ihres Körpers hat, und worin nur eine Oeffnung gelaſſen iſt, damit die frommen Seelen ihnen Nahrung zuſtecken können. Auch dieſe bleiben hier Jahre lang vergraben. Der Menſch, von dem ich ſo eben ſprach, hatte ſich zu der erſten Art von Büßungen verurtheilt. Er hatte das Gelübde abgelegt, ſeinen rechten Arm ſenkrecht über den Kopf emporgehoben zu halten. Als die Zeit ſeiner Buße verſtrichen war, behielt der Arm dieſe Richtung; Muskeln und Gelenk blieben

ſteif. Da er die Hand geſchloſſen hatte, waren ſeine übermäßig langen Nägel hindurch gewachſen. Sein Anblick war häßlich und zurückſtoßend. Seine Haare lang und voller Schmutz; ſein Bart, ſtruppig und dick, bedeckte ſeine Bruſt, worauf eine Lage Kuhmiſt und Aſche war. Seine glänzenden Augen zeigten einen Ausdruck von Härte und Fühlloſigkeit, die wahrſcheinlich daraus entſtand, daß er auf ſeine glücklich errungene Unſterblichkeit ſtolz war. Er murrte gegen alle die, welche unter den Vorübergehenden ihm nichts ſpenden wollten. Ich und meine Gefährten waren von dieſer Zahl. Die heimtückiſche Arroganz dieſes häßlichen und ſchamloſen Bettlers empörte uns.

Chunar.

Von Benares wandten wir uns gegen Chunar, einen befeſtigten Ort, wohin ſich Haſtings nach dem Aufſtande von Benares im Jahr 1781 flüchtete. Er iſt auf einem ungeheuern natürlichen Felsblocke erbaut, deſſen Höhe die St. Pauls Kirche in London überſchreitet. Dieſer Felſen erhebt ſich ſenkrecht vom Niveau der Ebene, tritt bis gegen den Fluß vor und beherrſcht mit ſeinen Batterien die Schiffahrt auf demſelben. Zu ſeiner Zeit konnte kein Schiff unter dem Fort vorüberfahren, ohne die genaueſte Unterſuchung auszuhalten; ſeit einigen Jahren mag dieſe ängſtliche Inquiſition aufgehört haben.

Die Ausſicht von der Höhe dieſes befeſtigten Hügels erſtreckt ſich weit hinaus über eine der beſtbebauten Gegenden Indiens. Die Stadt bietet dem Auge der Reiſenden nichts Auffallendes; ſie beſteht nur aus mehren Gruppen indianiſcher Hütten und europäiſcher Bungalos, ohne alle Rückſicht auf Regelmäßigkeit oder Eleganz. Außerhalb der Feſtung befindet ſich eine Cantonnirung für die Sipayen dergeſtalt von mehren Mauereinfaſſungen mit Thürmen umgeben, daß man dieſe Stelle während des Krieges gegen Cheit-Singh als feſt betrachtete. Dieſe ſtarken Mauern bilden einen ſonderbaren Widerſpruch mit den Erdkäfigen und zerbrechlichen nur mit Stroh gedeckten Bungalos, aus denen die neue Stadt beſteht. Uebrigens iſt dieſer Ort mehre Monate des Jahrs ſehr ungeſund, und viele Europäer haben hier ſchon ihr Grab gefunden. Mit unerträglicher Intenſität wirft der Felſen die Sonnenſtrahlen zurück, nichts deſtoweniger hat man dieſes furchtbare Aſyl für die

invaliden Soldaten gewählt, Gott weiß aus welchem Grunde, wenn nicht um ſich ſo ſchnell als möglich ihrer ſelbſt und der Laſt ihrer Penſionen zu entledigen.

Unſere Dandis (Ruderer) hatten, vor unſerer Abreiſe von Chunar eben Feuer auf dem Ufer angezündet, um ihr Reis und ihr Carry zu kochen, als eine kleine Schlange ſich der Stelle näherte, wo ſie ſaßen; ſogleich ſprang Einer auf und erſchlug ſie mit einem Bambusſtocke; die Schlange mochte etwa fünf und zwanzig Zoll lang ſeyn, war ganz weiß, nur den Kopf ausgenommen, der oben im ſchönſten Schwarz erglänzte. Dieſe Gattung Schlangen wird bei den Indiern Uta genannt. Sie kommt nur in geringer Anzahl vor und hat etwas Eigenthümliches in ihren Gewohnheiten. Die Individuen dieſer Gattung gehen immer zu Paaren, und das Merkwürdige dabei iſt, daß, wenn Eines von einem Menſchen oder einem Thiere getödtet wird, das Ueberlebende den Tödtenden verfolgt, bis es ſelbſt ſeiner Seits unterliegt, oder Gelegenheit gefunden hat, ſich an dem Urheber ſeines Wittwenthums durch einen Biß zu rächen. Das Weibchen des erſchlagenen Männchens glitt längs dem Fluſſe hin, nachdem wir abgefahren waren, folgte der Richtung unſeres Fahrzeuges und als wir in Cawnpoor ausſchifften, trafen wir es auf dem Ufer, bereit, ſein Recht an dem Zerſtörer ſeines ehlichen Glückes zu nehmen. Aber man tödtete das Thier, ehe es Zeit gewann, ſeinen Racheplan auszuführen.

Ein friſcher Wind begünſtigte uns von Chunar nach Cawnpoor, darum gelangten wir aber an letzteren Ort doch erſt nach verſchiedenen Unfällen, die ſtets im Gefolge einer Reiſe auf dem Ganges in einem Budgero erſcheinen. Die Dandis ſcheinen die Unfälle als das einzige Mittel für ihr Fortkommen gleichſam aufzuſuchen und betrachten ſie ſo als eine ganz einfache Sache. Mehre große Fahrzeuge ſchloſſen ſich zur Sicherheit an uns an, und wir genoſſen das egoiſtiſche Vergnügen zu bemerken, daß wir nicht allein von den Plackereien heimgeſucht wurden, ſondern daß auch unſere Reiſegefährten ihr gut Theil davon hinzunehmen hatten.

Cawnpoor iſt von einer Fülle maleriſcher Reize umgeben. Die Gebäude bieten dem Blicke einen unendlichen Wechſel der Geſtaltung; was man von der Seite von Curah ſieht, kann man die Stadt der Gräber nennen. Hier reſidirte früher der mogoliſche Statthalter des Diſtrictes. Die Gräber ſind wahrhaft prachtvoll und bilden eine Geſammtmaſſe ernſter Baukunſt, von der unſere europäiſchen Kirchhöfe nicht eine entfernte Idee geben können.

In nachdenkendem, feierlichem Schweigen ſieht man die Muhamedaner, deren Voreltern mitten unter dieſen koſtbaren Denkmälern ruhen, bei Sonnenuntergang zwiſchen den Gräbern ſpazieren gehen. Ich konnte mir die traurige Luſt nicht verſagen, einen Augenblick in dieſer düſtern Stadt umherzuirren. Die Sonne ſank unter den Horizont, und die Dunkelheit verhüllte mit ihrem Schleier plötzlich die Schöpfungen der Natur und des Menſchen. Die Fleder-

maus kam aus ihrem Loche hervor, flatterte durch die Gräber hin, ſchlug die Luft mit ihren dicken Flügeln, und unterbrach allein, die Finſterniß durchfurchend, des Ortes heilige Stille. Erquickend wirkte des Abends koſtbare Kühle nach der außerordentlichen Hitze, die am Tage geherrſcht hatte, und dieſe Ruhe um mich her, verlieh meinen Gedanken eine neue Richtung, der ich mich mit innerem Entzücken hingab. Die Muſulmanen hatten den Friedhof mit den letzten Strahlen des Tages verlaſſen, und ich war im Dunkel der Nacht allein geblieben. Das ſchrille, einem lebhaften Gelächter ähnliche Geſchrei des Schakals ſtörte von Zeit zu Zeit das Schweigen, um es durch einen ſcharfen Contraſt noch feierlicher zu machen. Es war mir wie dem Dichter: „als hätte die Erde ſelbſt, auf die ich trat, einſt gelebt.“ Lange verharrte ich in dieſer Sammlung der Gedanken und des Gemüthes, deren Einfluß nicht ohne Nutzen für meinen Geiſt vorüber ging.

Die militäriſche Station der Engländer erſtreckt ſich auf mehre Meilen an den Ufern des Ganges. Nicht ferne davon liegen die Ruinen einer kleinen Pagode auf der Bauſtelle einer alten, jetzt zerſtörten Stadt, welche Kanoge hieß, und ſehr ausgedehnt und bevölkert war, denn ſie ſoll allein dreißig tauſend Buden für den Verkauf des Betel enthalten und eine Mauer-Einfaſſung von hundert Meilen im Umfange gehabt haben. Ninive, Babylon und Tyrus waren unbedeutende Städtchen im Vergleiche mit dieſer koloſſalen Stadt und ihrem Ameiſenhaufen von Bewohnern. Rom und Carthago wären ſelbſt zur Zeit ihrer Macht und ihres Glanzes neben ihr nur gewöhnliche Vorſtädte geweſen.

Mag die Geſchichte ihrer unermeßlichen Ausdehnung und zahlloſen Bevölkerung Wahrheit oder Erfindung ſeyn, ſo viel bleibt gewiß, daß Kanoge eine Stadt geweſen iſt, deren Mauern und Wälle einen ungewöhnlichen Raum einnahmen. Mehre Schriftſteller wollten darin die berühmte Palibothra des Alterthums finden, — eine Conjectur, der es wenigſtens nicht an Wahrſcheinlichkeit gebricht. Es iſt aber durchaus unwahrſcheinlich, daß der Verſuch, unter dieſer Menge ſich widerſprechender Meinungen den Bauplatz dieſer berühmten Hauptſtadt feſt zu beſtimmen, mit günſtigem Erfolge gekrönt werden wird. Dieſes bleibt eines jener unauflösbaren Probleme der Geſchichte, um welche die Zeit mehr und mehr Zweifel und Schwierigkeiten häuft.

Kaum in Cawnpuhr angelangt, wurden wir Zeugen von einem der Acte des dem Hindus anklebenden Aberglaubens, welche zum Beweiſe dienen, wie unendlich gefühllos dieſe ſonſt ſo friedliche, ſanfte Nation ſeyn kann.

Wir ſahen eine Gruppe von Individuen, welche mit einer drückenden Laſt beladen, langſam gegen den Fluß zog; es war ein menſchliches Geſchöpf, das dem Anſcheine nach eben an der letzten Marke ſeiner Tage anlangte. Man konnte jedoch leicht ſehen, daß es noch eines gewiſſen Zeitraumes bedurfte, bis das Leben in ihm nach der gewöhnlichen Ordnung der Natur erloſch.

Da unſer Fahrzeug ſehr nahe am Ufer hinſchwamm, ſo konnte ich genau bemerken, wie der Unglückliche — (es war nämlich ein Mann) zuweilen die Glieder rührte, ja, ich konnte ihn ſogar ſprechen hören. Er lag auf einer viereckigen Matte ausgeſtreckt, die man kaum in der Breite und Länge ſeines Körpers auf vier Bambus befeſtigt hatte. Man ſetzte ihn am Rande des Waſſers nieder, damit er ſeine Tage ganz in der Nähe des heiligen Fluſſes beſchließen könnte. Sein nächſter Verwandter, wie wir ſpäter erfuhren, begleitete ihn, prüfte mit größter Kaltblütigkeit alle Vorbereitungen zu den Ceremonien, und ſpielte ſeine Rolle, nachdem Alles geordnet war, mit ungemeinem Eifer.

Die Streu, auf welcher der Sterbende lag, war ſo nahe am Rande des Fluſſes, daß die Wellen den Körper des Unglücklichen beſpülten, und daß der geringſte Anſtoß ſtark genug geweſen wäre, ihn mitten in den Strom zu ſchleudern. Man füllte ihm Mund und Naſenlöcher mit dem geheiligten Schlamme des Ganges. Dieſer letzte Act frommer Menſchlichkelt war ein religiöſer Gebrauch, wodurch der Seele des Märtyrers ein Paß nach dem Aufenthalte ewiger Freuden und das beneidete Vorrecht verliehen werden ſollte, ſein fleiſchliches Gefängniß an den Ufern eines Fluſſes zu verlaſſen, den die frommen Hindu als von den Göttern ſelbſt verehrt, betrachten.

Ohne den geringſten Widerſtand, ohne das leiſeſte Zeichen von Ungeduld unterwarf ſich der Sterbende in fanatiſch blindem Glauben der ekelhaften Ceremonie, ſich durch Schlamm erſticken zu laſſen. Vielleicht mochte auch körperliche Schwäche mehr als ſtoiſcher Gleichmuth zu dieſer Reſignation beitragen. Jedenfalls zeigten die Zuckungen ſeines Körpers von Zeit zu Zeit an, daß er noch lebte.

Als das Leichenbegängniß vollbracht war, überließ man den Unglücklichen der Barmherzigkeit der Wellen und der Schakals, welche dieſe Opfer häufig vor dem letzten Todesſeufzer anfallen — und dieß geſchah hier unter unſern eigenen Augen. Der Sterbende war kaum von ſeinen Verwandten verlaſſen, als mehre Pariahunde hinzukamen; das eine von dieſen Thieren ergriff einen von ſeinen Füßen, das andere einen Arm, und jedes zog von ſeiner Seite, bis wir ſie abſchreckten und ſo von ihrer Beute trieben; wir konnten jedoch nicht daran zweifeln, daß ſie wieder gekommen ſeyn werden, ſobald ſich Niemand mehr in Schußweite befand, der ſie in ihrem gräßlichen Feſtmahle ſtören konnte.

Bei dieſen Gelegenheiten geſchieht auch, daß die Freunde, ſobald ſie verſichert ſind, daß der Gegenſtand ihrer abergläubiſchen Beſorgniß zu leben aufgehört hat, wohl zuweilen vor ſeinem letzten Athemzuge, das ärmliche Lager, welches ihn umhullt, unter Zeichen vollendeter Frömmigkeit mitten in das heilige Gewäſſer ſchleudern. Dadurch ſieht man oft an einem Tage mehre Leichname auf dem Strome treiben, während ſich Raubvögel auf

die traurigen Ueberreſte ſetzen und ihre Freßgier auf Koſten der Verſtorbenen befriedigen. Ich geſtehe es, daß dieſes Schauſpiel, welches ſich täglich unter meinen Augen erneuerte, meine Sinne ſchmerzlich marterte.

Zu jeder Jahreszeit ſchwimmen die Leichname in allen Graden der Verweſung auf dem Ganges und verpeſten die Luft mit abſcheulichen Miasmen. Die Indianer verharren bei ihrem Anblicke — wie es einige Leute anſehen — in philoſophiſcher Gleichgültigkeit, ich meines Theils betrachte es als einen Beweis rein thieriſcher Gefühlloſigkeit. Ein tiefer Ekel durchdrang mich, als ich unſere Schiffsleute in dieſe, kaum noch vom Feuer des Lebens und des Geiſtes beſeelten, Gerippe ſtoßen ſah, um ſie von der Berührung unſeres Budgero abzuhalten. Ihre mürriſchen harten Züge verriethen nicht den geringſten Grad von Mitgefühl. Ich konnte nie den Eindruck vergeſſen, den dieſe Scenen des Todes und der Vernichtung auf mich machten. Ich habe eine große Lehre darin gefunden.

Von Cawnpuhr ſetzten wir unſern Weg nach Futtipuhr und dann queer über Land gegen Agra fort, welches vom Range eines beſcheidenen Dorfes durch Kaiſer Akbar zur Hauptſtadt der Provinz erhoben wurde, auch die Ehre hatte dem erſten Miniſter dieſes Fürſten, Abu-Fagal, dem ausgezeichnetſten Manne ſeines ganzen Jahrhunderts das Leben zu geben.

Unfern von Agra liegt das berühmte Taje-Mahl, das prachtvolle Mauſoleum, welches der Vater von Aurengzeb zu Ehren ſeiner heißgeliebten Sultanin Arjemonde-Banu erbaute. Dieſes Gebäude ſoll über hundert tauſend Pfund Sterling gekoſtet haben, eine ungeheure Summe, wenn man bedenkt, daß der Werth des Geldes in Indien wenigſtens fünfmal höher ſteht, als in Europa, berechnet man aber dieſen Werth nach dem Stande im Anfange des ſiebenzehnten Jahrhunderts, zu welcher Zeit das Monument errichtet wurde, ſo läßt ſich annehmen, daß ſich die Ausgaben auf drei bis vier Millionen Pfund Sterling nach dem Gelde unſrer Zeit belaufen haben. Da die Handarbeit in Indien ſehr wohlfeil iſt, ſo bin ich überzeugt, daß meine Schätzung eher unter als über der Wahrheit ſteht.

Agra.

Wir verweilten einige Zeit in Agra, denn in dieſer Stadt und ihrer Umgebung gibt es viel Intereſſantes zu ſehen. Das Fort, eines der ſchönſten Werke des Kaiſers Akbar iſt groß und umfaßt mehre treffliche Bauten, welche von ſeinem Geſchmacke und ſeiner Prachtliebe zeugen; es iſt aus ſehr hartem Stein von der Farbe des Jaſpis erbaut. Als ſich die Feſte im Jahr 1803 dem Lord Lake ergab, fand man darin eine Kanone von gigantiſcher Ausdehnung. Ihre Länge betrug vierzehn, ihr Durchmeſſer vier, und ihr Caliber zwei Fuß. Lord Lacke verſuchte es, ſie zu Waſſer auf einem Floße nach Kalcutta bringen laſſen, aber ihr Gewicht drückte das Gerüſt nieder, ſie ſank unter und blieb auf dem Grunde des Fluſſes ſitzen.

Die Stadt Agra iſt auf der ſüd-weſtlichen Seite der Jumna erbaut. Ihre Häuſer ſind hoch, aber ihre Straßen meiſtens ſo ſchmal, daß kaum zwei Menſchen an einander vorübergehen können; durch manche vermöchte kein Elefant zu dringen. Der größte Theil dieſer antiken Hauptſtadt iſt verlaſſen und verfällt in Trümmer.

Die Landſchaft umher iſt eine mit den großartigſten Ueberreſten des Alterthums beſtreute Ebene. Oft muß man an dieſen Orten das traurige Schauſpiel ſehen, wie unter den Mauern einer herrlichen Ruine, ſonſt dem Stolze der Könige, dem Heiligthum der nationalen Religion, der Wiege des Helden, Hausthiere ihre Herberge nehmen. Zur Muhtie-Musſchid, einer im Innern erbauten majeſtätiſchen Moſchee, ſoll man den Marmor genommen haben, der nach Vollendung des Taje-Mahls übrig blieb.

Man weiß, daß e[illegible] Orient allgemein gebräuchlich iſt, die Todten zu verbrennen. Dieſe Sitte darf indeſſen nicht als durchgängig üblich betrachtet werden, und obgleich das Begraben ſelten iſt, ſo hatten wir doch Gelegenheit einmal während unſeres Aufenthaltes in Agra einem Leichenbegängniße ein paar Meilen von der Stadt beizuwohnen. Die indianiſche Secte, die es vorzieht, ihre Todten zu vergraben, iſt die der Siva-Anbeter. Da ihre Gebräuche bei dieſer Gelegenheit ſelten zur Anwendung kommen, ſo dürften ſelbſt diejenigen, welche in Indien gewohnt haben, die Beſchreibung nicht ohne Intereſſe leſen.

Iſt der Verſtorbene gehörig zum Begräbniſſe zugerüſtet, ſo ſetzt man ihn auf eine Art von Sarg, welchen vier Menſchen auf ihren Schultern tragen. Man gebraucht dabei kein Leichentuch, ſondern der Körper bleibt ganz nackt,

den Kopf ausgenommen, welcher mit einem weiten, ſorgfältig mit Blumen verzierten Turban bedeckt iſt. Man beſtreut den Leib mit einer ſtarken Lage Holzaſche, was nicht wenig mit dem Kofpputze contraſtirt und dem Ganzen einen abſcheulichen Anblick verleiht.

Freunde und Verwandte verſammeln ſich zur Leichen-Proceſſion und folgen dem Sarge begleitet von Tam-tams, gellenden Trompeten und andern unharmoniſchen Inſtrumenten, in deren Töne ſie ein Geſchrei und Schluchzen miſchen, wodurch Jeder, der einen andern Schlaf, als den des Todes, ſchläft, erweckt werden müßte.

Durch das Marſchiren der Träger bekommt der Leichnam eine fürchterliche Kopfbewegung. Während die Proceſſion fortſchreitet, halten die Verwandten von Zeit zu Zeit an, um den Todten zu küſſen, und beginnen dann wieder ihr Klagegeſchrei mit zunehmender Energie. Iſt man an der Begräbnißſtelle angelangt, ſo hört der Lärmen auf, um den letzten Pflichten der Pietät gegen den Verſtorbenen Raum zu geben. Das Grab wird bereitet, indem man ein Loch von fünf Fuß Tiefe und drei Fuß Breite aushöhlt; dann macht man eine unterirdiſche, mit dem Loche in Verbindung ſtehende, winkelrechte Seitenkammer, in dieſe bringt man den Todten und ſetzt ihn darin aufrecht. An ſeine Seite ſtellt man Reis und geheiligtes Waſſer des Ganges, was man als unverderblich betrachtet, wie das Fleiſch nnd den Oelkrug, der auf den Scheiterhaufen der Sutties Wittwen geſtellt wird. Dieſe Lebensmittel ſollen den Verſtorbenen erhalten, bis zum Tage, da der Tod ſeine Rechte verliert und die Unſterblichkeit an ſeine Stelle tritt.

Ehe man den Körper eingräbt, malt man das unterſcheidende Zeichen ſeiner Kaſte auf die Stirne, damit Siva ſeine Getreuen aus der zahlloſen Menge der Weſen aller Nationen, aller Racen, aller Sprachen erkennen möge, welche des Grabes Feſſeln ſprengen müſſen, um am Tage des letzten Gerichts vor ihm zu erſcheinen und ihren Spruch für die Ewigkeit zu empfangen.

Iſt der Körper in ſeiner letzten Ruheſtätte niedergelegt, ſo hält der Prieſter eine Rede in pomphaftem orientaliſchen Style. Er ſchildert darin das ganze Leben des verſtorbenen Bruders und erzählt von ſeinen ſchönen Handlungen, obgleich der Menſch, von dem er ſpricht, ſein Leben mit allen Schandthaten und Verbrechen befleckt haben kann. Der Redner beweist durch ſeine Lobes-Erhebungen, der Todte habe ſich der göttlichen Ehre und Auszeichnung würdig gemacht, zu der er berufen ſey, und ſchließt damit, daß er den überlebenden Verwandten in ſehr ermuthigenden Ausdrücken daſſelbe Loos verheißt.

Hat der Prieſter ſeine Leichenrede geendigt, ſo ſtimmt die ganze Verſammlung in Begleitung von Tam-tams, gellenden Trompeten und Klagerufen gemeinſchaftlich eine Sterbehymne an. Dann verſtopft man das Eingangsloch mit Banianenzweigen, und die Ceremonie ſchließt damit, daß der Brahmine den

Segen über den Leichnam ausſpricht, den er feierlich Siva's Gnade und Schutz empfiehlt. Nun füllt man das Grab vollends mit Erde und begibt ſich zu einem nur für eine gewiſſe Anzahl geladener Perſonen bereiteten Bankete. Aber Keiner wagt es, ſich an die Tafel zu ſetzen, oder mit ſeinen profanen Fingern ein Gericht zu berühren, ehe der Brahmine ſeinen Heißhunger geſtillt und von den Verwandten die Begräbniß-Gebühren erhalten hat.

Während wir uns in Agra befanden, zog der berühmte Scindia, einer der furchtbarſten Gegner, welche die engliſche Macht in Indien zu bekämpfen hatte, bei dieſer Stadt mit einer Bedeckung von wenigſtens dreißig tauſend Mann und zwei tauſend Elefanten vorüber. Er war der Großneffe von Mahadaſchie Scindia, das heißt der Enkel des jüngeren Bruders dieſes Fürſten, und wenn er auch als Krieger und Staatsmann unter ſeinem Oheim ſtand, ſo zeigte er ſich doch nicht weniger als wachſamer und thätiger Feind.

Die Begierde, einen Maratten-Häuptling mit ſeinem Gefolge zu ſehen, lockte uns zu dem Zuge, und in der That es lohnte ſich der Mühe, das ſeltſame Schauſpiel näher zu betrachten. Die Truppen beſtanden aus Reitern in verſchiedener Bewaffnung und Kleidung. Die Einen hatten geſteppte Leibröcke von ſo ſtarkem Gewebe, daß man damit dem Säbel und der Lanze Widerſtand leiſten konnte. Einige trugen leichte Panzerhemden und keinen Helm. Viele waren nur halb equipirt nnd hatten bloß einen Küraß umgeſchnallt. Andere hatten nur Kamaſchen an den Beinen, und der übrige Körper war ohne ſchützende Verhüllung. Mit einem Worte, man hätte glauben mögen, ſie haben ſich in einige vollſtändige Rüſtungen getheilt, und jeder habe das Stück angelegt, das ihm bei der Theilung zugefallen. Sie waren hauptſächlich mit Zunderflinten, Säbeln und Dolchen bewaffnet. Als treffliche Reiter ſetzten ſie oft ihre Pferde in den ſchnellſten Galopp und hielten ſie dann mitten im reißendſten Laufe plötzlich drei Schritte vor den erſchreckten Zuſchauern an. Man muß nur ſtaunen, bis zu welchem Grade ſie ihrer Thiere Meiſter ſind; Pferd und Reiter ſcheinen Eines zu ſeyn. Selten — wenn es überhaupt vorkommt, ſieht man ſie ſtürzen, und doch findet man bei ihnen zuweilen die unbändigſten Pferde der Welt.

Es lag etwas Erhabenes in dem Schauſpiele, welches die Elefanten boten; allerdings bekommt man nicht häufig eine ſo große Anzahl beiſammen zu ſehen. Ihre außerordentliche Gelehrigkeit, verglichen mit dem Bewußtſeyn einer ungeheuren Stärke, iſt nicht minder merkwürdig, als ihr Verſtand. Mehre von ihnen waren mit reichen Decken verſehen, namentlich der, auf welchem der Maratten-Häuptling ritt. Es war ein edles, kräftiges Thier von heller Farbe. Sein Gewerfe war zur Zierath mit koſtbaren Ringen von Gold und Silber behängt. Die Schabracken beſtanden aus goldbrochirtem Stoffe. Ein großer

Theil des Hudah *) war, wie man ſagte, in Bergkryſtall gearbeitet, welches in der Sonne erglänzte und ihre Strahlen bis in's Unendliche vervielfältigte.

Der indiſche Elefant ſoll dem afrikaniſchen weit an Größe und Beleibtheit nachſtehen. Die Reiſenden behaupten von dem Letztern, er erreiche oft eine Höhe von ſechszehn Fuß. Major Denham hat dieſe Behauptung beſtätigt, indem er die Größe mehrer Thiere dieſer Gattung, die er auf ſeinen Reiſen in Africa ſah, zu ſechzehn Fuß berechnete. Ein indiſcher Elefant von der größten Gattung, der ſelten über zehn Fuß Höhe erreicht, wiegt zuweilen ſieben tauſend Pfund. Das ſchönſte Thier, das ich in Indien geſehen habe, gehörte einem engliſchen Officier, der es um vier hundert Pfund Sterling gekauft hatte.

Der Parade-Elefant erkennt ganz wohl ſeine Superiorität über den Transport-Elephanten. Er ſcheint den letztern als ein untergeordnetes Weſen, als ein plumpes Laſtthier zu behandeln, und wirft ihm, wenn er ſich nähert, Blicke voll Verachtung zu. Allein das iſt nicht Alles, er begnügt ſich nicht damit, ſeine Geſellſchaft zu fliehen, ſondern er zeigt gewöhnlich einen großen Grad von Ungeduld, ſo oft ihn der Zufall an die Seite des Transport-Elefanten führt.

Iſt der Parade-Elefant mit ſeiner prächtigen Schabracke bekleidet, trägt er auf ſeinem breiten Rücken den herrlichen Hudah, in welchem ſein Herr bequem mit einem hinter ihm ſitzenden Bedienten Platz genommen hat, ſo ſchreitet er in impoſanter Haltung einher.

Der Mahut oder Führer ſitzt in der Regel rittlings auf dem Halſe des Thieres — bewaffnet mit einer Art von Hacken, ähnlich dem der Bootsleute, womit er nach Belieben den Marſch beſchleunigt oder ſchwächt.

Eine Leiter bildet bei dem Elefanten ſtets einen Theil des Geſchirrs, denn obgleich ſich das folgſame Thier auf den Bauch niederſtreckt, um das Aufſteigen zu erleichtern, ſo iſt doch die Höhe ſeines Körpers ſo beträchtlich, daß man ſich ohne Hülfe der Leiter nicht auf den Rücken zu ſchwingen vermöchte.

Bei gewöhnlichem Schritte legen dieſe Thiere fünf Meilen in der Stunde zurück; in beſondern Fällen hat man ſie zwölf bis vierzehn machen ſehen. Die Reiter auf Pferden haſſen ſie im höchſten Grade und werden ſehr ungeduldig, wenn Reiterei hinter ihnen marſchirt. Der ſo eben erwähnte engliſche Officier erzählte mir ein merkwürdiges Beiſpiel von dieſer Eigenheit ihres Temperaments.

Neugierig die Annehmlichkeiten einer Reiſe auf Elefanten kennen zu lernen, beſtieg er ein ſolches Thier bald nach ſeiner Ankunft in Indien. Er ſetzte ſich auf den gewöhnlichen Sitz, aus dem das ganze Zeug des Elefanten beſteht, wenn er nicht mit der Schabracke geſchmückt iſt. Das iſt nun nichts

*) Sitz oder bedecktes Zelt für die Perſonen, welche auf dem Rücken des Elefanten reiſen.

weiter als eine Art von halbkreisförmigem Seſſel mit einer niedern Lehne. Ein Officier, der mit ſeiner militäriſchen Rüſtung und dem ſtets an das Pferd ſchlagenden Säbel viel Lärmen machte, trabte hinter ihm her. Der Elefant hörte das ärgerliche Getöſe und fing an ſeine Schritte zur großen Unbequemlichkeit deſſen, der oben ſaß und ſich nur mit großer Mühe auf ſeinem Sitze halten konnte, zu beſchleunigen.

Von dieſem Schauſpiele ergötzt, jagte der Reiter dem Elefanten auf dem Fuße nach und vermehrte den Lärmen ſeiner klirrenden Rüſtung dadurch, daß er von Zeit zu Zeit ſeine Peitſche gegen den Sattel klatſchen ließ. Aufgebracht über den unerträglichen Reiſegefährten ging das ungeheure Thier von einem harten Trabe in einen noch härtern Galopp über, ſo daß der Reiter, der das Gleichgewicht völlig verlor, aus Furcht, von ſeiner erſchrecklichen Höhe herabgeſchleudert zu werden, ſich mit aller Gewalt an ſeinen Sitz anklammern mußte.

Dieſe kritiſche Lage dauerte ein Stunde, während welcher Pferd und Elefant in Schnelligkeit wetteiferten. Der Mahut hatte es nicht gewagt, den Elefanten anzuhalten, weil er befürchten mußte, er könnte durch die plötzliche Erſchütterung das Gleichgewicht verlieren, und durch ſeinen Fall nicht allein ſein Leben, ſondern auch das Leben der von dem Thiere getragenen Perſonen gefährden.

Der Elefant hat einen ſehr ſichern Gang, ſtrauchelt ſelten und fällt noch viel ſeltener; in weiſer Vorſicht hat ihm die Natur dieſe Eigenſchaft verliehen, denn der Sturz einer ſo ſchweren Maſſe könnte die größten Unfälle veranlaſſen. Er hegt einen unbeſiegbaren Widerwillen gegen das Kameel und gibt ſtets die augenſcheinlichſten Zeichen von Unmuth von ſich, ſo oft er in der Nähe von einem ſolchen Thiere aufgehalten wird.

Das Hiekarrah-Kameel iſt vielleicht nach dem Elefanten das nützlichſte Thier im Orient, ja es leiſtet in gewiſſen Fällen noch bedeutendere Dienſte als der Elefant. Es kann bei der Hitze des Tages wandern und legt dabei eine große Strecke Wegs zurück. Es geht langſam aber in regelmäßigem Schritte, und erhält ſich viele Stunden unter der glühendſten Sonne im Gange, ohne kaum ermüdet zu ſcheinen. Um auf einem Kameel zu reiſen, ſetzt man ſich auf ſeinen Höcker, und leitet es mit einer ſtarken Schnur, welche durch den fleiſchigen Theil des Mauls gerade über den Naſenknorpel läuft. Dieſes Thier iſt gewöhnlich ſehr gelehrig, und gehorcht der geringſten Bewegung, welche der Reiter mit der Schnur macht.

Das indiſche Kameel hat nur einen Höcker und iſt nichts anderes als das Dromedar der Naturgeſchichtsbücher, obgleich man es auf dem ganzen Continent von Aſien nur unter dem generiſchen Namen Kameel kennt.

Delhi.

Von Agra reiſten wir nach Delhi, der ehemaligen Hauptſtadt des mongoliſchen Kaiſereiches ab, welche trotz dem Verfalle in ihren Ruinen unendliche Pracht und Größe zeigt. Zur Reiſe hieher brauchten wir ſieben Tage. Die wunderherrlichen Trümmer liegen auf einer Oberfläche von ungefähr zwanzig Quadratmeilen zerſtreut. Die alte Stadt ſoll einen ähnlichen Raum eingenommen haben. Ihr erſter Name vor dem Einfalle der Muhammedaner war Indrapraſth; ſo wird ſie auch in den hiſtoriſchen Erzählungen der Hindu genannt. Das neue Delhi erbaute der Kaiſer Schah = Jehan, und die Stadt erhielt ihm zu Ehren den Namen Schah = Jehanabad; ſie hat ungefähr ſieben Meilen im Umkreiſe und iſt auf drei Seiten von einer einfachen Backſtein-Mauer beſchützt. Innerhalb der neuen Stadt findet man Ueberreſte koſtbarer Paläſte. Viele herrliche Gebäude haben ſich in ihrer Pracht und Schönheit aufrecht erhalten; darunter namentlich die Moſchee Jumma, ein weites von Schah-Jehan errichtetes Gebäude, welches dieſem die, für die damalige Zeit und dieſes Land enorme Summe von hundert und zwanzig tauſend Pfund Sterling gekoſtet haben ſoll.

Obgleich in Folge der beinahe gänzlichen Erlöſchung des mongoliſchen Kaiſerthums, die gegenwärtige Bevölkerung von Delhi nicht mit der verglichen werden kann, welche unter der Regierung ſeines Gründers und unter der des Nachfolgers des Letzteren durch die Straßen wogte, ſo hat ſie doch ſehr zugenommen, ſeitdem die Stadt der mit dem Namen Protection beehrten Herrſchaft der Engländer unterworfen iſt. Dieſem Umſtande verdankt ſie die theilweiſe Wiederkehr ihrer ehemaligen Glücksumſtände, und es giebt vielleicht in Hindoſtan keine Stadt, die ihr in Beziehung auf reiche Bazars und alle andern Merkmale von Wohlſtand den Rang ſtreitig zu machen vermöchte.

Die Straßen von Delhi ſind, wie in beinahe allen indiſchen Städten ſehr ſchmal, mit Ausnahme von zweien, die man ſo breit angelegt hat, daß ſich in einer derſelben ehemals eine Waſſerleitung befand, welche in ihrer ganzen Ausdehnung durchlief. Die Neuſtadt iſt auf zwei felſigen Höhen erbaut und nimmt einen beträchtlichen Raum ein. Sie wird in ſechs und dreißig Sectionen abgetheilt. Der kaiſerliche Palaſt iſt von drei Seiten durch eine hohe Mauer beſchützt, die vierte liegt dem Fluſſe gegenüber.

Unter den in Trümmern in der Umgegend zerſtreut liegenden Denkmälern iſt das Merkwürdigſte dasjenige, welches man unter dem Namen Kuttub-Minar

kennt. Es liegt auf der Stelle des alten Delhi, neun Meilen ſüdlich von der neuen Stadt.

Kuttub-Minar iſt ein prachtvoller Thurm von zwei hundert zwei und vierzig Fuß Höhe und hundert drei und vierzig Fuß im Umfange an der Grundfläche. Der Zweck der Erbauung verliert ſich ſo ſehr im Dunkel der Jahrhunderte, daß nicht einmal Stoff zu Conjecturen hierüber vorhanden iſt. Die architektoniſchen Schönheiten des Kuttub-Minar, ſeine Höhe, ſeine Feſtigkeit, die koſtbaren Baumaterialien, Reichthum und Wechſel der Verzierungen laſſen es noch heute, in einem durch Zahl und Herrlichkeit ſeiner Monumente merkwürdigen Lande, als das ausgezeichnetſte Gebäude betrachten; ja man darf dieſes Monument für den ſchönſten Thurm der Welt erklären. An der innern Seite ſind Sprüche aus dem Koran eingegraben; auf dem Raume, den ſie einnehmen, ſollen früher Figuren, Gegenſtände aus der indiſchen Mythologie darſtellend, angebracht geweſen ſeyn, welche die Kunſt der frommen Muſulmanen in arabiſche Charaktere umzubilden wußte. Aus dieſem Grunde ſieht man den Thurm als eine indiſche von Muhammeds Schülern verſchönerte Schöpfung an. Der Urſprung bleibt aber immer ein Gegenſtand des Streites für die Antiquare unſerer Zeit. Trotz der Sprüche des Korans zweifle ich meines Theils durchaus nicht daran, daß Kuttub-Minar ein indiſches Denkmal iſt. Einige Schriftſteller wollten auch behaupten, es ſey einer von den Minarets einer prachtvollen Moſchee, welche ein muhammedaniſcher Kaiſer erbauen wollte, der im dreizehnten Jahrhunderte auf dem Throne von Delhi ſaß, was der Name dieſes Gebäudes, Minar, beſtätigen würde.

Das Grab von Kuttub-Schah, dem man die Gründung des Kuttub-Minar zuſchreibt, ſieht man einige hundert Schritte entfernter. Hätte dieſer Kaiſer lange genug gelebt, um ein parallel mit dieſem Thurme begonnenes Gebäude zu vollenden, ſo würde das Ganze ein wahres Wunderwerk gebildet haben; aber die großartigen Verhältniſſe dieſes Denkmals laſſen nicht glauben, daß es zu einem Minaret beſtimmt war und einem andern zum Seitenſtücke dienen ſollte; abgeſehen davon, daß keine Symmetrie dabei geherrſcht hätte, beweiſt der Charakter ſeiner Trümmer ganz deutlich, daß es allein ſtehen ſollte.

Der Kuttub-Minar iſt minder koloſſal in ſeinen Verhältniſſen. Sein Umkreis bildet ein Polygon mit ſieben und zwanzig Seiten. Seine Oberfläche iſt cannelirt, das heißt, ſie ſtellt ſieben und zwanzig theils halbkreisförmige, theils eckige Seiten dar. Die Cannelirungen haben bei jeder Etage eine andere Form. Der Etagen ſind vier von ungleicher Höhe; jede iſt mit einem eleganten Balcon verziert. Die Spitze überragt eine Kuppel von rothem Granit.

„Die großen zertrümmerten Bogen der anliegenden Haupt-Moſchee,“ ſagt Biſchof Heber, „mit ihren Granitſäulen voll kufiſcher Charaktere ſind in ihrer Art ſo ſchön, als irgend ein Theil des Münſters von York. Dem bedeutendſten

dieſer Bogen gegenüber iſt eine metallene Säule ähnlich der am Schloſſe Firoge-Schah, nahe an den Mauern von Delhi. Man ſieht da auch Ueberreſte einer Mauer und eines Tempels, deſſen Gründung früheren Zeiten angehört, als die des Kuttub-Minar; an jedem andern Orte, als in der Nähe dieſes Gebäudes, müßte der Anblick jener Trümmer etwas Anziehendes haben.“

Unfern davon, rechts von der metallenen Säule, von welcher Biſchof Heber ſpricht, ſieht man das koloſſale Fragment eines andern Thurmes, von dem ich oben geſprochen. Man will behaupten, dieſer unvollendete Bau ſey von denen, die den Plan dazu gefaßt hatten, in dieſem Zuſtande verlaſſen worden, aber ohne daß man den Grund dazu angeben kann. Sein Umfang iſt an der Grundfläche doppelt ſo ſtark, als der des Kuttub-Minar. Eine ſpiralförmige Rampe ohne genau bezeichnete Stufen nimmt den Mittelpunkt ein; ſie erhebt ſich nicht über vierzig Fuß, aber wäre ſie vollendet worden, ſo hätte ſie eines der Weltwunder, gleich der großen Pyramide von Cairo, gebildet.

Die Oberfläche des Kuttub-Minar iſt, wie geſagt, cannelirt, aber nur bis zum vierten Stockwerk; die letzte Abtheilung beſteht aus glattem Marmor. Obwohl ſeit Jahrhunderten allen Einflüſſen der Witterung ausgeſetzt, hat der Schaft doch nicht merklich gelitten; ſeine feinſten, in größter Anzahl und unendlichem Wechſel vorhandenen Verzierungen ſind in allen Einzelnheiten in ihrer ganzen Vollendurg erhalten.

In der Mitte des Thurmes erhebt ſich eine ſchneckenförmige Treppe. Von ihrer Höhe genießt man eine der herrlichſten Ausſichten der Erde. Die Stufen der Treppe ſind an einzelnen Stellen ſo ſehr beſchädigt, daß man nur mit Mühe hinaufſteigen kann; hat man aber einmal dieſe Hinderniſſe beſiegt, ſo ſieht man ſich auch reichlich für die Anſtrengung entſchädigt.

Jeder Reiſende, welcher Delhi beſucht, beeilt ſich dieſes ſeltſame eben ſo ſehr durch die Ausdehnung der umliegenden Ruinen, als durch ſeine eigenen Schönheiten merkwürdige Denkmal zu beſchauen.

Von Delhi wandten wir uns nach Anopeſchuhr einer ziemlich wichtigen militäriſchen Station am Ganges; hier hatten wir Gelegenheit, eines jener ſonderbaren Phänomene zu beobachten, welche in dieſem Lande ſo häufig vorkommen, nämlich einen Orkan bei vollem Sonnenſcheine.

Während unſere Dandis unſer Budgero über eine ſeichte Stelle hinzogen, hatten wir uns ruhig in dem Schatten eines großen Baumes gelagert, um ein Mahl einzunehmen, als unſere Aufmerkſamkeit plötzlich durch die Erſcheinung einer am Horizonte ſich bewegenden Maſſe angeregt wurde, welche ſich in der Breite, ſo weit das Auge reichte, zu erſtrecken und vom Boden bis zum Himmelsgewölbe ſich zu erheben ſchien. Dieſe Maſſe näherte ſich nach und nach, und ihre Bewegung hatte etwas furchtbar eierliches. Ihre FFarbe war anfangs kupferroth, wurde aber lebhafter, je mehr ſie fortſchritt, was mit

zunehmender Schnelligkeit geſchah. Noch war die Natur der Erſcheinung unerklärbar, und wir konnten noch nicht errathen, was uns bevorſtand. Bald erfüllte ſie die ganze Atmoſphäre, und ihre bis jetzt gleichförmige Farbe fing an zu wechſeln. Die Oberfläche funkelte an einzelnen Stellen in tiefblauem Feuer, wie es bei einem Lichte der Fall wäre, das man hinter eine gefärbte und mit verſchiedenen Figuren bemalte Gaze ſtellen würde, welche glänzende, aber verworrene und gebrochene Strahlen durch ihr leichtes Gewebe durchdringen ließe. Die Luft war ruhig; je mehr ſich aber die Erſcheinung näherte, deſto mehr begannen die Zweige der Bäume um uns her ſich heftig zu bewegen, und in wenigen Minuten blies der Wind in fortwährenden Stößen, und bald tobte ein ſolcher Sturm, daß Blätter und dicke Zweige abbrachen und die Erde um uns her bedeckten.

Das Geheimniß war enthüllt; die ſich bewegende Maſſe, die uns ſo ſehr in Anſpruch genommen hatte, war nichts Anderes, als eine weite Sandſäule, emporgetrieben vom Winde, der ſie durch die ganze Breite der Atmoſphäre mit Sturmesgeſchwindigkeit fortriß. Während der Dauer ihres Vorüberziebens, d. h. eine halbe Minute lang, war die Luft ſo ſehr verdichtet, daß wir kaum ſehen und athmen konnten. Hinter dieſer Säule ſchoß die Sonne in immer vollerm Glanze ihre Strahlen durch die Maſſe, je mehr dieſe der Wind gegen uns jagte. Dieſe gebrochenen Strahlen bildeten tauſend fantaſtiſche Lichter, woher die wechſelnden Farben rühren mochten, die uns zuvor ſo ſehr in Erſtaunen geſetzt hatten. Als der Sandwirbel uns erreichte, blies der Wind mit ſolcher Gewalt, daß wir uns kaum gegen ſeine Angriffe zu erhalten vermochten; und als er vorüber war, was nicht lange währte, erblickten wir Dächer von den Hütten herabgeworfen und weit fortgetragen und ähnliche andere Verheerungen.

Dieſe plötzlichen Stürme wiederholen ſich häufig und zu jeder Jahreszeit; ſie verurſachen zuweilen furchtbare Verwüſtungen. Zum Glücke läßt ſich in Indien der dadurch angerichtete Schaden bald und mit geringen Koſten erſetzen, da ſich die Armen ſehr wohlfeil die Baumaterialien zu ihren Wohnungen verſchaffen können. Größern Schaden leidet die Erndte unter dieſer Geißel; da indeſſen das Getreide meiſtens in der ſchlimmen Jahreszeit treibt, zu welcher Zeit häufig Stürme wüthen nnd der Regen ununterbrochen ſtrömt, ſo nimmt man oft Vorſichtsmaßregeln gegen Unfälle, wie ich ſie beſchrieben. Ueberdieß ſind die gemeinen Feldfrüchte des Landes kräftige Pflanzen, und ſo entſpringen am Ende aus dieſen Strichwinden keine merklichen Verheerungen. Die Ryots haben kaum mehr zu thun, als da und dort ihr Saamenkorn auf die Oberfläche des Erdbodens auszuſtreuen; die Erde will nichts weiter als ſich mit zahlreichen Aehren bedecken, welche raſch empor ſchießen und den Arbeiter freigebig für ſeine Mühe entſchädigen.

Die Wirbelwinde kommen nicht nur in Indien gewöhnlich vor, ſondern ihre Gewalt iſt oft furchtbar. Ich kann hier einen Vorgang mittheilen, den ich ſelbſt erlebt habe, während ich mich im Deccan in der Nähe von Punah befand. Eine Unpäßlichkeit feſſelte mich in einem neuerbauten Bungalo an das Lager. Das Dach war mit dichtem Stroh bedeckt, und auf verbundenen Bambusbalken befeſtigt, die mit Erfolg kurz zuvor einem heftigen Strichwind Widerſtand geleiſtet hatten. Das Wetter war lau und heiter; die Sonne ergoß ihre Lichtſtröme über alle Gegenſtände umher, während ein leichter Wind die Gluth ihrer Strahlen milderte. Die Thür des Bungalo ſtand offen, um den Wind eindringen zu laſſen, der in meinem Zimmer ſpielend eine ſanfte, wohlthätige Kühle verbreitete. Plötzlich und ohne das geringſte Vorzeichen ſtürzte ſich eine Luftſäule mit Schauder erregendem Getöſe durch die Thür; ich konnte Strom und Rückſtrom des Wirbelwinds wohl unterſcheiden. Nach einigen Secunden entwich er durch den Rollvorhang, der vor dem Fenſter heruntergelaſſen war, und riß dieſen in einem Augenblicke aus dem Rahmen. Das Dach wurde ſo vollkommen abgehoben, daß nicht ein einziger Balken mehr übrig blieb. Das ganze Unglück war in weniger als ſechs Secunden geſchehen. Mein Bett, das am Ende des Zimmers ſtand blieb unberührt, nicht einmal die Vorhänge bewegten ſich; ich fühlte nicht des Windes Wehen, obgleich der Wirbel ganz nahe an mir vorüberging und ſo ſchreckliche Spuren ſeiner Wuth zurückließ.

Wir ſetzten über den Strom und verfolgten unſern Weg durch Rohlicund gegen Hurdwar. Sodann gedachten wir direct nach Calcutta zurückzukehren, nachdem wir in Hurdwar, ſo lange es unſere Bequemlichkeit und unſer Vergnügen heiſchte, uns verweilt hatten. In dieſer Stadt, die an den Ufern des Ganges am meiſten verehrt wird, langten wir achtzehn Tage nach unſerer Abreiſe von Delhi an.

Hurdwar oder Hardiwar, denn ſo muß man dieſes Wort ſchreiben, bezeichnet Hardi's, d. h. Gottes Pforte; der Name Hardi kann jeder von den drei Perſonen der indiſchen Dreieinigkeit beigelegt werden. Hurdwar iſt eines der berühmteſten Verſammlungsorte der Pilger von Hindoſtan; es iſt zwar ein ſehr armſeliges Städtchen, aber dennoch ſehr berühmt wegen eines Marktes, der hier jährlich gehalten wird, wohin ſich die Bevölkerung der benachbarten Provinzen in Maſſe begiebt. Zur Zeit dieſes Marktes ſchlagen hier über hundert tauſend Perſonen ihre Wohnung auf.

Nicht ferne davon eröffnet ſich der Ganges einen Weg durch die Sewalukberge und tritt in die Ebenen von Indien. „Dieſer mächtige Fluß," ſagt Obriſt Tod, „der ſeine, durch eine große Zahl tributärer Ströme vermehrten Waſſermaſſen von den Eisgebirgen des Himalaya herabwälzt und nicht ſelten die Zerſtörung vor ſich hertreibt. Oft hat man in einer Nacht eine Waſſerſäule von dreißig Fuß Höhe Alles umſtürzen und vom Boden

vertilgen ſehen, was ſie erreichen konnte; von einem ſolchen Ereigniß ſoll die Verwüſtung der Hauptſtadt Haſti herrühren.“

Die Stadt Hurdwar iſt genau genommen nur ein Bazar, welcher aus einer in der ganzen Länge mit Buden beſetzten Straße beſteht. Süßigkeiten und Specereien aller Art ſind hier in unendlicher Menge ausgelegt und ziehen eine unzählige Menge von Fliegen an, die im Umkreiſe in Schwärmen ſummen und zur unerträglichen Plage werden. Die Hauptartikel, welche man auf dieſem Jahrmarkte zum Verkaufe bringt, ſind: Pferde, Kameele, getrocknete Früchte, Wallnüſſe, Confituren, Tabak und Kaſchemir-Shawls.

„Da ſieht man eine Menge beiſammen,“ ſagt der Kapitän Skinner, „von allen Theilen der Erde, Elefanten, Kameele, Büffel, Kühe und Schaafe aller Art; ferner Hunde, Katzen, Affen, Leoparden, Bären und Chetas; zuweilen junge Tiger; die verſchiedenſten Gattungen von Rothwild, vom Elenthier bis zum Dammhirſch des Landes. Die Kaſchemir-Shawls findet man neben engliſchen Tüchern ausgebreitet; Korallen vom rothen Meere, Agate von Guzarat, Edelſteine von Ceylon, Gummi und Specereien aus Arabien, Aſſa-Foetida und Roſenwaſſer von Perſien, welche Waaren von den Bewohnern jedes Landes nach dieſem Markte gebracht werden, liegen neben franzöſiſchen Uhren, engliſchen Saucen, chineſiſchen Marinaden, Parfumerien von Bond-ſtreet und aus der Straße Saint-Honoré. Ich habe in zwei neben einander ſtehenden Buden einen Topf Rouge végétal français, und das Henna verkaufen ſehen, womit die indianiſchen Schönheiten ihre Finger bemalen; das Spießglas, das den hübſchen Augen der Orientalen den ſchmachtenden Ausdruck verleiht, und alle Ingredienzien, die bei der Toilette einer Europäerin gebraucht werden.

Die Kaufleute verlangen gewöhnlich einen zehnmal höhern Preis, als den, welchen ſie zu erhalten hoffen dürfen, und wechſeln in ihren Forderungen, je nachdem ſie Begierde oder Gleichgültigkeit in dem Geſichte der Kaufluſtigen leſen. Nicht ſelten ſtimmt ein Pferdehändler ſeine Forderung im Verlaufe von wenigen Augenblicken von zehn tauſend Rupien auf tauſend herab. Iſt der Handel nahe am Abſchluſſe, ſo werfen ſich Käufer und Verkäufer ein Tuch über die Hände, und indem ſie nun einen Preis bieten, zeigen ſie ſich gegenſeitig durch Drücken der Finger an gewiſſen Stellen die Schritte an, die der Eine oder Andere zum Ziele des Geſchäftes thut. Obſchon mitten unter der Volksmaſſe, handeln ſie doch auf dieſe Weiſe insgeheim, und es gewährt dem Zuſchauer Vergnügen, beobachtet er das Intereſſe, welches ſich unter der angenommenen gleichgiltigen Miene verbirgt.“

Die Brahminen ſtrömen zur Zeit dieſer jährlichen Verſammlungen nach Hurdwar und ziehen eine unermeßliche Summe Geldes von den Gläubigen, welche ſich in den Gewäſſern des Ganges baden. Von jedem Erwachſenen, der ſich in den heiligen Strom begiebt, erpreſſen ſie bei dieſer Gelegenheit

einen Tribut, und nach dem Betrage der Summe, welche ſie erhalten, richtet ſich die Ausdehnung der Sündenvergebung. Iſt das Opfer unbedeutend, ſo treten Strafedrohungen an die Stelle der Gnadenverheißungen; darum geben die ärmſten Leute dieſen gierigen Prieſtern oft ihre ganze irdiſche Habe, um ſie zur Fürſprache bei der Gottheit zu gewinnen. Durch dieſes Mittel ſollen Brahminen zuweilen mehr als zwanzig tauſend Pfund auf einmal geſammelt haben. Sie üben dieſen Einfluß auf den abergläubiſchen Geiſt der Hindus durch Schrecken aus; und ihre Herrſchaft iſt ſo groß, daß das alberne Volk mehr religiöſe Achtung für ſie hegt, als für die Gottheit ſelbſt, daß ſie ſogar mehr gefürchtet werden, als die böſen Mächte, welche in den ſieben Abtheilungen von jeder ihrer drei Höllen regieren.

Der Haupt-Ghaut, oder die Haupttreppe, welche von der Straße nach dem Ufer des Fluſſes führt, iſt ein architektoniſches Werk von größter Eleganz. Man betrachtet ſie zu gleicher Zeit als den heiligſten Ort von allen, welche der Ganges benetzt. Während des Marktes ſind die Stufen jedes Jahr von einer ſolchen Menſchenmenge belagert, daß oft ſchwere Unfälle dadurch entſtehen. Im Jahre 1820 verloren mehre hundert Menſchen das Leben unter dem Haufen, der ſich gierig nach dem Haupt-Ghaut drängte.

Die einzige Straße, aus der Hurdwar gleichſam beſteht, läuft parallel mit dem Ganges, ſie iſt ſehr ſchmal, beſonders an der Stelle, wo ſie ſich gegen den mächtigen Ghaut erſtreckt. Hier liegt das Ufer höher, und eine beträchtliche Anzahl von Stufen führt zum Fluſſe hinab; die Treppe iſt breit und leicht gangbar; ſo lange die jährliche Pilgerung dauert, ſind die Stufen zu verſchiedenen Tageszeiten mit einer unermeßlichen Menge bedeckt; man hat wohl zu Epochen, welche viele Fremde herbeilocken, bis zu einer halben Million Individuen ſich im Verlaufe einiger Stunden an dieſer heiligen Stelle baden ſehen. Um dieſe Jahreszeit iſt der Waſſerſtand am niedrigſten, ſpäter nimmt er zu, durch die Ströme, welche von den Gebirgen herabſtürzen, ſo lange die Winde in dieſen Gegenden herrſchen. Der Ruf der Heiligkeit, in dem dieſe Fluthen ſtehen, macht, daß Individuen beiderlei Geſchlechts ohne Unterſchied darin baden, ohne daß ihr Zartgefühl und Anſtand durch dieſe Miſchung verletzt ſcheinen, obgleich die Tiefe des Fluſſes hier keine vier Fuß beträgt. Auch ſieht man Kinder von jedem Alter, ſobald ſie gehen können, ſich in die heiligen Wellen ſtürzen; dieſe wagen ſich aber ſelten mehr als ein paar Schritte vom Ufer.

Einen merkwürdigen Stoff zur Beobachtung bietet der Unterſchied zwiſchen denen, die nur zum Vergnügen dem heiligen Werke beiwohnen, und den ſtreng Bigotten, die ihr weitſchweifiges Rituale mit ängſtlicher Genauigkeit befolgen. Die erſteren ſcheinen ſich die Freuden des Bades ſchmecken zu laſſen, und zeigen nicht undeutlich, daß ſie in der Erfüllung einer religiöſen Verpflichtung zu gleicher Zeit einen körperlichen Genuß finden. Mit Wolluſt tauchen ſie in das ſanft wogende Waſſer; die Frauen waſchen ſorgfältig ihre langen ſchwar-

zen Haare, die Männer ihre ſtarken nervigten Glieder. Der reichſte Pilger ſchreitet ernſt durch den Fluß, auf jeder Seite von einem ehrwürdigen Brahminen geführt; ſo bald er mitten im Strome angelangt iſt, tauchen ihn ſeine beiden Wächter drei mal in das heilige Element und führen ihn ſodann ſtillſchweigend zum Geſtade zurück. Ihr Ernſt und das Schweigen haben etwas Feierliches für den eingebornen Zuſchauer, der dieſe heuchleriſchen Prieſter für Inſpirirte hält; für den Fremden aber iſt eine ſolche Scene eben ſo ſonderbar als unterhaltend, denn der Anblick einer auf mehr als hundert Ruthen im Fluſſe ſich drängenden Menge, kann gar leicht ſeine Lachluſt anregen. Von den Alligators hat man hier wenig zu befürchten; dieſe Thiere kommen im Ganges nicht ſo weit hinauf, ſie halten ſich gewöhnlich unten im Laufe des Fluſſes, wo ihnen reichlichere Beute zu Theil wird.

Folgende Umſtände veranlaßten das unſelige Ereigniß, welches in Hurdwar im Jahre 1820 ſtattfand. Am Ende der langen Straße, welche gegen den Ghaut ausmündet, führte ein ſchmaler Gang bis zu den Stufen. Dieſer Gang war ziemlich abſchüſſig und noch ſchmäler an der Seite des Fluſſes als an der der Hauptſtraße. Als nun der Augenblick des Untertauchens in den Fluß gekommen war, und da die Hindu's ſtets ſehr pünktliche Beobachter der Stunden und Jahreszeiten ſind, ſo ſtürzten ſich Alle zugleich in den engen Gang, der ſich in wenigen Augenblicken füllte.

Jedes Jahr aber ſieht man eine unermeßliche Zahl von Fremden ankommen, welche gierig ihre Abwaſchung in dem heiligen Waſſer am erſten Tage der allgemeinen feierlichen Eintauchung vorzunehmen ſuchen. Diejenigen, welche bei dieſer Gelegenheit gekommen waren, kannten die geringe Breite des Ganges nicht, und viele von ihnen, welche ſich hinter der Menge befanden, drängten dieſe vorwärts, ohne die Unglücksfälle zu ahnen, welche daraus entſpringen mußten. Das Gedränge wurde dadurch ſo ſtark, daß die Menſchen, welche das ſchmalſte Ende des Ganges erreicht hatten, nicht Zeit gewinnen konnten, ſich des Druckes dadurch zu entledigen, daß ſie den Nachfolgenden ihren Platz eingeräumt hätten, um eine Stellung gegen den raſchen Strom zu behaupten, der ſie mit unwiderſtehlicher Gewalt forttrieb. Der Gang war ganz angefüllt, und durch die Mündung konnte man ſo ſchwer gelangen, daß ſich die Menge auf der einen Seite viel ſchneller häufte, als ſie auf der andern auszuſtrömen im Stande war. Endlich wurde die Hemmung ſo fürchterlich, und die ungeheure Maſſe lebender Weſen ſah ſich dergeſtalt zuſammengepreßt, daß ſie gänzlich unbeweglich blieb. Die Leute in der großen Straße wußten nichts von der Lage ihrer in dem ſchmalen Gange eingezwängten Gefährten, ſuchten mit aller Anſtrengung vorwärts zu kommen, und vermehrten die Gefahr auf dieſe Weiſe jeden Augenblick. Immer mehr wuchs der Haufen, immer mehr füllten ſich die Zugänge zum Ghaut mit den Menſchen, die ſich dahin begaben, bis am Ende der Gang völlig zugeſtopft war, und jeder Verſuch ſich zu befreien, fruchtlos blieb. Während dieſes ſchrecklichen

Zeitraums wurden Hunderte von Unglücklichen zu Tode gequetſcht, Andere wurden für ihr ganzes künftiges Leben zu Krüppeln gemacht oder verwundet. Fortwährend erſcholl das entſetzliche Klagegeſchrei der mit dem Tode Ringenden, aber es gab kein Mittel zu entgehen. In ihrem Eifer verſuchten die Gläubigen unaufhörlich vorzudringen, ohne an die ſchrecklichen Folgen zu denken, die aus ihrer Ungeduld für die weiter vorn befindlichen entſtehen konnten, und als ſich am Ende der Lärmen unter der Menge verbreitete, gingen einige Stunden vorüber, ehe die Straße gänzlich frei gemacht war, und man die Größe des Unglücks ermeſſen konnte. Später erfuhr man, daß nahe an tauſend Menſchen zu Tode gedrückt worden waren, worunter mehre Sipayen im Dienſte der Compagnie, welche einen Theil der Truppen ausmachten, die man in Hurdwar ſtationirt hatte, um während der, meiſtens mit Tumulten verbundenen, Feierlichkeiten Ordnung zu halten. Unter den Opfern zählte man viele Weiber und Kinder; die Zahl der Verſtümmelten und Verwundeten wurde, ſo viel ich weiß, nie genau bekannt, aber ſie muß ungeheuer geweſen ſeyn.

Damit man leichter zum Fluſſe gelangen kann, iſt der genannte Gang ſeit dem unglücklichen Ereigniſſe beträchtlich erweitert worden. Um ähnlichen Unfällen zuvorzukommen, hat man überdieß eine zweite Treppe gebaut. Das Ereigniß, von dem ich geſprochen, brachte einen tiefen Eindruck auf die abergläubiſchen Gemüther hervor, die ſich die Urſachen deſſelben nicht zu enträthſeln vermochten. Die Devoteſten betrachteten es als ein unfreiwilliges Menſchenopfer, welches von Ewigkeit durch Siva ſelbſt verordnet worden ſey.

Sonſt geſchah es auch, daß ſich während dieſer periodiſchen Verſammlungen mörderiſche Händel zwiſchen den feindlichen Völkerſchaften entſpannen, die ſich hier zuſammenfanden. Selten verging ein Jahr, ohne daß Ströme von Blut bei den Streitigkeiten der halbbarbariſchen, in Maſſe nach Hurdwar wandernden Stämme floßen. Die brittiſche Regierung iſt mit ihrer Gewalt in das Mittel getreten, um ſolche Unannehmlichkeiten für alle Zukunft zu verhindern, und es ſind nun ſo weiſe Anſtalten für Erhaltung der Ordnung getroffen worden, daß dieſe Zuſammenkünfte jetzt immer ohne Ruheſtörung und Blutvergießen vorübergehen.

Die großen zur Erfüllung der religiöſen Gebräuche in Hurdwar beſtimmten Perioden kehren alle zwölf Jahre wieder, wenn Jupiter zu gleicher Zeit im Waſſermann ſteht, da die Sonne in den Widder tritt. Die Bewegung der Himmelskörper übt nämlich bei den Hindus einen großen Einfluß auf die Beobachtungen der Gebräuche ihres Cultus aus. Zu dieſer Epoche verſammeln ſich ein bis zwei Millionen in der Stadt, und es war die vorletzte Periode dieſer Art, da das erwähnte Unglück geſchah.

Als ich eines Morgens, den Kopf nach einem Gegenſtand gerichtet, der meine Aufmerkſamkeit auf ſich zog, am äußerſten Ende der Stadt ſpazieren

ging, ſtieß ich an eine alte Frau, die von der Heftigkeit des unerwarteten Stoßes ſogleich umgeworfen wurde; ich half ihr alsbald wieder auf die Beine, doch nie in meinem ganzen Leben habe ich ein ſo völlig ſcheußliches menſchliches Geſchöpf erblickt*). Ihre grauen, ſchlecht gekämmten Haare fielen in wenigen, langen Döchten auf ihre verwitterten Schultern, wie die verdorrten Grashalme über den Rücken eines von der Sonne verbrannten Felſen da und dort herabhängen. Ihre Stirne ſchien gepflügt worden zu ſeyn, denn es waren ſo viele Runzeln darauf, daß man dazwiſchen kaum Raum für eine Nadelſpitze gefunden hätte. Ihre Haut war gleichſam auf die Backenknochen geleimt, ſo daß ſie dem Blicke die abſtoßende Anatomie des Geſichts mit einer beängſtigenden Genauigkeit entblößte. Sie hatte keine Naſe, es blieb nur eine leichte Spur davon, daß etwas Aehnliches auf dieſer jetzt ſo widerwärtigen Phyſiognomie vorhanden geweſen ſey. Die Augen lagen ſo tief, und die Lieder waren ſo zuſammengedrückt, daß man kaum die trüben, matten Augenäpfel erkennen konnte.

Im Augenblicke, da ich ihr aufſtehen half, ſpie dieſes Monſtrum in der Geſtalt eines Weibes einen ſolchen Strom unfläthiger Verwünſchungen gegen mich aus, daß ich mich mit Ekel von ihr entfernte. Ich erfuhr ſpäter, daß ſie im Rufe einer Zauberin ſtand. Es giebt verſchiedene Arten von Zauberinnen und Magiern in dieſem Lande; die furchtbarſten ſind die Dſchiggerkhars oder Leberfreſſer.

„Ein Individuum dieſer Claſſe vermag jeder andern Perſon die Leber durch Blicke oder magiſche Sprüche zu rauben. Nach andern Verſionen dürfen ſie einen Menſchen nur anſchauen, um ihm den Gebrauch ſeiner Sinne zu entziehen. Sie entwenden ihm dann etwas das einem Granat-Saamen ähnlich ſieht, und verbergen es ſorgfältig. Der Dſchiggerkhar wirft hierauf das Korn auf das Feuer, wo es aufſchwillt, und vertheilt es unter ſeine Verbündete; dieſe Ceremonie endigt das Leben der bezauberten Perſon. Ein Dſchiggerkhar kann ſeine Kunſt auch einem andern beibringen, indem er ihn in den Zaubergeſängen unterrichtet und ein Stück von dem Leberkuchen verzehren läßt. Man ſagt auch, ſie können ſich in ſehr kurzer Zeit auf große Entfernung mittheilen, und wenn man ſie mit einem Steine am Halſe in das Waſſer werfe, ſo ſinken ſie dennoch nicht auf den Grund. Um ſie ihrer ſchädlichen Macht zu berauben, brennt man ihre Schläfe und jede Gliederfuge mit heißem Eiſen, füllt ihre Augen mit Salz, hängt ſie während vierzig Tagen in einer unterirdiſchen Höhle auf und ſpricht gewiſſe magiſche Formeln über ſie. In dieſem Zuſtande nennt man ſie Detchereh. Obwohl ſie nach dieſer Behandlung die Fähigkeit verloren haben, das Leben Anderer zu

*) Die Frauen von Hindoſtan ſind in der Jugend außerordentlich ſchön, aber im Alter werden ſie abſchreckend häßlich.

zerſtören, ſo behalten ſie doch das Vermögen jeden andern Dſchiggerkhar zu erkennen, und man bedient ſich ihrer Hülfe, um dieſe Feinde des Menſchengeſchlechts zu entdecken. Durch Zaubermittel oder gewiße Tränke können ſie auch viele Krankheiten heilen. Man erzählt viele andere eben ſo wunderbare Geſchichten von ihnen.“

Während unſeres Aufenthalts in dieſer Stadt ſchloßen wir uns an eine Tigerjagd an, welche mehre Meilen von der Stadt in einem dichten, an Wild reichen Walde gehalten wurde. In dieſem Theile des Landes ſind die Gehölze ſo ſehr mit Raubthieren bevölkert, daß wir nicht Gefahr liefen, in unſeren Hoffnungen auf eine treffliche Jagd getäuſcht zu werden. Unter den Hindus, die ſich bei unſerem Trupp befanden, waren Bogenſchützen, die ihre Waffen mit ſolcher Geſchicklichkeit handhabten, daß ihre Pfeile ohne alle Schwierigkeit eine Krähe im höchſten Fluge erreichten. Kaum waren wir im Gehölze eingedrungen, als ein mächtiger Tiger hinter einem Bambusſtamme aufſprang. Er konnte unmöglich vorwärts fliehen, denn der Weg war ihm von mehren auf Elefanten reitenden Jägern verſperrt. Die Thiere gaben augenſcheinliche Zeichen von Schrecken bei Annäherung ihres furchtbaren Feindes; dieſer hielt einen Augenblick an und ließ ein langes Gebrüll vernehmen, aber das Geſchrei, das ſich hinter ihm erhob, bewog ihn vorwärts zu ſchreiten. Plötzlich ſprang er gegen einen der Elefanten, der, ſo bald er ihn gegen ſich kommen ſah, augenblicklich ſo umdrehte, daß er nur die am wenigſten verwundbare Seite ſeines Körpers den Angriffen ſeines behenden Widerſachers ausgeſetzt ließ. Nun ſprang ihm der Tiger auf das Kreuz, ſtieß ſeine furchtbaren Klauen daran ein, und zerfleiſchte ihn dergeſtalt, daß er vor Schmerz aufſchrie. So gepackt drückte der Elephant die plumpe Maſſe ſeines Körpers gegen einen Baum, an den er ſich zum Glücke ſtellen konnte, und quetſchte den Tiger ſo unbarmherzig, daß dieſer ſo ſchnell als möglich losließ und vom Kreuze ſeines Feindes herab ſprang. Mit einem zweiten Sprunge ſetzte er abermals gegen das Dickicht, von dem er ſich erhoben hatte. Aber er mußte ſogleich wieder am Fuße eines Pipuls anhalten, und in Folge ſeiner Anſtrengungen und der Quetſchung, die er ausgeſtanden, hörte man ihn heftig ſchnaufen.

Ein indiſcher Jäger (Schikarry), der ſich in den niederen Zweigen des Baumes verborgen gehalten hatte, feuerte in dieſem Augenblicke ſein Gewehr auf den Tiger ab; die Kugel traf mitten auf die Stirne. Er fiel rückwärts, wälzte ſich auf dem Boden, und ſchon wollte der Jäger, der ihn auf den Tod verwundet glaubte, von ſeinem Baume herabſteigen, als ſich zu ſeinem großen Schrecken das wüthende Thier ihm entgegenſtürzte, ihn mit den Klauen bei den Beinen packte und unfehlbar zu Boden geriſſen hätte, wäre nicht einer der Bogenſchützen zu ſeiner Befreiung herbeigeeilt; der letztere ſchoß ſo ſicher, daß der Pfeil durch das rechte Auge und den Schädel drang. Im Augenblicke ließ der Tiger von ſeiner Beute ab und fiel todt nieder, wäh-

rend man ſich beeilte, den armen Schikarry aus ſeiner kritiſchen Lage zu bringen. Er kam mit einigen ziemlich ſchweren, aber nicht gefährlichen Fleiſchwunden weg. Als man das todte Thier unterſuchte; ſah man, daß die Kugel an der Härte des Schädels abgeprallt war, den ſie nur, unter der Haut bis am linken Ohr vorüber dringend, geſtreift hatte, wodurch der Tiger bloß betäubt worden war.

Die Wunden des Elefanten waren ſo bedeutend, daß ihn der Schmerz mehre Tage ſtätig machte, und man mußte ſchmeicheln und drohen, bis er ſich endlich wieder in das Gehölz wagte. Die Elefanten hegen im Allgemeinen große Furcht vor den Tigern, und oft ſträuben ſie ſich, einem Orte auf ein paar Schritte zu nahen, wo ſich ein ſolches Thier befindet, wäre es ſogar todt.

Ehe wir Hurdwar verließen, machten wir einen kurzen Ausflug nach den Ebenen am Fuße des Himalaya-Gebirges. Dort fanden wir ein köſtliches Klima und ein Land von unbeſchreiblichem Wechſel der Schönheit. Alles, was man in dieſer Gegend ſieht, iſt geeignet den Künſtler, und den Naturfreund zu feſſeln. Auch dem Jäger bleibt ſeiner Seits nichts zu wünſchen übrig; es wimmelt von Wildbret aller Art, und kein Tag ging vorüber, ohne daß unſere Tafel reichlich damit verſehen war.

Nachdem wir einige Wochen im Schoße dieſer reizenden Thäler zugebracht hatten, begaben wir uns wieder nach Hurdwar, von da ſchifften wir den Ganges hinab und kehrten nach Calcutta zurück.

II.

Die Ghurka's.

Die Unabhängigkeit der Gebirgsbewohner des Himalaya hat einen bedeutenden Stoß durch die Ghurka's erlitten, welche über den ſüdlichen Theil jener Gegenden herrſchten, bis die engliſch-indiſche Regierung ſie zur Zeit des Krieges gegen Nepaul aus dieſem Beſitze vertrieb. Die politiſche Organiſation dieſer Bergbewohner war rein feudaler Art und litt daher auch an allen gewöhnlichen Gebrechen dieſes Syſtems, und insbeſondere an einem gänzlichen Mangel an Einheit. Das ſehr ausgedehnte Land war in kleine Staaten abgetheilt, deren jeder durch ein unabhängiges Oberhaupt regiert ward; alle dieſe halb barbariſchen Häuptlinge errötheten nicht, aus der Plünderung ein Eroberungsmittel zu machen, der Stärkere fiel über den Schwächern her, und dieſer mußte ſich von dem erſten loskaufen: ſo kam es denn auch, daß ſie in einem fortdauernden Kriege mit einander lebten.

Die unaufhörlichen Revolutionen, denen ein auf ſolche Weiſe conſtituirtes Land unterworfen war, machten es bei den uncultivirten Sitten des Volkes zu einer leichten Beute für den erſten Eroberer, der kühn genug war, ſeine Berge zu überſteigen und ſo vielen zerſtückelten Gliedern feſte Geſetze zu dictiren, zu deren Annahme ſie um ſo mehr geneigt waren, ſobald ſie ſich unter einer gemeinſchaftlichen Autorität vereinigt ſahen, gegen welche ſie ihre wilde Unabhängigkeit gerne aufgaben.

Der Staat Ghurka oder Gurwal, weſtlich von Nepaul, ward noch vor wenigen Jahren von einem unternehmenden Häuptlinge beherrſcht, der, feſt

entſchloſſen, ſich das ganze Gebirgsland zu unterwerfen, mit aller Kraft dieſes Ziel zu erreichen ſtrebte. Zuvörderſt unterjochte er das fruchtbare Thal von Nepaul, den Schlüſſel ſeiner künftigen Eroberungen. Dieſes Thal umfaßte eine weite Strecke fruchtbaren Landes, das keinen Herrn hatte, und deſſen reiche und mannigfache Erzeugniſſe ihm eine ergiebige Erndte verſprachen. Der ehrgeizige Häuptling ſtarb bald nach dieſer wichtigen Eroberung; ihm folgte ſein Sohn, ein wilder, nicht minder unternehmender Krieger. Er ſetzte den Plan ſeines Vaters mit der ihm eigenen Charakterſtärke fort. Durch ſeine Nachfolger im Beſitze mächtiger Hülfsquellen, wendete er ſeine Waffen gegen die kleinen Regenten des Gebirges, die er trotz ihres kräftigen Widerſtandes in kurzer Zeit unterjochte. Er ward ermordet, worauf ihm ein Fremder von gleichem Range, Namens Umurſing-Thappa folgte, der nicht nur über den Staat Ghurka, ſondern auch über die angränzenden Gebirgs-Diſtricte die Oberherrſchaft uſurpirte. Unter dem Joche dieſes Tyrannen ſahen ſich die Gebirgsbewohner ihrer Freiheit und Unabhängigkeit beraubt.

Die Ghurka'ſchen Krieger, gewöhnt an eine ſtrenge, aber regelmäßige Disciplin, und mit erfahrungsreichen, umſichtigen Führern verſehen, ſind den übrigen indiſchen Truppen, die wie ſie, nichts von der europäiſchen Taktik verſtehen, häufig überlegen. Die Gefahr verachtend, ſind ſie ſtets bereit dem erſten beſten Feinde, der ſie angreift, Trotz zu bieten. Gehorſam iſt in ihren Augen die erſte Pflicht des Soldaten. Daher opfern ſie auch ihr Leben ohne Zögern der Vollziehung des einmal gegebenen Befehls. Die geringſte Verletzung deſſelben iſt in ihren Augen die größte Beſchimpfung. Ohne einen richtigen Begriff vom Recht, aber beſeelt vom höchſten Pflichtgefühle, gehorchen ſie der Autorität, die ihnen befiehlt, mit ausdauernder und unerſchütterlicher Treue, welche ſelbſt die unmenſchlichſte Behandlung nicht abwendig zu machen vermag. Im höchſten Grade empfänglich für das Gefühl der Ehre, iſt es ein ſeltener Fall, daß ſie das Vertrauen ſelbſt eines Fremden verrathen. Eine lange Reihe von Siegen und ihre wohlbekannte Ausdauer in Vertheidigung ihrer Eroberungen erhob ſie zu Feinden, die für unſere Truppen in dem Kriege gegen Nepaul nichts weniger als verächtlich erſchienen.

Als Beweis des entſchloſſenen Charakters, welchen die Ghurka'ſchen Krieger in der Vertheidigung ihrer Eroberungen entwickeln, mag die Erzählung einer merkwürdigen Thatſache, welche ſich im Jahre 1814 ereignete, genügen.

Eine ſtarke Truppen-Abtheilung unter dem Commando des Oberſten Gillespie, eines der tapferſten engliſchen Offiziere, ward zur Belagerung der kleinen Feſtung Kalunga in der Provinz Dhun abgeſendet. Oberſt Gillespie hatte das Unglück, beim Sturme getödtet zu werden. Die Beſatzung war etwa 300 Mann ſtark, während das Belagerungscorps wenigſtens 3000 Mann zählte und von muthigen Offizieren voll Erfahrung geführt wurde. Nach einem blutigen Kampfe, in welchem die Letztern viele Leute verloren, ward

das Fort von dem Reſte der Beſatzung, beſtehend aus 70 Mann, geräumt, welche ſich mitten durch die von ihren Feinden beſetzten Engpäſſe gewaltſam Bahn brachen, und mit Zurücklaſſung einer kleinen Anzahl Todter, entkamen. Am folgenden Morgen nahm der Offizier, welcher dem Oberſten Gillespie im Commando gefolgt war, Beſitz von dem Fort, wo er nur noch eingeſtürzte Mauern und leichenbedeckte Trümmer fand. Jetzt erſt konnte man den verzweifelten Widerſtand beurtheilen, welchen eine Hand voll halbciviliſirter Krieger gegen weit überlegene, trefflich disciplinirte und von den geſchickteſten Offizieren des engliſch-indiſchen Heeres geleitete Streitkräfte geleiſtet hatte. Was die Belagerten gethan und gelitten hatten, überſtieg allen Glauben. Die Sieger überzeugten ſich vollkommen von der heroiſchen Geduld und dem unbezwinglichen Muthe der Vertheidiger, bei dem furchtbaren Anblicke, der ſich ihren Augen darbot. Die dumpfen Seufzer der Sterbenden zerriſſen das Ohr. Auf dem Boden lagen die Glieder der von den Bomben Verſtümmelten umher. Auf der Stelle, wo jeder die Todeswunde erhalten hatte, lagen die entſtellten ſchwärzlichen, ſchon in Fäulniß übergegangenen Leichen. Die Reſte der im Anfange dieſer mörderiſchen Belagerung Gefallenen waren nur halb mit Erde bedeckt und verpeſteten die Luft durch ihren Geruch. Unter den Todten und Sterbenden fanden ſich auch Weiber und Kinder, gräßlich entſtellt, von denen einige mit jammervoller Stimme um einen Tropfen Waſſer flehten, ihren wüthenden Durſt zu ſtillen, der ſie verzehrte, wodurch die unerträglichen Qualen noch verlängert wurden.

Alle Sorgfalt, welche die Menſchlichkeit gebot, ward den Unglücklichen zu Theil, allein nur wenige kamen mit dem Leben davon. Mehr als 100 Leichen wurden auf einen Holzſtoß gelegt und von unſern eingebornen Truppen verbrannt; die Verwundeten wurden den engliſchen Wundärzten übergeben, denen es gelang, einige derſelben zu heilen.

Gefangene wurden nur wenige gemacht. Zum Beweiſe, daß die Sieger ihren Muth zu würdigen wußten, wurden ſie mit größter Milde behandelt. Die Jahrbücher des Kriegs in Indien bieten wenige Waffenthaten dar, welche der Belagerung von Calunga zu vergleichen, — keine, welche über dieſelbe zu ſetzen wäre. Die einzige, welche eine Parallele mit derſelben aushält, iſt die berühmte Belagerung von Nurtpor, wo der alte Commandant Lake die härteſte Niederlage während ſeiner ganzen militäriſchen Laufbahn in Indien erlitt; gleichwohl iſt bekannt, daß dieſelbe für ihn die Quelle unverſiegbaren Ruhmes ward.

Trotz der beträchtlichen Verluſte, welche die Ghurka's in dieſem Kriege erlitten, zeigten ſie dennoch keine Spur jener feindſeligen Rachgier, welche man ihnen in früherer Zeit zuſchrieb, und die man auch heutzutage noch bei den indiſchen Stämmen häufig findet. Auch keiner ungerechten Wiedervergeltung gaben ſie ſich hin. Sie behandelten die Gefangenen mit der größten Menſchlichkeit und zeigten bei jeder Gelegenheit das größte Vertrauen gegen

die engliſchen Offiziere, deren überlegene Taktik ſie mit jener offenen Treuherzigkeit eines tapfern und edelmüthigen Feindes heraushoben. Folgender Beweis dieſes Vertrauens verdient angeführt zu werden.

Während das Geſchütz der Belagerer mit jeder Salve Tod und Verwüſtung in das Fort ſchleuderte, trat ein verwundeter Ghurka'ſcher Krieger auf die Breſche und machte ein Zeichen mit der Hand, als ob er parlamentiren wolle. Sogleich ward das Feuer eingeſtellt, und der Soldat mit Güte aufgenommen. Eine Kanonenkugel hatte ihm den untern Theil des Geſichts weggenommen; er ward den Wundärzten zum Verbande übergeben, und der Zufall wollte, daß er nach einer langen und zweifelhaften Kur wieder hergeſtellt wurde. Sobald er im Stande war, jeder Pflege zu entbehren, brach er zu ſeinen Landsleuten auf, nachdem er erklärt hatte, daß er ſeine Anſtrengungen mit den ihrigen vereinigen werde, das Land gegen einen edelmüthigen Feind zu vertheidigen, der aber nichts deſtoweniger der Feind ſeines Volkes ſey. — Der Kampf dauerte nicht mehr lange, und bald ſahen ſich die Gebirgsbewohner mit Hülfe der Engländer von der Herrſchaft der Ghurka's befreit.

Die Eingebornen dieſes wilden und ungaſtfreundlichen Landes flößen weder durch ihr Aeußeres, noch durch ihre Sitten und Gebräuche das mindeſte Intereſſe zu ihren Gunſten ein. Einige Diſtricte machen hievon, jedoch nur ſelten, eine Ausnahme, indem ſich dort einige Individuen fanden, welche an die Race der edlen und tapfern Bergbewohner erinnern. Im Durchſchnitte iſt der Menſchenſchlag klein von Körperbau, aber ihre Glieder ſind nervigt und biegſam, was ihnen Kraft und Behendigkeit verleiht. Ihre Geſichtsbildung iſt nicht einnehmend; ihr Anblick flößt nur Mitleiden mit dem Zuſtande der bürgerlichen und ſocialen Degradation ein, in welcher ſie dahin leben, und ihr knechtiſches und niedriges Benehmen trägt noch mehr dazu bei, dieſen ungünſtigen Eindruck zu befeſtigen. Unter den Bauern befinden ſich ſelbſt die Vornehmſten, Zemindars genannt, welche viel Grundeigenthum beſitzen und vergleichungsweiſe ein wohlhabendes Leben führen, vom moraliſchen Geſichtspunkte aus betrachtet, in keiner beſſern Lage, als ihre Untergebenen. Sie geben ſich denſelben Laſtern einer niedrigen knechtiſchen Handlungsweiſe und der Falſchheit hin. Bei jeder Gelegenheit, die ſich darbietet, lügen und ſtehlen ſie. Ihre Unwiſſenheit macht der Menſchheit Schande, und dennoch beſitzen ſie jene Verſtellungsgabe, welche man bei entarteter Intelligenz ſo häufig findet, im höchſten Grade. Selbſt ihre Fürſten theilen dieſe Laſter, die Unwiſſenheit und die Verachtung alles Unterrichts, wodurch im Verhältniſſe zu ihrer größern Macht unendliches Unheil entſteht.

Ich erwähnte oben der großen Muskelkraft dieſer Stämme und beſonders derjenigen der ärmern Klaſſen. Bei den meiſten ſind die Beine in gar keinem Verhältniſſe zu dem übrigen Körper. Von den Knöcheln bis zur Hüfte zieht ſich ein Gewebe von Muskeln hinauf, das für einen Rieſen von 6 Fuß

paſſen würde, und doch ſind nur wenige größer als 5 Fuß. Allein das thätige Leben dieſer Menſchen erklärt die außerordentliche Entwickelung ihrer Muskeln auf eine einfache Weiſe. Von Kindheit an gewohnt, die ſteilſten Berge oft mit ſchweren Laſten beladen zu erklimmen, erlangen ihre Muskeln eine Elaſtizität, welche man bei den Bewohnern der Ebene nirgends findet. Andrerſeits härtet ſie die Kälte ab, der ſie ausgeſetzt ſind, und macht ſie ganz geeignet, der Strenge aller Klimate zu trotzen. Häufig trägt einer dieſer Bergbewohner eine Laſt von 90 bis 100 Pfunden 5 Stunden weit auf holprigen und ſo ſchmalen Pfaden, daß ſie kaum für Ziegen gangbar zu ſeyn ſcheinen. Mit derſelben Laſt klettert er längs ſenkrechte Felſen, oder ſchwingt ſich die ſteilſten Abhänge hinab, ohne daß ihm dieß alles die geringſten Schwierigkeiten macht.

Trotz ihrer ſocialen Herabwürdigung bilden die Gebirgsbewohner des Himalaya dennoch eine in vielen Beziehungen außerordentliche Menſchenrace. Es ſind nicht alle moraliſchen Fähigkeiten in denſelben erſtickt, die Laſter überwiegen nur die guten Eigenſchaften. Der Bewohner jenes Landes iſt der Sclave ſeiner Leidenſchaften und eines unüberwindlichen Egoismus.

Die hervorſtechendſten Laſter des aſiatiſchen Charakters, Zorn, Verrath, rohe Rachſucht, grollende Falſchheit, niedrige Kriecherei ſind vielleicht bei dieſem Volke nichts anderes als eine Folge ſeiner Berührung mit den Bewohnern der Ebene. Ueberdieß ſind ihre Fürſten vermöge des tödtlichen Haſſes und des Streites, den ſie gegen einander führen, gleich den Feudalherren des Mittelalters, für ſie eine Quelle der abſcheulichſten Beiſpiele. Der erbliche Haß iſt ſelbſt unter den Familien der niedern Stände ſo unverſöhnlich, daß nur die Ausrottung einer der beiden Partheien ihn zu tilgen vermag. Was die Handlungen perſönlicher Rache anbelangt, ſo findet ihre blutgierige Grauſamkeit kaum bei den geſunkenſten Völkern Central-Afrikas ihres Gleichen. Diejenigen, welche durch Reichthum und höhere Geburt die Ergebenheit ihrer Vaſallen durch die Ausſicht auf Raub ſich zu verſchaffen im Stande ſind, fallen über ihre ſchwächern Nachbarn her, plündern ſie aus und überlaſſen es ihnen ſofort, bis auf denjenigen Tag auf Rache zu ſinnen, an welchem ſie dieſe auszuüben vermögen. Als Beweis, welchen geringen Werth ſie auf ein Menſchenleben legen, dient, daß der geringſte Scherz häufig mit Blut bezahlt wird, und mit wahrer Wolluſt ſieht der Beleidigte den Todesqualen ſeines Opfers zu. Inmitten dieſes tief geſunkenen ſittlichen Zuſtandes iſt es kaum nöthig zu bemerken, daß die Tugend unter den Frauen eine unbekannte Sache iſt.

Die Sillenis, oder Träger, eine zahlreiche Klaſſe der ärmſten Gebirgsbewohner, geben ſich der Faulheit in ſolchem Grade hin, daß ſie häufig nur durch Schläge vorwärts gebracht werden können. Für Worte ſind ſie gänzlich taub. Oft werfen ſie auf den gefährlichſten Pfaden plötzlich ihre Laſt ab und

legen ſich am Rande der Abgründe nieder, auf die Gefahr hin, bei der geringſten Bewegung hinabzuſtürzen.

Die Frauen des Himalaya ſind von der Natur mehr begünſtigt, als die Männer; ſie ſind ſchlank, und ihre Geſichtsbildung iſt minder unſchön. Die meiſten ſind gut gewachſen und haben jene zarten, reinen Geſichtszüge, welche die indiſchen Frauen im Allgemeinen ſo ſehr auszeichnen. Ihr Aeußeres iſt ſogar angenehmer, als das der im flachen Lande wohnenden Weiber; ihre Haut iſt nicht dunkler, als die der Spanierinnen und Italienerinnen; ſie verlieren jedoch ihre Reize ſehr bald und werden im Alter häßlich. Dieſe ſchnelle Verwandlung, die Quelle bittern Leidweſens für das ſchöne Geſchlecht des ganzen Landes, wird vielleicht dadurch beſchleunigt, daß ſie fortwährend dem häufigen Wechſel des Klimas und der Witterung ausgeſetzt ſind. Sie werden nicht eingeſchloſſen, gleich den Frauen der höhern Klaſſen in andern Theilen Indiens. Die rohe Eiferſucht, welche den Charakter der Hindus beherrſcht, iſt in dieſen Bergen unbekannt. Die Frauen genießen einer Freiheit, von der ſie den weiteſten Gebrauch machen, und die ſich mit den Geſetzen der Moral und der ſocialen Schicklichkeit keineswegs verträgt. Ohne alle Scham leben ſie mit den Männern zuſammen, wodurch ſie jenes Selbſtvertrauen vor Fremden erlangen, das bei den civiliſirteſten Nationen nur den höhern Klaſſen ihres Geſchlechtes eigen iſt.

Dieſe Gebirgsbewohner betrachten ihre Weiber und Töchter als den koſtbarſten Theil ihres Eigenthums. Sie unterziehen ſich den Arbeiten des Ackerbaus mit eben ſo viel Fleiß und Geſchicklichkeit als die Männer, und eben dadurch entziehen ſie ſich jener Gefangenſchaft, welche im Allgemeinen auf den indiſchen und muſulmaniſchen Frauen ſo ſchwer laſtet. Allein ihre unbegrenzte und zu weit getriebene Freiheit ſetzt ſie Unannehmlichkeiten aus, welche vielleicht noch ſchlimmer ſind, als jene Gefangenſchaft. Sie verlieren die Achtung und Liebe der Männer, die, obgleich ſie gar nichts auf gute Sitten halten, dennoch einen Ekel gegen Alles empfinden, was ſich davon entfernt. Daher kommt es, daß ſie ihren Frauen nicht die geringſte Feſſel anlegen, während ſie andrerſeits denſelben auch nicht die geringſte Rückſicht angedeihen laſſen.

Dieſe Gleichgültigkeit einerſeits, und der Mangel jedes zärteren Gefühles andrerſeits bringt in dieſen Bergen einen der ſonderbarſten Gebräuche hervor, welche die Geſchichte der Menſchheit darbietet. Viele Männer leben in gemeinſchaftlichem Umgange mit einer Frau. Es herrſcht ſonach hier die Polyandrie, welche der Polygenie der Muhammedaner entgegen geſetzt iſt. Eine Frau des Himalaya wird häufig das ungetheilte Eigenthum mehrer Brüder, von denen jeder insbeſondere ſich mit ihr kraft eines unauflöslichen bürgerlichen Vertrages verbindet. Die concurrirenden Gatten leben in der innigſten Eintracht. Streitigkeiten ſind höchſt ſelten unter denſelben. Wahr iſt es

allerdings, daß dieſe Männer mit ihren ſonderbaren Gebräuchen ſehr ſtrengen geſelligen Geſetzen unterworfen ſind, und daß ſie dieſe mit gewiſſenhafter Genauigkeit befolgen. Das erſtgeborne Kind gehört ſtets dem älteſten der Brüder, und ſo wechſelt die Vaterſchaft der Ordnung nach ab.

Die allgemeinen Begriffe dieſer Volksſtämme über die Tugend der Frauen müſſen als nothwendige Folgen jenes ſonderbaren Gebrauches betrachtet werden, deſſen Urſprung übrigens zu unbekannten, nicht mehr zu entdeckenden Quellen hinaufſteigt.

Der unter den rajputiſchen *) Stämmen häufige Kindermord zwang dieſe Stämme, ihre Frauen aus ſolchen Racen zu wählen, welche in näherer Blutsverwandſchaft mit ihnen ſtanden. Da die Gebirgsvölker des ſüdlichen Theils des Himalaya auf eine gewiſſe Blutsverwandſchaft mit den Rajputen Anſpruch machen, ſo laſſen ſich die häufigen Entführungen von Seiten dieſer letztern erklären, weil nur dadurch der Erſatz der kraft des Geſetzes ermordeten Kinder weiblichen Geſchlechtes möglich wird; und hieraus entſpringt wieder die Seltenheit der Frauen bei den Nachbarſtämmen der Gebirgsvölker, für welche die Polyandrie das einzige Mittel iſt. Noch heutzutage werden die jungen Mädchen der Gebirgsbewohner in das ebene Land gebracht und dort mehr oder minder theuer verkauft, je nachdem ſie mehr oder weniger ſchön zu werden verſprechen. Die unaufhörlichen Mordthaten, welche die rajputiſchen Stämme entvölkern, zwingen ſie, ihre Weiber aus andern Stämmen zu nehmen. Wäre der Ort, woher ſie dieſelben beziehen, auch noch zweifelhaft, ſo ſcheint mir das Beſtehen der Polyandrie im Himalaya ganz geeignet, dieſen Zweifel zu löſen.

*) Noch vor etwa dreißig Jahren war es allgemeine Sitte der Rajputer, ihre Kinder weiblichen Geſchlechts unmittelbar nach der Geburt zu tödten, aus Furcht ſie nicht paſſend unterzubringen. Dieſer barbariſche Gebrauch ward in Folge der Bemühungen des Herrn Duneaux, des frühern Gouverneurs von Bombay, abgeſchafft.

Wohnungen der Bergbewohner. Die Civilians von Calcutta.

Es iſt eine auffallende Thatſache, daß die Bewohner des Himalaya, ſo entartet ſie ſind, und ſo weit ſich ihre Gebräuche von denen anderer civiliſirter Völker entfernen, dennoch unter gewiſſen Umſtänden im Aeußern ein gekünſteltes Benehmen zeigen, das man bei ungleich vorgerückteren Nationen nicht findet. Neben ihren rohen Sitten und der knechtiſchen Kriecherei gegenüber von Höheren, oder von ſolchen, von denen ſie etwas zu erwarten haben, zeigen dieſe Menſchen eine Leichtigkeit und Anmuth in ihrem Benehmen, welche zum wenigſten derjenigen aller europäiſchen Gebirgsvölker gleichkommt. Ihr Auftreten iſt offen und ohne Verlegenheit, beſonders wenn ſie keine Abſicht haben, denn in dieſem letzteren Falle nehmen ſie gern ihre halbwilde Unterwürfigkeit wieder an. Die Meiſten ſind gut gekleidet; ihre gut, reinlich und bequem erbauten Wohnungen ſind den beſcheidenen Hütten Schottlands oder der Alpen weit vorzuziehen. Nur die Wohnungen des ärmeren Theils machen hier, wie überall, eine Ausnahme.

Die Bauern dieſer Berge beurkunden ein ungewöhnliches Talent im Anbau, wenn man die undankbare Beſchaffenheit des Bodens und die unregelmäßige Lage deſſelben berückſichtigt.

Mit Staunen ſieht man reifende Saatfelder auf den ſteilen Abhängen der Berge, wo der Fuß des Menſchen kaum zu haften vermag. Nur die Erfahrung des Ackerbaues und ein ausdaurender Fleiß konnten dieſes Reſultat hervorbringen. Rauhe Felſen und Abgründe, mit wildem Unkraut überwachſen, ſind in fruchtbare Felder verwandelt. Die Weiden ſind mit Heerden, die Thäler mit Aehren bedeckt, und es gewährt nicht geringen Troſt, daß in einem Lande, das ſowohl in phyſiſcher als moraliſcher Hinſicht einen ſo zurückſtoßenden Anblick darbietet, der Menſch, obwohl auf der unterſten Stufe geſelliger Entartung befindlich, dennoch ein gewiſſes Etwas bewahrt hat, das ihn auf der Stufenleiter der Menſchheit wieder einigermaßen erhebt.

Im Ganzen genommen ſind die Wohnungen der Bergbewohner ziemlich bequem und, wenn man die Gewohnheiten des Landes in Betracht zieht, im allgemeinen reinlich gehalten. Sie beſtehen aus zwei bis drei Stockwerken. Der untere Raum dient zur Aufnahme des Viehs und der größern Geräthſchaften; in den obern Stockwerken wohnt die Familie. Die Zimmer haben abgehobelte und wohl aneinander gepaßte, tannene Bretterböden; ſie ſind

nicht ſehr geräumig; dabei iſt für hinreichende Helle und für Abhaltung der Kälte geſorgt. Statt der Fenſter ſind kleine Oeffnungen in den Mauern und zwar immer auf der von der Wetterſeite abgewandten Wand angebracht. Man findet deren nie mehr, als die Nothwendigkeit bedingt. Da das Glas ihnen unbekannt iſt, ſo werden die Fenſter bei Nacht, zum Schutze gegen die Kälte mit wohl paſſenden dünnen Holzſcheiben geſchloſſen, wodurch der Zweck vollkommen erreicht wird. Die Mauern der Häuſer ſind von Erde aufgeführt; häufig ſieht man auf denſelben einige der ſonderbaren Figuren ihrer Mythologie gemalt. Der Heerd befindet ſich ſtets in der Mitte des Gemachs; er beſteht aus einem einfachen Steine, auf welchem das Feuer gemacht wird. In Ermanglung der Kamine zieht ſich der Rauch zu den Fenſtern hinaus; da dieſe jedoch ſehr klein ſind, ſo entwickelt ſich hieraus ein Rußgeruch, der nur für ſolche erträglich iſt, die durch die Länge der Zeit daran gewöhnt ſind. Die ganze Familie ſchläft bunt durch einander in einem Bette, welches in einer mit weichem Laube gefüllten Matratze beſteht, die in einem Winkel des Zimmers unter den Fenſtern liegt, ſo daß man dadurch gegen die eindringende Nachtluft geſchützt iſt. Die einzigen Geräthſchaften, welche in dieſen Wohnungen zu finden ſind, beſtehen aus einigen irdenen Gefäſſen von verſchiedener Form und zu verſchiedenem Gebrauche. Man gelangt in jedes Stockwerk mit Hülfe eines ſtarken Balkens, der von Fuß zu Fuß Einſchnitte hat, und an welchem die Bewohner eben ſo raſch als geſchickt hinanklimmen.

Obgleich die Wohnungen in den Gebirgen ziemlich reinlich gehalten ſind, ſo iſt es doch rein unmöglich, das Ungeziefer daraus zu vertreiben, das unter dieſem Himmelsſtriche in ſolchem Ueberfluſſe vorhanden iſt, daß es für Fremde zu einer unerträglichen Plage wird. Die Eingebornen halten dieſe Geißel jedoch eher für einen Vortheil, als für eine Qual. Ihren Anſichten zu Folge erregen dieſe Schwärme von Inſekten, welche ſich fortwährend auf ihren Körper werfen, die Thätigkeit der Haut, und verhindern jene Erſchlaffung, welche man häufig in kalten Ländern findet, wo das Blut nicht immer in der gehörigen Thätigkeit erhalten wird. Iſt ihr Körper dergeſtalt mit Ungeziefer bedeckt, daß deſſen Menge ihnen läſtig wird, ſo ſtürzen ſie ſich angekleidet in das Waſſer und vernichten auf dieſe Weiſe in einem Augenblicke ganze Myriaden dieſer zudringlichen Gäſte.

Der Abſtand zwiſchen der ariſtocratiſchen Wohnung eines reichen Civilians*) von Calcutta und den rohen Hütten dieſer kräftigen Gebirgsbewohner iſt höchſt auffallend. Der erſtere iſt umgeben von Allem, was Reichthum und Luxus nur immer aufzutreiben vermögen. Auf einem bequemen Lehnſtuhle ſitzend, ein Bein nachläßig auf einen eleganten Mahagonitiſch ausge-

*) So heißen in Oſtindien alle Civilbeamten der Compagnie und der Regierung, und zuweilen ſogar die Pflanzer, im Gegenſatz zu den Militärperſonen.

ſtreckt, das andere auf einen prachtvollen Marah (Tabouret) geſtellt, raucht er ſeinen Hukah mit all' der Indolenz, welche eine Temperatur von 94 Graden (Fahrenheit) einflößt. Sein Sircar*) nähert ſich ihm mit einem tiefen Salaam, um ſeine Befehle für den heutigen Tag zu empfangen. Der Houkahbadar**) ſteht immer bereit, den erſchöpften Millam zu erſetzen; der Pidah***) — um die Befehle ſeines Herrn nach allen Richtungen hinzutragen, während ein Sclave mit der Handhabung des Punka****) beauftragt iſt und ihm unaufhörlich mit dem breiten Palmblatt friſche Luft zufächelt. Für alle ſeine Bedürfniſſe iſt zum Voraus geſorgt, ihm ſelbſt bleibt nichts anderes zu thun übrig, als zu denken; kaum hat er einen Wunſch ausgedrückt, ſo iſt er auch ſchon erfüllt. Eifrige Diener nehmen ihm den Bart ab, kämmen ſeine Haare, waſchen ſeine Füße, beſchneiden ihm die Nägel. Legt er ſich auf ſein Ruhebett, ſo fächelt ihm ein Muſulman oder ein Hindu Luft zu. Schläft er, ſo ſetzt man über ſeinem Haupte einen Yakſchweif in Bewegung, deſſen ſanftes und erfriſchendes Wehen die zudringlichen Moskiten verſcheucht. Zieht er ſich zurück, um der Nachtruhe zu genießen, ſo wird er von einem ehrfurchtsvollen Diener ausgekleidet, und ſteht er nach langem Schlafe auf, ſo ſind dieſelben Hände beſchäftigt, ihn anzukleiden. Er verläßt ſeine Wohnung ſelten anders, als auf den Schultern von vier kräftigen Dienern, welchen vier andere zu ſeiner Bedienung folgen. Zuweilen zieht er vor, zu Fuß auszugehen; dann deckt ihn ein Chatta (Sonnenſchirm), deſſen reiche Verzierungen in den Strahlen der Sonne erglänzen; eine Menge Diener von verſchiedenen Rangſtufen und Aemtern folgt ihm, ſo daß ſein Spaziergang einer förmlichen Prozeſſion gleicht.

Ein ſolcher Luxus iſt den Bergbewohnern des Himalaya unbekannt. Gleichwohl verdienen ſie in ihren wilden Wohnſitzen, wo ſie den Erſchütterungen der Erde und den Stürmen des Himmels trotzen, noch eher die Sympathie der Menſchen, als der Sybarite, der mehr einem Opfer der Civiliſation, als einem lebenden Beiſpiele ihrer Gewalt gleicht. Im Himalaya findet man ſelten einzelne Wohnungen. Am Abhange der Hügel bilden die Häuſer Gruppen zu zehn bis zwanzig und erſcheinen auf dem dunkeln Grasboden gleich weißen Punkten, welche einen angenehmen Wechſel in die Landſchaft bringen. Jedes Dorf hat ſeinen Tempel, der, wenn gleich von roher Bauart, dennoch nicht

---

*) Eine Art von Haushofmeiſter.

**) Der Hohkahbadar hält ſich ſtets hinter dem Hohkah.

***) Der Pidah iſt ein Diener zu Fuß.

****) Der Punka iſt ein großer Fächer von Blättern, oder eine viereckigte mit Mouſſelin überzogen und an die Decke befeſtigte Rahme. Ein Sclave ſetzt ihn mittelſt einer Schnur in Bewegung und verbreitet dadurch einen ſanften Luftzug im Zimmer.

ohne gewiße Eleganz und richtige architektoniſche Verhätniſſe iſt. Häufig ſind ſie 60 — 70 Fuß hoch und in mehre Stockwerke getheilt. Um von einem Stockwerke in das andere zu kommen, bedient man ſich deſſelben Mittels, wie bei den Häuſern. Die Religion dieſer Bergbewohner ſcheint eine Miſchung der verſchiedenen Sekten Hindoſtan's zu ſeyn, und ihre Prieſter ſind in den Shaſter's, Sedah's und Parana's *) nicht beſſer unterrichtet als ſie ſelbſt.

In einigen Diſtrikten des Himalaya findet man Beiſpiele einer ſonderbaren Begräbnißweiſe. Wenn eine Perſon ſtirbt, die reich genug iſt, um die Koſten eines pomphaften Leichenbegängniſſes zu beſtreiten, ſo iſt es Sitte, den Körper auf eine Art zu behandeln, welche nach meiner Anſicht mehr geeignet iſt, die reichen Leute mit Schauder zu erfüllen, als ihnen ein Vorgefühl der Befriedigung einzuflößen. Zuvörderſt wird der Körper ſorgfältig abgewaſchen, und nachdem er durch verſchiedene Ceremonien gehörig vorbereitet iſt, bringt man ihn in einen großen Mörſer, wo man ſowohl Knochen als Fleiſch gehörig zermalmt, bis das Ganze eine dichte Maſſe bildet. Hierauf macht man kleine Klöſe daraus, die man auf ein dieſem beſondern Gebrauche geweihtes Feld bringt, und dort auf den Boden ſtreut, wo ſie gar bald die Beute der Weihe werden, welche ſtets in großer Anzahl ſich in der Nähe dieſes Feldes aufhalten. Dieſe Raubvögel werden von den Prieſtern für heilig gehalten, welche denſelben regelmäßige Wohnung geben. Es ſind beſondere Leute mit der Aufſicht dieſer Vögel beauftragt, damit Niemand ſie von ihrem Lieblingsaufenthalte vertreibe, oder auf irgend eine Weiſe ſtöre. Niemand, außer dieſen Wächtern, hat die Erlaubniß, ſich denſelben zu nähern, obwohl dieſe Vorſichtsmaaßregel kaum nöthig iſt, da der Aberglaube des Volks ſo groß zu ſeyn ſcheint, daß es als eine Handlung der größten Gottesverachtung angeſehen werden würde, das Aſil dieſer beſiederten Menſchenfreſſer zu ſtören. Von den geheiligten Weihen verſchlungen und verdaut zu werden, iſt eine ſehr theure und nur den höchſten Claſſen vorbehaltene Art von Begräbniß. Dasjenige der Aermern wird auf verſchiedene Weiſen bewerkſtelligt; zuweilen verbrennt man ſie; zuweilen wirft man ſie in den nächſten Fluß; häufig ſetzt man ſie auf dem Gipfel irgend eines unbewohnten Berges aus, wo ſie den Geyern zur Nahrung dienen.

In gewißen Diſtrikten geben die Einwohner die Leichen ihrer Anverwandten und Freunden der Gefräßigkeit wilder Thieren preis. Dieſelben werden mit großen Ceremonien nach einem von einer Mauer umſchloſſenem Raume gebracht und gänzlich entkleidet auf eiſerne Gitter gelegt, damit ſie deſto leichter verzehrt werden können. Eine ähnliche Sitte findet man bei den Parſis von Bombay, welche von den Gebern, oder den alten Feueranbetern abſtammen. Um das ſchreckliche Schauſpiel, das auf dieſen Begräbnißplätzen ſtatt

---

*) Die heiligen Bücher der Hindu.

findet, dem Auge zu entziehen, umgibt man ſie mit einer hohen Mauer und verſieht ſie mit einer breiten Oeffnung, die Tag und Nacht für Hunde, Schakal's und andere Raubthiere offen bleibt.

Die Thiere, welche ſich im Himalaya-Gebirge aufhalten, ſind weder ſo zahlreich, noch ſo wild, als diejenigen des ebenen Landes. Den Elefanten findet man häufig in den niedern Regionen, zuweilen auch das Rhinoceros, wiewohl ſelten. Tiger und Leoparden wohnen in den Wäldern, beſuchen jedoch die höher liegenden Orte nicht. Dagegen gibt es dort verſchiedene Arten von Wild in großer Menge. Wilde Schweine ſind nicht ſelten, nur ſind ſie kleiner und nicht ſo gefährlich, als im flachen Land. Auch Büffel ſind in dieſen öden Gegenden zu Hauſe, doch halten ſie ſich nur am Fuße der Berge auf. Auf den unbewohnten Theilen des Gebirges finden ſich Haſen, Affen, Schakal's und Füchſe.

Die Bäume haben an einigen Stellen einen wahren Rieſenwuchs; manche haben 20 Fuß im Umfang, und erheben ſich zu einer Höhe von mehr als 150 Fuß. Der Stamm iſt bis zu 60 Fuß hinauf gänzlich von Zweigen entblößt; dann beginnt eine reiche Blätterkrone und bildet einen unermeßlichen belaubten Pavillon, der ſeinen Schatten im Glanze der untergehenden Sonne weit hin wirft und die Abhänge der benachbarten Höhen verdunkelt. In dieſen Bergen hat alles einen ſo rieſenhaften Maßſtab, daß alle Gegenſtände von kleinern Verhältniſſen unglaublich verkürzt erſcheinen. In einiger Entfernung gleicht die menſchliche Geſtalt nur noch einer Marionette, während Pferde und Ochſen nicht größer zu ſeyn ſcheinen, als Hunde.

Das ſonderbarſte Thier des Himalaya iſt das Moſchusthier, eine Art von ſchüchternem und äußerſt wildem Damhirſche; es hält ſich an den abgelegenſten ödeſten Stellen auf und flieht nicht nur den Menſchen, ſondern auch alle nicht zu ſeiner Gattung gehörige Thiere; es ſucht die unzugänglichſten Berggipfel auf und lebt in Schluchten und Abgründen, wohin der menſchliche Fuß nicht zu dringen vermag und wo die ſtrengſte Kälte und ewiger Schnee herrſchen. Man findet es ſelten unter 12,000 Fuß über dem Meere. Zuweilen iſt es genöthigt, jene hohen Regionen zu verlaſſen, um weiter abwärts ſeine Nahrung zu ſuchen.

Das ausgewachſene Moſchusthier iſt etwa von der Größe eines halbjährigen Kalbs; ſeine Geſtalt iſt regelmäßig, ſein Kopf dem des wilden Schweines ähnlich, während ſeine Füße genau denen des Damhirſches gleichen. Der Rüſſel iſt ſchmal, die Geſichtshaut runzlig. Zwei lange Hauer ſtehen aus dem Oberkiefer vor, ſie ſind etwas gebogen und reichen um einige Zolle über den Unterkiefer hervor. Das Thier iſt äußerſt lebendig, aber ſo ſcheu, daß es ſchwer hält, es aufzufinden, ſelbſt wenn es ſchon getödtet iſt, indem es ſich nach ſo abgelegenen und unzugänglichen Orten flüchtet, daß ſelbſt die Bergbewohner, wenn ſie eines tödtlich getroffen haben, es oft nicht wagen, ihre Beute aufzu-

ſuchen. Der Moſchus befindet ſich in einem Beutel unter dem Bauche und dieſer Beutel muß abgeſchnitten werden, ſo lange das Thier noch lebt, weil man behauptet, im entgegengeſetzten Falle trete der Moſchus in das Blut zurück und mache das Fleiſch ungenießbar. Das Moſchusthier iſt ſo ſelten, daß jedesmal, wenn ſich eines zeigt, ſämmtliche Bewohner des Diſtrikts ſich zur gemeinſchaftlichen Jagd vereinigen, obwohl die Erlegung des Thiers nicht mehr Wahrſcheinlichkeit für ſich hat, als deſſen Entkommen.

Nicht ohne große Mühe und Koſten verſchafft man ſich den Moſchus dieſes Thieres in ſeinem natürlichen Zuſtande. Die Eingebornen fabriciren einen nachgemachten Moſchus, der in großer Menge nach China, Thibet in das Flachland Hindoſtans verkauft wird.

Man findet mehre dieſen Bergen eigenthümlich angehörige Vögel: Einer der merkwürdigſten iſt der Ritual. Dicker und ſchöner als der Faſan, zu deſſen Geſchlecht er gehört, iſt er auch größer und von minder zarter Form, obwohl er jenen durch den Glanz ſeines Gefieders um vieles übertrifft. Am ganzen Leibe iſt er von einem glänzenden Dunkelblau, nur der Hals iſt dunkel purpurfarbig und ſpielt in Grün und in Scharlach, ſo daß er die Sonnenſtrahlen zurückwirft, und dieſe eine Art von Lichtſchein um ihn verbreiten. Sein Rücken iſt bis unter die Flügel weiß. Wenn er fliegt, dehnt ſich ſein Schweif in die Breite aus; die Federn deſſelben ſind von lebhafter Zimmtfarbe. Auf dem Kopfe hat er eine dichte Haube vom prächtigſten Farbenwechſel, die er nach Willkühr aufrichten und zurücklegen kann. Im Augenblicke des Auffliegens gibt er einen ſanften, pfeifenden und hellen Ton von ſich, den man auf beträchtliche Entfernnng hört. Dieſer Vogel iſt ſehr ſcheu, und läßt ſich nur ſelten ſehen. Gleich dem Moſchusthier hält er ſich nur auf den höchſten und abgelegenſten Punkten der Berge auf, wohin der Fuß des Menſchen kaum zu dringen wagt, deßhalb iſt er auch ſehr ſchwer zu fangen. Sein Fleiſch ſoll ſchmackhafter ſeyn, als das des übrigen Wildes; übrigens iſt es den Eingebornen nicht geſtattet, daſſelbe zu genießen. Es gibt in dieſen Gegenden noch andere Vögel vom Geſchlechte der Faſanen, keiner kommt jedoch dem Ritual gleich, was die Schönheit des Gefieders und die Schmackhaftigkeit des Fleiſches anlangt.

Noch einen Vogel findet man in Himalaya, dem man ſich leichter nähern kann, und der vielleicht aus dieſem Grunde weniger geſchätzt wird. Der wilde Hahn iſt von gleicher Größe, wie der Haushahn; ſein Gefieder iſt hell braun; ſein kleiner zierlicher Kopf gleicht dem des wilden Steinhuhns; er iſt ziemlich gemein, ſteht jedoch in jeder Beziehung unter dem Faſan.

Das Rebhuhn findet ſich in großer Menge in den Wäldern; es iſt von trefflichem Geſchmacke; überdieß iſt es ein ſehr ſchöner Vogel; ſeine Geſtalt iſt zierlicher, als die des gemeinen Rebhuhns, und nähert ſich mehr derjenigen der Wachtel, die es jedoch an reichem, äußerſt wechſelndem Gefieder übertrifft, obwohl die rothe und die weiße Farbe vorherrſchen. Es hat die ſonderbare

Gewohnheit, ſich mit Staub zu bedecken, um ſich in der Sonne zu wärmen, ſo daß es von weitem einem Maulwurfshaufen gleicht, bis zu dem Augenblicke, wo es, in ſeiner Ruhe geſtört, plötzlich den Staub abſchüttelt, und ſeine prachtvollen Flügel, die im Strahle der Sonne erglänzen, entfaltet, als wohne ihm das ſtolze Gefühl des lebhaften Glanzes inne, womit die Natur es begabt hat, und dann plötzlich in das undurchdringliche Dickicht der Wälder verſchwindet.

Das ſchwarze Rebhuhn, das durch ganz Indien verbreitet iſt, findet ſich gleichfalls in großer Menge im Gebirge. Das Fleiſch dieſes Vogels iſt ſehr ſchmackhaft und dem des europäiſchen Rebhuhns weit vorzuziehen.

Auf unſerer Reiſe durch die Ebene bis nach Serinagur fiel uns die einfache Art auf, mit welcher die Bergbewohner ihre Bienen behandeln, von denen ſie im Allgemeinen zahlreiche Schwärme beſitzen. Sie verwenden die größte Sorgfalt auf dieſelben, und belohnen die Arbeiten dieſer thätigen Inſekten durch große Aufmerkſamkeit und gute Behandlung. In dieſer Beziehung, ſo wie in mancher anderen, könnten unſere Landleute manche nützliche Lehren von den Indiern empfangen. Da der Honig eine Lieblingsnahrung der Bewohner des Himalaya ausmacht, ſo iſt der Verbrauch deſſelben beträchtlich, und bildet deshalb auch einen wichtigen Artikel ihres innern Handels. Der Honig iſt von allen Lebensmitteln dasjenige, welches man am häufigſten auf ihrem Bazar aufgeſtellt findet, und das am ſchnellſten abgeht. Ohne die Bienen zu vernichten, gewinnen ſie den Honig mittelſt eines ausgehöhlten hölzernen Cylinders, den ſie auf derjenigen Seite, die am meiſten vor dem Winde geſchützt iſt, in die Mauer ihrer Hütten einlaſſen, ſo daß der Durchgang von außen nach innen frei iſt. In der Mitte dieſes Bienenſtockes befindet ſich eine bewegliche Wand, die man offen läßt, ſo lange ſie den Honig fertigen; ſo bald jedoch die Waben gefüllt ſind, ſchlägt man mit Geräuſch an das innere Ende des Cylinders, und vertreibt dadurch die Bienen; wenn ſie ſie ſich zurückgezogen haben, ſchließt man den Cylinder mittelſt der beweglichen Wand in der Mitte, und nimmt die Honigkuchen von der innern Seite heraus; ſofort öffnet man den Bienenſtock wieder, worauf die Bienen ihre Arbeit auf's Neue beginnen.

Serinagur, wo wir uns einige Zeit aufhielten, iſt die Hauptſtadt von Gurwal; ſie liegt auf dem ſüdlichen Ufer des Alacanauda, eines Hauptarmes des Ganges, des heiligen Fluſſes, etwa ſieben Meilen oberhalb ſeiner Vereinigung mit dem Bhagnerutti, an der Stelle, wo mehre Ebenen zuſammenfallen und das ſchöne Thal von Serinagur bilden. Dieſe Stadt war ehemals von hoher Wichtigkeit vermöge ihres Marktes, wo die Produkte der auf beiden Seiten des Gebirges liegenden Länder zuſammenfloſſen. Sie litt jedoch in Folge eines Erdbebens im Jahre 1803 großen Schaden, und befindet ſich ſeit jener Zeit in einem Zuſtande des Verfalls, aus dem ſie ſich wahrſcheinlich nie wieder erheben wird.

Nuſchibabad.

Nach einigen zu Serinagur verlebten Tagen, woſelbſt wir von dem Rajah mit der größten Biederkeit aufgenommen wurden, brachen wir wieder nach dem flachen Lande auf. Nach Verlauf von vier Tagen erreichten wir Nuſchibabad; hier ſchlugen wir unſere Zelte auf und machten einen kurzen Halt. Dieſe kleine Stadt ward von Nuſchib-ud-Dowlah erbaut, der ſeiner Zeit einige Berühmtheit erlangte durch den von ihm entworfenen Plan, ſich des Handels zwiſchen der Provinz Caſchemir und Hindoſtan zu bemächtigen. Nuſchibabad liegt etwa 20 Meilen ſüdöſtlich von Hurdwar und 95 Meilen von Delhi. Seit dem Erdbeben von Serinagur hat ſie beträchtlich von ihrer frühern Wichtigkeit verloren.

Wir überſchritten den Ganges bei Depur, und ſetzten unſern Weg gegen Anopſchur, einer Militär-Station oberhalb Futtyghur, fort. Nach einer Reiſe von vier Tagen paſſirten wir die Jumna bei Kyratta und betraten ſofort die noch immer prachtvolle Hauptſtadt des Mogul-Reiches. Allein Delhi iſt bei weitem nicht mehr, was es unter der Herrſchaft der Timur war. Ihr Glanz iſt verſchwunden; doch macht das, was davon übrig blieb, immer noch einen herrlichen Aufenthalt aus dieſer Stadt.

Die neue Stadt Delhi, gegenwärtig der Sitz der muhammedaniſchen Herrſchaft von Hindoſtan, ward durch Schah Jehan im ſiebenzehnten Jahrhundert erbaut und nach ihm Schahychanabad benannt; ſie hat etwa ſieben Meilen im Umfange und erhebt ſich auf dem weſtlichen Ufer der Jumna. Sie wird gedeckt durch eine lange und hohe Mauer, die jedoch den Angriffen der heutigen Artillerie nur geringen Widerſtand leiſten würde. Die Stadt enthält nichts beſonders Merkwürdiges und ſteht an Pracht vielen andern Städten Hindoſtans von minderer Wichtigkeit nach. Sie hat ſieben Thore; bei einem derſelben befindet ſich ein Collegium, welches Gebäude nicht ohne Schönheit iſt; da es heutzutage keine Beſtimmung hat, ſo iſt es dem Verfall nahe. Die Paläſte von Saadet Khan und des Sultans Darahiſchekoh ſind elegante Gebäude, von hohen Mauern umgeben, und enthalten Buden, Thiergärten, Stallungen und ſonſtige Nebengebäude. In demſelben Stadtviertel findet man einige ſchöne Moſcheen, unter andern auch die berühmte Musſchid, wo im Jahr 1739 der perſiſche Eroberer, der blutgierige Nadir-Schah ſich niederließ, um der Niedermetzlung der unglücklichen Einwohner von Delhi zuzuſehen.

Die Gärten von Schalimar, welche zur Zeit der Erbauung der neuen Stadt angelegt wurden, ſollen über hundert Lak Rupien, oder über eine

Million Pf. Sterling gekoſtet haben. Im Anfang waren ſie mit einer hohen Mauer von Backſteinen umgeben und nahmen einen Raum von mehr als einer Meile im Umfange ein. Heutzutage ſind ſie ſo gänzlich im Verfall, daß auch keine Spur mehr von der frühern Herrlichkeit zu ſehen iſt. Von der Mauer dieſer Gärten gegen Süden, ſo weit das Auge reicht, bietet die Gegend den Anblick einer weiten, mit ſtolzen Ruinen bedeckten Ebene, den Reſten des alten Indrapraſtha *) dar. Moſcheen, Grabmäler, Paläſte, Obſervatorien, Luſthäuſer, Collegien, Bäder, Serails, liegen alle bunt durcheinander auf der Erde und zeigen durch ihre herrlichen Trümmer, wie groß die Pracht dieſer Stadt zur Zeit ihrer Macht geweſen ſeyn muß. Selbſt Ober-Egypten, ſo reich an Zeugniſſen vorübergegangener Größe, bietet nichts Höheres dar, als dieſe Ruinen des alten Delhi.

Allein wenn auch dieſe ehemals prächtige Hauptſtadt verſchwunden iſt, und heutzutage nur noch in der Erinnerung der Geſchichte lebt, ſo haben ſich dagegen andere Städte erhoben, die wenn auch nicht ſo prachtvoll, doch von gleich großer Wichtigkeit ſind. Nichts verſchwindet ohne Grund auf Erden; jeder Verluſt wird durch einen Gewinn ausgeglichen. Ein Menſch ſtirbt, ein anderer wird geboren. Ein Reich ſtürzt und geht zu Grunde, ein anderes erhebt ſich und wird blühend.

„Die Spinne,“ ſagt ein perſiſcher Dichter, „hat ihr Geſpinnſt in den Paläſten der Kaiſer gewoben, und die Eule ihren nächtlichen Ruf von den Thürmen von Afraſiabs ertönen laſſen.“

„Betrachtet die ganze Natur, alles iſt Verwandlung in ihrem Innern; alles wechſelt, nichts ſtirbt. Der Tag folgt auf die Nacht, und die Nacht auf den erlöſchenden Tag. Die Geſtirne gehen auf und wieder unter, um abermals aufzugehen. Die Erde folgt demſelben Beiſpiele. Sehet den lachenden Sommer mit ſeinen grünen Laubgewinden, und mit ſeinen duftenden Blumen; er verliert ſich in dem blaſſen Herbſte; der düſtere Winter mit ſeinen Stürmen, mit ſeinem Froſte verdrängt den Herbſt und ſeine goldenen Früchte, und macht dann wieder dem Frühlinge Platz, dem ſüßen Frühlinge, der mit ſeinem liebkoſenden Athem von den wärmeren Wohnungen des Südens herüber kommt. Alles verwelkt, um wieder aufzublühen. Wie an der Bewegung des Rades wechſelt Steigen und Fallen: Ein Bild des Menſchen, der vorübergeht und nicht ſtirbt.„

*) Dieß iſt der Sanſcrit-Name des alten Delhi.

Ein Goſsein. Gholaum Kaudir. Das Serail. Die weiblichen Offiziere.

Als ich eines Morgens mein Zelt verließ, das in der Nähe der Mauern von Delhi unter einem Tamarindenbuſche aufgeſchlagen war, gewahrte ich einige Schritte von mir einen Goſſein, der ſich an die Trümmer einer Säule lehnte. Seine ſtumme und flehende Stellung ſchien auszudrücken, daß er von mir oder den Vorübergehenden ein etwas reelleres Zeichen des Wohlwollens, als einen bloßen Gruß erwarte. Dieſe Fanatiker haben die natürliche Ordnung der Dinge geradezu umgekehrt; ſie betrachten nämlich denjenigen, welcher empfängt, wenn es jemand von ihrer Kaſte iſt, als den Wohlthäter, und denjenigen der gibt, als den Verpflichteten, wenn er einer andern Kaſte angehört.

Als ich mich ihm näherte, ſah ich, daß ein dicker eiſerner Spieß durch ſeine Wangen getrieben und an den Enden umgeniethet war; ein eiſerner Ring hieng an dem Spieße, in welchen gerade das Kinn paßte. Obgleich dieſe Art von Gebiß durch die Zunge gieng, wie ich mich ſpäter überzeugte, ſo ſchien er doch dadurch nicht beſonders in der Sprache gehemmt, indem er ſich auf eine vollkommen verſtändliche Weiſe auszudrücken vermochte. Er war ein Mann von reifem Alter, von ſanften Sitten und angenehmem Aeußern, und befreit von jener zurückſtoßenden Unreinlichkeit, welche die Individuen ſeiner ſonderbaren Sekte auszeichnet.

Ich lud ihn ein, in mein Zelt zu treten, was er ohne Zögern und mit zuvorkommender Offenheit, die meine Erwartung übertraf, annahm. Der eiſerne Spieß war das Werkzeug einer Pönitenz, die er ſich wegen eines gebrochenen Gelübdes auferlegt hatte. Er weigerte ſich zu ſitzen und unterhielt ſich mit mir, an die Zeltſtange gelehnt, ganz offen über die ſonderbaren Ereigniſſe ſeines Lebens, wobei er alle meine Fragen ohne Anſtand beantwortete, indem es ihm Vergnügen zu machen ſchien, mich von den nähern Verhältniſſen in Kenntniß zu ſetzen, welche ſeine Perſon und die eigenen Gebräuche ſeiner Brüderſchaft anlangten.

Er ſagte mir, er ſey eben im Begriffe, ein Gelübde zu erfüllen, nämlich das, eine Zeit von fünfzehn Jahren ſtehend zuzubringen. Obwohl er ſich bereits im dreizehnten Jahre befand, ſo hatte er doch nur wenig durch dieſe ermüdende Stellung gelitten; die Nächte brachte er mit dem Rücken an einen Baum gelehnt, zu, und ſchlief auf dieſe Weiſe eben ſo tief, als der üppigſte Menſch in einem Bett von Flaum. Doch geſtand er ein, daß er in der erſten

Zeit genöthigt geweſen ſey, ſich durch Seile halten zu laſſen, wenn der Schlaf ihn überwältigte, und daß ſeine Füße anſchwollen, ſo daß ſie ihm, wenn er ging, oder wenn er ſich ruhig hielt, heftige Schmerzen verurſachten. Nach Verlauf einiger Zeit hörte dieſe Qual jedoch auf, und er ſetzte die Vollziehung ſeiner ſonderbaren Bußübung ohne weitere Beſchwerden fort.

Hiebei ließ er es indeſſen nicht bewenden. Die Finger ſeiner linken Hand waren dergeſtalt rückwärts gebogen, daß ſie einen rechten Winkel mit dem Rücken derſelben bildeten, wodurch er auf den Gebrauch dieſer Hand gänzlich verzichten mußte. Ueberdieß war er 365 Tage lang an den Aſt eines Baumes aufgehängt geweſen. Zu dieſem Zwecke hatte er ſich an ein Bambusrohr befeſtigen laſſen, das als eine Art von Sitz an das Ende eines Seiles geknüpft war; ein Riemen um den Leib hinderte ihn zu fallen. Er ſchilderte mir das Qualvolle dieſer Lage als die härteſte Kaſteiung, die er je erduldete. Ich gab dieſem Helden des Fanatismus ein Allmoſen, worauf er mich, ſehr zufrieden mit meiner Freigebigkeit, verließ.

Die Qualen, denen ſich dieſe Menſchen unterziehen, ſind ganz ihr freier Wille; ſie ſind durchaus kein nothwendiger Theil des indiſchen Rituals. Das Mahabbarat, das von den Hindus verehrte Buch, ſagt hierüber: „Menſchen, welche ihr Fleiſch mit harten, nicht durch das Saſtra geſtatteten Kaſteiungen züchtigen, ſind vom Stolze und der Heuchelei beſeſſene Weſen; ſie werden hingeriſſen durch Unzucht, Zorn oder rohe Gewalt. Dieſe Unſinnigen quälen den Geiſt, der in dem Körper iſt und mich, der ich in ihnen bin *).“

Während unſeres Aufenthalts zu Delhi konnte ich mich nicht enthalten, eine traurige Vergleichung zwiſchen der elenden Lage des regierenden Kaiſers und zwiſchen derjenigen ſeiner Vorgänger anzuſtellen, welche die mogoliſche Herrſchaft auf den Trümmern der Afghaniſchen Dynaſtie begründeten, und den Halbmond in den meiſten Provinzen Indiens aufpflanzten. Der verſtorbene Kaiſer Schah Allum II. bot ein auffallendes Beiſpiel der Hinfälligkeit der muhammedaniſchen Herrſchaft dar. Im Jahr 1788 griff Gholaum Kaudir, ein Häuptling der Rohilla, in welchen dieſer unvorſichtige Fürſt ſein ganzes Vertrauen geſetzt hatte, Delhi plötzlich an, bemächtigte ſich deſſelben und zugleich der Perſon des ſchwachen, aber rechtſchaffenen Schah Allum. Nachdem er ihn mehre Wochen lang der erniedrigendſten Behandlung ausgeſetzt hatte, um ihm das Geheimniß ſeiner muthmaßlichen Schätze zu entreißen, ſtach er ihm mit ſeinem eigenen Dolche die Augen aus. Nicht zufrieden damit, tödtete und marterte er mehre Glieder der kaiſerlichen Familie, und verließ die Stadt, die er durch ſeine Grauſamkeiten in Trauer verſetzt hatte, erſt bei der Annäherung Mahadaſchie Scindia's, der ihn an der Spitze eines Heeres von dem Schauplatze ſeiner Gräuel vertrieb. Eine eben ſo raſche als furchtbare Strafe harrte

*) Worte des Kriſchna.

ſeiner. Von einer Abtheilung des mahratiſchen Heeres verfolgt und gefangen, ward er vor Scindia geführt, der ihn keines Wortes würdigte und dem verhärteten Räuber nur einen ſtrengen Blick zuwarf. Er ließ ihn fragen, an welchem Orte er ſeine Beute verborgen habe. Als Kaudir ſich weigerte zu antworten, ward folgende Strafe an ihm vollzogen: Er ward in einen eiſernen Käfig geſperrt und an einem Balken mitten unter dem Heere aufgehängt. Nachdem er auf ſolche Weiſe einige Zeit dem grauſamen Geſpötte der Soldaten ausgeſetzt war, wurden ihm Naſe, Ohren, Hände und Füße abgeſchnitten und die Augen ausgeriſſen. Alſo verſtümmelt ſetzte man ihn auf den Rücken eines dürren Kameels und führte ihn vor den unglücklichen Schah Allum, den er ſelbſt ſo unbarmherzig der Augen beraubt hatte. Ohne eine Miene zu verziehen, erduldete der Elende dieſe furchtbare Strafe, wobei er einen Heldenmuth entwickelte, der einer beſſern Sache werth geweſen wäre. Er ſtarb jedoch, ehe er Delhi erreichte, in Folge des brennenden Durſtes, welchen das Uebermaß der Schmerzen in ihm erzeugte. Sein unerbittlicher Richter hatte verboten, daß ihm irgend etwas zu eſſen oder zu trinken gereicht werde. Man kann ſich vorſtellen, wie furchtbar ſein Todeskampf geweſen ſeyn muß.

Von dieſer Zeit bis zum Jahre 1802, das heißt bis zu den Tagen, an welchen Lord Lake dem Nachfolger des großen Scindia, ſechs Meilen von Delhi eine Niederlage beibrachte, und den alten Kaiſer aus der Lage eines Staatsgefangenen befreite, lebte dieſer Monarch in dem Zuſtande einer Art von Dürftigkeit. Der den noch lebenden Prinzen der kaiſerlichen Familie ausgeſetzte Jahrgehalt betrug 200 Rupien (550 Franken). Die Geſammtausgabe des Kaiſers ſowohl für den Unterhalt ſeiner Perſon, als für denjenigen ſeiner Familie erhob ſich kaum auf zwei Lak Rupien (600,000 Franken). Das Serail, welches den koſtſpieligſten Theil der Hofhaltung eines muhammedaniſchen Prinzen bildet, befand ſich in der traurigſten Entblößung. Mit einem Worte: der alte Kaiſer befand ſich am Ende ſeines Lebens außer Stande, für diejenigen Weſen zu ſorgen, welche ihm am theuerſten waren, und die ſich größtentheils außer Stande ſahen, ſelbſt für ihre Exiſtenz bedacht zu ſeyn.

Das Serail eines orientaliſchen Fürſten iſt das Heiligthum des politiſchen und des geſelligen Lebens deſſelben. Hier werden die Kabalen und Verſchwörungen im Schatten ausgebrütet, welche an den muhammedaniſchen Höfen ſo häufig ſind. Es dürfte daher zweckmäßig ſeyn, die Organiſation dieſer fürſtlichen Anſtalt in Kürze zu beſchreiben.

In dem Serail werden die jungen Fürſten, und die auserkornen jungen Edeln erzogen, welche ſpäter zur Uebernahme der verantwortlichen höheren Aemter des Reiches beſtimmt ſind. Dieſer privilegirte Ort iſt gewöhnlich von dem Palaſte getrennt, hängt jedoch ſtets dergeſtalt mit demſelben zuſammen, daß man ſich mit Leichtigkeit von dem einen in den andern begeben kann. Niemand wird in das Innere der Gemächer zugelaſſen, außer

dem Kaiſer, und den mit den verſchiednen Zweigen des Dienſtes beauftragten Perſonen, der durch Frauen verſehen wird. Das Serail iſt von hohen Mauern und geräumigen Graben umgeben, die mit dem ganzen Luxus des Orients verziert ſind. Alle Genüſſe, welche der Geſchmack wünſchen, und das Gold zu den höchſten Preiſen bezahlen kann, ſind hier vereinigt. Die Gemahlinnen des Großmoguls, welche dieſen prachtvollen Ort bewohnen, werden unter den ſchönſten Mädchen des Reichs ausgewählt. Man lehrt ſie ſticken, ſingen, tanzen. Alte Frauen ſind beauftragt, ſie in den tauſend kleinen Mitteln zu unterrichten, mit deren Hülfe ſie die Sinne zu reizen und die Leidenſchaft anzufachen verſtehen. Dieſe reizenden Gefangenen dürfen das Serail nie verlaſſen, außer um den Kaiſer auf der Reiſe zu begleiten. In dieſem Falle werden ſie in verſchloſſenen, wohlverhängten Sänften oder in Schiffen fortgeſchafft, wo das Tageslicht nur durch geſchloſſene Jalouſien in ihre Cabinete zu dringen vermag.

Die Gemächer des Serails ſind ſehr reich verziert; die Favorit-Sultanin hat alle Abzeichen und Privilegien einer Königin, aber freilich nur einer gefangenen Königin. So lange ihre Schönheit dauert, behandelt ſie ihr königlicher Gemahl mit einer Art von Abgötterei; ſobald dieſe jedoch verwelkt, ſobald die Grazien von ihrem Geſichte verſchwinden, ihre Schönheit, die Friſche ihrer Haut, ihrer Stimme zu welken beginnt, dann iſt es aus mit der Liebe und mit der Herrſchaft, und von der ganzen verſchwundenen Macht bleibt nichts übrig, als die bittere Erinnerung.

So lange die Favoritin jedoch über das Herz ihres Gebieters herrſcht, beſiehlt ſie, und in dem ganzen Harem wird ihr unbedingt gehorcht. Sie raucht ihren Huhka aus goldenen Röhren, deſſen Mundſtück mit Edelſteinen verziert iſt; die Friſche der Morgenluft genießt ſie unter der Veranda *), von wo aus ſich ihr die Ausſicht auf ſämmtliche Gärten des Palaſtes öffnet. Sie iſt von ihren Frauen umgeben, die ihr nur hinſichtlich des reichen Anzuges nachſtehen. Auf einen prachtvollen perſiſchen Teppich hingeſtreckt bringt ſie in glücklicher Beſchaulichkeit lange Stunden in der Atmoſphäre der reinſten Wohlgerüche hin, welche das glückliche Arabien hervorbrachte.

Alle dieſe Genüſſe reichen jedoch nicht immer hin, ſie zu beglücken; häufig weckt das Gefühl ihrer Sclaverei und ihrer Entwürdigung die Schwermuth in ihrem Herzen, dann fühlt ſie ſich elend und mitten in ihrem Ueberfluſſe und der ihr geſpendeten Sorgfalt ohne wahrhafte Stütze.

Eine Beſchreibung des Harems des großen Kaiſers Akbar ward uns durch ſeinen berühmten Miniſter Abul Fazil Mobarek hinterlaſſen; ſie findet hier ihre geeignetſte Stelle.

---

*) Aeußere Gallerie.

„Der Harem,“ ſagt er, „iſt ein weiter umſchloſſener Raum, wo jede der Frauen des Kaiſers ihr beſonderes Gemach hat. Die Zahl dieſer Frauen beträgt mehr als 5000. Sie ſind in Compagnien eingetheilt, deren jede ihre beſondere Verrichtungen hat, und nur Einer gehorcht, welche den Titel Darogha führt. Eine Andere führt das oberſte Commando, damit die Regierung des Harems centraliſirt ſey, und mit derſelben Regelmäßigkeit ſich bewege, wie die übrigen Verwaltungszweige des Reiches. Jede dieſer weiblichen Commandantinnen erhält einen ihren Fähigkeiten angemeſſenen Sold. Die Feder reicht nicht hin, die unerſchöpfliche Freigebigkeit des Kaiſers zu ſchildern. Die Frauen des erſten Ranges erhalten monatlich 1610 bis 1028 Rupien (4830—3084 Franken); die erſten Frauen des Dienſtes 51—20 Rupien (150—60 Franken); Andere erhalten nur 2—40 Rupien (6—120 Franken).

Ein Muſchreff iſt an dem Haupteingange aufgeſtellt, um über die Einnahmen und Ausgaben des Harems an Geld und Lebensmittel Rechnung zu führen.

Bedarf eine der zahlreichen Frauen irgend etwas, ſo wendet ſie ſich an den Schatzmeiſter des Harems, der auf den monatlichen Sold eine Anweiſung ausſtellt, und dieſe an den Muſchreff des Haupteingangs ſendet, der ſie dem Schatzmeiſter des königlichen Palaſtes übergiebt, worauf von dieſem letztern die Summe ausbezahlt wird.

Das Innere des Harems wird von Frauen bewacht. An der Thür des kaiſerlichen Gemaches werden diejenigen aufgeſtellt, welche am meiſten Vertrauen verdienen. Vor den Thoren wachen die Verſchnittenen, und in einiger Entfernung von dieſen die Rajputen. Nach dieſen kommen die Thürhüter, und außerhalb des äußern Umfangs endlich die Omrahs, die Ahdians und anderen Truppen, welche die Wache beziehen.

Wenn die Begums, Frauen der Omrahs oder andere angeſehene Frauen ihre Aufwartung zu machen wünſchen, ſo theilen ſie ihre Abſicht den äußern Wachen mit, die davon den Palaſtoffizieren ſchriftliche Anzeige machen, worauf ſie in das Innere des Harems eingelaſſen werden. Hie und da erhalten Frauen von hohem Rang die Erlaubniß einen ganzen Monat darin zuzubringen.

Alle hier beſchriebenen Vorſichtsmaßregeln entheben Se. Majeſtät nicht, gemeinſchaftlich mit ihren Wachen höchſtſelbſt für ihre Sicherheit Sorge zu tragen.“

Zweiter Aufenthalt in Delhi.

Wir benützten die Muße, die wir in Delhi genoſſen, um Alles zu ſehen, was dieſe Stadt der Wißbegierde des Reiſenden Merkwürdiges bietet. Ich glaube darum noch in einige neue Details über ein Paar Hauptdenkmale dieſes prachtvollen Ortes eingehen zu dürfen.

Die Bögen, durch welche man in das Fort eintritt, ſind in einem ziemlich kühnen Style erbaut, aber ihre Wirkung wird dadurch drückend, daß man eine dunkelrothe Steinart dazu verwendet hat. Zwei oder drei von dieſen Bogen zeigen noch die Spuren der ſchrecklichen Kanonade, welche ſie während des Angriffs von Gholaum-Kaudir, kurz vor der Gefangennehmung und Beſtrafung dieſes Uſurpators durch den ſiegreichen Scindia, auszuſtehen hatten. Im erſten Hofe ſieht man eine Kanone von ſo großem Kaliber, daß ein ſehr ſtarker Mann leicht hineinſchlüpfen könnte; ſeit langer Zeit iſt nicht mehr daraus geſchoſſen worden. Im zweiten Hofe iſt der Divan-Aum, oder öffentliche Audienzſaal; der Musnud, auf welchem ſonſt der Großmogul ſaß, war ein ſehr koſtbares Werk. Er hatte die Geſtalt eines Pfauen mit ausgebreiteten Flügeln und war ganz bedeckt mit Diamanten und edeln Steinen. Seinen Werth ſchätzte man auf 175 Millionen Franken. Dieſes reiche königliche Geräthe wurde von dem Plünderer Nadir-Schah weggeſchleppt und ſeit der Zeit dieſes barbariſchen Raubes haben ſich die Kaiſer von Delhi mit einem bei Weitem beſcheideneren Throne begnügt.

Im dritten Hofe befindet ſich der Divan-Kauß oder beſondere Audienzſaal, ganz von Marmor, und mit reicher Bildnerei verziert, die einen großen Wechſel in Blumen bietet. Dieſes Gebäude iſt außerordentlich prächtig, und kommt im Innern beinahe dem Divan-Aum gleich. Auf den Bogen, welche das Dach tragen, lieſt man folgende Inſchrift mit perſiſchen Charakteren in Silber auf ſchwarzem Marmorgrund von der ſchönſten Glättung incruſtirt: „Giebt es ein Paradies auf Erden, ſo iſt es hier! — ſo iſt es hier! — ſo iſt es hier!“ — Die Charaktere ſind groß und trefflich geformt; nie habe ich eine ſo herrliche Probe perſiſcher Schrift geſehen. In dieſem Saale ſtand ſonſt ein ungeheuerer Kryſtallblock, auf welchem der unglückliche Schah-Allum zu ſitzen pflegte, wenn er mit ſeinen Miniſtern geheimen Rath hielt. Das ſonſt zu dem Privatgebrauche des Monarchen beſtimmte Gemach, welches, Gründe von höchſter Wichtigkeit ausgenommen, für Jedermann verſchloſſen war, ſtoßt an den Diwan-Kauß an. Es iſt mit einem vergoldeten

Dome, dem größten des ganzen Palaſtes bedeckt und war ſonſt mit verſchwenderiſcher Pracht ausgeſtattet.

Die Gärten ſind gänzlich im Verfalle. Das Baſſin in der Mitte ſoll anfänglich mit Kryſtall eingefaßt geweſen ſeyn; es enthält Gold- und Silberfiſche. Daneben war für den Gebrauch des Kaiſers, wenn er die Gärten beſuchte, ein marmorner Sitz angebracht. Etwas ferner davon ſah man ein weites in Marmor gehauenes Badebecken, welches ſeiner äußern Form nach einem großen Sarkophage glich. Zwiſchen den Gärten und dem Diwan-Kauß befinden ſich die Bäder des Kaiſers. Sie ſind ganz aus Marmor erbaut und mit reicher Zierath bedeckt. Boden und Wände ſind mit Blumen bedeckt, die man durch Steine von allen Farben darzuſtellen wußte.

Einige Tage nach unſerer Ankunft in Delhi, brach ein männlicher Elefant, nachdem er ſeinen Führer getödtet, aus ſeinem Stalle und durchlief die Stadt, wo er alsbald gewaltigen Schrecken verbreitete. Vor der Mauer blieb das wüthende Thier plötzlich ſtille ſtehen und richtete finſtere, von drohenden Bewegungen des Rüſſels begleitete Blicke auf die ihm nachfolgende Menge. Es ſchien ſo ſehr entſchloſſen, ſich zu vertheidigen, daß Niemand den Muth hatte, ihm zu nahen außer einem engliſchen Soldaten, von einem Detachement, welches, auf dem Marſche nach Cawnpuhr begriffen, hier vorüber zog. Durch den Genuß einer tüchtigen Portion Arrak keck gemacht, ging dieſer Menſch mit unerſchrockener Miene auf das ſchreckliche Thier los, das ihn ankommen ſah, ohne das geringſte Zeichen von Bewegung von ſich zu geben. Die Zuſchauer glaubten, der tolle Einfall müſſe unmittelbar den Tod zur Folge haben, aber der Elefant ließ ſich zum großen Erſtaunen aller Anweſenden plötzlich am Rüſſel faſſen, beugte die Kniee, krümmte den Kopf und lud den trunkenen Soldaten ein, auf ſeinen Hals zu klettern. Dieſer ließ ſich nicht bitten und führte ſo ſein beſänftigtes Reitthier unter dem Beifallsrufe des Volkes in die Stadt zurück.

Als wir die intereſſante Hauptſtadt des ſonſt ſo blühenden, jetzt in Trümmern zerfallenen Reiches verließen, kamen wir einige Meilen von Delhi durch die Cotilla *) von Feroz-Schah. Hier zog eine Säule aus einem Steinblock von 46 Fuß Höhe und mehr als 10 Fuß im Durchmeſſer an der Grundfläche unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. Man behauptet, ſie ſey ſonſt noch höher geweſen, aber der Blitz habe vor mehren Jahren ein Stück davon abgeriſſen. Die Sage gewinnt dadurch den Charakter der Wahrheit, daß man am Schafte deutliche Merkmale von Beſchädigung gewahr wird. Die Säule iſt bis auf den Raum von ein Paar Fuß über der Grundfläche ſchön geglättet; Neugierige und Liebhaber von Antiquitäten haben dieſen Raum ausgegraben, die Einen um ſich alberner Weiſe zu überzeugen, ob das Material wirklich Stein ſey,

*) Befeſtigte Wohnung.

die Anderen um ihre Sammlungen merkwürdiger Fragmente zu vermehren; wie dieſes bei den ſchönſten Monumenten der Römer-Zeit geſchehen iſt, die nur allzu oft von den Händen wahnwitziger Thoren in der Abſicht entheiligt worden ſind, irgend eine werthloſe Parcelle einer Reihe geſchmacklos aufgehäufter Gegenſtände beizufügen.

Es wollte Jemand die Behauptung aufſtellen, dieſe ſeltſame Säule ſey eine durch die Zeit zur feſten Maſſe gewordene Compoſition, welche nach und nach das Anſehen eines dichten Granits bekommen habe. Aber dieſe Meinung läßt ſich nicht gehörig begründen, denn die Schichtungen ſind an der Seite ſichtbar, und der Stoff hat die ganze Compactheit des Marmors nebſt der Eigenſchaft, die vollkommenſte Politur anzunehmen. Man ſieht mehre Inſchriften daran, über welche die Gelehrten in Verzweiflung gerathen ſind, denn man iſt nicht im Stande, dieſelben zu entziffern; nicht als ob die Charaktere nicht leſerlich wären, der Sinn iſt nur verloren gegangen; was beiläufig geſagt, auf ein hohes Alter des Denkmals ſchließen läßt.

Da der Tag ungewöhnlich heiß war, freuten wir uns nicht wenig, beim Eintritt in ein Dörfchen einen Obſthändlerladen von reinlichem Ausſehen zu erblicken, wo eine Anzahl der beſten Früchte dieſes trefflichen Klimas ausgebreitet lag. Es war nur ein einfaches, in Eile auf vier dünne Bambus errichtetes, mit Stroh bedecktes Dach; die Vorderſeite ſtand offen, hinten hatte man eine leichte, mit grünem Stroh verhüllte Rahme von Bambus angebracht; an einer Nebenſeite hing ein grobes Tuch herab. Aber in dieſem plumpen Tempel der indiſchen Pomona herrſchte ein reizendes Mädchen von ſechszehn Jahren. Sie ſtützte ſich gegen ihr Buffet, wo die Früchte verſchwenderiſch auf Appetit erregende Weiſe geordnet waren; zu ihren Füßen ſtand ein Korb mit Pinien-Aepfeln und Bananen gefüllt. In anmuthigem, dringlichem Tone lud ſie uns ein ihr die Waaren abzukaufen und forderte den zehnfachen Werth dafür, aber wie kann man einem ſo intereſſanten Geſchöpfe etwas abſchlagen? Wir kauften die beſten Früchte, und bezahlten den verlangten Preis, was ihr ohne Zweifel einen größern Begriff von unſerer Freigebigkeit als von unſerer Klugheit beibrachte.

Chauter-Serai.

Wir verfolgten den Lauf des Fluſſes bis zum Chauter-Serai, welchen Aſuf-Khan, der Bruder der berühmten Naur-Jehan, erbaut hat. Von der Höhe des Palaſtes genießt das Auge eine weite, äußerſt reizende Ausſicht. Man hält ihn für einen der ſchönſten Serais des Landes. Die leichte Erhöhung des Bodens und die hohen Bruſtwehren an der Seite bringen von ferne geſehen, einen beſondern maleriſchen Eindruck hervor. Der innere Hof iſt ſehr geräumig und ſtets von Reiſenden beſetzt; eine große Anzahl von Gemächern im Palaſte bietet den Letzteren jede Bequemlichkeit. Ueberdieß liegt nahe dabei ein großer Bazar, wo man ſich leicht alle Lebensbedürfniſſe verſchaffen kann.

Wir ſtanden am Tage nach unſerer Ankunft an dieſem intereſſanten Orte frühe auf, um den prachtvollen Anblick der Umgebung ganz beſonders zu genießen. Die Sonne war eben aufgegangen; die entfernten Hügel warfen ſchon ihre purpurnen Strahlen zurück, während noch Dämmrung in den Thälern herrſchte. Das hohe Thor des Serais fing das zunehmende Licht auf, welches mit einem glänzenden Strahle durch das Pförtchen drang und auf den Haufen der Reiſenden fiel, die ſich bereits in Marſch geſetzt hatten, und auf gekrümmtem Wege ſich von ihrem Nachtquatiere entfernten. Köſtliche Eindrücke umfingen uns beim Anſchauen dieſer belebten Scene in der friſchen Morgenluft.

Einige Stunden nach Sonnenaufgang machte ein kleines Detachement europäiſcher Truppen auf dem Wege nach Delhi in dem Serai Halt. Wir knüpften ein Geſpräch mit den zwei commandirenden Offizieren, an und dieſes unerwartete Zuſammentreffen mit unſeren Landsleuten war eine der angenehmſten Epiſoden unſerer langen Reiſe. Das Detachement beſtand ungefähr aus ſiebenzig Mann unter Anführung eines Lieutenants, den ein jüngerer Offizier begleitete. Sie hatten ihr Zelt unfern von den Mauern des Serais mitten in einem Gebüſche aufgeſchlagen. Ihre Soldaten lagerten ſich ruhig im Schatten des Geſträuches. Die Elefanten, Kameele und andere Thiere zum Dienſte waren beim Piquet um ſie her angebunden. Während ſich das Detachement am andern Morgen zum Abmarſche anſchickte, ereignete ſich ein Vorfall, den ich hier mittheilen will, weil er einen neuen Zug des Charakters der Kameele, dieſer dem Menſchen ſo nützlichen, zuweilen aber ſo unbezähmbaren Thiere liefert.

Das Kameel iſt in der Regel leicht zu behandeln; auf den geringſten Wink ſeines Wärters kniet es nieder, kaut fortwährend ſo lange man es beladet, und trägt geduldig die ſchwerſten Laſten. Eines von denen, welche das Gepäcke des Detachements zu tragen hatten, verweigerte indeſſen plötzlich ſeinem Führer den Gehorſam, und blieb unbeweglich mit drohender, entſchloſſener Miene ſtehen. Der Mann riß vergebens an der Schnur, die auf Art eines Zaumes durch die Naſenlöcher lief, als ein Soldat über die dadurch verurſachten Zögerungen ungeduldig gemacht, auf das Thier zulief, und es mit dem Schafte ſeines Bajonnets an das Knie ſchlug. Jetzt trat plötzlich an die Stelle des duldenden Humors der Kameele eine unverſöhnliche Wuth. Die Augen des Thiers ſchleuderten Blitze, ſeine Naslöcher öffneten ſich weit, es ſtampfte, ſchnaubte und ſpitzte die Ohren; eine unausſprechliche Wuth erfaßte ſein ganzes Weſen. Der Soldat nahm keine Rückſicht darauf und ſchlug abermals. Da ſperrten ſich die Augen des Thieres über die Maaßen auf und erglänzten in wildem Feuer; mit niedergebeugtem Kopfe, aufgeriſſenen Kinnladen und zitternden Lefzen packte es den Soldaten beim Hinterarme, hob ihn in die Luft und zermalmte den Knochen in wüthendem Schütteln; dann warf es ihn auf die Erde und wollte eben wieder beginnen, doch der Unglückliche wurde, arg verſtümmelt, von ſeinen Cameraden aus der gräßlichen Lage geriſſen. Man bemeiſterte ſich des Kameels, aber es ließ ſich durchaus nicht bepacken; man mußte ſeine Laſt unter die andern vertheilen. Sein Führer trieb es vor dem Detachement her.

Lucknow.

Wir kamen gerade in dem Augenblicke in Lucknow an, da der Nawab auf ſeiner königlichen Yacht Moah-Punki, die Gaumty hinabſchiffte. Es war ein prächtiges Schauſpiel. Das Schiff hat ſeinen Namen von der vorn ausgeſchnittenen Figur, welche einen Pfau mit ausgebreiteten Flügeln, als Emblem der Geſchwindigkeit, darſtellt *). Es zeichnen ſich

*) Moah bezeichnet Pfau und Punki Flügel.

übrigens alle Schiffe dieſer Art durch die Schnelligkeit ihres Laufes aus. Sie ſind lang, ſchlank und ſehr zierlich geſtaltet und das Vordertheil ragt weit über das Niveau des Hintertheils hervor. Dieſes endigt ſich in einer niederen Spitze ohne alle Verzierung, während das Vordertheil, eine leichte Krümmung beſchreibend vortritt, ſich wenigſtens zehn Fuß über dem Waſſer erhebt und in den Körper eines Pfauen mit ausgebreiteten Flügeln ſchließt. Hier befindet ſich der Pavillon, der bequem zehn bis zwölf Perſonen faßt. Das Schiff iſt gewöhnlich mit zwanzig bis vierzig Ruderern bemannt, die ſich kurzer Ruder bedienen, mittelſt derer ſie mit unglaublicher Geſchwindigkeit über das Waſſer hinſchwimmen, wobei ſie ihr Manöver mit einem rhythmiſchen, harmoniſchen Geſange begleiten. Neben dem Pavillon iſt eine Erhöhung angebracht, auf welcher ein Mann tanzt, um die Geſellſchaft zu unterhalten, indem er dazu einen Chory über ſeinem Haupte ſchwingt. Er verrichtet den Dienſt eines Orcheſter-Directors, denn nach ſeinen Bewegungen ordnen die Ruderer ihre Cadenz.

Lucknow liegt auf dem ſüdlichen Ufer der Gaumty, welche in den Kumaaunbergen entſpringt, von wo aus ſie beinahe parallel zur Goggra lauft, die Mauern von Lucknow und Juanpuhr berührt und ſich einige Meilen unterhalb Benares in den Ganges ſtürzt. Der Name Gaumty kommt davon her, daß ſie wie eine Schlange Krümmungen beſchreibt. Dieſelbe Analogie hat mehren Flüßchen, welche die Ebenen des Ganges befeuchten, den Namen verliehen.

Die meiſten Straßen von Lucknow ſind, wie beinahe in allen großen Städten von Hindoſtan, ſehr unſauber, und ſo ſchmal, daß höchſtens ein Elefant durchkommen kann. Die verſchiedenen Paläſte des Nawab und viele öffentliche Gebäude zeichnen ſich durch beſondere Schönheit aus. Der Imaum-Barrah, im Jahre 1784 durch Aſoph-ud-Dollah vollendet, gilt für ein Denkmal, das an Pracht nur den Monumenten nachſtehen ſoll, welche die muhammedaniſchen Kaiſer errichtet haben. Seine Architektur iſt mit wohlgeordneten Ornamenten beladen. Dieſes Gebäude enthält nur ein einziges Gemach 167 Fuß lang und verhältnißmäßig breit. Die Conſtruction bietet nichts Merkwürdiges, wenn nicht den Umſtand, daß ſie rein aus Backſteinen ohne alle Anwendung von Holz beſteht. Unter der Präſidentſchaft des Herrn Haſtings war Lucknow nach Benares die bevölkertſte und reichſte Stadt von Hindoſtan.

Einige Tage nach unſerer Ankunft erhielten wir vom Nawab gemeinſchaftlich mit andern in Lucknow wohnenden Engländern eine Einladung zu einer Art von öffentlichem Frühſtück. Dieſer Nawab war ſehr reich und nicht minder gaſtfreundlich. Nach dem Mahle ſollten wir mit mehren neuen Käm-

pfen zwiſchen einigen der ſtärkſten Elefanten aus den königlichen Ställen regalirt werden.

Gegen zehn Uhr begaben wir uns in den Pallaſt, wo wir ein koſtbares Bankett bereitet fanden; das man mit orientaliſchem Luxus in einem weiten Saale mit vergoldetem Plafond zugerichtet hatte. Aus dieſem reichen Gemache genoß man durch ſeine Verandahs die Ausſicht auf einen großen Platz, der mit nahe an einander gereihten Bäumen bepflanzt war. Eine ſtarke Paliſade von Bambus umgab dieſen Platz.

Das herrliche Mahl beſtätigte die Begriffe, die man uns von der königlichen Gaſtfreundſchaft des Nawab beigebracht hatte. Er behandelte uns auf das verbindlichſte, und nachdem wir ſeiner Tafel tüchtig zugeſprochen hatten, giengen wir in den Verandah, um einem der famoſen Elefanten-Kämpfe beizuwohnen, welche Lucknow ſo berühmt machen. Die Eröffnung des Streites zeigte man mit drei Schlägen auf den Gong an, und zwar in ungleichen Zwiſchenräumen, damit man dieſes Signal von der Stunde unterſcheiden könne, welche ebenſo ſchlägt. Kaum hatten wir Platz gewonnen, um gut ſehen zu können, als ein weiblicher Elefant begleitet von zwei gut berittenen und mit langen Lanzen bewaffneten Reitern in den Bezirk geführt wurde. Sobald das Thier mitten auf dem Platze angekommen war, ſchaute es freundlich um ſich, als kennte es die Scene, welche jetzt vorgehen ſollte. Es blieb unbeweglich, ſchlug von Zeit zu Zeit mit ſeinen langen Ohren an die Schläfe und bog den Rüſſel leicht zurück. Plötzlich ließ man durch zwei verſchiedene Oeffnungen zwei ungeheuere männliche Elefanten eintreten, die beim Anblicke des Weibchens ſchnell darauf zuliefen. Aber jeder hielt raſch inne, ſobald er einen Rival bemerkte, und es entſtand eine Pauſe von einigen Augenblicken.

Man ſah wohl, daß weder der Eine noch der Andere Luſt hatte, die Feindſeligkeiten zu beginnen, denn ſie blieben unbeweglich, ſchauten ſich gegenſeitig an, und betrachteten dann das Weibchen, aber alles dieſes mit furchtſamer, unentſchloſſener Miene. Schon ſchickten ſich die Reiter an, ſie mit ihren Lanzen zu necken und zum Kampfe zu treiben, als einer von den beiden Kämpen, kühner als ſein Gegner, ſich dem Weibchen behutſam, aber mit dem offenbaren Beſtreben näherte, ſich zur Gewogenheit zu empfehlen, ohne aber ſeinen Nebenbuhler herauszufordern, und zur Dazwiſchenkunft zu nöthigen. Der Eingriff war indeſſen nicht ſo beſchaffen, daß er den Augen des letzteren verborgen bleiben konnte. Er warf einen argwöhniſchen Blick auf den Verwegenen, und folgte ihm Schritt für Schritt mit derſelben Klugheit vorrückend. In dieſem Augenblicke war das Zuſammentreffen unvermeidlich und mit der glühendſten Neugierde hefteten die Zuſchauer ihre Aufmerkſamkeit auf den Kampfplatz. Auf gleiche Weiſe zum Gegenſtande ihrer gemeinſchaftlichen Lüſternheit fortſchreitend, trafen die Elefanten ſo nahe zuſammen, daß ihnen keine andere Alternative mehr blieb, als ſich das Terrain

ſtreitig zu machen. Beide waren von derſelben Leibesbeſchaffenheit, und, wie man ſagte, ungefähr auch von demſelben Alter. Es war ſchwer zu beſtimmen, auf welcher Seite der Vortheil ſeyn mochte.

Plötzlich warf ſich derjenige, welcher ſich dem Weibchen näher befand, mit einem erſtickten Schrei auf ſeinen Gegner, der den Angriff vorausſehend, ſeine Bewegungen mit ſcharfem Auge verfolgt hatte und ihn feſten Fußes erwartete. Der Stoß war furchtbar. Ihr Gewerfe ſchmetterte heftig an einander, und ihre Vorderbeine hoben ſich wenigſtens vier Fuß von der Erde. Nachdem ſie ſo einige Augenblicke durchſchlungen geblieben waren, ohne ſich Schaden beizufügen, ließen ſie ſich wieder los und trennten ſich, gleichſam gegenſeitig einverſtanden, auf eine Strecke. Während der ganzen Zeit verhielt ſich das Weibchen als gleichgültige Zuſchauerin des Kampfes; kaum würdigte ſie ihre Werber zuweilen eines Blickes. Schon fieng man an zu glauben, ſie haben auf ferneren Streit Verzicht geleiſtet, denn Beide näherten ſich dem Gegenſtande ihrer Rivalität, durchaus nicht begierig, wie es ſchien, wieder zu beginnen. Ein gewißer drohender Waffenſtillſtand hatte ſich zwiſchen ihnen geſchloſſen, als die beiden Reiter im Galopp, von hinten auf ſie zurennend, die Thiere in die Seiten zu ſtechen verſuchten, um ſie in Harniſch zu bringen und wieder zum Kampfe zu reizen. Aber ſtatt die Elefanten wider einander aufzubringen, fachte dieſes Anfeuern ihre Wuth gegen die Reiter an. Beide wandten ſich gegen die Letzteren und verfolgten ſie mit einer Schnelligkeit, welche die ſchleunige Flucht ihrer Pferde zu vereiteln drohte. Ich geſtehe, daß ich jeden Moment erwartete, der Eine von den zwei Reitern müſſe, vom Rüſſel des wüthenden Elefanten gepackt, in die Luft wirbeln oder unter das Gewicht dieſer furchtbaren Maſſe fallen; aber mit Hülfe ſeiner Geſchicklichkeit in der Reitkunſt und der größeren Geſchwindigkeit ſeines Pferdes gelang es ihm endlich zu entkommen, nachdem er wiederholt ſeinem Untergange ganz nahe geweſen war.

Die Elefanten wurden ſodann aus dem Bezirke gebracht, und andere dagegen eingeführt, welche ziemlich genau dieſelbe Scene wiederholten, ſo daß man bald des unintereſſanten Spieles überdrüßig war. Nach dem erſten Stoße verweigerten ſie unabänderlich jeden zweiten Verſuch, — eine Entſchiedenheit, die dem klugen kräftigen Thiere Ehre macht. Einem von ihnen wurde ein Zahn ganz an der Kinnlade zerſchmettert, und es vergoß Ströme Blutes, während man ihn aus der Arena führte. Das arme Thier wurde dadurch wahrſcheinlich für immer invalid; denn iſt der Zahn gebrochen, ſo bleibt er krank, und die Wunde, welche fortwährend eitert, macht den Elephanten zu ſeinem gewöhnlichen Dienſte unfähig. Das Schauſpiel ermüdete uns am Ende im höchſten Maaße, und wir entfernten uns überhäuft mit Segenswünſchen des Nawab für unſere Wohlfahrt; er ſchien ſich mit dem Gedanken zu ſchmeicheln, er habe uns Gelegenheit zu einer angenehmen

Bayerische Staatsbibliothek München

Unterhaltung verſchafft. Seit langer Zeit waren die Elefanten von Lucknow berühmt wegen ihres Muthes bei ſolchen Kämpfen; aber ich muß geſtehen, daß die Wirklichkeit in meinen Augen weit hinter ihrem Rufe ſteht.

Wenige Tage ſpäter ließ uns der Nawab abermals einladen, einem Kampfe zwiſchen einem Elefanten und einem Alligator beizuwohnen; gerne willigten wir ein, denn wir hofften etwas Beſonderes beim Gefechte zweier Thiere zu ſehen, die ſich ihrem Charakter und ihrer Lebensweiſe nach ſo ſehr unterſcheiden. Seine Hoheit hatte die erforderlichen Vorkehrungen getroffen, um uns dieſe Beluſtigung bieten zu können; ſie hatte mehre Perſonen an die Goggen geſchickt, und dieſen war es gelungen, ſich eines Paares großer Alligatore zu bemächtigen, von denen der eine ſieben und zwanzig Fuß in der Länge maß. Von den Ufern der Goggen bis zur Gaumty hatte man ſie auf Hackeries geführt.

Als wir auf dem zum ſeltſamen Schauſpiele zugerüſteten Platze ankamen, fanden wir die Alligatore durch den ihrer Natur ſo ſehr widerſprechenden Transport und die zu lange anhaltende Entziehung von Lebensmitteln ſo geſchwächt, daß ſie ſich kaum fortſchleppen konnten, und beinahe unbeweglich und ohne an die Flucht zu denken, am Geſtade liegen blieben. Der eine von beiden, der früher gefangen worden war und folglich länger gelitten hatte, war noch mürber gemacht, als ſein Gefährte. Ein ungeheuerer Elefant wurde ſodann zum Kampfe geführt; er nahte mit deutlichen Symptomen von Mißtrauen, denn dieſe Thiere ſcheinen ein feineres inſtinctmäßiges Vorgefühl der Gefahr zu haben, als alle andere Waldbewohner. Einige Augenblicke betrachtete er das Scheuſal, welches kaum athmend am Ufer ausgeſtreckt lag. Als er ſich endlich entſchloß, vorzurücken, öffnete der größere von den zwei Alligatoren ſeine ſchwerfälligen Kinnladen und ſuchte den Rüſſel des Elefanten damit zu packen; aber dieſer war vorſichtig genug, ihn bis zwiſchen das Gewerfe zurückzurollen und ſo jedem Angriffe zu entziehen. Als ſich der Alligator getäuſcht ſah, warf er ſich auf die Beine ſeines Gegners, jedoch ohne alle Kraft und Lebhaftigkeit. Der Elefant entging mit leichter Mühe, indem er ſich ſchnell aus dem Bereiche der fürchterlichen Klauen zurückzog. Von nun an vermied er ſorgfältig, einem Feinde zu nahe zu kommen, der offenbar noch die Gewalt hatte, ſich furchtbar zu machen, und ſchritt vorſichtig auf den andern Alligator zu, der beinahe gänzlich erſchöpft am Ufer des Fluſſes lag; ſobald er ihm nahe war, rollte er abermals den Rüſſel, um ihn in Sicherheit zu bringen, dann ſetzte er einen Fuß auf den Leib des ungeheuern Reptils und trat auf ihn mit dem ganzen Gewichte ſeiner eigenen Maſſe. Augenblicklich öffnete das Monſtrum den Rachen in ſeiner ſcheußlichen Größe und ſtieß einen ſchrillen Schrei aus; aber obgleich gequetſcht durch ein ſolches Gewicht, hatte er doch ein ſo zähes Leben, daß er noch nicht todt war, als wir die Scene verließen. Augenſcheinlich belebte es ſich wieder,

ſobald man Waſſer auf ſeinen Körper goß. Man hätte das Gekrache der Kinnbacken dieſes Ungeheuers, während der Elephant auf ihm marſchirte, auf mehr als hundert Ruthen hören können.

Ein Pariahund wurde ſodann eingeführt und mit ſtarken Stricken an denſelben Alligator gebunden; dieſer zog ihn ſogleich in ſeinen Rachen; aber zu unſerem nicht geringen Erſtaunen befreite ſich der Hund bald aus ſeiner Gefangenſchaft, hing ſich an das Thier und biß es ſo, daß Blut im Ueberfluß aus der Wunde ſtrömte. Der Alligator ſchien für den Schmerz ganz unempfindlich; ſichtbare Erſchöpfung erſtickte in ihm jede Regung. Dieſem Umſtande hatte es der Hund wohl auch zu danken, daß er ſeinem gefährlichen Gefängniſſe entkommen konnte. Sein Kopf befand ſich jedoch mehr als einmal im Rachen des Alligators; aber er ſchien ihn ungeſtraft hineinſtecken und nach Belieben zurückziehen zu können. Endlich packte er ſeinen ſterbenden Feind noch einmal am Kopfe und verdoppelte ſeine Biſſe mit ſolcher Wuth, daß der Alligator im Todeskampfe ſeine Kinnladen öffnete, ſie ſodann ſchloß und den Hund ſtark gedrückt gefangen hielt. Als man ihn mit Hülfe der zum Ordnunghalten beim Schauſpiele beauftragten Diener befreit hatte, ſchien er völlig todt. Man ſchüttete noch Waſſer auf die beiden Kämpfer, was auf den Alligator nur eine geringe Wirkung hervorbrachte, aber zu unſrer Ueberraſchung erhob ſich der Hund beinahe in demſelben Augenblicke, wankte einige Sekunden und lief, da man ihm die Freiheit gab, ſo ſchnell davon, als ob nichts geſchehen wäre.

Der Nawab hatte einen geſchloſſenen Raum von einigen Hufen Ausdehnung, wo er eine reiche Sammlung von Raubvögeln und fleiſchfreſſenden Thieren unterhielt. In dieſer Sammlung befanden ſich mehre Koppeln Hunde von den Gebirgen von Rhamghur, welche Meuten bis zu der Zahl von einigen Hunderten bildeten. Dieſe Hunde wagen es, den wildeſten Tiger zu verfolgen, und beſiegen ihn in wenig Augenblicken. Es waren muthige Thiere, ſchienen aber nicht fleiſchgieriger als andere. Ihr Wuchs war ungefähr der der Jagdhunde. Weil man ſie nicht zähmen kann und ſie ihre Natur ſtets auf die Spur des Wildes treibt, hatte man ſie in Käfige eingeſchloſſen. Oft rotten ſie eine ganze Heerde Damwild aus, ohne ein Stück entkommen zu laſſen.

Den Tag vor unſerer Abreiſe von Lucknow nahmen wir von dem Nawab Abſchied und dankten ihm für ſeine Gaſtfreundſchaft. Man führte uns in ein prachtvolles Gemach des Pallaſtes. Der Fürſt lag auf einem mit reichen Deſſeins verzierten perſiſchen Teppiche und rauchte ſeinen Hauka aus einer Röhre, die an der Mündung mit reichen Edelſteinen beſetzt war. Er nahm uns äußerſt wohlwollend und artig auf; nachdem wir einige Minuten über gleichgültige Gegenſtände geſprochen hatten, entfernten wir uns.

Wir beſuchten ſodann die mit großer Prachtliebe und vielem Geſchmacke geordneten Gärten des Pallaſtes. Es finden ſich darin Gartenpavillons aus Backſteinen erbaut, und mit einem Stuck bekleidet, den man Chu- nam, nennt. Sie ſtehen auf Erhöhungen, zu denen man auf Stufen hin- anſteigt. Sie ſind weit, mit terraſſenförmigen Dächern bedeckt, und auf jeder Ecke erhebt ſich eine kleine, mit demſelben Stuck überkleidete Kuppel. Ueber einige ragt eine Art von viereckigem, äußerſt zierlichem Pracht- himmel empor, von deſſen vier Seiten Vorhänge von reichem Stoffe herab- wallen. Dieſe Prachthimmel werden von leichten Gewölben getragen und bieten Schutz gegen die Hitze des Tages.

Das Innere dieſer Pavillons iſt in Zimmer für die verſchiedenen Dienſt- leute abgetheilt, denen Aufſicht und Pflege des Gartens übertragen iſt. Wenn auch der äußere Anblick dieſer Gebäude ſeines Eindrucks nicht verfehlt, ſo bieten ſie doch der Neugierde des Reiſenden nichts Hervorſtechendes, und ihr einziges Verdienſt beſteht darin, daß ſie einen Theil einer in manchen Be- ziehungen merkwürdigen Stadt ausmachen. Deſſenungeachtet liegt in ihrer öconomiſchen Structur etwa oreskeres, als in manchen großartigeren Gebäuden. In der Ferne erblickt man die von Aſoph-ud-Dolah gegründete Moſchee.

Von Lucknow wandten wir uns gegen Juanpuhr. Unſern Weg durch- ſchnitten mehre Nullahs (Ströme), die durch den letzten Regen ſo ſehr angeſchwollen waren, daß wir nur mit der größten Mühe der Welt überſetzen konnten. Mittelſt eines einfachen Verfahrens kamen wir dennoch zum Ziele. In dem benachbarten Dorfe verſchafften wir uns einen Charpay, oder eine ſchmale Bettlade, deren Füße wir in runde irdene Gefäße befeſtigten, wobei wir die Oeffnung wohl verſtopften, damit kein Waſſer eindringen konnte. Dieſe Töpfe nennt man Cudjri.

In das Waſſer geſchleudert, ſchwamm ein ſolcher Floß leicht auf der Oberfläche, und wir benützten ihn, um, geleitet von einer über den Strom geworfenen Schnur, die Ueberfahrt mit unſern Sänften und Effecten zu be- werkſtelligen. Dieſe fliegende Brücke wurde der Obhut von zwei Cuhlis, Parias, zum Mitführen anvertraut. Nicht ohne ein Gefühl ſchmerzlicher Theilnahme an dem Schickſale dieſer unglücklicheu Geächteten erinnere ich mich der Entrüſtung, mit der ein Hindu von reiner Kaſte einen Milchtopf zur Erde warf und in tauſend Stücke zertrümmerte, weil ihn der Schatten eines vorübergehenden Paria geſtreift hatte.

Der zahlreiche Stamm der Parias iſt in den Abgrund tiefſter Entwürdi- gung getreten. Die härteſte Sclaverei wäre eine Wohlthat in Vergleichung mit dem Zuſtande dieſes Volkes unter den anderen Kaſten. Die Parias werden von Allen nicht nur als verächtliche Weſen auf dieſer Welt, ſondern als völlig ausgeſchloſſen von allen Freuden der andern betrachtet.

Die Erniedrigungen, denen ſie, wo man ſie trifft, in Folge dieſes Vorurtheils ausgeſetzt ſind, empören die Menſchlichkeit über alle Begriffe. Jedes Recht des geſellſchaftlichen Menſchen wird ihnen verweigert; man verdammt ſie zur Lage der ſchmutzigſten Thiere. Der Paria ſteht nur mit den Individuen ſeiner Kaſte im Zuſammenhang, und ſo oft ſein Schatten einen Gegenſtand ſtreift, der einem Mitgliede aus einer höheren Kaſte gehört, ſo entſpringt daraus eine Entheiligung. Iſt es ein Nahrungsmittel, ſo wird es ſogleich weggeworfen; iſt es ein zerbrechliches Geräthe, ſo wird es zertrümmert; iſt es ein koſtbares Geſchmeide, ſo wird die Befleckung mittelſt der ſtrengſten Reinigungen ausgetilgt.

Für die Ermordung eines Paria giebt es keine entſprechende Strafe im Geſetze; man begnügt ſich, dem Mörder eine kleine Geldbuße aufzulegen, die indeſſen nur bei den erſchwerendſten Umſtänden eingezogen wird. Die ekelhafteſten Arbeiten ſind das Loos dieſer verabſcheuten Weſen. Sie müſſen den Unrath aus den Dörfern und Städten wegbringen. Durch ungeſunde Beſchäftigung und elende Lebensweiſe ſind ſie widrigen Krankheiten ausgeſetzt. Einem Brahminen gegenüber betrachten ſie ſich ſelbſt als unrein; wagen ſie es vor ihm zu erſcheinen, ſo unterziehen ſie ſich einem ſühnenden Tode, oder einem gleichbedeutenden Opfer. Läßt ſich ein Mitglied einer andern Kaſte ſo weit herab, das Wort an einen Paria zu richten, ſo hält dieſer, wenn er antwortet, die Hand vor den Mund, aus Furcht, ſein Athem könne die Luft verpeſten, welche der Anſprechende einzieht. Nie betreten dieſe armen Geächteten einen Tempel, nie nehmen ſie Antheil an Religionsübungen. Derſelbe Hindu von reiner Kaſte, der ſich ein Verdienſt daraus macht, das Leben eines gefährlichen Reptils zu ſchonen, ſetzt nicht weniger Werth darein, einen Paria umzubringen.

Obgleich ein Brahmin, der, wenn er ſeine Natur durch Buße vergeiſtigt hat, ſich einem Avatar ſeines Gottes gleich glaubt, dem Paria nicht den Theil von Mitgefühl bewilligt, welchen er dem Vieh ſchenkt, ſo iſt die Verehrung, welche der Letztere für den heiligen Mann hegt, doch ſo ſtark, daß er die Spuren vergöttert, die ſeine Füße auf dem Boden zurückgelaſſen haben.

Von allen andern Claſſen verachtet, ausgeſchloſſen vom Umgange mit ihres Gleichen ſind dieſe Unglücklichen auf ein irrendes Leben beſchränkt und aller Mittel beraubt, denn es iſt ein frommes Werk, ſie zu erniedrigen, und eine Sünde, ihnen beizuſtehen. Von Entblößung gemartert müſſen ſie in der Erſchöpfung, in langem Todeskampfe ſterben, wollen ſie nicht, um ihr Leben zu friſten, zu gewaltſamen Mitteln ihre Zuflucht nehmen, wodurch ſie den Abſcheu nur vermehren, welchen ſie Andern einflößen. Verlaſſen, mit den Brandmalen ungerechter Entwürdigung auf der Stirne, ziehen ſie ſich häufig in dichte Waldungen zurück, fliehen den Anblick der Menſchen, die ihnen nur

gräuliche Mißhandlungen angedeihen laſſen; und hier bis zum Zuſtande des Viehs hinabgedrückt, wo ſie nach dem Verluſte ihrer moraliſchen Eigenſchaften, wie wilde Thiere ihre Beute ſuchen müſſen, beſchließen ſie ihr elendes Daſeyn.

Lebt die Geſellſchaft in fortgeſetzter Feindſeligkeit mit ihnen, ſo nehmen ſie dagegen häufig ſtarke Repreſſalien. Oft entſchädigen ſie ſich durch jene organiſirte Räuberei, die ſo ſchwer auf Indien laſtet. Bis zur Verzweiflung getrieben, werden ſie die wildeſten von den Räubern, welche man unter dem Namen Dacoits kennt. Soll man ſich darüber wundern? Muß man den Unglücklichen nicht Nachſicht angedeihen laſſen, welche von ihres Gleichen dem Oſtracismus, dem empörendſten Mangel ausgeſetzt ſind! Furchtbar iſt oft die Rache, welche ſie an ihren Unterdrückern nehmen. Aber nur Einzelne überlaſſen ſich der Räuberei; die Mehrzahl unterwirft ſich ohne Murren den abſcheulichſten Entbehrungen, die ihr das Geſchick auferlegt. Wie man ſich erzählt, hat man ſie, wenn die wilden Waldfrüchte nicht mehr zureichten, ihr elendes Leben zu friſten, aus den Wäldern hervorkriechen und nach den Ufern des Ganges ſchleichen ſehen, wo ſie, durch die Nacht den Blicken entzogen, ſchwimmende Leichname an das Ufer ſchleppten, um in gräßlichen Feſtmahlen den Hunger zu ſtillen, der entkräftend und zerſtörend in ihren Eingeweiden wüthete.

Solche Abſcheulichkeiten müſſen uns ſchmerzlich in einem Lande ergreifen, deſſen Volk man den Charakter der Sanftmuth und Menſchlichkeit zuſchreibt; in einem Lande, das einen hohen Grad von Civiliſation erreicht hat. Wie empörend auch das Gemälde ſeyn mag, das ich hier entworfen habe, ſo kommen ſolche Züge nicht allein bei den Parias vor, Herr Moore ſpricht noch von einer andern Secte, welche er Paramahanſa nennt; dieſe ſoll ſich ebenſo cannibaliſche Gräuel erlauben.

Die Landſchaft zwiſchen Lucknow und Juanpuhr, beſonders der Theil zunächſt der letzteren Stadt, bietet den Anblick eines engliſchen Parkes. Als wir uns Juanpuhr näherten, ſahen wir mehre antike Moſcheen von großer Schönheit ſich in die Lüfte erheben; das Auge erfreute ſich dadurch einer angenehmen Unterbrechung der Monotonie in der allgemeinen Anſicht des Landes. Ein unwillkührlicher Ausruf der Bewunderung entwand ſich unſerer Bruſt, als wir an die Brücke kamen, und ſich die prächtigen Bauten in hoher Majeſtät vor unſern Blicken entwickelten.

Je mehr wir uns Calcutta näherten, deſto breiter wurde der Ganges. Die Schönheit dieſes mächtigen Fluſſes erinnert auch an eine reizende Beſchreibung in engliſchen Verſen, welche einen Theil der Poeſien ausmacht, die von einem jungen Hindu mit Namen Kaſipraſad-Ghoſch herrühren. Dieſer junge Dichter gehört zum Geſchlechte der Brahminen. Seine Voreltern zeichneten ſich durch ſehr hohe Aemter und Würden unter

den eingebornen Herrſchern von Bengalen aus. Nachdem dieſe zweite Provinz von den Engländern erobert worden war, nahmen ſie fortwährend einen höheren Rang unter den Mitgliedern ihrer Claſſe ein. Im Jahre 1821 ſchickte man Kaſiprasad, der damals vierzehn Jahre alt war, in das anglo-indiſche Collegium von Calcutta, welches unter der Oberaufſicht Horace Hayman Wilſon's, des jetzigen Profeſſor des Sanſcrit zu Oxford, errichtet worden iſt. Der junge Hindu lernte die engliſche Sprache und zeichnete ſich während ſechsjähriger Studien durch verdienſtvolle Schriften aus, die er nach Anweiſung des Herrn Wilſon entwarf. Einen Aufſatz: „Kritiſcher Verſuch“ über das Werk von Mill (das engliſche Indien), welcher in einer öffentlichen Prüfungsſitzung vorgeleſen wurde, hielt man für ſo ehrenvoll für ſein Talent, daß die Zeitung der Regierung von Calcutta weitläufige Auszüge daraus erſcheinen ließ, welche ſpäter in das aſiatiſche Journal von London übergingen. Was ſeit dieſer Epoche Kaſiprasad's frühzeitiges Genie geſchaffen hat, erſchien von Zeit zu Zeit in den periodiſchen Blättern von Calcutta, und der Beifall, deſſen ſich ſeine Producte im Publicum zu erfreuen hatten, beſtimmte den Autor, einen Band ſeiner Gedichte herauszugeben; ihre Schönheit verdient wohl die allgemeine Werthſchätzung, die ſie in ganz Indien genießen. Kaſiprasad iſt ein Mann von gefälligem Aeußeren und einer ſeinen glänzenden Eigenſchaften gleichkommenden Beſcheidenheit. Eifrig ſucht er den Umgang mit ausgezeichneten Fremden.

Calcutta.

Den fünften Tag nach unſerer Abreiſe von Guhr langten wir in Calcutta an, welches man jetzt wegen ſeiner prächtigen Gebäude die Stadt der Palläſte nennt. Kaum iſt ein Jahrhundert ſeit der Zeit vorübergegangen, als dieſe Stadt noch ein Haufen zerſtreuter, unregelmäßiger und geſchmackloſer Wohnungen war; trotz der zahlreichen Bevölkerung ließ man damals ein ungeſundes Gehölz in der Umgebung unberührt, welches Räubern und wilden Thieren zum Schlupfwinkel diente.

Die neue Stadt erſtreckt ſich auf mehr als ſechs Meilen längs dem öſtlichen Ufer des Huhgley, ſie bietet einen außerordentlich belebten Anblick, betrachtet man ſie vom Fluſſe aus, der hier eine Krümmung beſchreibt und ſich in Geſtalt einer weiten Bai mündet. Dieſer Bai gegenüber befindet ſich der Garden-Houſe-Canal der ſeinen Namen von der Nähe mehrer eleganten Landhäuſer erhalten hat, die ſich in der Gegend umgeben von großen Gärten erheben; dahin gehen die reichen Eigenthümer jeden Abend, wenn ſie die Geſchäfte des Tages beendigt und ihre Bureaux verlaſſen haben. Das von den Europäern bewohnte Quartier gewinnt ſein prachtvolles Ausſehen hauptſächlich durch die geräumigen, hohen Säulengänge, die beinahe alle Häuſer zieren, und geſtützt durch zahlreiche Pilaſter den Gebäuden Etwas von der Größe der griechiſchen Monumente verleihen. Auf die Fremden, welche von Europa ankommen, machen dieſe Bauten einen impoſanten Eindruck, wegen des durchaus neuen Styls ihrer Bauart, ihrer Dimenſionen und ihres Reichthums in ihren architektoniſchen Verzierungen. Man ſieht ſich von dem Ebenmaaße und der Einfachheit in ihren Verhältniſſen überraſcht, obgleich dieſe Einfachheit vielleicht einen zu ſcharfen Contraſt mit den pompöſen Façaden und den zahlreichen Säulen bietet.

Dem Auge eines Europäers wird der Mangel an Kaminen nicht entgehen, und an den Gedanken der Größe, der aus dem Aeußeren dieſer Gebäude entſpringt, wird ſich die Idee eines Gebrechens in Beziehung auf innere Bequemlichkeit knüpfen, die gar wenig mit unſeren Begriffen von geſellſchaftlichem Genuſſe übereinſtimmt. Die Fenſter ſind groß, aber nicht mit Scheiben verſehen; dagegen haben ſie Rollvorhänge zum Verſchließen, mit der Beſtimmung der Luft Eingang zu verſchaffen, ohne zugleich das Licht eindringen zu laſſen, denn in dieſem brennenden Clima iſt die Luft unzertrennlich von der Hitze. Ohne Ausnahme iſt das Dach bei allen Häuſern teraſſenförmig und von eleganten Baluſtraden umgeben. Man hat die Architektur, die ſich auf die Principien der italieniſchen Schule gründet, der Region der Tropenländer angepaßt, obwohl der Geſchmack wiederholt ſonderbaren Capricen aufgeopfert worden iſt. So ſieht man an vielen Häuſern zwei Giebel, als ob man, weil ein einziger Giebel eine angenehme Wirkung hervorbringt, nur die Zahl verdoppeln dürfte, um nach demſelben Verhältniſſe die Erhabenheit des Gebäudes zu vermehren.

In der Mitte der Stadt befindet ſich ein Platz von mehr als einer Viertels Meile Ausdehnung, in deſſen Mitte man eine große, von einer niedern Mauer umgebene und durch ein zierliches eiſernes Gitter beſchützte Fontaine erblickt. Die Höhe der Mauer iſt wenigſtens fünfzig Fuß über dem Niveau des Waſſers, zu dem man auf einer breiten, herrlichen Treppe hinabſteigt.

Für die Küche und zu anderem häuslichen Gebrauche bedient man ſich in Calcutta in der Regel des Regenwaſſers, zu dieſem Ende iſt in allen Häuſern

ein gewißer Raum vorbehalten, wo man eine Anzahl großer irdener Krüge aufſtellt, die ſich während der Dauer der Stürme mit dem Waſſer füllen, das von den Terraſſendächern fällt. Man erhält es dadurch geſund, daß man auf den Grund jedes Gefäſſes zu feinem Staub zermalmte Holzkohle wirft; die Kohle verhindert das Eintreten der Fäulniß und bewahrt das Waſſer während eines beſtimmten Zeitraumes in demſelben Zuſtande.

Das merkwürdigſte Gebäude in Calcutta iſt der Pallaſt des Gouvernements. Das untere Stockwerk, welches für das übrige Gebäude eine feſte elegante Grundlage bildet, iſt auf jeder Seite mit Arcaden geſchmückt. Alle Säulen ſind joniſcher Ordnung, nur im Innern wird einer der größten Säle von doriſchen Säulen getragen, die man ſo kunſtreich mit Chunam bekleidet hat, daß man glauben ſollte, ſie beſtehen aus dem ſchönſten Marmor. Der Pallaſt hat vier Flügel, von denen jeder von einer der Ecken des Gebäudes ausgeht, um durch kreisförmige Gallerien zu communiciren, welche die Luft um das ganze Gebäude frei durchziehen laſſen. Dieſe Flügel enthalten die beſondern Zimmer, während das Haupt-Corps de Logis die verſchiedenen Säle umfaßt, die zur Expedition der Regierungs-Geſchäfte oder zu den öffentlichen Feſten benutzt werden, welche lange Zeit hindurch zur Celebrität der Hauptſtadt der britiſchen Beſitzungen in Indien in den Palläſten ihrer erſten Magiſtrate gegeben wurden.

In dieſer großen Stadt gibt es nur zwei anglikaniſche Kirchen; die eine davon, iſt ein anmuthiges Monument, erbaut nach dem Plane eines engliſchen Genie-Offiziers, das dieſem durch den ausgezeichneten Geſchmack in Vertheilung aller architektoniſchen Einzelnheiten große Ehre macht. Die andere Kirche ſteht der erſten in jeder Beziehung nach. Obwohl nun die Stadt, vom Garten-Canale aus betrachtet, eine Anſicht liefert, der keine andere Stadt an Großartigkeit gleich kommt, ſo muß man doch zugeſtehen, daß Delhi, Agra und Lucknow Gebäude umſchließen, die in Beziehung auf Architektur weit den Vorrang vor den ſchönſten Monumenten von Calcutta verdienen, die ſogar ohne Nachtheil eine Vergleichung mit allen denen analoger Art aushalten möchten, welche man in Europa trifft.

Nach dem Pallaſte der Regierung zeichnet ſich beſonders das Hotel der Douane aus, ein niederes, aber geräumiges Gebäude mit ſchöner Façade und bequemen Magazinen. In Cheringhie, demjenigen Quartiere der Stadt, welches am meiſten in der Mode iſt, ſieht man eine Reihe prächtiger Häuſer, die wie eine Folge von Palläſten neben einander ſtehen, und die glänzenden Fiktionen orientaliſcher Einbildnngskraft faſt zur Wirklichkeit erheben. Alle dieſe Häuſer werden von Europäern bewohnt; die meiſten ſind mit Stuck be-

kleidet und ſtehen in der Mitte eines großen offenen Hofes; nichts iſt vergeſſen, was der verfeinertſte Luxus erſinnen kann, um den Widerwärtigkeiten des Klimas zu begegnen und den Aufenthalt angenehm zu machen.

Iſt das von den Europäern bewohnte Quartier auch geſund und angenehm, gewährt es dem Auge auch einen impoſanten Anblick, ſo gleicht doch nichts dem elenden Ausſehen des Quartieres, welches die Eingebornen einnehmen. Die ungepflaſterten Straßen ſind hier ſchmal und ſchmutzig. Die bedeutendſten Häuſer ſind hier nur eine Art von Bienenkörben aus Kleiberlehm erbaut, worin ſich Schwärme einer bleichen, abgemagerten, dürftigen, halbverhungerten Bevölkerung drängen. Krankheiten, die ſtets im Gefolge der Armuth und Entbehrung erſcheinen, richten hier fortwährend ihre Verheerungen an, und tauſende von Opfern unterliegen in jedem Jahre den gräßlichen Uebeln, die ſich an die Qualen der Nothdurft knüpfen. Es läßt ſich auch von der Zukunft nicht die mindeſte Verbeſſerung in der Lage dieſer unglücklichen Weſen hoffen, die in den Vorſtädten der unermeßlichen Mutterſtadt zuſammengeballt liegen und in der traurigen Elends-Gemeinſchaft verſumpfen. Zur Zeit, da die Cholera in der Stadt herrſchte, ſollen einige Wochen lang täglich ſieben hundert Individuen, von dieſer ſchrecklichen Geißel heimgeſucht, geſtorben ſeyn. Alle Vergnügungen waren aufgehoben, und keine Stunde verging, ohne daß Thränen und Wehklagen für die Todten die Lebenden an die Verödung erinnern mußte, die ſich mehr und mehr um ſie verbreitete.

Das Fort William, ungefähr fünf hundert Ruthen unterhalb der Stadt erbaut, iſt eine ſehr ſtarke militäriſche Poſition. Eine Straße läuft längs des Fluſſes hin, dem Fort gegenüber, von der Stadt zum Garden-House-Canal, welcher durch eine Entfernung von wenigſtens drei Meilen, folgt man den Ufern der Bai, davon getrennt iſt. Von dieſem Geſichtspunkte bietet Calcutta den weiteſten und günſtigſten Anblick. Die Citadelle, auf der Seite des Fluſſes, wo man allein einen Angriff mit einiger Wahrſcheinlichkeit von Erfolg wagen könnte, hat die Geſtalt eines vorſpringenden Winkels, der Graben iſt trocken, in der Mitte befindet ſich ein Reſervoir, welches das Waſſer vom Hughly mittelſt zweier Schleuſen empfängt und vom Fort gedeckt iſt. Die Erbauung der Citadelle wurde nach der Schlacht von Plaſſey von Lord Clive angefangen. Sie kann eine Garniſon von fünfzehn hundert Mann aufnehmen, und die Feſtungswerke ſind ſo ausgedehnt, daß man wenigſtens zehn tauſend Mann nöthig hätte, um ſie mit Nachdruck zu vertheidigen. Dieſe Werke ſollen der Compagnie über zwei Millionen Pfund Sterling gekoſtet haben. Das Innere des Forts iſt gänzlich durchgebrochen; es bietet dem Auge weite Grasplätze, die von ſymmetriſch gepflanzten Baumreihen in üppigem Wachsthum beſchattet werden und mit aufgeſetzten Kugelhaufen, Mörſern und Feldſtücken abwechſeln.

Zwiſchen der Stadt und dem Fort befindet ſich eine Esplanade auf vollkommen ebenem Terrain; hier fahren oder reiten die Bewohner zu ihrer Erholung zur Abendſtunde ſpazieren, wo ein belebender Wind, der gemeiniglich vom Fluſſe herweht, den Körper erfriſcht und den Geiſtern eine köſtliche Schwungkraft verleiht.

Der Huhgly gewährt den Blicken ſtets eine ſehr belebte Scene, beſonders zur Zeit der hohen See, wenn ihn die Schiffe der vier Welttheile von jeder Größe und jeder Form bedecken. Eine bemerkenswerthe Sonderbarkeit dieſes Fluſſes iſt das ſchnelle Eintreten der Fluth, welche man unter dem Namen Bore kennt, wobei ſie ſich wie eine ungeheuere Welle oft bis zur Höhe von ſechzig bis achtzig Fuß erhebt und die Waſſer des Fluſſes mit einer Schnelligkeit zurückdrängt, daß er ſiebenzig Meilen in einer Stunde durchläuft, und im reißenden Laufe alle leichten Fahrzeuge verſchlingt, die er auf ſeinem Wege trifft. Dieſe Erſcheinung findet nie auf der Seite ſtatt, wo Calcutta liegt, und erſtreckt ſeine Wirkung nur auf ein Viertel vom Laufe des Fluſſes, ſo daß die Schiffe in der Regel außerhalb der Sphäre ihrer Thätigkeit liegen. Darum entſteht doch zuweilen eine ſolche Aufregung in der Maſſe der Gewäſſer, daß die größten Fahrzeuge an das Ufer geworfen und wie Bälle hin- und hergetrieben werden.

Durch den unberechenbaren Vortheil einer Binnenſchifffahrt iſt Calcutta eine Niederlagsſtätte für die verſchiedenartigſten fremden Waaren geworden; dieſe Waaren werden auf dem Ganges und ſeinen tributären Flüſſen in die nördlichen Provinzen von Hindoſtan gebracht, und dieſe ſchicken dagegen ihre Produkte auf denſelben Canälen nach der Hauptſtadt. Der Werth der gewöhnlich von den einheimiſchen Handelsleuten zum Verkaufe ausgeſetzten Gegenſtände iſt unglaublich; man nimmt an, daß allein in Tuch Geſchäfte für die mittlere Summe von einer Million Pfund Sterling gemacht werden. In Folge der Verſchiedenheit der nach dieſer Stadt gebrachten Waaren ſind nie unter achtzehn bis zwanzig Millionen Pfund Sterling baaren Geldes im Umlauf; indeſſen mögen die beträchtlichen Fallimente, welche in letzter Zeit eintraten, den Credit untergraben und den verſchwenderiſchen Umlauf des gemünzten Geldes vermindert haben. Im Jahr 1808 wurde die Bank der Regierung von Calcutta gegründet. Fünfzig Lacs Rupien (ungefähr 1,250,000 Fr.) ſtreckten die Regierung und europäiſche wie Privat-Speculanten vor.

Calcutta iſt in den verfloſſenen fünfzig Jahren ſehr verſchönert und erweitert worden. Man ſieht das „ſchwarze Loch“ nicht mehr, welches Herr Folwel errichtet hatte, um das Andenken an die furchtbare Grauſamkeit des Sevajee-ud-Dolah zu verewigen, der, nachdem er ſich der britiſchen Hauptſtadt von Bengalen bemächtigt hatte, hundert und ſechs und vierzig Gefangene in einen abſcheulichen Kerker werfen ließ, wo beinahe alle umkamen, drei und

zwanzig ausgenommen, die ihre Gefährten überlebten. Das alte Hotel der Regierung und viele vor einem halben Jahrhundert beſtehende Gebäude ſind ebenfalls verſchwunden. Die Stadt hat ſich gegen das öſtliche Geſtade des Ufers vergrößert. Die Pagode von Govinda-Baen-Mittul ſteht, ſo viel ich weiß, noch aufrecht. Es iſt dieß ein großes Monument von beſonderer Form und geſchmackvoller Conſtruction, wenn es auch nicht gerade die höhere Schönheit beſitzt, durch welche ſich die indiſche Bauart auszeichnet. Dieſe Pagode genoß einer bedeutenden Verehrung; jetzt wird ſie nur noch von Perſonen der unteren Kaſte beſucht.

Die Zahl der Einwohner von Calcutta, ſowohl der Eingebornen, als der Europäer, wird auf ſechs mal hundert tauſend geſchätzt, und die Umgegend in einem Rayon von zwanzig Meilen ſoll ungefähr zwei und eine halbe Million enthalten.

Einen Augenblick vor Sonnenaufgang athmet man köſtlich friſche Luft, darum erhebt man ſich ſehr früh, um vor dem Frühſtücke, das man um neun Uhr genießt, ſpazieren zu reiten; um halb zwei Uhr wird ein leichtes Mahl ſervirt, und zur Zeit des Sonnenuntergangs nimmt man das Mittagsbrod ein. Es werden hauptſächlich Madeira- und Bordeaux-Weine conſumirt. Die Tafeln ſind bedeckt mit verſchiedenartigem Rothwild, mit Feldhühnern, Wachteln, Pfauen, wilden Truthähnen, Ortolanen, Haſen und Wildbret aller Art; Obſt erhält man im Ueberfluſſe um ſehr geringe Preiſe. Aber das ausgeſuchteſte Gericht, das man in Calcutta ſpeist, iſt der Fiſch des Mango, ſo genannt, weil man ihn zu der Jahreszeit fängt, wo der Mango reift; durch ſeinen zarten Geſchmack läßt er Alles hinter ſich, was man von Fiſchen in Europa kennt.

Wer nicht über den indiſchen Ocean gekommen iſt, kann ſich keinen Begriff von dem luxuriöſen Leben der Rechtsgelehrten machen. Selbſt ihre jungen Schreiber affectiren eine ſolche Pracht und führen einen ſo verſchwenderiſchen Haushalt, daß ſie, trotz der Freigebigkeit, mit der man ihre Dienſte belohnt, zuweilen zahlreiche Verbindlichkeiten eingehen, deren ſie ſich in der Folge nie mehr zu entledigen wiſſen.

Ungefähr hundert Meilen von Calcutta an der Mündung des Huhgly, iſt das Delta des Ganges, welches unter dem Namen Sunderbonds bekannt iſt und von einem Labyrinthe von Bächen und Kreken gebildet wird; das Waſſer iſt überall ſalzig, bei denen ausgenommen, welche unmittelbar mit dem Hauptarme des heiligen Fluſſes in Verbindung ſtehen. Dieſe zahlreichen Canäle ſind ſo vertheilt, daß ſie ein vollkommenes Syſtem von Binnen-Schifffahrt begründen.

Wenige Jahre, ehe wir Calcutta beſuchten, ſchickte ein Kapitän eines inländiſchen Schiffes, das die Sunderbonds paſſirte, ein Boot in eine der Kre-

ken, um ſich von den Früchten zu verſchaffen, welche von den armen und nicht ſehr zahlreichen Bewohnern dieſer unwirthlichen Gegend gepflanzt werden. Als ſie zum Lande kamen, zogen die Matroſen die Schaluppe an das Ufer und ließen einen Mann zur Bewachung zurück; aber von der Sonne gedrückt, legte ſich der mit der Obhut beauftragte Lascar auf die Bank und entſchlief. Während er in dieſen glücklichen Zuſtand verſenkt lag, wo alle Gedanken ihrer Herrſchaft entſagt haben, kam eine ungeheure Boa aus dem benachbarten Gebüſche, kroch zur Schaluppe und hatte bereits ihre mächtigen Ringe um des Schläfers Leib gerollt, den ſie eben zu zermalmen im Begriffe ſtand, als zum Glücke in demſelben Augenblicke die Gefährten des Mannes zu ſeiner Hülfe herbeieilten, das Ungeheuer angriffen und ihm ein beträchtliches Stück vom Schwanze abhieben, wodurch es ferner zu ſchaden außer Stand geſetzt war. Mit leichter Mühe konnte man es vollends umbringen. Man fand beim Meſſen, daß die Boa zwei und ſechszig Fuß und einige Zoll lang war. Der übermäßige Wuchs dieſer Schlange iſt oft in Frage geſtellt worden, aber warum noch daran zweifeln, da die Thatſache von ſo vielen Augenzeugen authentiſch beſtätigt worden iſt, Schon die Geſchichtſchreiber des Alterthums hatten Kenntniß hievon: denn Sueton berichtet im drei und vierzigſten Kapitel ſeiner Lebensbeſchreibung der zwölf Cäſaren, der Kaiſer Auguſtus habe, abgeſehen von den jährlichen Circenſes, mehre andere Spiele gefeiert, in der Abſicht irgend eine, in ſeinen Beſitz gekommene, außerordentliche Seltenheit zur Schau zu ſtellen; und unter dieſen Curioſitäten erwähnt er eines Rhinoceros, eines Tigers und einer fünf und ſiebenzig Fuß langen Schlange. (quinquaginta cubitorum.)

Der milde Landſtrich, von dem ich hier geſprochen, erſtreckt ſich auf einen Raum von achzig Meilen längs des Meerbuſens von Bengalen, er iſt mit Tigern und Alligators der größten Gattung ſo wie mit andern Thieren von ähnlicher Kraft und Wildheit bevölkert. Zwei Canäle, der des nördlichen Sunderbunds und der Balliaghaut-Canal durchziehen ihn. Der erſtere ergießt ſich fünf und ſechzig Meilen unterhalb Calcutta in den Huhgly. Der andere in einen kleinen See öſtlich von der Stadt. Man ſchifft auf dieſen Canälen in einer Länge von mehr als zwei hundert Meilen durch dichtes Gehölze, welches manchmal von ſo ſchmalen Kreken durchſchnitten iſt, daß an mehren Stellen die von beiden Seiten überhängenden Baumzweige ſich beinahe berühren. Zuweilen ſchwimmt man aber auch auf einem breiten von ſtattlichen Bäumen begränzten Fluſſe. Die Ufer entlang ſieht man unzählige Alligators, enormen Baumſtämmen ähnlich, ſchlafen. Man kann ſie unmöglich für lebend halten bis zu dem Augenblicke, da ſie in ihrem Schlafe geſtört, mit erſtaunlicher Beweglichkeit in den Fluß ſtürzen und untertauchen. Viele Eingeborne, welche die Ufer dieſer Kreken beſuchen, um Holz zu fällen und Salz zu ſammeln, werden alljährlich von dieſen Thieren und andern wilden

Beſtien verſchlungen. Die Tiger ſind unter Anderen ſo raubgierig, daß man ſie ſchwimmend Böte verfolgen und die Mannſchaft in beträchtlicher Entfernung vom Lande angreifen geſehen hat.

Die ringsum drohenden Gefahren halten eine Menge devoter Schwärmer nicht ab, ihre Hütten in dieſer wüſten Gegend zu bauen. Trotz der Zaubermittel, welche ſie zu beſitzen vorgeben, trotz der Sühnen, die ſie Tigern und Alligators bringen, werden dieſe armen Dummköpfe ſtets das Opfer der wilden Thiere. Andere Enthuſiaſten nehmen aber ſogleich ihre Stelle ein und liefern auf dieſe Weiſe den Ungeheuern des Waldes in jedem Jahre eine reichliche Portion geheiligten Mundvorrath. Unter ſolchen Umſtänden muß man erſt über die Höhe erſtaunen, welche fanatiſche Verblendung erreichen kann.

III.

Der reiche Muhammedaner. Die Bayaderen. Die Saujagd.

Die Zeit der Paſſatwinde war kaum vorüber, als wir uns auf einem gut gebauten Fahrzeuge von 600 Tonnen nach Madras einſchifften. Hier brachte ich zwei bis drei Wochen zu. Meine alten Reiſegefährten hatten ſich zu mir geſellt, und wir ſchlugen längs der Küſte eine Straße ein, die wir ſchon einmal bis nach Tanjore durchwandert hatten. Hier trafen wir einen reichen Muhammedaner, der alle mögliche Aufmerkſamkeit für uns hatte, er nahm uns mit edler Gaſtfreundſchaft auf und vertrieb uns die Zeit unſeres Aufenthaltes auf die angenehmſte Weiſe. Bei dem erſten Beſuche, den wir ihm des Nachmittags abſtatteten, war er gerade von ſeiner Sieſta aufgeſtanden und ſchmauchte ſeinen Haukha unter der Gallerie ſeines Hauſes. Wir fanden ihn auf einem reichen Teppiche ſitzend, und unter dem Schutze eines prachtvollen Baldachins. Ihm zur Seite ſtanden zwei Sclaven; der eine hielt die Strahlen der Sonne, mit Hülfe eines aus Palmblättern verfertigten Paraſols (Chatta) von ihm ab; der andere ſchwang einen Yakſchweif hin und her, um ihn gegen die Zudringlichkeit der Fliegen ſicher zu ſtellen. Mit zuvorkommendem Anſtande lud uns der Muſulman ein, ihn in ſeinem Wohnſitze zu beſuchen, den er unweit der Stadt beſaß, und der an den Ufern des Cavery lag. Während der ganzen Zeit unſeres Aufenthaltes zu Tanjore brachten wir faſt jeden Abend daſelbſt zu.

Seine Wohnung war prachtvoll und zahlreich ſeine Dienerſchaft. Am Vorabende unſerer Abreiſe gab er ein großartiges Feſt, zu welchem wir ganz beſonders eingeladen wurden. Unſer gaſtfreundliche Wirth mochte etwa 35 Jahre alt ſeyn; er war von hohem Wuchſe; in ſeinem ganzen Weſen herrſchte die zuvorkommendſte Höflichkeit, und ſeine Manieren trugen das Gepräge großer Unbefangenheit. Die leidenſchaftliche Liebe zur Pracht und den wahrhaft fürſtlichen Aufwand, welchen er machte, hatte er übrigens mit einer großen Menge ſeiner Landsleute gemein. Als wir uns zu der von ihm veranſtalteten Abendgeſellſchaft begaben, führte man uns in einen Saal, deſſen Wände faſt ohne Ausnahme die ſchönſten engliſchen, mit reichen goldenen Rahmen umgebenen Spiegel zierten. Sie waren alle ſo hoch wie das Gemach ſelbſt, und warfen die Gebilde deſſelben in endloſer Vervielfältigung zurück. Bei den reichen Muhammedanern iſt es ziemlich allgemeine Sitte, mit ſeinem Wohlſtande zu prunken, und auf Zimmergeräthe ſo wie auf die Verzierung der Häuſer ungeheure Summen zu verwenden. Bei alledem trifft man aber doch mehr Prachtaufwand als Bequemlichkeit in denſelben an.

Es dauerte nicht lange, ſo füllte ſich der Saal mit einer großen Menge geladener Gäſte. Nach unzähligen Umarmungen und Beſprengungen mit Roſenwaſſer, nahm man in kleinen Zügen ein angenehm ſäuerliches, unſerer gewöhnlichen Limonade nicht unähnliches Getränk zu ſich, worauf die ganze Geſellſchaft auf kleine perſiſche, mit blumenreichen Zeichnungen überſäte Teppiche ſich ausſtreckte, die eine prächtige Matte von Schilfrohr bedeckten, welche durch ihre glänzend weiße Farbe und die ausnehmende Feinheit ihres Gewebes ſich auszeichnete. Sobald alle Anweſenden in der ſchönſten Ordnung Platz genommen hatten, trat ein Tonkünſtler hervor, machte einen tiefen Salaam und ſpielte uns ein Stück auf ſeiner Sarinda vor, eine Art von ſchlecht gearbeiteter Geige, die er jedoch mehr mit lang eingelernter Geſchicklichkeit als mit natürlichem Geſchmacke zu behandeln verſtand. Bald geſellten andere Muſiker ihr Talent zu dem ſeinigen, und ſo waren denn unſere Ohren verurtheilt, eine halbe Stunde lang eine wahre Höllenmuſik anzuhören. Zu meinem nicht geringen Troſte befreite man uns endlich von dieſem Probeſtückchen morgenländiſcher Melodie und ließ eine Truppe von Bayaderen eintreten. Die beiden Hauptperſonen unter denſelben hatten ſehr regelmäßige Züge und waren überhaupt von ungemeiner Schönheit; ſie trugen ſeidene Beinkleider von etwas heller Scharlachfarbe, welche ſich in einer Menge kleiner Falten über dem Knöchel anſchloßen; unmittelbar unter demſelben umfaßten zwei dünne goldnen Reife den untern Theil ihrer ſchön geformten Beine; an dieſen Reifen hingen kleine ſilberne Schellen, die bei der geringſten Bewegung der Tänzerinnen einen ſanften und ziemlich angenehmen Ton von ſich gaben. Ihre ſchlanke Taille umſchloß eine Art von weißer Jacke, die, einer Tunika ähnlich, bis zu den Hüften herab reichte, vorn offen war, und die Beinkleider

ſehen ließ. Darüber trugen ſie endlich ein Röckchen aus durchſichtigem Stoffe, das bis an die Knie ging; ein leichter Gaze=Schleier war über Kopf und Schultern geworfen, und kreuzte ſich auf der Bruſt. Zuweilen entfalteten ihn die Tänzerinnen und er verhüllte dann gänzlich ihren ſchönen Wuchs. Jedes Ende des Schleiers zierte eine reich gearbeitete Eichel aus maſſivem Golde oder aus Silber.

Während des Tanzes wiſſen die Bayaderen dieſen Schleier ſo geſchickt zu handhaben, daß er ihre Reize ungemein erhöht; bald hüllen ſie ſich in denſelben und ſenden Blicke darunter hervor, deren Ausdruck keine unrichtige Deutung mehr zuläßt; bald ſchlagen ſie ihn völlig auseinander und gewähren ſo den Zuſchauern den bezaubernden Anblick ihrer perſönlichen Reize. Nichts gleicht dem blendenden Feuer ihrer Augen, nichts kann ſo ausdrucksvoll ſeyn als das Spiel ihrer beweglichen Geſichtszüge; und würde man nicht von einem gewiſſen Abſcheu ergriffen, den die entehrende Lebensart dieſer Geſchöpfe einflößt, ſo könnte man wahrlich nicht müde werden, ſo viele Reize anzuſchauen und zu bewundern.

Wenn ſie aber gleich von dem Auswurf ihres Geſchlechtes begleitet zu ſeyn pflegen, ſo geben doch ſelbſt die Europäer niemals ein großes Feſt, ohne zur Unterhaltung ihrer Geſellſchaft und der Damen ihres Hauſes einige Bayaderen auftreten zu laſſen. Geſtehen muß man übrigens, daß dieſe, wenn ſie in den Zirkel einer ausgeſuchten Geſellſchaft berufen werden, ſich ſorgfältig hüten, die Schicklichkeit und feine Sitte auch nur im mindeſten zu verletzen. Die Sittſamkeit ihres Coſtüms und ihres Benehmens hält im Gegentheil vollkommen gleichen Schritt mit dem Anſtande und der Artigkeit ihrer Manieren, ſo wie mit den Stellungen, die ſie in ihren Tänzen annehmen; ja dieſe letztern ſind ſogar bei weitem züchtiger, als jene, die man auf den europäiſchen Theatern in Aufnahme gebracht hat, und welche, der Landesſitte gemäß, unſere jungen Schönen, ohne zu erröthen, beklatſchen und anſtaunen.

Die dritte Augenweide, welche die indianiſchen Tänze gewähren, beſteht faſt einzig in ihren zierlichen und anmuthigen Stellungen: da ſieht man keine übermäßige Sprünge, keine Schwindel erregende Pirouetten, keine mühſame Ausreckung der Muskeln, keine lächerliche Verdrehung der Glieder, auch findet man da nicht jene aufs höchſte geſteigerte Präciſion der Bewegungen, jene ans Wunderbare gränzende Geſchicklichkeit der Füße, nach welcher das Verdienſt der europäiſchen Tanzkünſtler abgewogen wird. Anſtatt die Arme nach akademiſchen Regeln zu runden, anſtatt den Körper im Widerſpruche mit den Geſetzen der Natur zu biegen, anſtatt das Bein in horizontaler Richtung zu erheben, bis es mit dem Oberkörper einen rechten Winkel bildet, kurz anſtatt zu ſpringen, zu hüpfen und mit großer Anſtrengung kreiſelähnlich ſich zu drehen, ſchwebt die Bayadere abgemeſſen und voll Grazie bis zu dem Kreiſe der Zuſchauer heran, die Bewegungen ihrer Arme ſtehen in ſchönem Einklange

mit jenen ihrer feingeformten und nackten Füße, welche, wenn auch nicht ſo weiß wie der Schnee, doch eben ſo geräuſchlos den Boden berühren. Wellenförmig ſich bewegend, ſcheint ſie mit den Geberden einer Flüchtigen daher zu gleiten, die leichten Umriſſe einer einfachen Tanzfigur andeutend. Zuweilen dreht ſie ſich lebhaft um ſich ſelbſt herum; da öffnen ſich die leichten Falten ihrer durchſichtigen Tunika, der ſeidene, von Zierathen ſchwere Beſatz derſelben beſchreibt einen Kreis um die Tänzerin und läßt, wie im Fluge, die bewundernswerthen Conture eines ſchönen Körpers erſchauen, deſſen ganze Tracht Grazie und guten Geſchmack verkündet. Dieſes Gemälde könnte zu dem Glauben verleiten, die Vollkommenheit dieſes Tanzes ſey eine rein negative; allein es iſt dem nicht alſo, ſondern er bringt einen nicht zu verfehlenden Totaleindruck auf jede Gattung von Zuſchauern hervor.

Die Zierathen, welche dieſe Frauen tragen, ſind oft von beträchtlichem Werthe; gewöhnlich umgeben ihren Hals mehre Reihen von Halsbändern aus Perlen oder künſtlich gearbeitetem Golde. Durch die rechte Naſenöffnung iſt ein goldener Ring gezogen, an welchem ein prächtiger Edelſtein hängt; die Stirne ſchmückt zwiſchen den Augenbrauen ſtets eine Zierath, von welcher wahrſcheinlich die ſogenannten Féronnières ſtammen, die unſere europäiſchen Damen in der neueſten Zeit zu tragen pflegten. Die den Namen Nautch führende Unterhaltung, welche einen integrirenden Theil der erwähnten Feſte ausmacht, aber am wenigſten Vergnügen gewährt, iſt unſtreitig die Muſik, die von Zeit zu Zeit die durchdringenden, antimelodiſchen, dem Geſchrei des Pfauen vergleichbaren Stimmen der Tänzerien benngleitet.

Dieſe Feſte zeichnen ſich übrigens eben ſo wenig durch ihre Mannigfaltigkeit aus. Ausgeſtreckt auf ihren Teppichen bilden die Anweſenden einzelne Gruppen, begleiten ihr Geplauder mit unglaublich energiſchen Geberden, ſehen den Tänzerinnen zu, und muntern ſie durch ſo wüthende Beifallsbezeugungen auf, daß dieſe ſogar den Lärm der Trommeln und Geigen übertönen, mit deren Hülfe man, wie es ſcheint, die Freuden des Abends zu vervollſtändigen meint.

Auf das verbindliche Zureden unſeres Wirthes verweilten wir noch, bis die Geſellſchaft auseinander zu gehen begann, und nahmen ſeine freundliche Einladung an, ihn des folgenden Tages auf eine Saujagd zu begleiten. Er ſagte uns die ſchönſten Pferde aus ſeinem wohlbevölkerten Stalle zu. Wir verabſchiedeten uns unter dem Verſprechen, mit den erſten Strahlen der wiederkehrenden Sonne bei ihm einzutreffen.

Mit Tagesanbruch ſaßen wir auch wirklich ſchon zu Pferde und befanden uns auf freiem Felde. Während der erſten Stunden war unſere Jagdpartie ziemlich einförmig und bot nichts Bemerkenswerthes dar, denn es ließ ſich kein Wild blicken. Schon wollte ich mein Pferd heimwärts lenken, als ein Eber aus einem Zuckerrohrfelde hervorbrach, und, queer über die Ebene

ſetzend, bald über zwanzig Reiter auf der Ferſe hatte. Ich ritt zwar ein ziemlich gutes Landpferd; allein es ſchien den Druck eines europäiſchen Sattels nicht gewöhnt zu ſeyn, denn es hielt plötzlich mitten im Galopp inne, ſchlug hinten aus und ſchnaubte dabei mächtig, als hätte ein Inſect es geſtochen. Da ich mich dem Eber, in dem Augenblicke, wo er aus ſeinem Lager hervorbrach, am nächſten befand, ſo ſetzte ich, in der Hoffnung, ihm den Weg abzuſchneiden, meinem Pferde beide Sporen in die Seite; dieſes aber, als ich eben dem Thiere ganz nahe war, kehrte ſtracks um, ſchlug mit ungewöhnlicher Heftigkeit aus und verſetzte dem Eber mit den Hinterfüßen einen ſo heftigen Schlag in die Rippen, daß dieſer ſich überſtürzte, und ich ſelbſt, aus dem Sattel gehoben, über des Pferdes Kopf zu Boden fiel. Nach dieſer Heldenthat ſchlug mein Roß, ſeines Reiters nicht weiter achtend, Galopp an; ich aber lag noch ausgeſtreckt, und kaum zwei Schritte von dem ergrimmten Eber entfernt, in der bangen Erwartung da, er werde unverweilt mit ſeinen Hauern mich zerreißen. Zu meinem Glücke hatte ihm jedoch der erhaltene Schlag ſo kräftig zugeſetzt, daß er in den erſten Augenblicken ſich nicht aufzuraffen vermochte. Die kurze Friſt benutzend, erhob ich mich nun ſchnell, und lief aus Leibeskräften meinem flüchtig gewordenen Roſſe nach.

Bald hatte indeſſen der Eber ſich erholt. Allein in dem Augenblicke, wo er ſich anſchickte davon zu laufen, ſtürzte, mit dem Säbel in der Fauſt, unſer Wirth auf ihn zu, brachte ihm einen Hieb auf den Rückgrath bei und brach ihm das Kreuz. Schäumend ſtürzte das Thier und verendete, worauf mehre in der Nähe befindliche Perſonen es ſogleich von dannen ſchleppten. Ich hatte mein Pferd nicht auffinden können und ſetzte mich nun, ermüdet vom Laufen, auf eine kleine Anhöhe, gerade über einer Schlucht, die in einem Abgrund von wenigſtens hundert Fuß Tiefe ſich endigte. Von dem erhabenen Punkte, den ich mir gewählt hatte, beherrſchte mein Blick die ganze Ebene, und ich konnte das Schauſpiel der ganzen Jagd genießen, ohne thätigen Antheil an derſelben zu nehmen. Zu meiner Linken dehnten ſich auf weite Entfernung mehre Zuckerpflanzungen aus, in denen ſich ohne Mühe die Spuren der Thiere entdecken ließen, die, zum großen Nachtheile der Eigenthümer, zu Fraß und Lagerſtätte ſich darin herum getummelt hatten. Kaum war ich hier behaglich ausgeſtreckt, als ich ein zweites Wildſchwein gewahrte, das, von einigen Jägern verfolgt, ſo ſchnell als möglich dem Abgrunde zueilte. Bei der großen Unebenheit des Bodens, hatten die Pferde Mühe, ihm zu folgen, und es ſchien nahe daran, ihnen zu entkommen. In mächtigen Sprüngen ſetzte es faſt athemlos über die holperigen Erdmaſſen, und das Geſchrei ſeiner Verfolger ſchien ihm die Kraft der Verzweiflung zu verleihen. Als es den Rand des Abgrundes erreicht hatte, ſtürzte es ſich, anſtatt umzukehren, ohne Zögern in die Tiefe, einem Marcus Curtius gleich (möchte ich ſagen, wenn ein ſolcher Vergleich erlaubt wäre). Im Fallen ſtieß es auf einen Vorſprung, von dem

es jedoch nur abprallend, einem Ball ähnlich weiter flog. Nach zwei oder drei ſolcher Sprünge, deren einer ſchon hätte hinreichen können, um ihm die Rippen zu zerſchmettern, erreichte das Thier glücklich den Boden des Abgrunds, kam, zu meiner nicht geringen Verwunderung, auf die Beine zu ſtehen und verſchwand bald darauf im Dickicht, als hätte es nur zum Zeitvertreib dieſes Wageſtück ausgeführt. Ich geſtehe, daß ich froh war, es für ſeine Unerſchrockenheit ſo belohnt zu ſehen, und keineswegs in die Klagen ſeiner getäuſchten Verfolger einſtimmte.

Unterdeſſen war einer aus dem Jagdgefolge meines Pferdes wieder habhaft geworden. Wir begaben uns nun unter ein Zelt, das man an einer ſchicklichen Stelle am Rande des Fluſſes aufgeſchlagen hatte. Ueber eine kleine Weile wurde ein Lendenſtück von dem Eber aufgetragen, den unſer Muhammedaner erlegt hatte, und am äußerſten Ende der Tafel ſahen wir den Kopf des Thieres erſcheinen, ſeiner Hauer unberaubt, im offenen Rüſſel eine große Orange haltend, und geſchmückt — zwar nicht mit einem Lorbeerkranze, aber doch mit einem nicht minder bedeutungsvollen Küchengewächſe.

Obgleich Schüler des großen Propheten, nahm unſer Wirth dennoch eben ſo wenig Anſtand, von dieſem Fleiſche zu genießen, als den trefflichſten Wein, von dem er ein großer Freund war, ſich tüchtig munden zu laſſen; und zwar ſelbſt in Gegenwart ſeiner Dienerſchaft. Er machte dabei die ſcharfſinnige Bemerkung, daß ſeine Leute, wenn ſie ſolches gleich als eine Uebertretung des Geſetzes mißbilligten, es doch niemals wagen würden, einen Tadel gegen ihn zu äußern. Er ſchien überhaupt von der Wahrheit ſeiner Religionslehrſätze nicht ſehr durchdrungen zu ſeyn, und verſäumte keine Gelegenheit, wo er ſeinem Geſchmacke und ſeinen Neigungen ungehindert folgen konnte. Dieſesmal gab er ſich den Freuden der Tafel ſo ſchrankenlos hin, daß er ſein Pferd nicht mehr zu beſteigen vermochte, ſondern vier rüſtige Diener ihn in einem Palankin nach Hauſe tragen mußten.

Die reichen Muhammedaner, welche in Indien leben, befinden ſich ſehr gern in der Geſellſchaft der Europäer und machen ſich kein Gewiſſen daraus, wenn ſie mit dieſen zuſammentreffen, die Geſetze des Korans zu übertreten. Das in ihren kirchlichen Vorſchriften enthaltene Verbot, Wein zu trinken, oder von gewiſſen Fleiſchgattungen zu eſſen, betrachten ſie ſelbſt als ein Uebermaaß von Strenge. Dieſe Anſicht hielt ſie zwar nicht ab, den großen Propheten zu lobpreiſen, daß er dieſes Gebot ihnen vorgeſchrieben hat, und die Vorſehung, daß ſie ihm den Gedanken dazu eingegeben; ſobald es ſich aber um die Anwendung deſſelben handelt, ſo wird es ſo häufig und ſo leicht übertreten, daß man wohl ſieht, wie geringen Werth ſie darauf legen. Bei mehr als einer Gelegenheit wiſſen ſie übrigens, auf ſinnreiche Weiſe ſich der Strenge dieſer Geſetze zu entziehn. So reicht z. B. ein einziger Tropfen Eſſig, der in ein ganzes Faß voll Wein gegoſſen wird, vollkommen hin, um den verbotenen

Rebenſaft augenblicklich in ein Getränk zu verwandeln, das jeder fromme Muſulman genießen darf, ohne daß er Gefahr läuft, den Propheten zu beleidigen. Auf ähnliche Weiſe verſteht man auch andere Religionsvorſchriften mit eben ſo geringer Schwierigkeit zu umgehen.

Vor unſerer Abreiſe von Tanjore wurde ich Zeuge einer jener fürchterlichen Handlungen, welche einer abergläubigen Frömmelei ihr Entſtehen verdanken und in dieſem Lande leider noch allgemein ſind. Bei einem Spaziergange, den ich am frühen Morgen an den Ufern des Cavary machte, wurde ich eine Gruppe von etwa ſechs Perſonen gewahr, die nach dem Ufer des Fluſſes zu gingen. Das Waſſer hatte an dieſer Stelle mehre Fuß Tiefe. Neugierig zu ſehen, was ſie da beginnen wollten, hielt ich mein Pferd an, und gewahrte bald, daß einer dieſer Leute ſich anſchickte, in den Strom hinab zu ſteigen. Ich hatte kaum die Augen auf ihn geheftet, als auch ſchon die Vermuthung in meiner Seele aufſtieg, er ſey an dieſen Ort gekommen, um freiwillig ſein Leben zu opfern. Es ergriff mich ein geheimer Schauder, und ich fühlte eine unbezwingbare Aufregung in meinem Innern. Ich wich nicht von der Stelle; und den Gefühlen zum Trotze, die ich, als unwillkührlicher Zeuge dieſes Auftritts, kaum zu meiſtern vermochte, konnte ich dennoch der leidigen Verſuchung nicht widerſtehn, bis zu ſeiner Beendigung Zuſchauer deſſelben zu bleiben. Das Opfer war ein Mann, der ſchon ſeit einigen Jahren aus dem Sommer des Lebens getreten zu ſeyn ſchien, deſſen Aeußeres aber nichts deſto weniger Kraft und Fülle der Geſundheit verrieth. Er blieb am Ufer des Fluſſes ſtehen, während zwei Brahminen, die ihm zur Seite waren, ſich damit beſchäftigten, auf jede ſeiner Achſeln einen großen irdenen Krug zu befeſtigen. Als ſie dieſes Geſchäft beendigt hatten, warf ſich der Patient mehremal nach einander auf den Boden und ging hierauf in den Strom. Er ließ ſich nämlich an einer Stelle hinab gleiten, wo das Waſſer eine beträchtliche Tiefe hatte; allein die Krüge hielten ihn über dem Waſſer, weil ſie leer waren, und verhinderten ihn, unterzutauchen. Die Brahminen hatten die Arme auf der Bruſt gekreuzt und folgten ihm mit den Augen, ohne weder eine Sylbe zu ſprechen, noch irgend einen Verſuch zu ſeiner Rettung oder zur Beſchleunigung ſeines Todes zu machen. Der Unglückliche wurde ſo noch einige Zeit vom Strome umhergetrieben und hatte das Ausſehen eines Bittenden. Die Oberfläche des Waſſers war ſo eben wie ein Spiegel; nur da, wo ſein Körper ſich befand, theilte er ihr im Vorbeigleiten eine wellenförmige Bewegung mit. Dieſe Regungsloſigkeit erſchien mir als ein vollkommenes Sinnbild des gänzlichen Mangels an Gefühl, mit welchem die Diener einer blutdürſtigen Religion der Vollziehung dieſes abſcheulichen Selbſtmordes beiwohnten.

Der beklagenswerthe Fanatiker bemühte ſich mehre mal, die Krüge zu füllen, und ſtrengte alle ſeine Kräfte an, um ſein empörendes Selbſtopfer zu vollbringen. Als er endlich ſah, daß ihm dieſes nicht gelingen wollte, ſchwamm

er mühſam dem Ufer zu, ergriff die von Erde entblößte Wurzel eines Strauches, und brachte es, ſich vorwärts hängend, dahin, die Oeffnung eines der beiden Krüge ſo gegen den Strom zu kehren, daß er ſich anfüllte. Dieſer ſcheinbare Vorſchub verlängerte jedoch nur ſeine Marter, denn der andere, leer gebliebene Krug verhinderte beſtändig, vollkommen unterzutauchen, während das Gewicht des angefüllten ſeinen Körper hinlänglich unter das Waſſer zog, um ihn am freien Athemholen zu hindern. In dieſem Kampfe zwiſchen Leben und Tod ſtieg er unaufhörlich wieder auf die Waſſerfläche empor und ſchöpfte einige Augenblicke Athem, um dann abermals zu verſinken und dem Erſticken nahe zu kommen. Obgleich dieſe Scene ſchon mehre Minuten gedauert hatte, ſo machte doch der Unglückliche nicht einen einzigen Verſuch, das Ufer zu erreichen; ſein feſter Entſchluß zu ſterben war im Gegentheil bis zum letzten Augenblicke unverkennbar. Bei dem Anblicke dieſer Todesqualen, deren Ende noch fern ſchien, wendete ich mich an die Brahminen und wollte ſie bewegen, das leer gebliebene Gefäß zu zertrümmern; allein dieſe hochmüthigen Menſchen würdigten von alle dem, was ich ihnen ſagte, auch nicht eine Sylbe der geringſten Aufmerkſamkeit; bis endlich einer der Anweſenden, menſchlicher als dieſe fühlloſen Prieſter, einen Stein nach dem Gefäße warf, worauf das unglückliche Opfer in die Tiefe des Fluſſes verſank. Einen Augenblick noch ſprudelte das Waſſer an der Stelle empor, wo er verſchwunden war, und floß dann über ſeine lebloſe Hülle dahin, ohne die geringſte Spur zu hinterlaſſen, die dem Auge das tragiſche Reſultat des Aberglaubens hätte zurück rufen können. Dieſer Mann gehörte zur Kaſte der Weber, und man verſichert, ſeine Frau habe nach ſeinem Tode einen heftigen Drang geäußert, ihr Leben den Manen ihres Mannes zum Sühnopfer darzubringen; da indeſſen der Leichnam dieſes Letztern wahrſcheinlich die Beute irgend eines Alligators geworden war, und ſie folglich ſeine Todesfeier nicht nach allen hergebrachten Formen begehen konnte, ſo entging ſie dadurch der Nothwendigkeit, eines Todes zu ſterben, der zwar allerdings in ihren Augen glanz- und ehrenvoll, in der Wirklichkeit aber im höchſten Grade fürchterlich geweſen wäre. Wenn nämlich eine Frau aus der Kaſte der Weber ſich den Manen ihres Gatten opfert, ſo iſt es Sitte, daß ſie lebend in das Grab deſſelben ſteige, welches man in geringer Entfernung von irgend einem geheiligten Fluſſe zu graben pflegt. Befindet ſich die Wohnung der beiden Gatten nicht in der Nähe eines ſolchen, ſo gräbt man die Grube unweit eines Ortes, der von den benachbarten Bewohnern am meiſten verehrt wird, dieſe Grube wird außerordentlich tief gemacht und hat eine verhältnißmäßige Breite.

Nach einer beſtimmten Anzahl vorbereitender Ceremonien, die alle eben ſo unverſtändlich als ſeltſam ſind, nimmt die Wittwe förmlichen Abſchied von ihren Freunden, die ſtets dieſen traurigen Feierlichkeiten beiwohnen, und ſteigt alsdann in die letzte Wohnung des Todten hinab. Häufig ereignet es ſich, daß

ihre Verſtandes- und Körperkräfte durch die Wirkung des genoſſenen Opiums dergeſtalt in ihrer Thätigkeit gehemmt ſind, daß ſie kaum der Handlung ſich bewußt iſt die ſie zu vollziehen im Begriffe ſteht; indeſſen unterwirft ſie ſich allen erforderlichen Förmlichkeiten mit einer ganz mechaniſchen Fühlloſigkeit. Kaum iſt ſie in der Grube angekommen, ſo zieht man die Leiter zurück, die ihr zum Hinabſteigen gedient hatte, und die Wittwe befindet ſich allein mit dem Leichnam ihres abgeſchiedenen Gatten, der meiſtens ſchon in einem entſetzenvollen Zuſtand von Verweſung übergegangen iſt; ſie umarmt ihn ſtürmiſch und preßt ihn an ihre Bruſt, ohne daß die Ausdünſtungen, die aus ihm hervorqualmen, ihr nur den geringſten Ekel verurſachen. Hat ſie endlich ihren empörenden Liebkoſungen ein Ziel geſetzt, ſo legt ſie den Leichnam auf ihren Schoos und giebt ein Zeichen. Jetzt beginnt die letzte Ceremonie, welche dieſes abſchreckende Schauſpiel beendigen ſoll, das noch ungleich entſetzlicher iſt, als das Verbrennen auf einem Scheiterhaufen. Man wirft nämlich methodiſch Erde auf ſie, welche von zwei in die Grube hinab geſtiegenen Perſonen um das Schlachtopfer herum mit den Füßen feſtgeſtampft wird. Während dieſes langſamen und fürchterlichen Geſchäftes, ſcheint die dem Tode geweihte Wittwe theilnahmloſe Zuſchauerin alles deſſen zu bleiben, was um ſie vorgeht. Von Zeit zu Zeit ſpendet ſie dem Leichnam neue Liebkoſungen; ihre Züge tragen das Gepräge eines triumphirenden, beinahe überirdiſchen Gefühles, und während die Erde ihre Glieder preßt, ſcheint ſie ahnungsvoll die Glorie zu erſchauen, die in dem Paradieſe ihres Gottes auf ſie wartet. Unterdeſſen ſind in dieſem Augenblicke oft ſogar die Hände ihrer eigenen Kinder bemüht, den kalten Staub um ſie aufzuthürmen, mit welchem bald ihre eigene Hülle ſich vermiſchen ſoll. Nun bedeckt endlich die Erde ihren ganzen Körper, und nur der Kopf iſt noch frei; da füllt man in haſtiger Eile die Grube aus, und die nächſten Anverwandten tanzen auf dem Grabe, mit jenen wahnſinnigen Geberden, die eben ſo gut für den Ausdruck wilder Freude, als für jenen frommer Extaſe gelten können.

Bemerkenswerth iſt es, daß ſich die Frauen auf ſolche Weiſe häufig den Manen eines Gatten opfern, der ſie im Leben beſtändig mit Gleichgültigkeit, ja nicht ſelten mit der unverzeihlichſten Tyrannei behandelt hat. Nichts vermag jedoch, die heldenmüthige Aufopferung der indiſchen Wittwe zu erſchüttern; und ſelbſt die härteſte Behandlung kann in ihren Augen der heiligſten ihrer Pflichten ſie nicht entheben; ſie verzeiht alle erduldeten Unbilden, und die Gedanken nur auf die jenſeitige Zukunft richtend, handelt ſie nach jener ſchönen Maxime des perſiſchen Dichters, deſſen Feder mit ſo vieler Beredſamkeit die chriſtliche Vorſchrift umſchrieben hat, welche dem Menſchen gebietet, Böſes mit Gutem zu vergelten:

„Mögen die Muſcheln am Strande der Meere des Morgenlandes dich mit ihrem Beiſpiele lehren, daß du lieben ſollſt deinen Feind, und die Hand

mit Perlen füllen, die ins Verderben dich geſtürzt hat; frei von aller hochfahrenden Nachbegierde, wie der Fels, den du hier erblickſt, ſollſt du mit edeln Steinen die Fauſt des Mannes zieren, der mordluſtig in deinen Eingeweiden wühlt. Sieh, wie der nachbarliche Baum mit ſchmackhaften Früchten oder balſamiſchem Blüthendufte den Steinregen vergilt, der auf ihn einſtürmt. Ja, die ganze Natur verkündet es mit lauter Stimme! Und kann der Menſch da weniger thun, als dem Arm zur Stütze dienen, der ihn ſchlägt, und den Mund ſegnen, der ihn ſchmäht?“

Tritſchenguhr.

Da wir den Entſchluß gefaßt hatten, das Königreich Miſore und die berühmte coloſſale Bildſäule des Buddha zu beſuchen, ſo nahmen wir von unſerm muhammedaniſchen Freunde Abſchied und verfolgten mit wenigen Abweichungen die bereits beſchriebene Straße.

Einer anhaltenden Dürre wegen, war die Erndte mißrathen, und die Hungersnoth richtete beträchtliche Verheerungen im Lande an. Ganze Dorfſchaften waren entvölkert, und das Elend der Ueberlebenden läßt ſich nicht beſchreiben. Es kamen Mütter zu uns, die uns um eine Portion Reis ihre eigenen Kinder verkaufen wollten! Wie ſchmerzlich war es für uns, ſo ſchreckliche Leiden mit anzuſehen und nicht helfen zu können; unwillkührlich das Ohr den inſtändigſten Bitten verſchließen zu müſſen, weil wir nur mit nutzloſer Sympathie darauf zu erwiedern vermochten; denn alle unſeren vereinigten Kräfte würden bei ſo entſetzlichem Unheil nur ein Tropfen geweſen ſeyn, den man in das Weltmeer gießt. Ich ſah hier ganze Haufen unglückſeliger Paria’s, die, von dem raſendſten Hunger gepeinigt, die Excremente unſerer Laſtthiere zuſammen rafften und in wilder Verzweiflung ſich um dieſelben ſchlugen. Jene, welche deren habhaft werden konnten, löſten ſie nachher in Waſſer auf, um einige Getraidekörner darin zu finden. Solche empörende Scenen der höchſten Noth wiederholten ſich während dieſer ganzen Jahreszeit.

Ich erinnere mich, eines Morgens, als ich kurz nach Sonnenaufgang ein Dorf durchwanderte, unfern vom Eingange in daſſelbe, eine arme Frau im

Zuſtande völliger Entkräftung auf der Erde ſitzend angetroffen zu haben; ſie lehnte ſich mit dem Rücken an einen breiten Stein und hatte die regungsloſen Arme herabſinken laſſen; bis an den Gürtel deckte auch nicht ein Lumpen ihre Blöße; die Augen waren geſchloſſen, das Kinn ſchlotternd, und die Lippen zitterten ſo leiſe, daß ſie faſt unmerklich andeuteten, es ſey noch ein Lebensfunke in der Unglückſeligen; ihre langen Haare fielen über die Schultern herab und verbargen einen Theil ihres Geſichtes, das bereits mit Todesbläſſe überzogen war; ihr Körper hatte das ſchauderhafte Ausſehen eines Gerippes, deſſen welke, fleiſchloſe Haut die Umriſſe aller Knochen verräth. Ein Säugling drückte ſich an ihren Buſen und machte vergebliche Verſuche, den Nahrungsſaft einzuſaugen, deſſen Quelle die Natur hatte verſiegen laſſen. Das arme kleine Weſen war abſchreckend mager und gab, bei jeder nutzloſen Anſtrengung, ſich Muttermilch zu verſchaffen, die durchdringendſten Töne von ſich. Ich ergriff die Hand der verſcheidenden Mutter und legte meinen Finger auf ihre Pulsader, deren Schläge dem Zittern eines Fadens glichen, den ein leiſer Hauch der Luft bewegt. Nach einigen Augenblicken durchzuckte ein ſchwacher Krampf ihre Lippen, worauf der Mund ſich ſchloß, und die Seele von der morſchen Hülle ſich trennte. Ich nahm das Kind auf die Arme und trug es in mein Zelt. Allein, ſey es, daß die Mutter den Keim des Todes auch ihrem Säugling mitgetheilt hatte, oder daß die Perſon, der ich ihn anvertraute, an ſorgſamer Pflege es gebrechen ließ, er ſtarb noch an demſelben Tage. Ich hätte alle meine Habe darum gegeben, das Kind zu retten. Die arme Mutter wurde die Beute der Geier und der Schakals. Noch ehe die Nacht hereinbrach, endeten in dem erwähnten Dorfe mehre Perſonen auf gleiche Weiſe ihr elendes Daſeyn, und ſämmtliche Hunde und Raubthiere fanden reichliche Atzung.

Ich kann nicht umhin, eines ähnlichen Begebniſſes zu erwähnen, deſſen trauriger Zeuge ich ward; es mag zu neuen Belegen dienen, wie weit, ſelbſt den Schreckniſſen des Todes gegenüber, der unverſtändige Eigenſinn der Kaſtenvorurtheile zu gehen im Stande iſt. Am Tage nach dem Ereigniſſe, welches ich ſo eben erzählt habe, trat ich in die, einige hundert Schritte von dem Dorfe entfernte Hütte eines armen Hindu. Kaum hatte ich den Fuß über die Schwelle geſetzt, als ein räudiger, abgemagerter, ſcheußlich ausſehender Hund mich mit hohlen, matten Augen anſtierte. In der Kammer mähte der Tod ſeine armſeligen Schlachtopfer unbarmherzig zuſammen. In einem Winkel dieſer Jammerhöhle erblickte ich den Leichnam einer betagten Frau, der ſchon ſtark in Fäulniß übergegangen war, und die Miasmen ſeiner verweſenden Theile in der ohnehin verpeſteten Luft verbreitete. In der Mitte war, auf einer zerlumpten Matte ausgeſtreckt, ein Mann von mittlerem Alter, der ſeiner Auflöſung nahe ſchien. In ähnlichem Zuſtande lag zu ſeinen Füßen, aber auf dem nackten Boden ſeine Frau und hatte ein etwa zwei

Jahre altes, todtes Kind neben ſich. Auf der entgegen geſetzten Seite kniete ein kleines Mädchen, welches mit einer, durch die Macht des Hungers noch geſteigerten Unbändigkeit nach Reis ſchrie und mit den Händchen unaufhörlich ſeiner Mutter ins blaſſe Angeſicht ſchlug. Dieſe erwiederte nur mit matten, gen Himmel ſich mühſam richtenden Blicken, ſo daß ich meinte, ihre Augen würden auf immer ſich ſchließen. Durch einen Diener ließ ich jetzt einen Korb voll Eßwaaren herbeibringen und öffnete ihn vor dem Kinde. Da warf mir der Vater einen Blick des Abſcheus zu, ſtreckte die Arme wie ein Wahnſinniger aus, ergriff ſeine Tochter, ſchleuderte ſie gewaltſam von der ihr angebotenen Nahrung weg, die nach ſeiner Anſicht unrein war, und fiel todt zur Erde nieder. Der kraftloſe Zuſtand der Mutter geſtattete ihr nicht wahrzunehmen, was um ſie vorging. Ich befahl meinem Diener, ſie aufzuheben. Sie athmete noch, aber faſt unmerklich; ſie hatte alle Beſinnung verloren und verſchied bald in den Armen meines Dieners. Dieſes Schauſpiel iſt eines der betrübendſten, denen ich je in meinem Leben beigewohnt habe. Das kleine Mädchen überlebte ſeine Aeltern, und einige ſeiner Verwandten, die ſo glücklich waren, den Verheerungen der Hungersnoth zu entgehen, nahmen es zu ſich.

Man kann ſich unmöglich einen Begriff von den Leiden machen, welche ganze Maſſen der hindoſtaniſchen Bevölkerung zu erdulden haben, wenn die zur Befruchtung ihres Bodens erforderlichen Regen ausbleiben. Sey es nun, daß die Dürre über das ganze Land ſich ausdehnt, oder daß ſie nur gewiſſe Strecken heimſucht, ſo bricht nicht lange nachher eine allgemeine oder theilweiſe Hungersnoth bei dieſen mittelloſen Völkerſchaften aus, deren kurzſichtige Trägheit nicht zuläßt, daß ſie für die, wenn gleich ſo oft wiederkehrenden Zeiten des Mangels Vorräthe ſammeln. Wenn nun dieſe Plage über ſie hereingebrochen iſt, ſo hat ſie auch ſtets ſo ſchreckliche Auftritte zur Folge, daß die härteſten Entbehrungen, welchen die ärmſte Klaſſe der europäiſchen Bevölkerung durch ein unvorhergeſehenes Ereigniß zuweilen ausgeſetzt ſeyn mag, in keinen Betracht dagegen kommen. Das Beklagenswertheſte dabei iſt der Umſtand, daß dieſe Gräuelſcenen die wohlhabende Klaſſe der Bewohner Indiens weder zum Mitgefühle ſtimmen, noch zu wohlthätigen Handlungen vermögen. So nachtheilig äußert ſich der Geiſt und Herz vertrocknende Einfluß eines fataliſtiſchen Glaubens, der die Nächſtenliebe nicht gebietet!

Indiſche Räuber.

In einem Dörfchen an der Landſtraße des Diſtrictes Curg, wohin wir uns begaben, nachdem wir Sravana-Belgula verlaſſen hatten, wohnten wir einem ziemlich beluſtigenden Auftritte bei. Wir erblickten nämlich in einer kleinen Umzäunung, die zu einer armſeligen Strohhütte gehörte, eine an einen Pfahl gebundene Frau, und vor ihr einen Mann, der ihr mit einem Bambusrohre eine derbe Züchtigung applicirte. Die Prügel, welche auf ihre entblößten Schultern fielen, erpreßten der Unglücklichen durchdringende Schmerzenslaute. Eine Weile ertrug ſie ihre Strafe, ohne die geringſte Luſt zur Rache zu verrathen. Endlich aber, aufs Aeußerſte gebracht durch die allzulange Qual, erhaſchte ſie plötzlich das Bein ihres Henkers, im Augenblicke, wo dieſer ſich ihr näherte, um von neuem ſie zu ſchlagen, und biß ihn ſo heftig in die Wade, daß er wie ein geprügelter Hund zu heulen anfing. Durch einen Sprung rückwärts entging er ſchnell den wiederholten Angriffen ihrer Zähne, und ſchlug jetzt ſo wüthend auf ſie los, daß ich dachte, die Knochen der Armen müßten in Stücke brechen, ſie aber verzog keine Miene bei der neuen Qual, ſondern heftete das große, ſchwarze Augenpaar auf ihn und ſchien ihm mit der leidenſchaftloſen Ruhe des Triumphes ſagen zu wollen: „Tödte mich jetzt immerhin, ich habe mich gerächt!“ Ich glaube, man hätte auf hundert Schritte weit den Ton des auf ihre Rippen fallenden hohlen Rohres hören können. Je mehr ſie ihm aber zu zeigen ſich beſtrebte, daß ſie mit Ergebung und Entſchloſſenheit leide, deſto wüthender wurden ſeine Geberden und deſto unbarmherziger ſeine Schläge.

Mehre Vorübergehende, die unterdeſſen um den Zaun ſich verſammelt hatten, ſahen dieſer Scene mit der höchſten Gleichgültigkeit zu. Ich erfuhr durch ſie, der Held ſey ein Haustyrann, der ſeine Gattin wegen einiger Verſtöße gegen die eheliche Treue züchtige. Von dem Wunſche beſeelt, den Ausbrüchen ſeiner Rohheit ein Ziel zu ſetzen, ließ ich ihn durch einen meiner Diener, der ein Eingeborner war, um Gnade für die Arme bitten. Kaum hatte dieſer aber von meiner Intervention in dieſem häuslichen Kriege Meldung gethan, als die Frau, von ihren Banden ſich losmachend, einer wüthenden Tigerin gleich, über den Friedensboten herfiel, mit dem Kopfe ihm Stöße auf die Bruſt verſetzte und ihren ganzen Vorrath von Schimpfwörtern mit hoher Beredſamkeit gegen ihn ausſchüttete. Ein leichtes Lächeln überflog die Geſichter der Zuſchauer, und mir fiel die analoge Scene eines gewiſſen Luſtſpiels ein. So wie die Frau den unglücklichen Friedensſtifter in die Flucht gejagt

hatte, nahm ſie ihren Platz am Pfahle wieder ein; ihr derber Gemahl aber band ſie feſt und ſetzte ſeine Prügel fort, zur großen Zufriedenheit des ſchauluſtigen Publicums.

Es gehört zu den befremdlichen Anomalien der Natur, iſt jedoch eine unbeſtreitbare Wahrheit, daß in den Augen der indiſchen Weiber der paſſive Gehorſam zugleich als eine Tugend und als eine Bedingung des geſelligen Zuſammenlebens erſcheint. Der Grad von Achtung, den eine Frau ihrem Gatten zollt, richtet ſich nach der Art und Weiſe, wie er das zu wahren weiß, was ſie unter Würde des Mannes verſteht; und dazu iſt es nöthig, daß er ſie von Zeit zu Zeit ſeine Ueberlegenheit fühlen läßt, und als Herr ſie behandle, um ihr ins Gedächtniß zurück zu rufen, daß ſie ſeine Sclavin iſt. Nichts macht eine Frau geneigter, das Joch der Autorität ihres Mannes abzuſchütteln, als wenn ſie gewahr wird, daß er dieſelbe nicht mit gehörigem Nachdrucke ausübt. So würde z. B. der Mann, der es duldete, daß ſeine Frau in ſeiner Gegenwart Speiſe zu ſich nehme, ſelbſt in ihren Augen verächtlich werden; ebenſo, wenn er ihr erlaubte, ihm zu nahen, während er ſich dem Schlummer überläßt. Und durch die Macht ſolcher Vorurtheile ſetzen ſich die indiſchen Weiber ſelbſt ſo tief herab, daß ſie nichts weiter mehr ſind, als die fügſamen Werkzeuge ſinnlicher Luſt und häuslicher Knechtſchaft.

Durch die craſſe Unwiſſenheit, in welcher die indiſchen Frauen heranwachſen, wird es einigermaßen erklärlich, daß ſie ſo eigenſinnig an Gebräuchen hängen, welche die grauſamſte Unterdrückung für ſie zur Folge haben. Jeder Art von Erziehung ermangelnd, und minderjährig auf ihre ganze Lebenszeit, bleiben ſie ihren männlichen Verwandten unbedingt unterworfen, mit Ausnahme gewiſſer Fälle, wo die Leidenſchaften ins Spiel kommen, und im Kampfe mit der Vernunft die Oberhand gewinnen. Dieß ereignet ſich zuweilen bei den unterſten Klaſſen, die auf der höchſten Stufe der Entſittlichung ſtehen. Ein indiſcher Schriftſteller hat geſagt: „Das Weib kann niemals ſelbſtſtändig werden. In der Kindheit hängt es von ſeinem Vater ab, in der Jugend von ſeinem Manne, im Alter von ſeinen Söhnen.“ Und das iſt reine buchſtäbliche Wahrheit.

Mitten in einer höchſt maleriſchen Gegend ſtiegen wir die Ghauts herab, und ſchlugen unſere Zelte auf dem Gebiete des Rajah-Curg auf. Da dieſer Fürſt ein Verbündeter der großbritanniſchen Regierung iſt, für die er große Anhänglichkeit verrieth, ſo zählten wir auf eine freundliche Aufnahme, und unſere Erwartung ward in dieſem Punkte auch wirklich nicht getäuſcht. Am Morgen des folgenden Tages machte ich kurz nach Sonnenaufgang einen Spazierritt, als ſich plötzlich, im Umbiegen um eine Ecke der Landſtraße, mein Pferd bei dem Anblick eines Gegenſtandes bäumte, der ihm den Weg zu verſperren ſchien. Da es noch nicht ganz Tag war, ſo hinderte mich anfangs die raſche Bewegung, welche das Thier, ſich umkehrend, gemacht hatte, genau

zu unterſcheiden, was es in ſolchen Schrecken verſetzte; als ich aber aufmerkſam darnach ſchaute, entdeckte ich, daß es der Leichnam eines Menſchen ſey, der an einem Baume hing, deſſen Zweige ſich bis in die Mitte der Straße bogen. Er befand ſich in Entſetzen erregender Verweſung; allein die ſchlechten Gerüche aller Art ſind in Indien etwas ſo Gewöhnliches, daß der Reiſende, wenn er auch faſt daran erſtickte, ſich keineswegs darüber verwundert, daß er keine ſichtbare Urſache des unbehaglichen Gefühles auffinden kann, welches ihn befällt. Obgleich ich daher ſchon eine Weile eine Atmoſphäre eingeathmet hatte, die weder geſund noch angenehm zu nennen war, ſo dachte ich doch nicht im geringſten daran, daß ich mich wohl in einer ſo abſcheulichen Nachbarſchaft befinden könnte. Ich lenkte um und entfernte mich, vor Entſetzen ſchaudernd, von dieſem ekelhaften Schauſpiele. Allein kaum war ich einige Schritte weiter gekommen, als ich mich einem ähnlichen Weſen gegenüber befand, das ſchrecklich verſtümmelt und in dem entſetzlichſten Zuſtande der Verweſung war. Man hatte ihn ſo aufgeknüpft, daß ihm die Schakals bis an die Knie das Fleiſch von den Beinen abgenagt hatten; und die furchtbare Verzerrung ſeiner Züge, welche die von den Henkern dieſes Landes angenommene, ſchnelle und einfache Art der Erwürgung hervorbringt, bildeten einen Anblick, den ich Zeitlebens nicht vergeſſen werde. In größter Eile ritt ich weiter; aber es warteten meiner auf dieſem Wege noch manche Widerwärtigkeiten.

Ich hatte kaum einige hundert Ruthen zurückgelegt, als ein drittes Schauſpiel gleicher Art, nur noch empörender als die bei den anderen, meinen Blicken ſich darſtellte. Es war der Leichnam einer Frau, die mit den Beinen an einem unförmlichen Galgen hing, welcher am Rande des Weges ſich erhob. Man hatte ſie auf die gewöhnliche Weiſe gehängt, allein der Strick war geriſſen, und einige Vorübergehende hatten die Leiche wahrſcheinlich verkehrt wieder aufgehängt, um den Unwillen dadurch auszudrücken, den ihr Verbrechen (von welchem ich bald reden werde) ihnen einflößte. Ihr Geſicht war auf die ſcheußlichſte Weiſe durch die Schakals entſtellt, die alles Fleiſch davon abgeriſſen hatten, und bot ſo den Blicken die grinſende Larve eines ſchauderhaften Gerippes dar. Da die Straße an dieſer Stelle ſehr häufig von Reiſenden beſucht wird, ſo wagen es die Geyer nicht, ſich zu nähern; ſonſt würden dieſe Leichname ſchon in weniger als zwei Stunden völlig aufgezehrt geweſen ſeyn; als ich ſie ſah, hingen ſie ſeit dem Morgen des vorhergehenden Tages; ich zählte auf meinem Spazierritte deren nicht weniger als acht.

Durch die Erkundigungen, die ich ſpäter einzog, erfuhr ich, daß dieſe Elenden zu einer Bande Räuber gehört hatten, die man Phanſegars nennt, und daß man ihrer in dem Augenblicke habhaft geworden, wo ſie, in einiger Entfernung von der Küſte, einen Unterthan des Rajah-Curg zu ermorden verſuchten. Sechszehn Individuen dieſer Bande waren ergriffen und hinge-

richtet worden, und zwar ſo, daß man acht derſelben an jedem äußerſten Ende der Beſitzungen des Rajah aufknüpfte; unter ihnen befand ſich auch eine Frau. Ich erfuhr die nähern Umſtände dieſes Ereigniſſes aus dem Munde eines ziemlich verſtändigen Indianers, der bei der Hinrichtung der acht Hauptmörder, deren Leichname ich geſehen hatte, gegenwärtig war. Als charakteriſtiſches Sittengemälde jenes Landes, und als ein Beiſpiel, der ſummariſchen Juſtiz, welche außerhalb der Grenzen der engliſchen Jurisdiction alle Verbrecher erwartet, mag dieſe Erzählung nicht ohne Intereſſe für den Leſer ſeyn.

Am Rande des Fluſſes Balliapatam erhob ſich auf einer freien Anhöhe der Palaſt eines unabhängigen Häuptlings, der als Beſchützer mehrer Räuberhorden bekannt war, die ihm einen anſehnlichen Tribut bezahlten. In verſchiedenen Cantonen Indiens trifft man dieſe Sitte nicht ſelten unter den kleinen Fürſten an, welche dadurch ihr jährliches Einkommen um ein Nahmhaftes vergrößern; denn die von ihnen geduldeten Banditen überlaſſen ihnen ſtets einen beträchtlichen Theil der Beute, als Anerkennung des Schutzes, deſſen ſie ſich von Seiten dieſer Fürſten zu erfreuen haben. In dem Diſtricte von Madura wurde jenes ſchändliche Raubſyſtem von den Polygaren dieſer Provinz und der angränzenden Diſtricte in der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis zum empörendſten Uebermaße geſteigert.

Das vorerwähnte Gebäude lag auf einer vereinzelten Anhöhe, gewährte einen romantiſchen Anblick und war faſt unzugänglich, mit Ausnahme einer einzigen Seite, wo man, auf einem mit Befeſtigungswerken reichlich verſehenen Wege, anlangte, und an deren Fuß der Fluß ſeine tiefen und ruhigen Wogen dahin wälzte. Da das umliegende Land gleichſam vereinzelt und abgelegen war, ſo ward es zum Schauplatze häufiger Diebſtähle, ja es wurde ſelbſt mehr als eine Mordthat da begangen.

Eines Tages ereignete es ſich, daß ein in der Nähe vorüber ziehender Reiſender von einem jungen Mädchen angeſprochen wurde, das die Natur mit einer einnehmenden Geſichtsbildung begabt hatte. Es erzählte ihm auf die rührendſte Weiſe, wie es von den Räubern geplündert und mißhandelt worden ſey, und bat ihn um Schutz und Beiſtand in ſeiner bedauernswerthen Lage. Ergriffen von den ſanften Bitten einer hülfloſen Schönen, machte er ihr den Antrag, ſie einige Meilen weit hinter ſich auf das Pferd zu nehmen. Sie nahm ohne Zögern ſeinen Vorſchlag an, dankte ihm tauſendmal für ſeine Menſchenfreundlichkeit und ſtieg behend aufs Pferd. Bald nachher ließ ſie ſich mit dem argloſen Reiſenden in ein Geſpräch ein, und während ſie vertraulich mit ihm koste, warf ſie ihm plötzlich eine Schlinge um den Hals, zog den Strick aus Leibeskräften zu und verſuchte, ihn aus dem Sattel zu werfen. In dieſem Augenblicke traten mehre Individuen aus dem benachbarten Gehölze hervor und umringten ihn; er aber entſchloſſen und von ungemeiner

Körperkraft, machte alle mögliche Verſuche, um die ſataniſchen Abſichten der Raubgeſellen zu vereiteln. In demſelben Augenblicke, wo die Schlinge ihn faßte, hatte er den Kopf gebückt, ſo daß, indem die boshafte Unbekannte das Todeswerkzeug zuſammenzog, anſtatt den Hals zu umfaſſen, der Strick bis an ſeinen Mund herabglitt, den er auf dieſe Art kräftig zwiſchen den Zähnen feſthalten konnte. Nachdem die Verworfene alles gethan zu haben glaubte, was ihr nöthig ſchien, um ihres Opfers ſich zu verſichern, ließ ſie ſich vom Roß herabgleiten; da jedoch der Reiter die Sporen tief in die Seiten des Thieres ſetzte, gab dieſes der Argliſtigen einen ſo heftigen Schlag, daß ſie auf die Erde ſtürzte und den Strick augenblicklich los ließ. Als der Reiſende ſich frei ſah, machte er ſeinen Kopf von der verhängnißvollen Schlinge los, zog ſein Schwerdt, brach ſich mitten durch die Räuber Bahn und entkam ihnen glücklich, nachdem er zwei derſelben lebensgefährlich verwundet hatte. Wenige Augenblicke nachher wurden dieſe Individuen ergriffen, und durch ſie fielen zwölf ihrer Spießgeſellen in die Hände der Juſtiz des Rajah; unter anderen auch das Mädchen, durch welches einer der Unterthanen des Fürſten in einen ſo gefährlichen Hinterhalt gelockt worden war. Sie wurden, wie ich bereits erwähnt habe, ſämmtlich hingerichtet.

Wenn man die bürgerliche Erniedrigung bedenkt, in welcher ein großer Theil der indiſchen Bevölkerung ſchmachtet, ſo kann man über die große Anzahl von Verbrechern, von denen es in allen Cantonen wimmelt, nicht mehr erſtaunt ſeyn. Der Kaſtengeiſt und ſeine Vorurtheile ſind viel zu tief eingewurzelt und zu ausſchließlich, um nicht auf die Sittlichkeit der Bewohner einen höchſt verderblichen Einfluß zu äußern, einen Einfluß, der nur mit dieſen Vorurtheilen verſchwinden könnte. Wenn einmal die Menſchen bis zu einem Grad von Verworfenheit herab geſunken ſind, der mit der menſchlichen Würde unverträglich iſt, ſo müſſen ihre Beherrſcher ſich natürlich auf Repreſſalien von ihrer Seite gefaßt machen; denn wer den Saamen der Tyrannei ausſtreut, iſt auch verurtheilt, die Früchte derſelben zu ärndten. Der Unterdrückte betrachtet den Unterdrücker als ſeinen gebornen Feind, und ſind einmal die Bande, die ihn an die Bedingungen jeder Regierung in den civiliſirten Ländern knüpfen, durch die Macht einiger willkührlichen Gebräuche zerriſſen, ſo verſäumt er ſelten, wenn die Mittel zur Rache in ſeiner Gewalt liegen, nach den Eingebungen ſeines verderbten und zügelloſen Geiſtes Gebrauch davon zu machen. Tauſende von Individuen ſind in Indien von dem geſelligen Verbande ausgeſchloſſen, der den Verfügungen gewiſſer bürgerlicher Geſetze unterworfen iſt, die man nicht übertreten darf, ohne mit Schande gebrandmarkt zu werden.

Ausgeſtoßen aus dem Schooße der Geſellſchaft, und gleichſam von einem weiten Netze allgemeiner Verachtung umſtrickt, ſtürzen ſie ſich bald auf die Bahn des Irrwahns und des Laſters. Iſt es da noch zu verwundern, wenn

ſie, gewaltſam außer aller Berührung mit der Tugend gebracht, und in eine verpeſtete Atmosphäre verſetzt, ſich der Anſteckung willig hingeben, und wenn ſo die Fortſchritte des Böſen in wachſendem Maaße fort und fort ſich ausdehnen, anſtatt dem ſanften Einfluſſe der Geſittung zu weichen? Das organiſirte Räuberhandwerk, welches in Indien auf den furchtbarſten Grad von Zügelloſigkeit geſteigert iſt, gehört zu den bitteren Früchten der beſondern Ausſchließung von den Kaſtengeſetzen, den verderblichſten unter allen, die jemals in den größern geſelligen Vereinen der Menſchen eingeführt worden ſind.

Einige Zeit, nachdem man dieſe Phanſegars eingezogen hatte, kam ich an derſelben Stelle vorbei, wo ſie den Mordverſuch an dem erwähnten Reiſenden gemacht hatten. Es war ein einſamer Ort, an dem Rande eines Fluſſes gelegen, aber von ſo maleriſchem Anblicke, daß ich faſt mit Erſtaunen die Frage an mich that, wie man denſelben wohl zum Schauplatze eines ſolchen Verbrechens habe wählen können. Jeder Gegenſtand, der ſich an dieſem Orte befand, ſchien dazu gemacht, die Seele von jedem gemeinen Gedanken abzuziehen, und von dem Schauſpiel des Geſchaffenen auf die beſchauliche Bewunderung des Schöpfers ſie hinzuleiten. Hier ſah man den Mangroven (mangrove) ſeine ſchwimmenden Wurzeln über die Waſſerfläche erheben; eine ſcheinbare Anomalie der Natur, die eben ſo ſehr Staunen als Bewunderung weckt. Dieſer ſonderbare Baum iſt unſtreitig eines der außerordentlichſten Erzeugniſſe des Pflanzenreiches; er erreicht eine Höhe von 20 — 30 Fuß, und man trifft ihn hauptſächlich an dem Rande der in geringer Entfernung vom Meere befindlichen Flüſſe an, wo ſeine Wurzeln von dem mit Salz geſchwängerten Waſſer ſich nähren. Auch in Niederungen, die von den Wogen des Meeres beſpühlt werden, findet man ihn nicht ſelten. Von allen Seiten des Stammes laufen unzählige Seitenäſte von beträchtlicher Länge aus; ihre etwa ſechs Zoll langen Blätter ſind von elliptiſcher Form und glänzend hellgrüner Farbe. Welchen ſonderbaren Eindruck dieſer Baum hervorbringt, wenn man zum erſten mal ihn erblickt, läßt ſich nicht wohl beſchreiben. Seine Wurzeln gleichen einem groben, auf dem Spiegel des Waſſers ſchwimmenden Netze, über welchem der Stamm mehre Fuß hoch ſich erhebt. Dieſem Stamme entſprießt eine Menge biegſamer Zweige, die laubenförmig um ihn ſich herab ſenken, und, ſich mannigfaltig kreuzend, ein belaubtes Netz bilden, welches eine dichteriſche Einbildungskraft leicht für die Wohnung irgend einer Dryade oder eines Waſſergeiſtes halten dürfte. Dieſe Zweige ſind zuweilen ſo eng verſchlungen, daß kaum das kleinſte kriechende Thier dazwiſchen durchzuſchlüpfen vermag. Häufig ſind ſie mit einer Lage von Auſtern bedeckt; und nicht ſelten ſieht man, wie die Mannſchaft nahe vorüberſegelnder Fahrzeuge auf dieſer neuen Art von Auſterbänken einen reichen Vorrath jener leckern Muſchelgattung einſammelt. Der Saame des Baumes beginnt bereits zu keimen, wenn ſeine Frucht noch am Aſte hängt. Aus dem obern Ende der Kapſel, welche

ihn einſchließt, ſieht man eine dünne Faſer hervortreiben, welche nach und nach die Länge von 10 — 12 Zoll erreicht, im Grunde aber nicht zu wachſen aufhört, bis die Frucht, in Folge ihrer eigenen Schwere, von dem Mutteraſte ſich trennt, und in ſenkrechter Richtung zu Boden fällt. Seines Gefängniſſes ledig wird auf ſolche Weiſe der Saame dieſer fetten Erde anvertraut, deren feuchte Wärme die Fortſchritte des Keim-Proceßes unglaublich fördert.

Dieſe Bäume dehnen ihr dichtes Laubwerk oft dergeſtalt aus, daß ſie am Ende undurchdringliche Gehölze bilden. Auf dem Aſte eines ſolchen Baumes ſah ich eines Tages einen Vogel (den ſogenannten Groß-Adjudanten) ſitzen, der zum Geſchlechte der Kraniche gehört und in Indien ſehr häufig iſt. Europäer, welche keine Reiſe gemacht haben, werden wahrſcheinlich die Beſchreibung deſſelben nicht ungern leſen. Dieſes Thier erreicht eine Höhe von fünf Fuß und mißt, mit ausgeſpannten Flügeln, in der Breite gegen fünfzehn Fuß. Sein Schnabel, der weit im Kopfe ſeinen Anfang nimmt, hat einen ſolchen Umfang, daß der Vogel ohne Mühe eine ausgewachſene Gans damit zu verſchlingen im Stande iſt; die Länge deſſelben mag wohl drei Fuß betragen. Kopf und Hals ſind völlig unbefiedert, aber durch kleine, warzenähnliche, ſchwammige Fleiſchauswüchſe entſtellt, und hier und da mit ſehr krauſen Federbüſcheln beſetzt. Vom äußerſten Ende des Halſes hängt bis auf die Bruſt ein langer Beutel herab, welcher ſtellenweiſe mit kurzem Flaum bedeckt iſt und in einem Büſchel langer Faſern ſich endigt, der mit einem Roßſchweife viel Aehnlichkeit hat. Bei eingezogenen Flügeln bilden die Schultern eine beträchliche Erhöhung an der Stelle, wo der Hals mit dem Körper zuſammenhängt, und ſind mit leichtem, weißem Gefieder verſehen; Rücken und Flügel ſind blau.

Wenn man dieſe Vögel am Strande hin und her gehen ſieht, wo ſie beſtändig Wache halten, um ſogleich begierig Alles zu verſchlingen, was die Fluth zur Stillung ihres unerſättlichen Hungers herbeiführt, ſo ſollte man ſie in einiger Entfernung für menſchliche Weſen halten. Ihre Gefräßigkeit iſt ſo groß, daß ſie die ſtärkſten Knochen verſchlingen, ohne ſie vorher zu zermalmen; ja man hat öfters ganze Schildkröten in ihrem Magen gefunden. Sie freſſen übrigens mit gleicher Begierde Haſen, Ratten von der Größe einer kleinen Katze, Schlangen, Eidechſen, Fröſche und alle Arten von Gewürm. Die Nahrungsmittel gehen ſo ſchnell durch ihren Schlund hinab, daß man ſogar lebendige Schlangen, mehre Stunden, nachdem ſie verſchlungen waren, aus ihrem Körper genommen hat. Ich ſah einſt mit eigenen Augen, wie ein gezähmter Groß-Adjudant, der einem Koch gehörte, das Hinterviertel eines jungen Rehes verſchlang, welches dieſer unbedachtſamer Weiſe der Freßbegierde des Vogels ausgeſetzt hatte. Dieſe Thiere ſind zwar von Natur furchtſam, allein wenn man ſie zum Zorne reizt, ſo öffnen ſie drohend ihren weiten, furchtbaren Schnabel und erheben ein rauhes mißtönendes Geſchrei,

daß dem Gebrüll eines Büffels oder eines Bären an Stärke nichts nachgibt. Den Namen **Adjudant** ſcheint er dem ſonderbaren Ausſehen ſeines Gefieders zu verdanken, welches von weitem der Negligé-Uniform einer Militär-Perſon ähnlich ſieht. Dieſe Uniform beſteht in Indien aus einer anſchließenden, weißen Jacke und weiten Beinkleidern von gleicher Farbe. Uebrigens gibt ihm ſein abgemeſſener Gang und das Gezwungene ſeiner Haltung ebenfalls das Anſehen eines Officiers; nähert man ſich ihm jedoch, ſo verſchwindet die Täuſchung, und das Auge erblickt nur einen der unzierlichſten Vögel, welche im weiten Reiche der Natur zu finden ſind.

Man könnte dieſe Vögel mit vollem Rechte die **Kothfeger** Indiens nennen, denn durch ſie verſchwindet, beſonders am Meeresſtrande, eine ungeheuere Maſſe von Unrath, die zur nicht verſiegenden Quelle anſteckender Krankheiten würde, wenn man ſie, auf der Erde angehäuft, in Verweſung übergehen ließe.

Bei den Hindu's herrſcht der allgemeine Wahnglaube, daß die Körper der Adjudanten von den Seelen der Braminen bewohnt werden; man hält es daher für eine unverzeihliche Bosheit, auf dieſe Vögel zu ſchießen; einige Perſonen nähren ſogar den angeblichen Glauben, das Leben derſelben ſtehe unter dem Schutze irgend eines Zaubers, und widerſtehe daher der mörderiſchen Wirkung des Pulvers und Bleies. Aus Nachſicht für dieſe Vorurtheile thun die Europäer dieſen Thieren auch in der Regel nichts zu leide.

Während im Allgemeinen die Europäer, Dank ſey es der Furcht, welche die Macht und das Anſehen der engliſchen Regierung verbreiten, mit ſorgloſer Sicherheit die Gefilde Indiens durchreiſen können, darf es der Eingeborne nicht wagen, ſich an irgend einen Ort zu begeben, ohne daß er die größte Gefahr läuft, von den Räuberbanden überfallen zu werden, die man von den höchſten Regionen des Himalaya-Gebirges bis zu der ſüdlichſten Gränze Hindoſtans antrifft.

Dieſe Gefahren ſind das traurige Ergebniß einer mangelhaften Geſetzgebung, welche Treu und Glauben der vermeſſenſten Verhöhnung preisgibt, weil die kleinen Zwingherren, die in dieſes weite Reich ſich theilen, den Unfug der Uebelthäter auf die ſträflichſte Weiſe dulden. Wo dem Verbrechen die verdiente Strafe nicht folgt, da wird das Böſe aufgemuntert; und ſo lange die von den indiſchen Gerichtshöfen ausgehende Juſtiz nicht über die ſtrenge und unpartheiiſche Vollziehung ihrer Geſetze wacht, wird der Menſch den Menſchen ſtets mit jener blutdürſtigen Wildheit morden und berauben, welche die Natur eigentlich nur den Ungeheuern der Wälder als Erbtheil zubeſchieden zu haben ſcheint.

Unter dem Schutze der allgemeinen Unthätigkeit aller eingeborenen Fürſten, treiben die von ihnen geduldeten Straßenräuber ihr ſchändliches Gewerbe gleichſam in behaglicher Ruhe und Sicherheit; und in ſehr vielen Fällen wird

ihre außerordentliche Gewandtheit nur durch die rohe Grauſamkeit überboten, mit welcher ſie ihre blutigen Thaten verüben. Mit Ausnahme der verzweifelten Menſchenrace, zu der ſie gehören, nnd mit welcher ſie einzig in einiger Verbindung ſtehen, ſind ſie von jeder Claſſe der menſchlichen Geſellſchaft verachtet, aber gefürchtet; ſie betrachten ſich daher als die gemeinſamen Feinde des ganzen Menſchengeſchlechtes, und verſäumen, in dem quälenden Bewußtſeyn, dem allgemeinen Haſſe ſich geweiht zu ſehen, und unaufhörlich getrieben von dem erbarmungsloſen Geiſte der Rache, niemals eine Gelegenheit, dieſe zu kühlen, wenn ſie durch die empörendſte Wiedervergeltung ſolches in's Werk zu ſetzen vermögen.

Unter den verworfenſten Räuberbanden, welche das indiſche Reich verpeſten, zeichnen ſich vor allen die Phanſegars aus, die, was den kaltblütigen Muth und die gemeine Rohheit betrifft, womit ſie ihr empörendes Handwerk ausüben, meiner Anſicht nach, auf dem ganzen Erdenrunde ihres Gleichen nicht finden. Ihr Raubſyſtem iſt eben ſo fürchterlich als einzig in ſeiner Art. Ohne Mord kann, nach ihren Grundſätzen, nicht wohl ein Diebſtahl begangen werden, und nur höchſt ſelten gelingt es einem Schlachtopfer, ihnen zu entkommen.

Dieſe Räuber verdanken ihren Namen dem Werkzeuge, deſſen ſie ſich zum Morden bedienen. Phanſegar bedeutet nämlich Erwürger, und die Waffe, die ſie anwenden, iſt der Phanſi, eine Schleife, welche ſie demjenigen, den ſie ausplündern wollen, unverſehens um den Hals werfen, und ihn alsdann damit erdroſſeln. Durch dieſes abſcheuliche Hülfsmittel wird es ihren Opfern unmöglich, aufzuſtehen oder zu ſchreien, denn der heftige Druck dieſer Schlinge auf die Kehle reicht hin, die Stimme zu verhindern, daß ſie bis zu den Lippen gelange. So wird es ihnen leicht, ohne Widerſtand ihrer Beute ſich zu bemeiſtern, und da ſie ſtets nach der Maxime handeln: „daß die Todten nicht reden,“ ſo laufen ſie auch ſelten Gefahr, verrathen zu werden.

Es verdient noch bemerkt zu werden, daß dieſe Banden keiner beſondern Kaſte angehören, ſondern theils aus Hindu's und Muhammedanern, theils aus Paria's und Chandeſſah's beſtehen, ſelbſt Brahminen geſellen ſich nicht ſelten zu ihnen. Dieſes Gemiſch kommt von der Gewohnheit, welche dieſes Raubgeſindel hat, die Kinder jener Unglücklichen am Leben zu laſſen, welche ſie gemordet und dann ausgeplündert haben. Sie ſorgen für den Unterhalt der kleinen, beklagenswerthen Geſchöpfe und geben ihnen eine mit ihrer entſetzlichen Lebensart im Einklang ſtehende Erziehung; dadurch wird die heterogene Zuſammenſetzung ihrer Raubvereine leicht erklärlich. Zuweilen geſchieht es, wie geſagt, daß einzelne Brahminen, die von ihrer eigenen Claſſe verpönt wurden, ſich freiwillig an ſie anſchließen; jedoch ſind dieſe Fälle höchſt ſelten.

Die Zahl der Individuen, die eine ſolche Bande ausmachen, beträgt von zwölf bis zu ſechszig, auch wohl ſiebenzig Köpfen. Sie verüben ihre Räubereien ſtets in beträchtlicher Entfernung von ihrem gewöhnlichen Schlupfwinkel, beſuchen denſelben oft während mehrer Monate nicht, und kehren dann nur heim, um in den verworfenſten Ausſchweifungen das mit Verbrechen erkaufte Geld zu verpraſſen, welches ſie aus der geplünderten Beute erlöst haben. Ihre Schlachtopfer ſind meiſtens Reiſende, die der Zufall auf der Landſtraße in ihre Nähe führt. Hier ziehen ſie, theils als Pilger verkleidet, theils das Anſehn einiger Familien ſich gebend, welche nach einem entfernten Cantone wandern, auf der Straße vorüber, und wiſſen durch anſpruchloſes, friedfertiges Benehmen den erſten Argwohn des Unvorſichtigen mit ſo ſchlauer Gewandtheit einzuſchläfern, daß er, in ſorgliche Zuverſicht gewiegt, bald mit Gut und Leben ihnen verfällt. Jede Bande von Straßenräubern hat einen Häuptling, dem ſie gewiſſenhaften Gehorſam leiſtet. Dieſer leitet alle ihre Unternehmungen, nimmt aber im allgemeinen keinen thätigen Antheil an denſelben, außer wenn es ſich darum handelt, die Gegend auszukundſchaften, oder bei minder gewagten Veranlaſſungen, wo es mehr auf ſeine Schlauheit, als auf perſönlichen Muth und ſchnelle Thatkraft ankömmt.

Wenn ſie auf irgend einen Fang ausziehen, ſo pflegen ſie in Haufen von acht oder zwölf Perſonen ſich zu vertheilen, die abermals in kleinern Abtheilungen von zwei bis drei Individuen ſich trennen, jedoch ſo, daß ſie einander niemals aus dem Auge verlieren, um ſchnell jedes zufällige Erſcheinen von Vorübergehenden zu benutzen, das ihren blutdürſtigen Abſichten ſich günſtig zeigt. In einem Augenblicke ſind ſie dann verſammelt, und bringen, überlegen an Zahl, ihre Schlachtopfer ohne Mühe zum ewigen Schweigen. Dieſe verſchiedene Abtheilungen, aus denen der Kern der Bande beſteht, folgen bei ſolchen Gelegenheiten dieſem ſtets in geringen Entfernungen; ſo kann in wenigen Augenblicken ein Haufe die erforderliche Verſtärkung an ſich ziehen; überdieß haben ſie, um ſich einander verſtändlich zu machen, eine Art von telegraphiſcher Signale, die ihnen allein bekannt ſind, und mit deren Hülfe ihr Häuptling augenblicklich von allen ihren Bewegungen unterrichtet wird.

Oft treffen dieſe Raubmörder gleichſam zufällig in Städten und Dörfern zuſammen, wo ſie ihre Kräfte, je nach den Anforderungen der Umſtände, vereinigen; häufiger jedoch begehen ſie ihre Verbrechen in abgelegenen, einſamen Gegenden, wo ſie nicht ſo leicht Störung und Widerſtand zu befürchten haben. In ihrem Gefolge befindet ſich faſt immer eine Anzahl Kinder verſchiedenen Alters, deren Anweſenheit jeden Argwohn gegen ſie fern hält. Da dieſe kleinen Geſchöpfe noch keinen Begriff von ſolchen Umtrieben haben, ſo können ſie die Banditen auch nicht durch ihr vorlautes Geſchwätz verrathen, und ihre Unſchuld wird im allgemeinen für den Reiſenden zur unbezweifelten Bürgſchaft ſeiner eigenen Sicherheit. Ehe die Phanſegars einen Mord begehen,

verſäumen ſie übrigens nicht, ihre jungen Gefährten von dem Schauplatze des Verbrechens zu entfernen.

Zuweilen ſtellen ſich ihrer zwei oder drei in einem Chultry als Schildwachen auf die Lauer, und benachrichtigen unverzüglich ihre Kameraden, ſobald ein Schlachtopfer ſich blicken läßt. Jene kommen dann einzeln, als Reiſende verkleidet, herbei, und knüpfen Geſpräche mit einander an, als ob ſie noch niemals ſich geſehen hätten. Haben ſie nun den leiſeſten Schimmer von Furcht aus der vertrauenvollen Seele des fremden Wanderers verbannt, ſo verüben ſie ihr Verbrechen, während er dem Schlafe ſich überläßt. Zuweilen wecken ſie ihn auch unſanft auf, werfen ihm im Augenblick, wo er ſchlaftrunken ſich aufrichtet, eine Schlinge um den Hals, und erdroſſeln ihn. Ein einzelner Reiſender wird nie von weniger als zwei Phanſegars überfallen, und leiſtet ihnen dieſer auch nur den geringſten Widerſtand, ſo eilt jedesmal ein dritter zu ihrer Hülfe herbei. Ihre Geſchicklichkeit in dieſem blutigen Handwerke iſt übrigens ſo groß, daß ſie faſt nie Gefahr laufen, ihr Unternehmen mißlingen zu ſehen.

Ihre gewöhnlichſte Art zu morden iſt folgende: während ihr Schlachtopfer ſich ganz ſicher wähnt, wirft ihm einer der Bande plötzlich eine Schlinge über den Kopf, die entweder aus einem zuſammen gewundenen Tuche oder aus einem Streifen locker gewebten Mouſſelins gemacht iſt; hat er ſie ihm dann geſchickt um den Hals geſchoben, ſo zieht er ſie alsbald aus allen Kräften zuſammen. In demſelben Augenblicke verſetzt einer ſeiner Kameraden dem Unglücklichen, der mit dem Tode ringt, von hinten einen Schlag in die Kniekehle, macht ihn ſo vorwärts ſtürzen, und beſchleunigt dadurch den Act der Erwürgung. Liegt der Erdroſſelte auf die Erde ausgeſtreckt, ſo bringen ſie ihm ſo lange heftige Fußtritte auf die Schläfe bei, bis er ausgelitten hat, was gewöhnlich ſchon nach einer Minute der Fall iſt. Die ganze Operation geht mit ſolcher Schnelligkeit und Gewandtheit vor ſich, daß es dem beklagenswerthen Opfer rein unmöglich wird, auch nur den geringſten Widerſtand entgegen zu ſetzen; und welche Körperkräfte die Natur ihm auch verliehen haben mag, ſo helfen ſie nicht das geringſte gegen dieſe, in der Kunſt zu morden ſo wohl erfahrenen Böſewichter.

Dieſe Ungeheuer gehen mit einer ſolchen Klugheit zu Werke, daß ſie ihre, wie ich bereits geſagt habe, ſtets mit einem Morde verſchwiſterten Diebſtähle niemals begehen, ohne vorher die ſorgfältigſten Vorſichtsmaaßregeln getroffen zu haben, um ſich gegen jeden Ueberfall ſicher zu ſtellen, und das Mißlingen ihres Streiches zu verhindern. Man hat beobachtet, daß ſie mehre Wochen lang ihr Opfer heimlich verfolgten, bevor ſie Gelegenheit fanden, es anzufallen; und ihre Geduld in ſolchen Fällen läßt ſich nur mit der feigen Barbarei vergleichen, mit welcher ſie endlich ihr Verbrechen begehen. Keine göttliche oder menſchliche Rückſicht vermag ſie von ihrem verworfenen Gewerbe abzubringen,

und das Leben ihrer Mitmenſchen hat ſo wenig Werth in ihren Augen, daß ſie es oft nur um der elenden Lumpen willen nehmen, die den Körper des ärmſten Wanderers decken. Führt der Zufall irgend jemand die Straße her, ehe ſie Zeit finden konnten, den Leichnam ihres Schlachtopfers von dannen zu ſchleppen, ſo breiten ſie ſchnell ein Tuch über denſelben, und erheben ein Geſchrei des Jammers, als wäre ihnen eben ein theurer Anverwandter verſchieden; oder es wirft ſich auch noch einer von ihnen zur Erde nieder, und geberdet ſich ſo fürchterlich, als wenn er in den letzten Züge läge; und dadurch ſuchen ſie die Aufmerkſamkeit der ungelegenen Wanderer von dem angeblichen Gegenſtande ihres Schmerzes abzulenken.

Die Phanſegars erziehen ihre Kinder zu ihrem Gewerbe; ausgenommen, wenn dieſe mißwachſen, oder von ſchwächlicher Leibesbeſchaffenheit ſind. In dieſen Fällen überläßt man ſie ihren eigenen Neigungen, die ſie gewöhnlich dazu verleiten, ihr Leben in der vollkommenſten Unthätigkeit hinzubringen.

Die Einweihung der Kinder in die Geheimniſſe und Kunſtgriffe des Räuberhandwerks geht ſtufenweiſe vor ſich. Hat ein Knabe das zehnte Jahr erreicht, ſo erlaubt man ihm zuerſt, einem Raubzuge zu folgen. Sobald ſeine Geiſtesfähigkeiten ſich zu entwickeln begannen, war man übrigens ſchon darauf bedacht geweſen, ſeine Blicke, ſelbſt abgeſehen von der Ausübung des gemeinſamen Gewerbes, mit allerlei Arten von Grauſamkeiten zu befreunden. Iſt endlich der Augenblick gekommen, wo er ſeine Laufbahn antreten ſoll, ſo übergibt man ihn der Leitung eines Uſtede, eine Art von Vormund, der meiſtens zu ſeinen nächſten Anverwandten gehört. Man ſchärft ihm Ehrfurcht gegen dieſen Lehrer ein, und weist ihn an, demſelben unbedingt zu gehorchen. Anfangs muß der Knabe die Funktionen eines Dienſtboten bei jenem verſehen; er trägt ſeine Kleider, macht Gänge für ihn, bereitet ſeine Nahrung zu, reinigt ſeine Wäſche und dergleichen. Zuweilen übernimmt der Vater die Erziehung ſeines Sohnes, aber die Unterwürfigkeit des letzteren iſt deßhalb um nichts geringer, denn in beiden Fällen muß er blinden Gehorſam leiſten.

Wird das Kind unterwegs von einem Reiſenden ausgefragt, ſo iſt es ſchon ſo gut abgerichtet, daß es ſich auch nicht durch die geringſte Bewegung und Geberde irgend etwas von dem Treiben und den Gewohnheiten ſeiner erwachſenen Gefährten merken läßt. Es legt im Gegentheile in ſeinen Aeußerungen denſelben ſtets die löblichſten Motive zu Grunde, und zwar mit jener kindlichen Unbefangenheit, die jeden Verdacht entfernt. So wandert es ſeine Straße ohne Hinderniß. Wie ſollte übrigens auch der Reiſende, wenn je ein Zweifel in ſeiner Seele aufſtiege, ſeinen Argwohn zur Gewißheit ſteigern können, da die Phanſegars ſtets ſorgfältig darauf bedacht ſind, bei dem leiſeſten Anzeichen von Gefahr, ſogleich einen andern Weg einzuſchlagen, und den allzuſcharf forſchenden Blicken ſich zu entziehen. Ein Hauptgrundſatz ihres Gewerbes iſt, ſich niemals der Gefahr auszuſetzen, daß man ſie entdecke, ſo lange ihnen

ſolches nämlich nur immer möglich bleibt; und ſie beobachten dieſe Regel auch ſo gewiſſenhaft, daß, ſobald ſie eine Gefahr vorausſehen, ſelbſt die Lockungen des anſehnlichſten Gewinns ſie nicht vermögen können, dagegen zu handeln. Der Schutz, den ihnen die Polygaren, eine andere Gattung von Straßenräubern, angedeihen laſſen, ſtellt ſie übrigens häufig gegen Ueberfälle und Verfolgungen ſicher.

Bei ſeiner Einweihung in das Räuberhandwerk macht man dem Kinde begreiflich, daß ſein Intereſſe mit jenem der menſchlichen Geſellſchaft im Widerſpruche ſtehe, daß dieſe es verabſcheut, und daß es folglich mit ihr in beſtändiger Feindſchaft leben müſſe. Man ſucht ihm beizubringen, daß ein Todtſchlag, an einem Menſchen verübt, eben ſo wenig ein Verbrechen ſey, als eine Schlange zu tödten, die zu ſeinen Füßen kriecht, und es zu ſtechen droht, wenn es ruhig an ihr vorübergeht. Jedoch geſtattet man ihm nicht gleich im Anfange, der Ermordung der Reiſenden beizuwohnen, ſondern man ſchickt es, während die That verübt wird, mit den Kundſchaftern der Bande auf einige Entfernung weg. Man fürchtet nämlich, der erſte Anblick dieſes Schauſpiels möchte das natürliche Gefühl der Menſchlichkeit in ſeinem jugendlichen Gemüthe wecken, und es von der Laufbahn abbringen, zu welcher es beſtimmt iſt. Vor Allem gewöhnt man es, den Leichnam eines Menſchen mit kaltem Blute zu betrachten, und erſt nach vielen unmerklichen Uebergängen enthüllt man ihm endlich die fürchterlichen Myſterien ſeines Gewerbes. Unterdeſſen läßt man ihm einen kleinen Theil der Beute zukommen, um die Luſt zum Morden in ſeiner Seele zu erregen. So lernt es im Genuſſe der Früchte auch die Mittel zu deren Erwerbung wünſchenswerth finden. Nach und nach läßt man es einen immer werkthätigern Antheil an den Vorbereitungen zum Raubmorde nehmen, und endlich erlaubt man ihm, Zeuge deſſelben zu ſeyn; aber erſt, wenn es die Jahre der Mannbarkeit erreicht hat, iſt es ihm geſtattet, der verhängnißvollen Schlinge ſich zu bedienen. Von dem erſten Unterrichte bis zur letztgenannten Stufe muß es nicht weniger als 8 bis 10 Probejahre durchmachen. Iſt die Zeit herangekommen, ſo macht ihm ſein Uſtede einen Dhuhte (Strick, mit einer Schleife verſehen) zum Geſchenke. Dieß iſt das Sinnbild ſeiner künftigen Betriebſamkeit und das Zeichen der Beendigung ſeines Noviziats, ja ich möchte ſagen, ſein Diplom als ausgelernter Straßenräuber. Zur Einhändigung des Dhuhte wählt man einen unter günſtigen Auſpicien ſtehenden Tag, gewöhnlich das große Feſt des Duſſerah. Wenn alle Vorbereitungen dazu getroffen ſind, nimmt der Vormund ſeinen Zögling bei Seite, und übergiebt ihm eine noch nicht gebrauchte Schlinge, indem er dieſen das feierliche Verſprechen ablegen läßt, mit Geſchicklichkeit und Klugheit ſich dieſer Waffe zu bedienen, welcher er ſein künftiges Glück verdanken ſoll, und von deren verſtändigem Gebrauche übrigens auch ſeine perſönliche Sicherheit abhängt. So wie ein junger Menſch den

Dhuhte erhalten hat, wird er vollkommen unabhängig, und nichts hindert ihn mehr, ſeine Geſchicklichkeit als Erwürger bei der erſten beſten Gelegenheit zu verſuchen.

Ein Phanſegar hegt ſein ganzes Leben hindurch die größte Ehrfurcht gegen den Vormund, der ihn in die verabſcheuungswerthen Myſterien ſeines Berufes eingeweiht hat. So oft er ihn nach längerer Abweſenheit wieder ſieht, berührt er die Füße deſſelben, als Zeichen tiefer Unterwürfigkeit; und hat er einen glücklichen Fang gemacht, ſo theilt er nicht ſelten ſeine Beute mit ihm. Wird ſein Mentor alt, und unfähig, ſeinen Lebensunterhalt ſich zu verdienen, ſo pflegt er ihn mit einer Sorgfalt, die minder großen Verbrechern zur Ehre gereichen würde, und nur dann aufhört, wenn der Tod beide getrennt hat.

Das Erziehungsſyſtem der Phanſegars iſt ſo anlockend, und ſchreitet in ſo zweckmäßigen Stufenfolgen fort; die Vortheile, welche es in Ausſicht ſtellt, ſind ſo verführeriſch; der Wetteifer wird dadurch ſo lebhaft rege gemacht, und ihre abenteuerliche Laufbahn mit ſo romantiſchen Farben geſchildert; daß in ihrem Herzen unmerklich die Liebe zu Dingen aufkeimt, welche die menſchliche Natur am meiſten empören, und daß in ihrer Seele eine Anhänglichkeit für ihr verworfenes Gewerbe Wurzel faßt, von welcher keine irdiſche Macht ſie abzubringen vermag. Einige dieſer Menſchen wurden zwar ſtehenden Heeren einverleibt, allein keiner von ihnen hat je auf ſeine urſprüngliche Lebensweiſe unwiderruflich Verzicht geleiſtet, ſondern alle ſind zu ihrem abſcheulichen Handwerke zurückgekehrt, ſo wie ſich die erſte günſtige Gelegenheit dazu darbot.

Die Phanſegars verlaſſen den Dienſt ihrer Bande ſelbſt dann nicht, wenn das Alter ihren Rücken gekrümmt und ihren Arm gelähmt hat. Sie werden dann noch als Kundſchafter und Spione nützlich, oder locken durch die Erzählung irgend einer kläglichen Geſchichte den Wanderer in abgelegene Oerter, wo er fern von allen menſchlichen Blicken einſam umkömmt. Die Alten bedienen die Jungen, bereiten ihre Speiſen zu, und beſchäftigen ſich mit allen häuslichen Verrichtungen, denen die activen Mitglieder der Geſellſchaft ſich nicht unterziehen können. Die Bande, welche ſie mit einander vereinigen, ſind übrigens ſo eng geknüpft, daß es keinem in den Sinn kömmt, in eine minder verbrecheriſche und verworfene Sphäre der menſchlichen Geſellſchaft ſich aufzuſchwingen. Auch ſchlingen ſie dieſe Bande noch inniger durch Heirathen, welche endlich verwandtſchaftliche Verhältniſſe zwiſchen ſämmtlichen Mitgliedern dieſer ſeltſamen Menſchenrace herbeiführen.

Trotz ihrer ausſchweifenden Lebensart gelingt es den Phanſegars dennoch öfters, Töchter aus Familien zu heirathen, die für achtungswerth gelten. Freilich pflegen ſich die indiſchen Frauen nicht ſehr ängſtlich nach dem Rufe der Männer zu erkundigen, denen ſie ihre Hand zu reichen geſonnen ſind. Die Weiber dieſer Buſchklepper ſind übrigens meiſtens von den Raubzügen der-

ſelben unterrichtet, und wenn ſie gleich an der Ausübung ihrer Verbrechen keinen thätigen Antheil nehmen, ſo genießen ſie doch deren Früchte mit der nämlichen Behaglichkeit, als wären dieſe auf rechtliche Weiſe erworben. Endlich hütet man ſich ſorgfältig, Perſonen von reiferem Alter, die der Geſellſchaft fremd ſind, in dieſelbe aufzunehmen, bevor man ihre Verſchwiegenheit und Treue auf die härteſte Probe geſtellt hat.

Das Gehäßigſte an den Phanſegars iſt unſtreitig die grauſame Sitte, daß ſie ihre Schlachtopfer oft nur aus Unmenſchlichkeit erwürgen, oder um ſich in ihrer Gewandtheit zu üben, ſelbſt wenn die Verſuchung ſie zu berauben keinen Entſchuldigungsgrund dafür abgeben kann. Nicht minder gehäßig iſt die Gleichgültigkeit, mit der ſie ſich aus der Reihe der geſitteten Weſen ausgeſtoßen ſehen; ja ſie nehmen ſogar keinen Anſtand, ſelbſt einzugeſtehen, daß ſie nichts weiter als wilde Thiere mit menſchlichen Geſichtern ſind, und ihre Vernunft nur dazu anwenden, ſich in den Augen ihrer Mitmenſchen noch furchtbarer zu machen; ſchamlos vergleichen ſie ſich mit den Tigern, welche, die übrigen Thiere zu ihrer Beute machend, nur einem unwiderſtehlichen Drange folgen, und ſo den Zweck ihres Daſeyns erfüllen; eine höchſt logiſche Schlußfolgerung, die, in ihrer weiteſten Beziehung, des ſittenloſen Gewerbes dieſer Buſchklepper vollkommen würdig iſt. Abgeſehen hiervon rechtfertigen ſie ihr Verfahren durch die Behauptung, daß die Individuen, welche ſie erdroſſeln, dazu beſtimmt waren, durch einen Mord aus der Welt geſchafft zu werden, und daß ſie ſelbſt folglich bloß die Vollſtrecker der Fügungen des Schickſals ſeyen. Auch gehört es zu ihren Glaubensſatzungen, daß ſie gerade ſo nur dazu geboren worden ſind, um Andere zu erwürgen, ſo wie dieſe, um von ihnen erwürgt zu werden; daher ſind ſie auch ſehr erſtaunt, ſich Meuchelmörder nennen zu hören. Kurz, ſie ſind, wie geſagt, Fataliſten, und glauben, in allen ihren Handlungen dem Impulſe einer unabweislichen Nothwendigkeit zu gehorchen; daher wird man ſich auch nicht wundern, daß ihre Herzen der Reue und den Gewiſſensbiſſen unzugänglich ſind.

Mit unverwüſtlicher Kaltblütigkeit weiden ſie ſich an den Qualen ihrer Schlachtopfer, und machen ſogar die krampfhaften Verzerrungen derſelben zum Gegenſtand der pöbelhafteſten Scherze. Wie alle Menſchenclaſſen, die eine von den Geſetzen verpönte Lebensweiſe führen, treiben auch die Phanſegars die freche Sittenloſigkeit bis auf die höchſte Stufe. Kaum haben ſie ihren Raub eingebracht, ſo werden auch ſchon die Früchte deſſelben in den ſchimpflichſten Saufgelagen verzehrt; und erſt wenn ihnen nicht das Mindeſte mehr übrig bleibt, ziehen ſie auf einen neuen Fang aus. Ihr gewöhnlicher Zuſtand iſt jener der Trunkenheit; und dieſer hört nur dann auf, wenn ſie auf Beute ausgehen; denn hier verbietet ihnen ihre kluge Vorſicht alles, wodurch ſie ſich auch nur im geringſten verrathen könnten. Ihr Aufenthaltsort befindet ſich meiſtens am Saume eines Gehölzes, in der Nähe eines Fluſſes oder eines

Teiches, damit ſie ihre Abwaſchungen vornehmen können, ſowie unweit eines ihrer Lieblings-Gottheit geweihten Tempels. Ihre Weiber und Töchter, die ſelten an ihren Räubereien Theil nehmen, genießen hier das Vergnügen eines Morgenbades, oder nehmen die von ihrem Glauben vorgeſchriebenen Reinigungen vor. Fern von jedem Vereine rechtlicher Menſchen, die mit Verachtung auf ſie herabſehen, leben ſie in dieſen romantiſchen Einöden beiſammen; da ſie jedoch ſtets darauf bedacht ſind, ihr ſchreckliches Handwerk nur in einer gewiſſen Entfernung von ihren Schlupfwinkeln auszuüben, ſo flößen ſie den Einwohnern der Nachbarländer durchaus keine Furcht ein. Durch dieſe Tactik bezwecken ſie, ihren häuslichen Herd gegen die Nachforſchungen der Diener der Gerechtigkeit ſicher zu ſtellen; wenn daher auch je ein Mitglied dieſer Vereine in die Hände der erſtern fällt, ſo geſchieht dieß gewiß jedesmal in der Nähe des Schauplatzes ihrer Mordſcenen.

Die auf Raub ausgehenden Haufen der Phanſegars beſtehen nur aus Männern. Zuweilen ziehen jedoch auch Weiber mit ihnen, denen ſogar ausnahmsweiſe geſtattet wird, des Dhuhte's ſich zu bedienen, wie wir weiter oben durch den an einem Reiſenden begangenen Mordverſuch geſehen haben. Einer ihrer gewöhnlichen Kunſtgriffe beſteht darin, an irgend einer gangbaren Straße ein junges Mädchen aufzuſtellen, deſſen Schönheit, vereint mit gewandten Klagen über erlittenes Unglück und Elend, die Theilnahme des argloſen Wanderers erwecken, und in einen Hinterhalt ihn locken. Iſt er beritten, ſo gelingt es der Verrätherei bald, ihn zu bewegen, daß er ſie hinter ſich aufs Pferd nimmt; nun erſpäht ſie einen günſtigen Augenblick, wirft ihm raſch ihre Schlinge um den Hals, ſpringt vom Pferde herab, zieht den Unglücklichen nach ſich auf die Erde, und erdroſſelt ihn.

Es giebt in Indien außer den Phanſegars noch andere, nicht minder zahlreiche Diebsſtämme, von denen jedoch keiner den Blutdurſt ſo weit treibt. Die **Pindarier**, die in den letzten Jahren ſo furchtbar geworden waren, daß es eines ganzen Heeres bedurfte, um ſie zu Paaren zu treiben, ſind gegenwärtig, wenn auch nicht ganz, doch beinahe ausgerottet. Dagegen treiben noch die **Bhills**, ein Schwarm verwegener Straßenräuber, ihr Unweſen; es ſind Gebirgsbewohner, welche in den bergigen Gegenden von Candeiſch, Malva und Rajputana hauſen. Sie befanden ſich von je her unter dem Joche deſpotiſcher Regierungen, und wurden von dieſen aus dem Schooße der bürgerlichen Geſellſchaft ausgeſtoßen; ſie haben ſich keiner Art von Schutz, keiner Aufmunternug zu erfreuen, und waren den untergeordneten Fiscal-Beamten preisgegeben, die nach Gefallen ihnen das Leben nahmen; ſo betrachteten ſie ſich als eine verworfene und geächtete Menſchenclaſſe; ihre klägliche Unwiſſenheit brachte ſie dem Thiere nah; ſie waren in den gröbſten Irrthümern der Zauberei befangen, und hingen unbedingt von dem Eigenſinn ihrer eigenen Häuptlinge ab; täglich ſahen ſie ſich den bitterſten Entbehrungen,

den mörderiſchen Verfolgungen anderer Menſchen und den Angriffen der wilden Thiere ausgeſetzt, deren dunkle Schlupfwinkel ſie theilten; wie konnten wohl unter ſolchen Umſtänden die Bhills etwas anderes werden, als die geſchworenen Feinde der Ordnung, des Friedens und des ganzen Menſchengeſchlechtes?

Dieſe Leute geben ſich den Räubereien hin, weil dieß das einzige Mittel iſt, ihr Leben zu friſten; und in der traurigen Gewißheit, der Gegenſtand allgemeiner Verachtung und Verfolgung zu ſeyn, gehorchen ſie einem natürlichen Triebe, der ſie drängt, Rache zu nehmen für die erlittenen Unbilden. Die Zeit hat ihre Sitten, ihre Erwerbsmittel und ihren Haß mit ihrem Aberglauben dergeſtalt verſchmolzen, daß ſie am Ende zu der Ueberzeugung gelangt ſind, die Natur habe ſie geſchaffen, damit ihre Nachbarn ihnen zur Beute dienen ſollen. Wird ein Bhill auf der That ertappt, ſo iſt ſeine gewöhnliche Antwort: „Ich bin ein Maharedas-Dieb.“ Und wird ihm auch das Verſprechen ſich zu beſſern durch die Furcht vor der Strafe ausgepreßt, ſo beſchränkt er ſich doch immer nur auf eine gewiſſe Zeit; ſo zwar, daß dieſes eher ein Waffenſtillſtand als eine Bürgſchaft ernſtlicher Beſſerung iſt. Erwägt man jedoch die Fortſchritte, welche dieſer Stamm gemacht hat, ſeitdem er unter die Herrſchaft der engliſchen Regierung gekommen iſt, ſo darf man ſich der Hoffnung hingeben, daß ihr Charakter und ihre Lebensweiſe nach und nach die gewünſchte Aenderung vollkommen erleiden werden. Die Männer dieſes Stammes ſind, ihrer räuberiſchen Gewohnheiten ungeachtet, keineswegs blutdürſtig. Die Weiber, deren Einfluß auf die Männer groß iſt, ſind von Natur äußerſt ſanft, und viele unter ihnen zeichnen ſich durch ihre glückliche Anlagen und Liebe zur Arbeit aus.

Ihrer räuberiſchen Sitten ungeachtet iſt den Bhills doch ein gewiſſes Ehrgefühl nicht abzuſprechen; und ſie ſind dafür auch ſo allgemein bekannt, daß kein Reiſender Anſtand nimmt, ſich unter ihren Schutz zu begeben. Hat man einen Bhill zum Führer, ſo kann man alle von dieſem Stamme bewohnten Diſtricte durchwandern, ohne daß man die geringſte Beläſtigung zu befürchten hat. Und wenn je ſich einer von ihnen unterſtünde, einen Reiſenden in ſolchem Falle auszuplündern, ſo würde er augenblicklich von ſeinen Kameraden mit dem Tode beſtraft werden. Ihre Kunſtgriffe zeugen übrigens von ungewöhnlicher Gewandtheit. So wiſſen ſie z. B. in die Mauer eines Bungalo ſehr leicht ein Loch anzubringen, und ſo geſchickt und leiſe alle Geräthſchaften aus einem Zimmer zu entfernen, daß ſie ſelbſt die Decke eines Bettes wegnehmen, ohne die Perſon aufzuwecken, welche darin ſchläft. Schleichen ſie ſich in ein Haus oder in ein Zelt, ſo ſind ſie immer nackt, und ihr Körper iſt ſo ſtark mit Oel eingeſchmiert, daß man ſie unmöglich feſthalten kann. Ueberdieß binden ſie an jeden Arm eine ſcharf geſchliffene Meſſerklinge feſt, ſo daß jeder, der in der Dunkelheit nach ihnen greift, ſie unverzüglich loßlaſſen muß; daher fängt man auch ſelten einen dieſer Füchſe.

Ein Offizier, den ich gut kannte, hätte einſt beinahe das Leben eingebüßt, als er der Perſon eines ihn beſtehlenden Bhills ſich verſichern wollte. Dieſe Thatſache trug ſich in der Gegend von Guzarate zu. Der erwähnte Offizier ſchlief in ſeinem Zelte, als er plötzlich erwachte, indem es ihm vorkam, als ziehe jemand ganz leiſe an ſeiner Bettdecke. Um ſich zu überzeugen, ob ſich wirklich jemand an ſeinem Bette befinde, ſtellte er ſich, als ſey er wieder eingeſchlafen und ſchnarche. Nicht lange nachher wiederholte ſich, und zwar etwas ſtärker, das Ziehen an ſeiner Decke. Nun blieb ihm kein Zweifel mehr, daß ein Dieb in ſeiner Nähe ſey, und er ſprang entſchloſſen aus dem Bette. In demſelben Augenblicke machte ſich ein Bhill auf die Beine, und ſuchte durch eine Oeffnung zu entfliehen, die er in dem Tuche des Zeltes angebracht hatte. Der Offizier, ein flinker und rüſtiger Mann, packte den Dieb an der Ferſe, und brachte ihn zum Fallen. Er wollte ihn nun am Arme faſſen, aber eine Wunde, die er plötzlich erhielt, zwang ihn davon abzuſtehen. In einer Secunde war der Bhill wieder auf den Beinen, und eilte abermals der Oeffnung zu. Da machte mein Freund, ſeiner Wunde nicht achtend, einen zweiten Verſuch, den verdächtigen Beſucher zu packen. Dieſer aber band eine der beiden an ſeinen Armen befeſtigten Meſſerklingen los, ſchlug ihn damit in's Geſicht, und entſchlüpfte glücklich, während der Offizier mit blutender Hand und Wange zurück bleiben mußte. Die letzte Wunde war ſo bedenklich, daß mein beklagenswerther Freund mehre Tage in Lebensgefahr ſchwebte.

Rajah-Curg.

Ohne ein ferneres Abenteuer langten wir in der Hauptſtadt des Rajah an, der uns einen glänzenden, gaſtfreundlichen, eines freigebigen, aufgeklärten Fürſten würdigen Empfang bereitete.

Wir hatten einen bequemen, etwa eine halbe Stunde von der Stadt entfernten Ort gewählt, um unſere Zelte aufzuſchlagen. Schon am andern Morgen erhielten wir den Beſuch eines Offizieres des Rajah, der uns auf das artigſte im Namen ſeines Herrn für den nächſten Tag in den Palaſt

einlud. Wir fanden uns pünktlich ein. Der Fürſt empfing uns im großen Audienzſaale, wo er gewöhnlich ſeine Levers hielt, und wo auch alle Regierungsangelegenheiten verhandelt wurden. Rings in der Halle waren die Porträts von Engländern aufgehängt, die ſich in Indien ausgezeichnet hatten, unter andern die vom Lord Clive und Obriſt Wellesley, dem jetzigen Herzoge von Wellington. Das Zimmergeräthe beſtand aus den eleganteſten, hier mit verſchwenderiſcher Pracht zuſammen geſtellten Producten europäiſcher Induſtrie. Engliſche Flinten und Piſtolen lagen in ihren Käſtchen an verſchiedenen Stellen des Saales. Die Käſtchen waren geöffnet, damit die Beſuchenden den Urſprung ihres Inhalts erkennen möchten.

Der Rajah war ein ſchöner Mann in der Blüthe der Jahre. Er hatte einen lebhaften durchdringenden Blick, den er zuweilen mit ſolcher Gewalt auf ſeine Leute heften konnte, daß ſie dadurch außer Faſſung gebracht wurden. Er ſtand im Rufe eines guten Fürſten und ſchien mir in ſeiner Perſon die richtige Vergleichung eines ſeiner Landsleute zu beſtätigen: „Das Herz eines trefflichen Menſchen gleicht einer Cocusnuß, die, wenn auch rauh an der Außenſeite, doch einen erfriſchenden, köſtlich ſchmeckenden Saft enthält.

Mit beſonderem Eifer entwickelte er uns ſeine Vorliebe für engliſche Kunſttiſchlerei. In ungeheuchelter Freude nahm er unſere Complimente über ſeine gute Auswahl auf, und er kannte in der That auch noch viel beſſer, als wir, die Namen der berühmten europäiſchen Künſtler, deren Werke er um ſich ſammelte, weil er beſonderen Geſchmack daran fand. Er beſaß prächtige Spiegel und fünf oder ſechs Pianos von Clementi, deren Eigenſchaften er aus einander ſetzte, als hätte der große Meiſter ſeinen Hof beſucht und ihm alle Geheimniſſe der harmoniſchen Wiſſenſchaft enthüllt. Beſonders ſtolz war er auf ſeine Flinten, neben denen er nichts deſto weniger inländiſche ſehr ſorgfaltig gearbeitete Büchſen hatte aufſtellen laßen, gleichſam um die Geſchicklichkeit und das Talent der Arbeiter des Landes in Verzierung der Waffen zu zeigen, obgleich er ſie in Beziehung auf Conſtruction für minder geſchickt erklärte.

Der Rajah unterhielt ſich einige Zeit mit uns und entließ uns ſodann mit der Einladung, den Beſuch zu wiederholen, ſo oft es uns gefallen würde. Am andern Morgen machten wir einen Spaziergang in einer Art von Park, wo er viele ſeltene und intereſſante Thiere hielt, worunter wir zwei Stücke Damwild, von der kleinen Ceylaneſer Gattung, die ſchönſten Thiere, die ich je geſehen, bemerkten. Dieſe Damhirſche waren nicht größer, als die Füchſe, ihr Fell war röthlich braun, und mit helleren Flecken beſät. Die Thierchen verdienten durch ihr edles Weſen wohl, eines Königs Unterhaltung auszumachen. Dieſe Gattung von Damwild iſt die kleinſte des Hirſchgeſchlechts; ſie hat keine Geweihe und zeigt große Analogie mit dem cervus guineensis des Linné. In Ceylon trifft man ſie in großer Anzahl. Ihre Formen ſind unbeſchreiblich zart;

ihre feinen, zierlichen Beine ſind nicht dicker, als die Finger an einer ſchönen Frauenhand. Das Fleiſch gilt für ſehr geſund und wird als ein köſtlicher Leckerbiſſen betrachtet. Im Innern des Landes fängt man ſie in großer Anzahl in Fallen und bringt ſie täglich nach Colombo und in die anderen Städte, wo ſie als Gegenſtände der Luſt zu zwei Schillingen das Stück verkauft werden. Auf der Halbinſel werden ſie als eine Seltenheit betrachtet und mehr wegen ihrer ſchönen Formen als wegen des ſchmackhaften Fleiſches gekauft, obgleich dieſes den Vorzug vor allen andern Damhirſch-Gattungen hat. Der Rajah beſaß mehre, von denen er viel Aufhebens machte. Eine beſondere Liebhaberei für die Thiere ſprach ſich deutlich bei ihm aus. Die ſo eben berührten, welche man uns zeigte, waren ſo zahm, daß man ſich ihnen, ohne ſie im geringſten ſcheu zu machen, ganz wohl bis auf einige Schritte nähern konnte.

Nicht minder ſtolz war der Rajah auf eine Sammlung wilder Thiere in ſeiner Menagerie. Es waren Löwen und Tiger in Käfigen eingeſchloſſen, von denen man einige bis zu einem Grade gezähmt hat, daß er ſie gewöhnlich, wie man mir verſicherte, vor ſeinen Gäſten ſelbſt ohne Wächter erſcheinen ließ. Dieſer Fürſt hatte eine große Leidenſchaft für Thiergefechte. Er ließ es nicht an ſolchen Schauſpielen fehlen; wir erfuhren, daß er, begierig die Geſchicklichkeit ſeiner Leute im Kampfe mit ſo furchtbaren Gegnern zu zeigen, uns in einigen Tagen mit einer ſolchen Scene zu regaliren beabſichtige. Es erſchien auch bereits am andern Morgen ein Bote, um uns den Tag des Schauſpiels anzuzeigen und im Namen ſeines königlichen Herrn dazu einzuladen. Dergleichen Kämpfe kommen im ganzen Staate von Myſore bei dem Feſte vor, welches man Dufferah nennt. Die orientaliſchen Athleten, die mit dem Streithandſchuh fechten, gehören, ſo viel ich weiß, ausſchließlich dieſem Diſtricte an. Man nennt ſie Jetties. Ihre Kraftſtücke überraſchen ſowohl durch die Mannigfaltigkeit als durch die Weiſe, auf welche hiebei die Geſchmeidigkeit der Muskeln des menſchlichen Körpers erſichtlich wird. Nichts gleicht der Regelmäßigkeit ihrer Verhältniſſe, der männlichen Schönheit ihrer Formen, und nirgends bleibt die Behendigkeit hinter der Kraft zurück.

Am beſtimmten Tage begaben wir uns in den Palaſt. Nach einem üppigen Mahle, wobei mehre Gerichte auf europäiſche Weiſe bereitet waren und Porto-, Madeira- und Bordeauxweine gereicht wurden, gingen wir auf die Gallerie einer weiten Arena von wenigſtens hundert Fuß im Gevierte. Sobald der Rajah erſchienen war, begannen die Spiele. Zuerſt führte man einen, obwohl niedrig gewachſenen, doch ſehr kräftigen Stier in den Bezirk. Auf ſeiner Stirne war ein ſtählerner Sporn befeſtigt, ähnlich denen, mit welchen man die Füße der Kampfhähne bewaffnet. Dieſes Inſtrument war vier Zoll lang, an der Baſe einen Finger dick, und am Ende ſehr ſcharf zugeſpitzt. Es nahm gerade die Mitte zwiſchen den zwei Hörnern ein, dieſe waren aber abgeſchnitten, um

dem künſtlichen Inſtrumente mehr Spielraum zu laſſen. Das Thier durchlief die Arena mit feſtem, ſicherem Schritte, als wüßte es, daß es den Beherrſcher des Landes zum Zeugen ſeines Heldenmuthes habe.

Als Alles zubereitet war, öffnete man einen großen Käfig, und ein wilder Eber trat hervor, der durch ein heftiges Grunzen zu verſtehen gab, wie viel bequemer es ihm geweſen wäre, die Freiheit wieder zu erhalten, als ſeine Tapferkeit vor dem Volke zu entwickeln. Man jagte ihn ſogleich nach der Seite hin, wo der Stier ſich befand. Dieſer empfing ihn, indem er ſich auf die Hinterfüße ſtellte, die bewaffnete Stirne vorſtreckte und einen Schritt, ſey es aus Furcht, ſey es durch eine Finte, um den Feind in eine zum Angriffe günſtigere Stellung zu locken, zurückwich. Der Keiler blieb ſeinerſeits unbeweglich, ſchlug nur mit raſchem Geklapper die Kinnladen gegen einander, und bedeckte ſo ſeine Fangzähne mit einer Schaummaſſe, die von Zeit zu Zeit in Flocken zur Erde fiel. Als der Stier ſich umwandte, führte ihn einer von den Dienern dem Keiler gegenüber, der indeſſen, ohne von der Stelle zu weichen, fortwährend ſeinen Schaum kaute, und mit ſeinen kleinen funkelnden Augen ſcharfe Blicke auf den armen Stier warf. Der Letztere endlich aufgebracht über die Unbeweglichkeit ſeines Gegners, richtete einen Stoß nach dieſem. Der Keiler parirte, indem er ſich auf die Seite warf, und der Sporn drang in ſeine Schulter; zu gleicher Zeit ſtieß er dem Stiere die Hauer in die Seite, brachte ihm eine tiefe Wunde bei und machte ihn zum weiteren Kampfe unfähig.

Man ließ einen zweiten Stier kommen, der bald das Schickſal des erſten theilte. Dann erſchien ein dritter von höherem Wuchſe. Nun war die Partie nicht mehr gleich auf beiden Seiten, denn der Eber hatte durch Anſtrengung und den Schmerz der Wunde viel an ſeiner Kraft verloren. Bis jetzt hatte er aber mit ſo viel Feuer und Lebhaftigkeit geſtritten, daß ich hoffte, er würde auch das dritte mal Sieger bleiben. Der Stier ſchritt ſtolz auf ſeinen Feind zu, empfing und parirte die erſten Stöße, und kam mit einer leichten Schramme an der linken Hüfte davon. Jetzt, als reizte ihn die Verwundung zum Zorne, wandte er ſich wüthend gegen den Keiler und ſtieß ihm den ganzen Sporn in die Weiche. Der Eber fiel auf die Seite, erhielt einen zweiten tödtlichen Stoß, und der Stier wurde, von ſeinem Wächter mit einer Guirlande gekrönt, im Triumphe abgeführt.

Nun folgte ein impoſanteres Schauſpiel. Ein Mann trat in die Arena, nur mit einem Curga's-Meſſer bewaffnet, und mit einem einfachen, die Hälfte des Schenkels bedeckenden Pantalon bekleidet. Mit der rechten Hand ſchwang er ſeine Waffe, eine dicke, dem Pflugeiſen ähnliche, ungefähr zwei Fuß lange und drei Zoll breite Klinge, die abnehmend gegen das Heft lief, in welches ſie ſchräge befeſtigt war. Die Curga's laſſen dieſe Meſſer drehen,

ehe ſie geſchmiedet werden, und wiſſen ſich derſelben dann ſo geſchickt zu bedienen, daß ihre mächtigen Hiebe den Feind niederſchmettern müſſen.

Dieſer Mann, der gegen einen Tiger kämpfen ſollte, war groß und ſchlank; er hatte eine breite Bruſt und lange nervige Arme. Trotz der Dünnheit ſeines Beines, traten doch die Bewegungen der Muskeln ſtark hervor. Seine ganze Perſon verrieth eben ſo viele Behendigkeit, als Stärke. Mit ſtolzer Miene gab er ein Zeichen, den Tiger los zu laſſen; dabei prägte ſich auf ſeinem Geſichte die ganze Energie feſter Entſchloſſenheit aus. Um den kräftigen Gliedern mehr Elaſtizität zu geben, hatte man den Körper mit Oel eingerieben. Auf ſein Signal, welches darin beſtand, daß er den Arm über den Kopf hob, öffnete man das Gitter eines weiten Käfigs, und ein mächtiger Königstiger trat hervor, der vor dem Curga auf der Stelle anhielt, ſeinen borſtigen Schweif leicht bewegte, und ein dumpfes Brummen vernehmen ließ. Abwechſelnd ſchaute er ſeinen Gegner und die Gallerie an, auf der der Rajah mit ſeinem Hofe ſaß; die Neuheit des Schauſpiels ſchien ihn einzuſchüchtern, denn plötzlich kehrte er mit einem Satze in ſeinen Käfig zurück, aus welchem ihn die Wächter vergebens herauszutreiben ſuchten. Man ließ das Gitter wieder fallen, und da ſein Schweif zwiſchen zwei Stangen vortrat, ſo band man mehre Petarden daran. Dem Curga gab man einen Zunder, öffnete das Gitter wieder, und er legte Feuer an die Petarden. Dann ſetzte der Tiger mit einem ſchrecklichen Geheule in die Arena, und je mehr Petarden losbrannten, deſto mehr ſprang er, drehte und wandte er ſich, als wäre er von der Hirnwuth befallen. Endlich duckte er ſich in einen Winkel und kroch und murrte wie ein erſchreckter Kater. Nun ſchloß man den Käfig und ſchnitt ihm ſo den Rückzug gänzlich ab. Der Curga, der ihn während der Exploſion feſten Fußes erwartet hatte, ging jetzt langſam, aber entſchloſſen auf das Thier zu. Der Tiger ſtand auf und wich zurück. Die Haare ſträubten ſich ſowohl auf dem Rücken, wie am Schweife, der dadurch um die Hälfte dicker wurde. Er ſchien durchaus nicht geneigt, die Feindſeligkeiten zu eröffnen, aber er hatte es mit einem entſchiedenen Manne zu thun, dem er nicht entgehen konnte. Dieſer ſchritt behutſam vorwärts, die Augen auf den Tiger geheftet, welcher ſeinen Feind fortwährend anſchauend immer mehr zurückwich. Plötzlich hält der Curga an und macht ſeiner Seits einen Schritt rückwärts. Der Tiger richtet ſich in ſeiner ganzen Höhe auf, krümmt den Rücken und ſchlägt mit dem Schweife; man ſieht, daß er auf den Angriff ſinnt und vorzuſpringen im Begriffe ſteht. Der Mann weicht ſtets zurück, und ſobald er zu einer Entfernung gelangt iſt, wo die Intenſität ſeines Blickes dem Feinde entgehen mußte, macht dieſer einen Satz vorwärts und ſtößt ein kurzes ſchrilles Geheul aus. Der Curga, ſtets auf ſeiner Hut, ſpringt auf die Seite, ſchwingt im Augenblicke, da das Thier den Boden berührt, ſein ſcharfes Meſſer und ſchneidet ihm das Gelenke des hintern Beines ab. Der Tiger

nun außer Stande zu ſpringen, kehrt ſich um, marſchirt auf drei Pfoten vorwärts und geht gerade auf ſeinen Feind zu, der einige Schritte zurückgewichen war und ihn feſten Fußes mit erhobenem Meſſer erwartet. Sobald er nahe genug gekommen iſt, läßt der Feind das ſchwere Werkzeug auf des Thieres Haupt fallen, bohrt damit in den Schädel und ſtreckt den Königstiger todt zu ſeinen Füßen nieder. Dann wiſcht er kaltblütig ſein Meſſer an dem Felle des Thieres ab, macht dem Rajah einen majeſtätiſchen Salem und zieht ſich unter lärmendem Beifallsgeſchrei der Zuſchauer zurück.

Der Rajah erzählte uns, derſelbe Mann habe ſchon mehre Tiger auf dieſelbe Weiſe getödtet und ſey bei ſolchen Kämpfen ſtets ohne Wunden, zwei oder drei Schrammen ausgenommen, weggekommen. Es iſt überdieß bekannt, daß die Curgas den Tiger mit ihrem Meſſer nie ohne glücklichen Erfolg im Walde angreifen. Bei dem ſo eben erwähnten Kampfe bewies unſer muthige Indianer ungemeine Kaltblütigkeit, unvergleichliche Klugheit und Schärfe des Blickes.

Um einigen Wechſel in die Unterhaltung zu bringen, führte man mehre mit Stöcken bewaffnete Männer auf die Arena; die Stöcke waren ſechs und zwanzig bis dreißig Zoll lang, ſo dick wie eines Kindes Fäuſtchen, ſichelförmig gebogen, an einem Ende ſpitzig und am andern mit Eiſen beſchlagen. Die Leute, welche dieſe Inſtrumente gebrauchen, ſind außerordentlich geſchickt in Handhabung derſelben. Ein Rahmen von zwei Quadratfuß, vier Zoll tief mit Thonerde gefüllt, von glatter Oberfläche wurde als Ziel aufgeſteckt. In der Mitte war eine runde eiſerne Scheibe ungefähr vom Durchmeſſer eines kleinen Tellers befeſtigt. Der erſte Spieler, welcher vortrat, war ein muskeliger Hindu, von mehr gedrängtem als verhältnißmäßigem Wuchſe. Das Auge nach dem Ziele gerichtet, das linke Bein vorwärts, den Körper leicht gebogen, drehte er ſein Holz geſchwinde um und ſchleuderte es. Pfeifend durchſchnitt das Inſtrument die Luft, ſchlug an die eiſerne Platte und riß ſie queer durch die Thonlage auf mehre Schritte mit ſich fort. Stolz auf ſeine Heldenthat machte der Sieger ſeinen Gruß und überließ ſeinen Platz einem ſeiner Rivalen. Mit nicht minder wunderbarer Geſchicklichkeit ſchleuderte dieſer ſein Holz durch die Oeffnung der Rahme, wo es an eine hinten ſtehende Mauer gewaltig anſchlug, daß wir uns überzeugten, eine ſolche Waffe würde in der Schlacht ſo viel Verheerungen anrichten, als Büchſe und Muskete. Vier andere Spieler verſuchten ihre Gewandtheit mit verſchiedenem Erfolge. Alle vier berührten und durchſchlugen die Rahme, aber keinem gelang es, die mittlere Oeffnung zu treffen. Ein fünfter kam ſehr nahe. Sie ſchienen indeſſen dennoch überzeugt, daß die Einen wie die Andern auf gleichen Beifall Anſpruch zu machen hätten, und der Ungeſchickteſte zeigte ſich ſehr unzufrieden über den geringen Enthuſiasmus, den er erregte.

Nachdem ſich dieſe Leute entfernt hatten, ſahen wir einen Menſchen eintreten, der mit einem runden, ſechs Fuß langen, Daumen dicken, an beiden Enden mit wollenem Wulſte verſehenem Stocke bewaffnet war. Ihm folgten drei Hindus von nicht ſehr ſtarkem Bau, von denen ebenfalls jeder einen zwei bis drei Fuß langen Stock trug. Alsbald begannen ſie ihr Spiel. Der Mann mit dem großen Stocke vertheidigte ſich gegen die Angriffe der drei Andern mit außerordentlicher Behendigkeit. Seine Evolutionen gingen ſo ſchnell vor ſich, daß er zu gleicher Zeit jedem ſeiner Gegner Fronte zu bieten ſchien. Dabei machte er zur Vertheidigung ſeines Kopfes den Mühlflügel ſo raſch, daß er ohne Mühe den Hieben entging, die man ihm beibringen wollte; durch dieſe heftige Bewegung war ſein Körper in wenigen Augenblicken mit Schaum bedeckt. Einige Zeit hielt er ſich vertheidigend; als er aber ſeine Angreiſer unbeſchützt glaubte, ſchlug er einem von ihnen blitzgeſchwinde mit dem gepolſterten Ende ſeines Stockes auf den Kopf; dann führte er den Stock mit derſelben Schnelligkeit zurück, traf damit einen zweiten Kämpfer an den Schlaf und ſtreckte ihn wie ſeinen Cameraden zu Boden. Der dritte entging ihm durch einen Seitenſprung und führte einen Schlag nach ſeinen Rippen, der auf dem ganzen Kampfplatze wiedertönte. Der behende Lanzenbrecher trat einen Schritt zurück und ſchwang ſeinen Stock mit unglaublicher Schnelligkeit. Sein Gegner wich anfangs durch Niederbücken aus, aber er ſtand nicht ſobald aufrecht, als er einen Schlag auf die Stirne erhielt, und wie von einer Kugel getroffen niederſtürzte. Nach dieſem dreifachen Beweiſe von Muth und Gewandtheit, empfing der Sieger vom Rajah ein Zeichen des Lobes und zog ſich mit den drei, durch den Ausgang des Kampfes ſehr gedemüthigten Kämpfern zurück. Dieſer Streit der Geſchicklichkeit iſt das Staunenswertheſte, was ich in dieſer Art geſehen habe. Ich vermag die wunderbare Behendigkeit des Mannes nicht zu ſchildern, der mit ſeinem langen Stocke nur zu ſpielen ſchien. Das Schauſpiel hatte überdieß den Vortheil, daß dabei kein Blut vergoſſen wurde, und man ſich folglich nicht peinlich berührt fühlte.

Zwei Kämpfer bewarben ſich nun um ein beifälliges Lächeln des Fürſten, welches für ſie eben ſo viel Werth hatte, als die Mauerkrone für die alten Römer. Der Eine war groß und ſchlank, ein vollkommenes Modell eines indiſchen Apoll. Er war gerade und wie gedrechſelt gebaut und hatte ſeine Bruſt nicht verhüllt; ſein Gang war zugleich feſt und voll Grazie. Er hatte lange Arme und kleine Hände, wie eine Frau. Sein Gegner mochte drei Zoll kleiner ſeyn, und ſah nicht minder robuſt aus; ſeine Beine aber waren ſchlecht gebaut, kurz, gebogen und ohne anſcheinende Muskeln; muskeliger dagegen erſchienen ſeine langen, wie die Bruſt mit Haaren bedeckten Arme und verſprachen durch untrügliche Zeichen von Kraft einen furchtbaren Kämpfer. Der Ausdruck ſeiner Phyſiognomie war ſanft, aber entſchloſſen. Seinen anmuthigen

Gegner blickte er mit einem Lächeln an, in dem zugleich ein Geſtändniß ſeiner perſönlichen Vortheile und eine Proteſtation gegen die Superiorität ſeiner Kräfte lag.

In dem Blicke des ſchönen Ringers zeigte ſich eine Unſtetigkeit, die in den Augen der Zuſchauer als ein Beweis dienen mochte, daß er ſeinen Mitteln mißtraue. Deſſenungeachtet ließ er durchaus keine Schwäche bemerkbar werden, und trat mit feſtem Tritte und unerſchrockener Miene in die Arena. Die Köpfe der beiden Kämpfer waren glatt geſchoren, ein Büſchel Haare ausgenommen, welches ziemlich anmuthig auf das linke Ohr niederfiel. Ihre ganze Bekleidung beſtand in einem ſchmalen um die Lenden gebundenen Stücke Zeug.

Eine Zeitlang hielten ſie ſich von einander entfernt und machten allerlei Sprünge und ſonderbare Verdrehungen, als wollten ſie die wunderbare Geſchmeidigkeit ihrer Körper und die Leichtigkeit zeigen, mit der ſie Stellungen anzunehmen wußten, die mit der Natur in vollkommnem Widerſpruche ſtanden. Man konnte wohl ſehen, daß dieſe Vorübungen gegenſeitig die Aufmerkſamkeit ablenken, und einen unbewachten Moment herbeiführen ſollten. Da ſich dieß aber zu ſehr in die Länge zog, gab der Raja ein Zeichen der Ungeduld, und die Ringer beeilten ſich nun handgemein zu werden. Zuerſt packten ſie ſich mit den Fäuſten, ſtützten Stirne an Stirne und fiengen an zu drücken, als wollte der Eine die Kräfte des Andern verſuchen. Bis jetzt ſchien der Größere, der auf ſeinen Gegner hinunter drängte, um ſo mehr allen Vortheil für ſich zu haben, als er ihn mittelſt ſeiner langen Arme fern halten konnte und ihn ſo verhinderte, von ſeiner Geſchicklichkeit Gebrauch zu machen. Als es dieſem endlich gelang näher zu rücken, ſchlang er ihm den Herkulesarm um ſeinen Hals und hielt ihn feſt gepreßt. Nun bot der Kampf ein belebteres Schauſpiel. Die Ringer drückten und durchſchlangen ſich Arme und Beine, ohne daß auf der einen oder andern Seite ein Uebergewicht ſichtbar wurde. Der Kleine ſchien indeſſen der Stärkere zu ſeyn; plötzlich faßte er ſeinen Gegner mit dem Arme um die Hüfte, gab ihm mit der Ferſe einen Stoß in den Kniebug und warf ihn ſo heftig nieder. Um dem zu entgehen, was in Indien wie in England ein Zeichen der Niederlage iſt, das heißt einem vollkommenen Falle auf den Rücken, machte der ſchöne Apollo eine Körperbewegung, die ihm auf die Schulter zu fallen geſtattete. Trotz des gewaltigen Schlages war er im Augenblicke wieder auf den Beinen, packte ſeinen Gegner, den der ſo eben errungene Vortheil etwas unachtſam machte, und ließ ihn mit Blitzes-Geſchwindigkeit über ſeinen Kopf fliegen. Aber der kleine Mann fiel wieder auf ſeine Füße, wie eine Katze.

Nun gieng es energiſcher beim Kampfe zu, als je, aber zum augenſcheinlichen Vortheile des kleineren Streiters. Dem Großen ſchien es an Athem zu mangeln. Bald ſah man ihn ſtraucheln, und je mehr ſeine Kräfte abnahmen, deſto verzweifelter wurde ſeine Anſtrengung. Bei einem letzten Verſuche,

wozu er all' ſeine Kraft zuſammengenommen hatte, verlor er das Gleichgewicht. Da dieſes der Andere bemerkte, ließ er ſeine linke Hand unter ſeines Gegners Schenkel durchgehen, ſtützte die rechte auf ſeine Bruſt und ſtreckte ihn mit ſolcher Gewalt auf den Rücken zu Boden, daß der ganze Körper durch und durch erſchüttert ſchien.

Dennoch erhob ſich der Beſiegte ſogleich, machte dem Raja, einigermaßen aus der Faſſung gebracht, ſeinen Salem und verließ die Arena mit der Schnelligkeit einer Antilope ſpringend, als wollte er beweiſen, daß ſeine Kräfte trotz der Niederlage durchaus nicht erſchöpft ſeyen.

Der Sieger erwartete einen neuen Gegner. Einige Minuten ſpäter erſchien auch eine Art von Rieſe von mehr als ſechs Fuß und athletiſchem Gliederbau, deſſen vorſpringende Muskeln jedoch nicht jenes gedrängte Gewebe und jene feſte Spannung zeigten, aus denen ſich untrüglich auf Kraft und Biegſamkeit ſchließen läßt. Dieſer Menſch hatte das mittlere Alter überſchritten und erfreute ſich nicht mehr der Jugendblüthe phyſiſcher Kräfte. Er ſchien aber ſchon durch ſeine ſchwere Maſſe alle Chancen gegen einen durch einen langen, mühſamen Kampf geſchwächten Gegner von niedrigerem Wuchſe für ſich zu haben. Mit mürriſcher, alle Welt wider ſeine Perſon einnehmender, Miene ſchritt er vorwärts und der Kampf begann mit ziemlich linkiſchen Uebungen von ſeiner Seite, welche ſein Gegner durch überraſchende Behendigkeits-Stücke erwiederte. Endlich wurden ſie handgemein, und der kleine Ringer klammerte ſich ſo feſt an den Coloſſen an, daß dieſer nicht im Stande war, ihn zu Boden zu werfen. Der Rieſe ermüdete ſich in fruchtloſen Verſuchen; ſeine Herkulesſtärke erlag an der Geſchwindigkeit des Andern. Er wurde roth vor Zorn, denn in ſeinen ſchönen Tagen war er ein glücklicher Kämpe geweſen, und es koſtete ihm viel, Jüngeren die Palmen zu überlaſſen, die er ſonſt errungen hatte. Seine Glieder ſpannten ſich und zeigten, daß er ſeine Siege einſt nicht allein der Corpulenz zu danken gehabt habe. Indeſſen gelang es ihm, durch eine glückliche Wendung des Beines ſeinen Rivalen zu erſchüttern und zum Falle mit dem Geſichte gegen die Erde zu bringen. Aber dieſer ſtreckte Arme und Beine wie die Speichen an einem Wagen aus, ſpannte die Glieder mit voller Kraft und vereitelte alle Verſuche des Andern, der ihn auf den Rücken legen wollte. Dann richtete er ſich wieder auf die Beine und begann den Kampf Leib an Leib mit erneuertem Eifer. Die Zeit, die er auf der Erde zugebracht, hatte hingereicht, um den Athem wieder zu gewinnen, während der Andere den ſeinigen durch die Anſtrengung erſchöpfte. Von nun an war der Ausgang nicht mehr zweifelhaft.

Plötzlich ſahen wir zu unſerem großen Erſtaunen, wie der gigantiſche Indier vom Boden gehoben über ſeinen Gegner flog, den Kopf nach unten niederfiel und auf dem Rücken bewegungslos liegen blieb. Das Blut drang aus Ohren und Naſe, und einen Augenblick lang hielt ich ihn für todt. Aber

bald erhob er ſich wieder, grüßte die Verſammlung mit betrübter Miene und entfernte ſich ſofort. Den Sieger belohnte ein Lächeln des Raja, worauf er ſich nach anmuthiger Erwiederung zurückzog. Hier endigten die Spiele des erſten Tages.

Frühe am andern Morgen kehrten wir zum Palaſte zurück. Der Raja hatte uns bereits erwartet. Nach einem leichten Mahle nahmen wir unſere Plätze auf der Gallerie wieder ein, um den Spielen des zweiten Tages beizuwohnen. Man hatte uns ein außerordentliches Schauſpiel verſprochen; ein Löwe und ein afrikaniſcher Büffel ſollten mit einander kämpfen; der Letztere, der erſt einige Monate früher vom Raja erkauft worden war, hatte noch ſeine ganze Wildheit erhalten.

Der afrikaniſche Büffel iſt viel größer und ſtärker als der indiſche. Oft ſoll er den Löwen beſiegen, wenn ſie in den Wäldern ihres Vaterlandes zuſammentreffen; indeſſen unterliegt der Büffel doch öfter; zuweilen endigt der Kampf auch mit dem Tode von allen beiden. Der indianiſche Büffel iſt übrigens auch zu fürchten. Wird er von ſeiner Heerde fortgejagt, was häufig geſchieht, ohne daß man die Urſache zu entdecken im Stande iſt, ſo verfolgt er wüthend Alles, was er trifft, bis er ſelbſt als Opfer ſeiner Wuth oder der Ueberlegenheit eines andern Thieres fällt.

Eines Tags ſah ich ein ſolches von ſeines Gleichen verbanntes Thier mit geſenktem Kopfe ſich gegen einen Elefanten ſtürzen, auf welchem einer meiner Freunde ritt. Ohne ſich von der Stelle zu rühren, ſtreckte ihm der Elefant ſeine Zähne hin, und der Büffel in ſeiner Wuth ſpießte ſich daran. Der Elefant ſchüttelte den röchelnden Leichnam ab, ſetzte den Fuß darauf, um die Zähne zurückzuziehen, und ging dann ruhig ſeines Wegs.

Kaum hatten wir uns auf der Gallerie niedergelaſſen, als man den erwähnten Büffel auf den Kampfplatz trieb. Sobald er ſich frei ſah, durchlief er den Raum brüllend mit geſenktem Kopfe und warf mit den Hinterfüßen den Sand zwölf Fuß in die Höhe. Einige Augenblicke ſpäter hob man das Gitter an dem Käfige, in welchem der Löwe eingeſchloſſen war, und das königliche Thier mit ſeiner prachtvollen Mähne ſetzte auf die Arena. Ein indiſcher Weiſer ſagt: „Der Elefant, der Löwe und der vernünftige Menſch ſuchen ihr Heil in der Flucht; der Rabe, der Damhirſch und der feige Menſch ſterben auf ihrem Lager.“ Der Löwe, von dem hier die Rede iſt, hat dieſen Lehrſpruch, wie wir ſehen werden, Lügen geſtraft.

Mit ſtolzer, edler Miene trat er zuerſt einige Schritte vorwärts. Aber ſobald er den Büffel gewahrte, rutſchte er den Boden mit dem Schweife ſchlagend, unter dumpfem Gebrülle auf dem platten Bauche fort. Dann machte er ohne weitere Umſchweife zwei oder drei Sprünge, ſtürzte ſich auf ſeinen Rivalen und hing ſich mittelſt ſeiner Zähne und mächtigen Klauen feſt an ihn. Dieſer unerwartete Anfall ſtürzte den Büffel auf die Knie der Vorder-

beine nieder; aber er erhob ſich ſogleich wieder, warf den Kopf ſo gewaltig zurück, daß der Löwe loslaſſen mußte, ſtieß ihn mit ungeheurer Heftigkeit gegen die Pfähle der Einfaſſung, und brachte ihm mit einem Stoße des Hornes eine tiefe Wunde in die Seite bei. Der Löwe blieb einen Augenblick betäubt, doch ehe der Feind ſeinen Vortheil benützen konnte, richtete er ſich auf, ſprang ihm zum zweiten Male an den Hals und zerfleiſchte ihn mit ſcharfen Zähnen. Ein gräßlicher Kampf entſpann ſich, aber der Büffel wiederholte ſein erſtes Manoeuvre, entledigte ſich noch einmal ſeines Todfeindes und ſchleuderte ihn abermals, aber noch ſtärker und wüthender an die Einfaſſung. Von Wunden bedeckt war der Löwe bald unfähig zum weiteren Kampfe.

Den Büffel hatte die Anſtrengung ſo ſehr erſchöpft, daß er ſelbſt neben dem Beſiegten niederfiel. Die Wächter brachten ihn mit einiger Mühe wieder auf die Beine und führten ihn weg. Ebenfalls nicht ohne Schwierigkeit ſchleppte man den Löwen in ſeinen Käfig. Nach einigen Tagen war er ganz hergeſtellt; der Büffel dagegen ſtarb am andern Morgen. Allerdings war er am Halſe fürchterlich zerfleiſcht, und der Schmerz machte ihn ſo wüthend, daß man ſich nicht nähern konnte, um ihm Heilmittel beizubringen. Dieſem Kampfe folgten andere zwiſchen Thieren von geringerer Kraft. Sie boten nichts beſonders Intereſſantes.

Dann erſchienen zwei Boxer von Myſore, um uns ihre Fertigkeit in einer Kunſt zu zeigen, die man in Europa ſeit mehr als zweitauſend Jahren, und in Aſien ſeit einer noch größeren Anzahl von Jahrhunderten treiben ſoll, dieſe Boxer nennt man **Jetties** wegen der beſonderen Art von Streithandſchuhen, die ſie an der rechten Hand tragen. Dieſer Streithandſchuh iſt von Büffelhorn und mit fünf ſehr ſpitzigen Vorſprüngen beſetzt, von denen der fünfte, nahe am kleinen Finger, ſtärker iſt als die übrigen. Dieſe Vorſprünge machen das Inſtrument äußerſt gefährlich, und ein einziger Schlag, von kräftiger Hand geführt, würde hinreichen, einem Menſchen den Schädel zu zertrümmern, wenn ſeine ſchlimme Lage zwiſchen den Fingergelenken die Wirkung nicht ſchwächte. Der Schlagende läuft in der That Gefahr, ſich die Hand zu verenken. Die Jetties führen ihre Schläge von oben herunter gerade auf das Haupt und nie auf die unteren Theile des Körpers. Selten geſchieht es, daß dieſe Schläge nicht das Fleiſch bis auf den Knochen aufreißen. Ihre Hauptübung beſteht indeſſen im Ringen, und der Fechthandſchuh kommt nur nebenbei zur Anwendung; aber dieſes Nebending iſt furchtbar, denn meiſtens ziehen die Kämpfenden ſehr entſtellt ab.

Unglaubliche Geſchicklichkeit wird bei dieſen Kämpfen entwickelt. Die Streiter fechten lange, ehe es ihnen gelingt, ſich gegenſeitig Schläge beizubringen. Mit außerordentlicher Gewandtheit decken ſie ihre Köpfe gegen den Angriff. In der Regel ſind es ſchöne, vollkommen geformte Leute, von einer den gewöhnlichen Wuchs der Indier überragenden Taille. Sie bilden eine

beſondere Claſſe, und der Urſprung ihres Gewerbes ſteigt zu den früheſten Epochen der Annalen von Myſore zurück. Alle Jahre verſammeln ſich ihre geſchickteſten Kämpfer während des Dusserah-Feſtes, um in Paaren vor dem Fürſten zu fechten. Trotz ihrer ſanften Sitten ſind ſie von ihren Cantons-Nachbarn gefürchtet; die körperlichen Kräfte, die ihnen zu Gebote ſtehen, um ohne langen Prozeß die geringſte Beleidigung zu beſtrafen, erwirbt ihnen eine gewiſſe äußere Achtung, hinter der ſich eine tiefe Verachtung für ihr Gewerbe birgt. Zu allen Zeiten haben die eingeborenen Fürſten dieſe Art von Induſtrie ermuthigt, und wenn auch die Belohnung der Sieger weit nicht für die Unannehmlichkeiten des Kampfes entſchädigt, ſo iſt doch der Wetteifer, den bei dieſen Menſchen ein Blick des Herrſchers erzeugt, ſo gewaltig, daß ſie dafür den gefährlichſten Schlägen die Stirne bieten, und die Bezahlung mit ein paar Rupien gar nicht rechnen.

Die zwei Jetties, welche zuerſt kämpften, waren wohlgebaute junge Männer von mittlerer Größe. Ihre Körper ſchienen weder ſehr ſtark noch ſehr muskelig, zeichneten ſich dagegen durch das Compacte und das Ebenmaaß in allen ihren Theilen aus. Schon ihre prächtigen, impoſanten Attituden voll natürlicher Grazie gaben dieſen Leuten den Vorrang vor den Individuen, welche in Europa daſſelbe Gewerbe treiben. Sie ſtellten ſich einander gegenüber, hoben und kreuzten ihre linken Arme, und nahmen den gehörigen Standpunkt ein, um den Kampf zu beginnen. Nach einer Reihe von Evolutionen, von Streichen, welche mit gleicher Lebhaftigkeit von beiden Seiten verſucht und parirt wurden, wobei von Zeit zu Zeit ein Schlag ihrer flachen rechten Hand an dem linken Arm erſcholl, gelang es endlich einem der Streiter, ſeinen Gegner an den Backen zu treffen und mit einem Streiche, ſeines Fechthandſchuhs zerriß er ihm das Fleiſch bis auf den Knochen. Der Verwundete beugte ſich und hob ſeinen Angreifer in die Höhe; dieſer aber brachte ihm einen zweiten Schlag oben auf den Kopf bei, daß ihm das Blut auf das Genick und die Schultern ſpritzte. Er konnte ſich indeſſen nicht vor dem Falle retten und empfing ſeiner Seits eine Wunde, welche ihn umſtürzte. Mit überraſchender Behendigkeit ſprang er wieder auf. Dann faßten ſich die beiden Kämpfer Leib an Leib und verſetzten ſich ſo furchtbare Streiche, daß beide in wenigen Augenblicken gänzlich entſtellt waren. Bei dieſem Schauſpiele war uns äußerſt peinlich zu Muthe, und als Einer von dem Gefolge des Raja für die Unglücklichen Fürſprache einlegte, unterſtützten wir das Geſuch auf das lebhafteſte, und der Raja gab den Streitenden ein Zeichen ſich zu trennen. Er ließ ſie zu gleicher Zeit reichlich für ihre Anſtrengung entſchädigen, und beide entfernten ſich äußerſt zufrieden und bereit, wie ſie ſagten, eine für ſie einträgliche Uebung alle Tage wieder zu beginnen. Mit Vergnügen bemerkten wir, daß der Kampf das gute Einverſtändniß zwiſchen dieſen zwei Leuten nicht geſtört hatte. Sie blieben innerhalb der Einfaſſung auf der Erde liegen,

um bei den Spielen zuzuſchauen, und plauderten miteinander, als ob nichts geſchehen wäre. Man ſagte mir, das ſey ſo gebräuchlich; ſie pflegen die Schläge zu vergeſſen, ſobald der Kampf geendigt ſey.

Nach den Ringern erſchienen Gaukler, deren Spiele für mich, redlich geſtanden, den intereſſanteſten Theil der Uebungen bildeten. Nach den gewöhnlichen Begrüßungen gegen den Rajah und uns Europäer, die wir bei ihm zum Beſuche waren, begannen die Gaukler ihr Spiel, welches anfangs nur in gewöhnlichen Stücken beſtand, wie man ſie auf jedem Jahrmarkte in unſeren Dörfern ſieht. Dann nahm einer ein großes irdenes Gefäß mit weitem Halſe, füllte es mit Waſſer und kehrte es um. Das Waſſer lief natürlich heraus, aber ſobald er das Gefäß wieder umgekehrt hatte, füllte es ſich von Neuem. Er leerte es ſodann aus und ließ es von Allen unterſuchen; hierauf bat er Einen von uns, es zu füllen; als das geſchehen war, kehrte er es um, aber es lief Nichts heraus, und dennoch war das Gefäß zu unſerem großen Erſtaunen leer, nachdem er es abermals umgekehrt hatte. Dieſes Stück wiederholte er öfter mit demſelben Erfolge. Ich prüfte das Gefäß ſorgfältig, fand aber nichts Außerordentliches daran. Man erlaubte mir, es zu behalten und ſelbſt zu füllen; es war immer leer, wenn man es wieder aufrichtete, und der Boden blieb dennoch trocken. Das Gefäß war grob gearbeitet und beſtand aus gewöhnlicher Erde. Um uns zu überzeugen, daß in ſeiner Conſtruction nichts Beſonderes ſey, zerbrach es der Gaukler und vertheilte die Scherben unter die Geſellſchaft.

Das zweite Stück war noch außerordentlicher. Man brachte einen großen Korb, unter den man eine magere, ausgehungerte Pariahündin ſetzte, und als man den Korb nach Verlauf einer Minute wegnahm, ſah man die Hündin von ſieben kleinen Hunden umgeben. Der Korb wurde wieder an ſeine Stelle geſetzt, und als man ihn aufhob, fand man ſtatt der Hunde eine Ziege; dann ein lebendiges Schwein; dann daſſelbe Schwein mit abgeſchnittenem Halſe; dann dieſes Thier wiederbelebt. Merkwürdig war dabei, daß Niemand dem Gaukler zur Seite ſtand, während er den Korb ſetzte oder aufhob. Das letzte Mal war gar nichts mehr unten, und wir vermochten nicht zu errathen, was aus den Thieren geworden ſeyn dürfte.

Einer von den Gauklern nahm hierauf einen Sack mit fünfunddreißig kupfernen Kugeln, die er eine nach der andern in die Luft warf, ohne daß eine einzige zurückzufallen ſchien; nachdem er die letzte geſchleudert hatte, machte er wenigſtens eine Minute lang verſchiedene Geberden mit den Händen, wobei er einen barbariſchen Geſang, eine Art von Grunzen vernehmen ließ; dann fingen alle Kugeln an einzeln zu fallen und wurden wieder in den Sack gebracht. Während der Gaukler dieſes Stück machte, durfte ſich ihm Niemand nahen.

Nun erſchien eine bis zum Gürtel nackte Frau, ergriff einen Bambus von zwanzig Fuß Höhe, ſtellte ihn ſenkrecht auf einen platten Stein, und kletterte dann mit bewunderungswürdiger Behendigkeit bis oben hinauf. Sofort ſtellte ſie ſich auf die Spitze des Bambus, den ſie im Gleichgewichte hielt. Um die Lende hatte ſie einen Gürtel, an welchen ein Stück hohles Eiſen befeſtigt war. Nun ſprang ſie aus ihrer aufrechten Haltung und warf ſich mit ſolcher Genauigkeit wagrecht vorwärts, daß das obere Ende des Bambus in die Höhlung des Eiſens eindrang, und in dieſer Lage machte ſie den Windmühlenflügel mit ſolcher Schnelligkeit, daß der Anblick Schwindel erregte; während dieſer Zeit ſchien der Bambus durch übernatürliche Kraft aufrecht gehalten. Die Gauklerin zog die Beine zurück, bis ihre Ferſen die Schultern berührten, nahm die Knöchel in die Hand und fuhr fort, ſich ſo reißend ſchnell zu drehen, daß man die Umriſſe ihres Körpers nicht mehr unterſcheiden konnte, und eine Kugel zu ſehen glaubte; dann ließ ſie ſich längs dem Bambus zur Erde gleiten, hob dieſen in die Luft, ſetzte ihn anfangs auf dem Kinn und dann auf der Naſe in's Gleichgewicht und ſchleuderte ihn endlich ziemlich weit, ohne ſich ihrer Hände zu bedienen, von ſich.

Beim folgenden Stücke breitete man ein großes Tuch auf dem Boden aus. Nach einigen Augenblicken ſchien es ſich nach und nach von ſelbſt zu heben, und als man es wegnahm, ſah man drei große Annanas, die eben aus der Erde kamen; ſie wurden zerſchnitten und den Zuſchauern gereicht.

Ein Mann von hohem Wuchſe und athletiſchen Formen trat vor und warf ſich zu Boden, nachdem er der Verſammlung ſeinen Salem gemacht. Dann erhob er ſich langſam, den Kopf unten und die Füße in die Luft, kreuzte die Arme über die Bruſt und verharrte in dieſer Stellung im Gleichgewichte. Man gab ihm hierauf eine Schale mit ſechzehn kupfernen Kugeln in die Hände; er nahm die Kugeln heraus, warf ſie in die Luft, hielt ſie in fortwährender Bewegung, und beſchrieb damit alle mögliche Figuren, ohne daß je eine die Erde berührte. Nach einiger Zeit näherte ſich ein kleinerer, magerer Menſch, kletterte behende am Körper des erſten hinan, und ſtellte ſich aufrecht auf die umgekehrten Füße ſeines Cameraden, der auf dem Kopfe ſtehen blieb. Dieſem gab man eine zweite Schale, ebenfalls mit ſechzehn Kugeln; er warf ſie in die Luft, und ſo waren nun zweiunddreißig Kugeln in ſteter Bewegung, und da die Sonne eben auf die geglättete Oberfläche fiel, ſo hätte man glauben mögen, die Gaukler ſtehen mitten in einem Goldregen. Die Wirkung war außerordentlich, und dieſe Menſchen legten dabei eine wunderbare Geſchicklichkeit an den Tag. Nachdem der obere alle ſeine Kugeln wieder aufgefangen hatte, ſprang er auf den Boden, und der andere war im ſelben Augenblicke wieder auf den Beinen. Nach kurzer Unterbrechung ſtellte der, welcher anfangs auf dem Kopfe geſtanden hatte, ſeine Füße dicht zuſammen, ſein Camerad kletterte wie das erſte Mal ſeinen Körper hinan, ſtreckte die

Beine in die Luft und ſtützte ſeinen Kopf auf den ſeines Cameraden, ſo daß ihre Stellung gerade die umgekehrte von der vorhergehenden war. Sie hielten ſich bei der Hand, bis ſie ſich des Gleichgewichts verſichert hatten, dann ließen ſie ſich los, und der Obere breitete die Arme aus, um zu zeigen, wie feſt er ſich halte. Seine Beine trennten ſich zuweilen, aber der Körper bewegte ſich nicht. Nach einiger Zeit gab man ihnen die Schalen mit den Kugeln wieder, ſie warfen ſie in die Luft, fingen ſie auf, ohne daß je eine einzige von den zweiunddreißig Kugeln an die andere geſtoßen wäre. In der That eine außerordentliche Fertigkeit.

Als ſie ihr Kugelſpiel beendigt hatten, nahm der Obere eine gewiſſe Anzahl kleiner ſtählerner zwei Zoll langer Cylinder. Mehre davon ſetzte er Ende an Ende ſo auf ſeine Naſe, daß ſie eine Stange von mehr als einem Fuß Länge bildeten, die er trotz der ſchwierigen Stellung ſo im Gleichgewichte hielt, daß kein Stück niederfiel. Quer oben über dieſe Stange legte er eine platte, vier Zoll lange und eine halbzollbreite kupferne Stange, auf dieſe ſtellte er einen ſeiner kleinen Cylinder und oben auf den Cylinder eine Lanze. Nachdem er dieſes ganze Gebäude einige Zeit aufrecht gehalten, hob er ein Stück nach dem andern ab und warf es auf den Boden. Dann nahm er ſeinen Cameraden bei der Hand, ſprang zur Erde, machte ſeinen Salem und entfernte ſich. Da die Spiele nun beendet waren, grüßten auch wir den Rajah zum Abſchiede und zogen uns zurück.

Bombay.

Bombay, wohin wir uns über Mascat begeben hatten, beſtand anfänglich aus einer Gruppe kleiner ſumpfiger Inſeln, die mit einer üppigen Vegetation bedeckt waren, und von dem Meere oft überſchwemmt wurden. Dieſe Präſidentſchaft war ſo ungeſund, daß Niemand hier länger als drei Jahre zu leben vermochte. Jetzt iſt es anders, wenn gleich im Innern des Forts und zur Regenzeit das Klima noch nicht zu den geſunden gezählt werden kann.

Die Inſel Bombay iſt zur Zeit das Hauptetabliſſement der Engländer auf der Weſtküſte von Indien; ſie iſt ſieben Meilen (2⅓ Lieues) lang und drei Meilen (1 Lieue) breit und bildet mit den benachbarten Inſeln Colabah, Salſetta, Caraujah, Elefanta und der Fleiſcherinſel, einen der ſchönſten Häfen der indiſchen Meere. Auf der erſteren dieſer Inſeln hat man einen Leuchtthurm aufgeführt, der hundert und fünfzig Fuß hoch iſt, und ſieben Lieues weit in's Meer ſein Licht verbreitet. Die Hauptſtadt iſt eine Meile lang und zwei Stadien breit, und mit ausgedehnter Fortification umgeben.

Die ſogenannte Neuſtadt liegt auf einem ſo flachen und ſumpfigen Terrain, daß mehre ihrer Häuſer faſt unter dem Niveau des Meeres ſich befinden. Zur Zeit der großen Stürme kann man nur in Kähnen von einem Hauſe zum andern kommen, und während mehrer Monate leidet die Geſundheit der Einwohner ſehr von dieſen Ueberſchwemmungen. Sonſt war der Theil von Bombay, der jetzt die Eſplanade bildet, von Kokosbäumen beſchattet; nun aber iſt hier Alles kahl, von dem höchſten Punkte der Inſel bis nach Dungarie, einem weiten Quartiere, das nur von dem ärmſten Volke bewohnt wird.

Die nördlichen Quartiere der Stadt werden hauptſächlich von Parſis bewohnt, die trotz der unter ihnen verbreiteten Civiliſation, doch gewöhnlich ſehr ſchmutzig in ihren Häuſern ſind, ſo daß man nicht ohne Eckel durch die von ihnen bewohnten Straßen gehen kann. Dieſer Punkt hat nur in commerzieller Rückſicht ſeine hohe Bedeutung. Keine europäiſche Niederlaſſung in dieſem Lande beſitzt ſo ſchöne Stapelplätze, und von dieſen Werften wurden die meiſten und größten Kriegsſchiffe, ſo wie auch die bedeutendſten Kauffahrer der Compagnie heruntergelaſſen. Alle dieſe Schiffe ſind von den Parſis gebaut worden, welche die Werfte von der Compagnie miethen, und für dieſe Arbeiten ein ausſchließliches Monopol beſitzen.

Die Parſis ſind als die beſten Schiffszimmerleute im Lande bekannt, und die berühmteſten unter ihnen ſind die Mitglieder der Familie Imuſetjie, welche die ganze Inſel durch dieſe einträgliche Induſtrie bereichert haben.

Von 1810 bis 1820 conſtruirten ſie zwölf Kriegsſchiffe, worunter vier von vier und ſiebzig Canonen waren, und nebenbei noch eine große Anzahl von Handelsſchiffen von ſechs hundert bis tauſend Tonnen.

Das Holz zu dieſen Bauten wird aus den Wäldern gezogen, welche den weſtlichen Abhang der Gebirge in der Provinz Arungabad bedecken. Die Ströme, welche ſich von den Höhen ſtürzen, bilden das leichteſte Transportmittel.

Jene Schiffe, welche aus Tragholz gebaut werden, ſind zwar dauerhafter, ſegeln aber ſchwerfälliger.

Neben dieſen Schiffsbauten, beſteht der bedeutendſte Handel Bombay's in Baumwolle, die in beträchtlicher Menge nach China verladen wird. Das Verpacken geſchieht mittelſt einer Preſſe, wodurch ein Ballen von ein tauſend

fünf hundert Pfund, den Umfang einer gewöhnlichen Tonne erhält. Dieſe Preſſe wird durch ein Thau regiert, das mit acht Hebebäumen verſehen iſt, von denen ein jeder durch dreißig Menſchen bewegt wird.

Im Jahr 1816 zählte Bombay 162,000 Seelen, worunter ſich 13,000 Parſis befanden. Man rechnete ferner, daß die Handelsintereſſen beſtändig 60,000 bis 70,000 Fremde hinziehen, die dort ihren temporären Aufenthalt nehmen.

Einige reiche Irländer leben in Bombay im vollſtändigſten Glanze der orientaliſchen Reichen; ſie bewohnen ſo große Häuſer, daß die Kinder mit ihrer Nachkommenſchaft bei den Eltern wohnen können.

Es gibt nur eine anglicaniſche, allein mehre portugiſiſche und armeniſche Kirchen. Ungefähr 1000 Juden, die hier wohnen, beſitzen vier kleine Synagogen. Die größte Pagode, in einem mittelmäßigen Style gebaut, iſt der Gottheit Momba-Devi gewidmet.

Die Armenier bilden in Bombay eine geachtete, wenn gleich nicht zahlreiche Claſſe der Bevölkerung. Sie ſind in ihren Dogmen ſowohl von der griechiſchen, wie von der römiſchen Kirche verſchieden, und haben unter der ſchweren Hand mannichfacher Bedrückung nicht aufgehört, mit großer Beſtändigkeit den Glauben und die Satzungen ihrer Vorfahren rein zu erhalten. Sie ſtehen unter einer theocratiſchen Herrſchaft.

Ein großer Theil der Inſel gehört den Parſis. Faſt jedes europäiſche Haus hat ſich mit einem Parſi aſſociirt, der ſtets den ſtärkſten Theil der Fonds beiſteuert. Die Parſis ſind friedlich und beleidigen Niemand, ſie kennen die Geſchäfte vollkommen, beſitzen faſt Alle Feinheit und Einſicht, und ſuchen die Geſellſchaft der Europäer vorzugsweiſe auf. Sie zeichnen ſich auch durch ihre ſchöne Geſtalt aus; ihre Züge ſind regelmäßig, ihre Augen ſchwarz und lebhaft, ihr Bart dick, allein ſie ſcheeren ihn ſorgfältig ab und laſſen nur einen kleinen Schnurrbart ſtehen; ihre Farbe iſt bräunlich, und ihre Phyſiognomie ſehr ausdrucksvoll. Die Frauen ſind nur in der Jugend ſchön und verlieren bald alle Grazie in ihrem Zuſtande der Unreinlichkeit. Ausnahmen hievon ſind ſehr ſelten.

Die Religion dieſer Menſchen beſteht in der Anbetung der Elemente und beſonders des Feuers. Jeden anbrechenden Morgen ſieht man viele Parſis auf der Esplanade verſammelt, um ſich vor dem Prototyp-Geſtirn des Feuers in den Staub zu werfen, wenn es aus dem Ozean emporſteigt. Die Weiber jedoch dürfen die Andachtsübungen ihrer Männer nicht theilen.

Die Parſis bleiben treu ihren alten Gebräuchen. Ihre Begräbniſſe ſind ſehr ſonderbar. An der Spitze von Malabar, unweit des Ufers, iſt ihr Hauptbegräbnißplatz, der aus einem runden Gebäude ohne Dach beſteht, von ungefähr fünfzig bis ſechzig Fuß im Durchmeſſer und dreißig Fuß Höhe. Das Innere dieſes Gebäudes zeigt eine compacte Maurerarbeit, die durch eine Bruſtwehr von anderthalb Ruthen Höhe eingefaßt wird, welche ſich ſanft bis zum Mittel-

punkte hinabſenkt, wo ſich ein Brunnen befindet. Unmittelbar um dieſen Brunnen ſind Vertiefungen angebracht, wo man die Körper hineinlegt, um ſie von den Geyern verzehren zu laſſen. Sobald die Knochen vom Fleiſche entblößt ſind, kehren die Verwandten zu dem Orte zurück und werfen ſie in den Brunnen. Dieſer wird zu gewiſſen Zeiten gereinigt, und die Knochen dann ins Meer geworfen.

Die Leichenwächter geben genau Acht, welches Auge die Raubvögel zuerſt der Leiche aushacken. Iſt es das linke, ſo iſt der Todte verdammt worden, iſt es das rechte, ſo iſt ihm jenſeits ein glückliches Loos beſchieden. Die Parſis in Bombay haben fünf ſolcher Leichenbrunnen; allein die Reichen unter ihnen halten ihre eigenen für ſich und ihre Familien.

Während meines Aufenthaltes in Bombay erzählte man mir die Geſchichte eines Parſi-Prieſters, die ich hier den Leſern mittheilen will; ſie ſoll ſich, wie man mir ſagte, gegen den Anfang des letzten Jahrhunderts zugetragen haben.

Der Parſi-Prieſter.

Jumſajie, ein Gebern-*) oder Parſi-Prieſter, ſtand bei ſeinem Stamme wegen ſeiner ausſchweifenden Sitten und ſeiner Nachläßigkeit in Erfüllung ſeines heiligen Dienſtes in übelm Geruche. Als er endlich das geheiligte Feuer erlöſchen ließ, deſſen Bewachung ihm übergeben war, ſtießen ihn ſeine Religionsgenoſſen aus ihrer Gemeinſchaft. Bis zum Grimme durch die entehrende Strafe aufgeregt verließ er Bombay, ſchiffte ſich mit ſeiner einzigen Tochter nach Calcutta ein, und fuhr den Ganges hinauf in der Abſicht ſich in den Ruinen des alten Delhi zu verbergen.

Mitten in ihrem ſtufenweiſen Verfalle iſt dieſen Ruinen bekanntlich noch viel von ihrem Glanze geblieben; ſie erſtrecken ſich über eine Fläche von mehr als drei Quadrat-Meilen. Mehre Gräber der Fürſten der ehemaligen Dynaſtie ſind trefflich erhalten. Eines derſelben, welches die neue Stadt Schajehamabad beherrſcht, iſt noch in vollkommenem Zuſtande, und erſt ſeit wenigen Jahren zeigen ſich daran leichte Spuren vom Zahne der Zeit.

Es iſt auf einer Anhöhe gebaut, um welche her ſich prachtvolle Paläſte, Tempel und Mauſoleen erheben, die in ihrem glänzenden Verfalle an die Ver-

*) Gebern oder Gauern ſind die in Perſien und Indien befindlichen Anhänger des Zoroaſter welche das Feuer anbeten. —

ſchwendung und Größe der alten Zeiten erinnern, da die Könige mit ihrem Hofſtaate auf dem Boden dieſer Gallerien und Säle wandelten, die jetzt ekelhaftem Gewürme und wilden Thieren zum Zufluchtsorte dienen. War dieſe ſtolze Stadt die größte von Hindoſtan, vor dem Einfalle der Muhammedaner, ſo bietet ſie jetzt nur noch den Anblick erhabener Verlaſſenheit. Der Boden der umliegenden Gegend iſt dürr und unfruchtbar, und während der trockenen Jahreszeit iſt der Fluß nur für die kleinen Fahrzeuge ſchiffbar.

Der geächtete Parſi begab ſich in dieſe Ruinen, begleitet von ſeinem einzigen Kinde, einem ſchönen Mädchen von ſechszehn Jahren, das dem Vater freudig gefolgt war, um durch ſeine Gegenwart die Anfälle von Verzweiflung zu bannen. Den Prieſter durchdrang das bittere Gefühl der ihm angethanen Beleidigung, und zu widerrechtlicher Vergeltung getrieben, beſchloß er ſich aller, die Geſellſchaft regierenden, Geſetze zu entledigen, und ſelbſt denen, die ihm nie Etwas zu Leide gethan, alles Ueble anzuthun, das er ſelbſt erlitten.

Seiner Tochter theilte er nicht alle ſeine Entwürfe mit, er erklärte ihr nur, ſo bald ſie an der Stätte angelangt waren, die er zum Zufluchtsort erwählt hatte, ſie müße ſich daran gewöhnen, dieſen als einzigen Aufenthalt zu betrachten. Willig fügte ſich das Mädchen in ſeine Abſicht, denn nichts lag ihr mehr am Herzen, als den unglücklichen Vater durch vollkommenen Gehorſam zufrieden zu ſtellen. Sie waren ganz allein an dieſen Ort gekommen; zwei Ochſen trugen ihre geringe Habe, die aus einigen Hausgeräthſchaften, ein paar Kleidern und zwei hundert Rupien (fünf hundert Franken) in Gold beſtand.

Den folgenden Tag verkaufte er ſeine Ochſen in einem benachbarten Dorfe um ein Paar Rupien, und kehrte ſodann zu dem Grabe zurück, wo er einige Zeit in vollkommener Sicherheit lebte. Später traf er drei, ebenfalls von ihrer Kaſte geächtete, Parſis, die freudig ihr Schickſal an das ſeinige knüpften. Wie alle, in Folge ihrer Vergehen aus der Geſellſchaft geſtoßenen Menſchen, beſaßen dieſe Leute eine unbegränzte Kühnheit. Gleich einem Juwel unter grobem Geſteine erhielt die liebenswürdige Tochter des Jumſajie ſtets ihre Reinheit, aber wie alle Frauen des Orients dem Willen ihrer Väter unterthan ſind, ſo ſchmiegte auch ſie ſich ohne Murren unter alle Beſchlüſſe ihres Erzeugers. Schweigend beſorgte ſie ihren Haushalt, und, wenn ſie innerlich auch nicht ſein ganzes Benehmen billigen konnte, ſo verſuchte ſie es doch nie, ihn von ſeinem Wege abzubringen, weil ſie die Pflicht Frauen-Gehorſams gegen den zu erfüllen glaubte, den ſie ſeit ihrer Kindheit zu achten gewöhnt war.

Bald nach der Ankunft der drei Geächteten erregten gewiſſe Anzeigen in der Tochter des Jumſajie Menji die Vermuthung, ihr Vater habe eine Lebensart zu führen begonnen, die ihm den von ihr bewohnten Zufluchtsort nicht mehr ſehr angenehm machen könne. Bald trat die Wahrheit in gräßlichem

Lichte vor die Augen der Tochter des Jumſajie. Sie wußte, daß ihr Vater ſich mit einer Bande von Räubern der Wüſte verbündet habe. Gewöhnlich entfernte er ſich mehre Tage und kehrte mit ſeinen Genoſſen ſtets beladen mit Beute heim, die man ſorgfältig in den verborgenſten Winkeln des Grabes verbarg. Die vier von ihren Religionsgenoſſen ausgeſtoßenen Parſis hatten längſt aufgehört, die Gebräuche zu beobachten, an welchen die Gebern ſonſt mit ängſtlicher Treue hängen. Sie ließen, ohne darauf zu achten, das Feuer erlöſchen; ſie ſahen die Sonne aufgehen, ohne ſich vor dieſem Geſtirne niederzuwerfen; ſie betrachteten den Mond und die Sterne, aber ohne daß dieſes Schauſpiel ihre Seele zu dem erhoben hätte, der ſo viele glänzende Welten in dem Raum ausgeſäet hat, und ſeine Allmacht auf den ganzen unermeßlichen Himmel erſtreckt; mit einem Worte ſie hatten ihren Glauben abgeſchworen, und Zerduſcht war für ſie kein Orakel, wenigſtens kein Gegenſtand der Verehrung mehr. In der Wahl ihrer Verbündeten nicht ſehr genau, ſchloßen ſie ſich am Ende an den Auswurf der indianiſchen Stämme an.

Jumſajie's Name wurde bald berühmt als der des Anführers einer zahlreichen, durch ihre Gräuelthaten furchtbaren, Räuberbande. Da er aber ſeine Räubereien immer nur in einiger Entfernung von ſeinem Zufluchtsorte ausführte, ſo glaubte er hier vor Ueberfall ſicher zu ſeyn. Nun entfernte er ſich mit ſeinen Kameraden oft auf mehre Wochen und ließ ſeine Tochter in Geſellſchaft der Frau des Einzigen von ihnen, welcher verheirathet war. Dieſe Geſellſchaft war aber durchaus nicht geeignet, den nagenden Kummer des Mädchens zu verſcheuchen, denn die Gefährtin ſah nichts Schmähliches in dem Treiben ihres Mannes und ſeiner Genoſſen, predigte der Armen den Raub und ſuchte ihn durch die Noth ihrer gemeinſchaftlichen Lage zu rechtfertigen. So mußte das unglückliche Kind, anſtatt einiger Ruhe während der Abweſenheit ihres Vaters theilhaftig zu werden, ſtillſchweigend die Lobpreiſungen des Laſters hinnehmen; ſie verabſcheute ihren Aufenthalt dergeſtalt, daß ſie das ſtrengſte Kloſterleben dem vorgezogen hätte, welches ſie am Orte der Verderbniß zu führen gezwungen war.

Eines Tags hätte ihr Vater bei einem Streifzuge bald das Leben verloren, die von ihm befehligten Räuber hatten auf dem Gebiete von Nepaul einen reichen Reiſenden geplündert, und, aus Furcht entdeckt zu werden, ſich zerſtreut, nachdem ſie ſich ſeines Geldes bemächtigt. Jumſajie, der am Orte des Verbrechens geblieben war, ſah plötzlich zwei wohlbewaffnete Reiter in Begleitung des Beraubten im Galopp auf ſich zuſprengen. Er ſah wohl ein, daß ſie auf ihn los gingen, und da er ihnen nicht mit Erfolg Widerſtand leiſten zu können hoffen durfte, ſo ſuchte er ſein Heil in der Flucht.

Er beſtieg ein kräftiges arabiſches Pferdchen, auf deſſen Schnelligkeit er ſich verlaſſen konnte, gab ſeinem muthigen Renner beide Sporen und ſah ſich in einem Augenblicke mit ſolcher Geſchwindigkeit fortgetragen, daß er den

Athem beinahe verlor, und die Gegenſtände wie ſchwankende Schatten vor ſeinen Blicken vorüberflogen. So erkletterte das Thier ſicher und behend einen ſteilen Abhang.

Ob er gleich die Reiter weit hinter ſich gelaſſen hatte, ſo ſtanden ſie doch nicht von der Verfolgung ab, und er begriff nun, daß ihn die Schnelligkeit ſeines Pferdes allein zu retten vermöge. Dieſes jagte in vollem Galop den Berg hinan, aber aus ſeinem keuchenden, mühſamen Athemholen konnte man erkennen, daß ſeinen Anſtrengungen um ſo mehr bald ein Ziel geſetzt ſein würde, als der Parſi ein ſchwerer Mann war, während die Reiter leichter ſchienen und ſtärkere Pferde ritten, ſie rückten auch in der That mit jeder Minute näher. Endlich ſtieß das arabiſche Roß gegen einen Baumſtamm und warf Jumſajie über ſeinen Kopf. Dieſer lag einen Augenblick betäubt vom heftigen Falle, aber raſch erhob er ſich wieder, ſchwang ſich mit wunderbarer Behendigkeit in den Sattel, und trieb in Verzweiflung ſein Pferd an den Rand eines Abgrundes.

Jetzt waren ihm die bewaffneten Reiter an der Ferſe, ihre Athemzüge drangen bereits an ſein Ohr, er wandte ſich um und ſah, wie ſie ſchon nach ihm ausgriffen, es war keine Zeit mehr zu verlieren. Es faßte ihn die Verzweiflung, die einen freiwilligen Tod dem von Feindes Hand vorziehen läßt, er ſtieß dem treuen Araber die Sporen ein und erreichte den Saum der tiefen Schlucht. Das gehorſame Thier hielt einen Augenblick über dem gähnenden Schlunde, die Naſenlöcher aufgeblaſen, die Augen geſperrt, die Ohren geſpitzt; dann ſetzte es mit einem kräftigen Sprunge hinüber, noch mehre Fuß über den entgegengeſetzten Rand. Einer von den Verfolgenden, der auf dem Punkte war, Jumſajie zu erreichen, ſah den Abgrund nicht, und hatte nicht mehr Zeit ſein Pferd anzuhalten; trotz der Anſtrengung des Roſſes umzuwenden; mußte es in einer Entfernung von zwei oder drei Sekunden dem Parſi nachſetzen.

Jumſajie's Araber hatte einen ſolchen Satz gethan, daß er über die Vorſprünge des Abgrundes kam und auf das Buſchwerk niederfiel, welches den Schlund begränzte. Dieſer Umſtand ſchwächte die Heftigkeit des Falls und rettete dem Parſi das Leben, der mit gebrochenem Beine davon kam; das Thier lag todt unter ſeiner Laſt. Der andere Reiter war nicht ſo glücklich; die Anſtrengung ſeines Pferdes, ehe es ſich in den Abgrund ſtürzte, hatte den Satz gehemmt; es ſtieß an ein vorſpringendes Felsſtück, riß daſſelbe aus ſeinem Lager, der Stein rollte mit Mann und Roß in den Abgrund und zerſchmetterte beide. Jumſajie, obwohl von wüthenden Schmerzen befallen, mußte ſich noch Glück wünſchen, als er ſeinen Feind in der Tiefe todt hingeſtreckt ſah. Unfähig ſich aufrecht zu halten, kroch er, ſo gut er konnte, vorwärts, um ſich aus dem Gebüſche zu arbeiten, in das er gefallen war; mit unſäglicher Mühe gelang es ihm bis zu einem freien Raume zu dringen, wo in ſeinem

Herzen durch den Anblick eines gebahnten Fußpfades die Hoffnung auf menschliche Hülfe erwachte. Nach wenigen Stunden verwirklichte ſich die Hoffnung; ein einſamer Paria kam des Wegs, gewahrte den Verunglückten und bot ihm den Beiſtand, deſſen er ſo ſehr zu bedürfen ſchien. Dieſer Paria bewohnte eine elende Hütte am Saume des Gehölzes, welches nur von fleiſchfreſſenden Thieren und Schlangen belebt war. Dahin trug er den Verwundeten auf ſeinem Rücken und legte ihn auf die zerlumpte Matte, die ihm als Bett diente.

Der arme Paria war von ſeinem Stamme ausgeſtoßen, lebte ganz vereinzelt und nährte ſich von einem Tag auf den andern von der unſichern Beute des Waldes. Die Einſamkeit hatte aber in ſeinem Gemüthe die Quellen menſchlicher Triebe nicht vertrocknet. Mit unermüdlichem Eifer verſchwendete er alle Sorgfalt ſechs Wochen hindurch auf ſeinen Gaſt. Ein kräftiger Körperbau beſchleunigte die Heilung, und nach Ablauf der genannten Zeit ſah ſich der Parſi wieder hergeſtellt. Er nahm von ſeinem Wirthe Abſchied und ſchenkte ihm aus Dankbarkeit alles Geld, das er bei ſich hatte. Das war ein Glücksfall für den armen Paria, und der Ausdruck ſeiner Erkenntlichkeit kam nur dem tiefen Elende gleich, welches durch dieſe Wohlthat gelindert werden ſollte. Der Parſi entfernte ſich von der Hütte, und nach einer Abweſenheit von zwei Monaten langte er wieder bei ſeiner Tochter an, die ihren Vater bereits für todt gehalten und Trauer angelegt hatte.

Bald darauf unterbrach ein Vorfall die Eintönigkeit dieſes Lebens. Als ſie eines Tags den Waſſerkrug auf dem Kopfe vom Fluße zurückkehrte, ſah ſie ſich plötzlich von einem wüthenden Büffel verfolgt. Das Mädchen überzeugte ſich von der Unmöglichkeit zu entfliehen, wandte ſich um und erwartete den Feind feſten Fußes, mit kaltem Blute und einer Reſignation, welche die Größe der Gefahr nicht zu erſchüttern vermochte. Schon war der Büffel nur noch einige Schritte entfernt, als plötzlich ein junger Mann raſch an ihr vorüberſchritt, ſie mit ſeinem Körper deckte und ſich dem Thiere entgegenſtellte. Der Büffel neigte das Haupt, um zu ſtoßen, aber der junge Mann vermied den Stoß durch einen behenden Sprung. Das Thier, wüthend ſich geäfft zu ſehen, drehte ſich und wollte ihn eben faſſen und mit den Hörnern in die Höhe ſchleudern, als ſein flinker Gegner abermals ſprang, rittlings auf ſeinen Rücken und dann auf den Boden fiel, ſofort den Büffel am Schweife faßte, und dieſen dergeſtalt umdrehte, daß das Thier vor Wuth und Angſt aufbrüllte. Nachdem ſich der Büffel zwei oder drei mal um ſich ſelbſt gewendet und vergebens ſeinen Sieger zu ergreifen geſucht hatte, ſchoß er wie ein Pfeil über die Ebene hin und war bald den Blicken entſchwunden.

Das arme Mädchen, das ſeine eigene Gefahr mit Ruhe und Faſſung wahrgenommen hatte, konnte die des Fremden nicht ohne innige Bewegung anſehen,

Sobald die Gefahr aufgehört, brach ihre Kraft zuſammen, ſie fiel ohnmächtig zu Boden. Ihr Befreier nahm einige Tropfen, die in dem umgeſtürzten Kruge übrig geblieben waren, beſprengte ihr damit das Geſicht und rief ſie ſchleunig in das Leben zurück. Aber welche Bangigkeit bemächtigte ſich ihrer, als ſie ſich in den Armen eines Mannes fand, der einer Nation angehörte, mit welcher ſie nie die geringſte Gemeinſchaft gehabt hatte, alle Zeichen der peinlichſten Verlegenheit waren auf ihrem Geſichte zu leſen. Der junge Engländer, der den unüberwindlichen Widerwillen der Parſifrauen gegen alle Berührung mit Menſchen, die nicht zu ihrem Stamme gehören, kannte, hatte nicht ſo bald die Verlegenheit bemerkt, als er ſich einige Schritte zurückzog, wobei er aber nicht abließ, ihr das zärtlichſte, aufmerkſamſte Intereſſe zu bezeugen. So viele Zartheit mußte das Mädchen rühren, und als Jumſajie's Tochter den Mund öffnete, um dem zu danken, der ihr Leben ſo edelmüthig gerettet hatte, ließ das leichte Zittern ihrer Stimme errathen, daß ihr Ausdruck weit hinter ihren geheimen Empfindungen zurückbleibe. Das beobachtende Auge des jungen Mannes täuſchte ſich nicht, und in der Vorausſetzung, daß ſie ſich nur durch die Vorurtheile ihrer Kaſte abhalten ließ, ihn zu ſich einzuladen, folgte er ihr in ehrfurchtsvoller Entfernung bis zu ihrer Gräberwohnung.

Der Vater war nicht wenig erſtaunt, als er ſeine Tochter in Geſellſchaft eines Engländers heimkehren ſah; aber ſie ließ ihn nicht lange im Zweifel und erzählte mit beredter Einfachheit von der Gefahr, die ſie ausgeſtanden, und dem Muthe, mit dem ſie der junge Fremde befreit hatte. Jumſajie hörte mit einer Miſchung von Freude und Unruhe zu, und bereitete dem Retter ſeines Kindes einen herzlichen Empfang.

Er führte ihn in einen Theil des Grabgewölbes, zu dem ſeine Tochter keinen Zutritt hatte, und bewirthete ihn mit Wein und Sorbet. Hier theilte der junge Mann dem Parſi mit, daß er aus der engliſchen Armee entlaſſen worden ſey, weil er ſeinen Oberſten zum Zweikampfe gefordert habe; er ſey ſodann aus der Garniſon weg gezogen, um bei den Mahratten Dienſte zu nehmen, weil er nicht entehrt nach England zurückkehren wolle. Mit lebhafter Theilnahme hörte der Parſi die Erzählung des Fremden, der das Land von Cawnpuhr bis zu den Ebenen von Delhi ohne andere Kleidung als die, welche er auf dem Leibe trug, durchwandert und als ganzes Gepäck nur ein Säckchen mit 500 Rupien mit ſich geführt hatte.

Die Aehnlichkeit ſeines Geſchicks mit dem des Engländers erregte das Mitgefühl des Gebernprieſters. Er drang in ſeinen Gaſt, ſich wenn auch nur für den Augenblick, in einer der umliegenden Ruinen niederzulaſſen, wo er wenigſtens vor den Nachforſchungen der engliſchen Behörden für den Fall ſicher wäre, daß man von ſeinen Racheplanen Kunde bekäme. Dieſe Einladung widerſprach den geheimen Entwürfen des jungen Mannes um ſo weniger, als ihm

eine innere Stimme zuflüſterte, er werde ſo des Parſi ſchöner Tochter nahe ſeyn. Wohl hatte er ſie nur einen Augenblick geſehen, aber die Art ihres Zuſammentreffens war mit Umſtänden verknüpft, die ihm in der Erinnerung einen eigenen Reitz verleihen mußten.

Im Umkreiſe des Grabgewölbes war ein Gemach, welches Jumſajie und ſeine Tochter nicht bewohnten, mit Hülfe von Feuer reinigte man es von ſeinen ſchädlichen Gäſten, und der Engländer beſchloß ſich hier für den Augenblick niederzulaſſen. Eine ſeltſame Verbindung trat hier ein; es mochte wohl das erſte mal ſeyn, daß ein Europäer mit einem Geber unter einem Dache lebte, aber Jumſajie hatte alle Vorurtheile ſeines Stammes abgelegt und freute ſich über die Vermehrung ſeiner Geſellſchaft. Seit dem Unfalle mit dem Sturze hat er keinen Ausflug mehr unternommen, und ſeine Genoſſen übten ihre Geſchicklichkeit allein auf kurzen Zügen. Der Engländer vermuthete keines Wegs, daß er einen Zufluchtsort von Räubern bewohne, und dieſe hielten es für überflüſſig, ſich über dieſen bedenklichen Punkt zu erklären.

Bald ſchien der neue Gaſt ſeinen Vorſatz, bei den Mahratten Dienſte zu nehmen, gänzlich vergeſſen zu haben, Tage und Wochen gingen hin, und er blieb in ſeiner Wohnung. Der Parſi begann ſeine langen Wanderungen wieder, und während ſeiner Abweſenheit fand der junge Mann öfter Gelegenheit, die Tochter zu ſehen und zu ſprechen. Anfangs koſtete es ihr einen innern Kampf, ſollte ſie mit ihm allein ſeyn, aber ſtufenweiſe verſchwand das Widerſtreben, und am Ende verlor ſich die Verwirrung, deren Spuren ſonſt ſo deutlich auf das Geſicht der ſchönen Indianerin getreten waren.

Es war nun ihr höchſter Genuß, von Zeit zu Zeit mit dem Manne plaudern zu können, der das Traurige ihrer einſamen Lebenstage mitzufühlen, und an den Zuſammenkünften mit ihr beſondere Freude zu haben ſchien. Durch die Gewißheit, ſich geſchätzt zu ſehen, entſproßte ein neues Gefühl in dem Mädchen; ſie fand einen Zauber darin, der ihrem gelähmten Geiſte die natürliche jugendliche Lebhaftigkeit wieder verlieh. Sie ließ es ſich jetzt angelegen ſeyn, die Dauer einer Lage zu verlängern, die ihrer unſchuldigen Einbildungskraft eine neue Welt eröffnete. Je mehr ihre Seele durch die Einſamkeit und Eintönigkeit ihres vergangenen Lebens niedergebeugt war, deſto mehr ſchlug ſie bei der raſchen Befreiung in Flammen auf, und ihre Zukunft kleidete ſich in glänzenden Farben, war geſchmückt mit unbegränzten Hoffnungen. Die häufigen Zuſammenkünfte der reizenden Parſi mit dem jungen Engländer hatte eine ſo glühende Neigung zur Folge, daß die letzte Schranke geſellſchaftlicher Vorurtheile brach.

Beide Weſen hielten ſich innig umſchloſſen, und das Mädchen ſetzte in ihrer Unſchuld ihr ganzes Vertrauen auf den Mann, der ſich ihres unerfahre-

nen, ungekünſtelten Herzens zu bemeiſtern wußte. Der Engländer fühlte nicht minder tief, und wenn er auch im Gegenſtande ſeiner glühenden Leidenſchaft eine von den Irrthümern der Gebern Religion angeſteckte Seele entdeckte, ſo konnte er doch mitten in dieſer Finſterniß einen koſtbaren Brennpunkt des Lichts und ſittlicher Reinheit nicht verkennen. Oft fragte er ſich, wie herrlich ſich eine ſolche Seele durch das Chriſtenthum erleuchtet, geſtalten müßte, da ſie jetzt ſchon unter dem Drucke einer heidniſchen Religion ſo viele Schönheit entwickele.

Bald fand der Austauſch der Geſtändniſſe ſtatt, und das Mädchen glaubte dem Geliebten das Geheimniß des ſchändlichen Gewerbes mittheilen zu müſſen, welches der Parſi trieb. Dieſe Entdeckung rief in dem jungen Manne eine Unruhe hervor, welche dem forſchenden Blicke und der erregten Zärtlichkeit ſeiner ſchönen Gefährtin nicht entgehen konnte. Haſtig drückte ſie in einem Strome von Worten den tiefſten Abſcheu gegen eine Lebensweiſe aus, die ihr ſeit langer Zeit Qual und Pein verurſacht hatte.

Mit zartem Mitleid blickte ſie der Engländer an. In der Gluth ſeiner ſchwärmeriſchen Leidenſchaft glaubte er eine Eingebung von oben in ſich zu verſpüren, die ihn ſeine Geliebte der Berührung des Laſters entziehen, und unter ihres Gleichen in eine Sphäre bringen hieß, wo ſie in unbeſchränkter Freiheit die Laufbahn des Guten verfolgen konnte, zu der ſie von der Natur offenbar beſtimmt war. In dieſer Sendung fand der Engländer hinreichende Gründe, nicht zu den Mahratten zu gehen. Wenn er aber zuweilen einen Blick auf ſeine Zukunft warf, ſo konnte er freilich nicht ganz begreifen, wie ſeine Liebe für die Tochter des Parſi mit ſeiner Stellung in der Welt in Einklang zu bringen wäre. Seine, wenn auch nicht reich begüterte Familie nahm in England einen ehrenvollen Rang ein. Ueberdieß ließ ihm die Art, wie er den Militärdienſt verlaſſen, in dem ihm ſeine Eltern ein Glück zu ſichern geglaubt hatten, wenig Hoffnung, von ihnen fernere Unterſtützung zu beziehen. Kurz, je mehr er darüber nachdachte, um ſo mehr Hinderniſſe thürmten ſich auf, ſo daß er der Zukunft ſich ganz entſchlagen, und nur mit der Gegenwart beſchäftigen mußte, die ihn zum glücklichſten Menſchen machte.

Der Vater war beinahe immer abweſend und ahnte die gegenſeitige Neigung bis dahin noch nicht. Doch bald war es Niemand mehr zu verbergen, daß des Jumſajie reizende Tochter bald Mutter werden würde. Bei dieſer unerwarteten Entdeckung kannte der Zorn des Vaters keine Gränzen mehr; er trat die Tochter mit Füßen und vertrieb ihren Geliebten aus ſeiner Wohnung. Dann berathſchlagte er ſich ungeſäumt mit den drei andern Parſis über die Art der Strafe, welche die Schuldige treffen ſollte. Sie beſchloſſen einſtimmig, daß ſie den Tod verdiene; die Berührung mit dem Chriſten war ein unverzeihliches Verbrechen im Auge dieſer Ungläubigen.

Der Vater kämpfte noch mit ſich, ehe er einen ſo unnatürlichen Entſchluß faſſen konnte. Der Fanatismus trug den Sieg über die väterliche Zärtlichkeit davon, und nach kurzem Zögern beſtimmte ſich der Parſi für die Wahl des Scheiterhaufens. Der Urheber der Schmach ſollte dieſelbe Strafe ausſtehen.

Der junge Engländer verließ die Gegend nicht, nachdem man ihn aus dem Grabgewölbe gejagt hatte. Er konnte den Gegenſtand ſeiner Liebe nicht dem Grimme eines Vaters überlaſſen, welcher, nach ſeiner Meinung, alles Recht über eine Tochter verloren hatte, deren Glück er nie im Auge gehabt. Das Herz brach dem Unglücklichen, als er das traurige Loos erfuhr, das Jumſajie ſeiner Tochter wegen eines Fehltrittes beſtimmt hatte, an welchem ſie die geringere Schuld trug. Ohne die Folgen zu bedenken, beſchloß er alle Mittel zu ihrer Rettung anzuwenden; die Gefahr ſeines eigenen Lebens rechnete er in ſeinem edelmüthigen Vorſatze für nichts. Er trat vor den wüthenden unerbittlichen Vater, umfaßte ſeine Knie und flehte in den rührendſten Ausdrücken um die Zurücknahme des Spruches gegen die unſchuldige Tochter. Er verſprach ſich ſogleich mit ihr zur Präſidentſchaft zu begeben, und ihr dort ein unwiderrufliches Recht auf ſeinen Schutz durch geſetzliche Ehe zu verſchaffen. Jumſajie hörte den Engländer mit teufliſchem Gelächter an, und ohne ihn einer Antwort zu würdigen, befahl er ſeinen Gefährten, ſich ſeiner Perſon zu bemächtigen, und verkündigte ihm, daß der Verführer und ſein Opfer den Tod zur Strafe erleiden ſollten. Alle Bitten waren fruchtlos, der Unglückliche befand ſich, aller Kräfte zum Widerſtande beraubt, in der Gewalt ſeines Feindes. Man band ihm die Hände mit Stricken und warf ihn in die Kammer, die er ehemals bewohnt hatte, und der folgende Tag wurde zum Tode der beiden Schuldigen anberaumt.

Düſtere, ſchwere Wolken lagerten ſich am andern Morgen am Horizonte; vor Sonnenuntergang ſollte die Hinrichtung ſtattfinden. Nachmittags verkündeten einige Windſtöße ein herannahendes Gewitter. Der Donner rollte, und der Regen goß in Strömen. Dennoch fuhr man in der Vorbereitung fort. Am Morgen hatte man in das Innere des von Jumſajie bewohnten Grabegewölbes eine Maſſe Holz geſchleppt. Ein dickes 5 Fuß hohes Bambusrohr ſteckte man als Pfahl in den Boden. Daran ſollten die zwei Schlachtopfer gebunden werden.

Als die Zurüſtungen beendigt waren, unterrichtete man die Tochter des Jumſajie von ihrem Schickſale; ohne ein Wort zu ſprechen, ohne die geringſte Regung nahm die Unglückliche die Kunde auf. Sie fürchtete den Tod nicht und fand einen ſüßen Troſt in dem Gedanken, daß ſie mit einem Manne in die andere Welt gehe, in dem ſich alle ihre Gefühle vereinigt hatten. Ihr ſchwärmeriſcher Sinn bot ihr in einer ſo feierlichen Lage ein neues Element der Begeiſterung,

und ließ ſie den Tod als eine Macht ſegnen, die die Schranke für immer brechen würde, welche ſie vom Gegenſtande ihrer Anbetung trennte. Sie zweifelte nicht, daß der Engländer von denſelben Gefühlen durchdrungen ſey.

Der junge Mann erwartete mit kaltem Blute die Erfüllung ſeines Geſchicks, ohne gerade die ruhige Entſagung, die Gefährtin der Hoffnung, zu theilen. Die Leidenſchaft in ſeinem Gemüthe erhöhte die Schwungkraft ſeiner Seele und verhüllte vor ſeinem Auge die Schreckniſſe des Todes. Nur ein Gedanke erſchütterte zuweilen ſeinen Muth, der, daß er für die Ewigkeit von derjenigen getrennt werden ſollte, die er ſo ſehr geliebt; ein ſchwankendes religiöſes Gefühl hatte dieſe Unruhe veranlaßt.

Plötzlich hörte der Regen auf; aus weiter Ferne vernahm man noch den Donner; die Blitze aber folgten ſich immer noch unaufhörlich. Indeſſen häufte man mächtige Holzſcheite um den Pfahl und ließ oben an der Spitze Raum genug, daß die beiden Opfer aufrecht neben einander ſtehen konnten. Darüber goß man eine Menge Ghu (Büffelfett), um den Brand zu beſchleunigen.

Eine Viertelſtunde vor Sonnenuntergang ließ man ſie zuſammen gebunden den unſeligen Scheiterhaufen beſteigen; der Donner fing eben wieder an mächtiger zu rollen, und ſchreckliche Blitze ſchoſſen durch die Luft. Jumſajie ließ ſich von den drohenden Vorzeichen nicht einſchüchtern. Feierliche, nur von den Donnerſchlägen unterbrochene Stille herrſchte um den Scheiterhaufen. Das Mädchen erblaßte und zitterte, wenn es ſeinen Geliebten anſah, und an die fürchterlichen Schmerzen dachte, die ihm bevorſtanden. Ihre Bewegung befeſtigte den Muth des jungen Mannes wieder; ruhig ſprach er ihr Troſt ein. Zuweilen hatte er mit ihr von den Wahrheiten des chriſtlichen Glaubens geſprochen; ſie hatte dadurch den Begriff von einem Welterlöſer erhalten, ſo undeutlich der Begriff auch war, ſo gab er ihr doch den Glauben an eine beſſere Welt, und verſcheuchte die Furcht vor dem Lebensende.

Mit zärtlichem Tone bat die Tochter des Jumſajie ihren Vater um eine letzte Umarmung. Aber dieſer legte der väterlichen Liebe Schweigen auf, und antwortete auf die Bitte mit einer abgemeſſenen und feierlich ausgeſprochenen Verfluchung. Bei dieſem unerwarteten Schlage ließ die unglückliche Tochter das Haupt auf die Bruſt ſinken, und eine Thräne entfloß ihrem Auge, als ſie den Blick nach ihrem Leidensgefährten wandte. In dieſem Momente drückte man den beiden Opfern zwei brennende Fackeln in die Hände. Plötzlich aber, da ſie eben Feuer an den Holzſtoß legen wollten, traf ein blendender Blitzſtrahl den Scheiterhaufen, zerſtreute das aufgeſtürmte Holz und erſchlug zwei Parſi, Gefährten des Jumſajie. In Beſtürzung warf ſich der Vater auf die Knie, überzeugt, daß der Gott der Gebern in ſeinem Zorne dieſes Feuer vom Himmel geſchleudert und ſeine Genoſſen wegen ihrer Untreue am Dienſte des heiligen Elements beſtraft habe.

Die übernatürliche Entwickelung begründete die Befreiung der zwei Schuldigen; man nahm an, die Gottheit ſey zu ihren Gunſten in das Mittel getreten. Das Mädchen wurde wieder mit Liebe vom Vater aufgenommen, der von nun an ſeinem Straßenräubergewerbe entſagte und ſich mit den Liebenden nach Calcutta begab. Hier wurden ſie nach den Gebräuchen des chriſtlichen Glaubens, deſſen Lehre die junge Frau annahm, getraut. Der Vater ſtarb als ein reicher Mann, hinterließ ſeine Schätze dem glücklichen Paare, und nie hatte der Engländer zu bereuen, daß er die Tochter eines Parſi geheirathet.

Elephanta. Salſette.

Einer unſerer erſten Ausflüge von Bombay aus, hatte die kleine Inſel Elephanta zum Ziel, welche die Eingebornen Garapori nennen, und die im Innern des Hafens liegt. Sie iſt ungefähr zwei Stunden von der Mahrattenküſte entfernt und ſieht wie ein langer Hügel aus, der in der Mitte von einem ſchmalen und tiefen Thal getrennt wird, welches von beiden Seiten abgeriſſene Erhöhungen einſchließen.

Sie iſt gewöhnlich unbewohnt und bietet nur von Zeit zu Zeit armen Verbannten eine Zuflucht, welche ihrer Kaſte zu entfliehen gezwungen und keinen beſſern Aufenthaltsort zu finden im Stande ſind. So war nämlich der Zuſtand dieſer Inſel, als wir ſie beſuchten. Einen Büchſenſchuß weit vom Geſtade erblickte man einen coloſſalen Elephanten auf plumpe Weiſe aus einem ſchwärzlichen Felſen gehauen, und dieſes Umſtandes wegen gaben die Portugieſen der Inſel ihren neuern Namen Elephanta. Als ich dieſes Standbild ſehen wollte, mußte ich mir durch das Dickicht Bahn machen, das es von allen Seiten umgibt.

Hierauf ließen wir uns im Palankin den ſteilen Hügel hinauftragen. Auf halbem Wege fanden wir die erſte Grotte, die nur aus einem einzigen Saale beſteht, von zwei Pfeilern geſtützt. Sie bietet durchaus nichts Bemerkenswerthes dar. Nachdem wir zwei Drittel der Höhe erſtiegen hatten, öffnete ſich die Haupthöhle vor uns. Sie liegt am Ende eines engen, verwachſenen Hohlwegs. Der Eintritt zeigt auf den erſten Blick nichts Ungewöhnliches,

allein ſo bald man das Innere des Tempels ganz überſchaut hat, wird das Ganze dieſer Architektur wirklich Staunen erregend. Man ſieht einen weiten, im Fels gehauenen Saal, deſſen Decke von Reihen ſehr ſchöner Säulen getragen wird, deren Kapitäler ſich unter der Laſt des Berges zu biegen ſcheinen. Dieſe Säulen ſind überdieß mit Figuren nnd Gruppen bedeckt. Im Hintergrunde, dem Vorhofe, gegenüber, erblickt man, in einer Art von Niſche, ein coloſſales Bruſtbild mit drei Köpfen. Es iſt 12 Fuß hoch, und jedes Geſicht hat nicht weniger als 5 Fuß. Man glaubt, daß es Brahma, Wiſchnu und Siva vorſtelle; und obgleich neuere Gelehrte dieſe Annahme in Zweifel gezogen haben, ſo iſt es ihnen doch nicht gelungen, beſſere Aufſchlüſſe zu geben.

Der Flächenranm des Tempels enthält 130 Fuß in der Länge und 123 in der Breite, das Gewölbe wurde von 26 Säulen und 16 Pfeilern geſtützt, allein 8 Säulen ſind ganz zertrümmert und mehre andre ſtark beſchädigt. Die Höhe wechſelt zwiſchen 15 bis 16 Fuß. Die Wände ſind mit Rieſenfiguren en relief geziert, von denen einige ſowohl durch die Richtigkeit der Verhältniſſe, als durch die Zierlichkeit der Ausführung ſich auszeichnen. Die Gegenſtände dieſer Schilderungen ſind der brahminiſchen Mythologie entlehnt, den benachbarten Höhlen von Kenneri und Calli ganz entgegen geſetzt, welche offenbar buddhiſtiſche Tempel ſind.

Die indiſchen Gottheiten haben ſtets ein charakteriſtiſches Symbol, woran man ſie eben ſo leicht erkennen kann, als die alten enropäiſchen Geſchlechter an ihren Wappen.

Der große Tempel zu Elephanta ſteht übrigens verlaſſen da, die Hindu halten keinen Dienſt mehr ihren Gottheiten darin ab. Dieß ſcheint mir ein Beweis ſeines hohen Alters zu ſeyn, denn dieſe andächtigen Völker würden gewiß keinen erſt in neueren Zeiten ihren Göttern geweihten Ort aufgeben. Nur dann kann es der Fall ſeyn, wenn die Gründung des Monuments ſich in die Nacht des höchſten Alterthums verliert.

Wir unterſuchten dieſe intereſſante Grotte einen ganzen Tag und kehrten erſt mit Sonnenuntergang nach Bombay zurück.

Eine zweite Spazierfahrt machten wir nach Salſette. Dieſe Inſel iſt fünf Stunden lang und vier breit und wird durch eine, unter Dunkans Regierung erbaute Chauſſee mit Bombay verbunden. In früherer Zeit war Salſette als ein heiliger Ort berühmt; die Inſel beſaß eine große Menge unterirdiſcher Tempel in Felſen gehauen, von denen zwei bis drei ſehr prächtig waren. Jetzt hat man im Mittelpunkte der Inſel einen Artillerie-Park angelegt. Von hier nimmt die monotone Landſchaft einen maleriſchen Charakter an. Die Ebene iſt mit dickem Wald und Geſträuch bewachſen, und hin und wieder erheben ſich daraus zerſtreute Hügel von Granit. Im Dickicht leben Tiger und andere Raubthiere; die ſchmalen Thäler zwiſchen den Hügeln machen den Aufenthalt auf dieſer Inſel ſehr ungeſund.

Die Dörfer auf Salſette beſtehen aus elenden Hütten, die von den ärmſten Hindus bewohnt werden. Die Hauptſtadt heißt Tanna; ſie iſt groß und bevölkert. Eine Anzahl europäiſcher Militärperſonen außer Dienſt leben hier mit ihren Familien ziemlich angenehm. Im Ganzen wird die Inſel von 50,000 Menſchen bewohnt. Obgleich die Einwohner ſehr arm ſind, ſo zeigen ſie doch ſo ſanfte Sitten, daß im Jahre 1813 in zwei Jahren keiner von ihnen vor Gericht erſchienen war, wie der Magiſtrat ſelbſt bekannt machte. Die Sprache des Volks iſt ein ſeltſames Gemiſch aus verſchiedenen indiſchen Dialecten mit etwas barbariſchem Engliſch.

Wir blieben in einem kleinen romantiſchen Thale über Nacht, das von allen Seiten von Hügeln eingeſchloſſen war, und in der Mitte einen lichten Fleck im Walde zeigte, auf dem ſich ein kräftiger Banianenbaum erhob. Unſre Leute richteten ſich hier zum Bivouakiren ein, nachdem ſie ihren Curry zum Nachtmahl bereitet und ihre vom Wege erhitzte Kehlen erfriſcht hatten. Ein Trupp Bayaderen, die auf dem Wege nach Tanna begriffen war, ergötzte uns mit Geſang und Tanz.

Am andern Morgen brachen wir nach dem Berge auf, in dem die berühmten Grotten ſich befinden. Sie ſind ſo zahlreich darin angebracht, daß der ganze Berg wie ein Honigwaben mit ſeinen Zellen ausſieht. Der Weg war für unſre Träger ſehr beſchwerlich, als wir uns aber am Ziele befanden, fanden wir uns durch das was wir ſahen reichlich entſchädigt; denn nicht nur die Menge der Höhlen, ſondern ihre reiche und ſchöne Ausſchmückung überraſchte uns. Die eine bildet einen faſt viereckigen Saal, der ganz mit prächtigen Basreliefs bedeckt iſt. Man nennt ſie den Durbar, weil ſie wahrſcheinlich unter der muhammedaniſchen Herrſchaft dem Hofe zu irgend einem Gebrauche diente.

Der Haupttempel iſt in der That das ſchönſte, was man in dieſer Art ſehen kann. Die Portugieſen weihten ihn zum chriſtlichen Gottesdienſte ein. Man ſteigt auf Stufen bis zur Oeffnung und tritt dann in einen hohen Porticus, den eine Bruſtwehr in Stein, von ſchöner Arbeit einſchließt. Auf der einen Seite erhebt ſich ein großer Pilaſter mit drei zwar grob gearbeiteten, aber gut erhaltenen Löwen. Das Gewölbe des Vorhofs ruht auf zwei dünnen, viereckigen, ſchmuckloſen Säulen; beim Eintritt überraſcht der Reichthum der Sculpturen. Es iſt größer und höher als die Höhle von Elephanta. Es bildet ein Parallelogramm, das auf drei Seiten von einer Reihe achteckiger, größtentheils ſchön verzierter Säulen umgeben iſt. Das Plafond iſt gewölbt und wird von hölzernen Bogen unterſtützt, die faſt bis auf die Kapitäler der Säulen reichen. Wir blieben die ganze Nacht in dieſem ſchönen Tempel.

Am andern Morgen beſuchte ich die andern Grotten, die zwar ſehr zahlreich ſind, aber mit der eben beſchriebenen den Vergleich nicht aushalten.

Die Sculpturen ſind darin nicht ſo häufig und nur ſelten von Werth; ſie verſinnlichen, nach der allgemein verbreiteten Annahme, die Myſterien des buddhaiſtiſchen Cultus. Vor der einen dieſer Grotten genießt man eine herrliche Ausſicht über die eben ſo großartige als maleriſche Landſchaft.

Es gibt wohl keine Gegend auf unſerem Erdball, ſelbſt Ober-Aegypten nicht ausgenommen, wo die wunderbare Macht der Intelligenz ſich zu höhern Reſultaten aufgeſchwungen hat, als in Indien. Ich muß geſtehen, daß ich dann erſt den ganzen Umfang der Hülfsquellen des Menſchen erfaßte, als ich mit eigenen Augen die großen Produkte ſeiner Induſtrie erblickte, wie ſie dem Reiſenden auf der Halbinſel des Ganges bei jedem Schritte aufſtoßen.

Zu meinen Füßen ſtürzte ſich längs des Gebirges ein tiefer Bach wie ein Silberband, das kunſtlos auf einem ſchönen Kleide von grünem Sammt liegt. Rechts von dieſer lieblichen Kaskade zeigte ſich ein Thal, das von einem ſo dichten Baumwuchſe bedeckt war, daß der Tiger, ungeſtört von jedem menſchlichen Beſuche, darin ſeine Wohnung aufſchlagen konnte. Auf der andern Seite des Baches erhob ſich ein abgeriſſener Kegel, an deſſen Seite ſich der Eingang zu einem kleinen unterirdiſchen Tempel zeigte. Unſere Geſellſchaft hatte ſich zerſtreut; die Einen waren auf den Gipfel des Hügels geklettert, um ſich an einem unbegränzten Horizonte zu ergötzen; Andere ſtanden an dem Eingange des mir gegenüber liegenden Tempels; noch Andere ſchliefen im Schatten, und die Uebrigen waren in das Dickicht gezogen, um Wildpret aufzuſuchen.

Nachdem ich mich eine Zeit lang meinen Betrachtungen überlaſſen hatte, ſtieg ich in das Thal hinab, an deſſen Ende ich mich in einem unwegſamen Walde befand, wo ich jedoch ſo glücklich war, ein Rebhuhn und eine Wachtel wie auch zwei Haſen zu ſchießen. Mit dieſer Beute zufrieden, ließ ich meine Jagdtaſche von dem Manne, der mich begleitete, zur Höhle tragen und wagte mich weiter in den Wald, indem ich dabei vorſichtig mich nach Merkmalen umſah, die meine Rückkehr ſicherten.

Ich hatte eine Doppelbüchſe bei mir, den einen Lauf mit Eiſenſchrot, den andern mit einer Kugel geladen. Ich hielt es damit ſo, für den Fall, daß ich ein größeres Thier aufs Korn nehmen wollte, für welches Schrot nicht hinlänglich wäre. Das Dickicht war ſo verwachſen, daß ich nur mit Mühe hindurch kommen konnte. Schon war ich im Begriffe umzukehren, als ich einen Tiger ungefähr zehn Schritte vor mir, friedlich dahingehen ſah. Es überraſchte mich einigermaßen, dieſes wilde und entſchloſſene Thier mir ſo nahe zu wiſſen, da ich nichts als meine Flinte bei mir hatte, allein der Tiger machte keine Miene, mich anzugreifen. Ich konnte jedoch einem unwiderſtehlichen Drange nicht widerſtehen und drückte los; die Kugel traf das Hinterbein des Tigers und ich ſah, daß ſie es zerſchmettert hatte. Das wüthende Thier ſtieß ein furchtbares Gebrüll aus, ſtürzte ſich aus dem Gebüſch und

lief auf drei Füßen auf mich zu. Meine Lage war critiſch. Ich hatte nur noch den Schrotſchuß in der Büchſe, und es war kein Augenblick zu verlieren, denn der Tiger war ſchon ganz nahe. Ich warf das Gewehr auf die Schulter, und da ich wußte, daß mein Feind außer Stande war, einen Sprung zu wagen, ſo ließ ich ihn bis auf ſechs Schritte herankommen, in der Abſicht, ihm in die Augen zu ſchießen. Mein Schuß traf gut; das Thier wälzte ſich auf dem Rücken in Todeszuckungen. Da ich jedoch bemerkte, daß noch zu viel Leben in ihm war, ſo warf ich die Flinte weg und kletterte auf einen Baum, um die Folge meines unüberlegten Angriffs abzuwarten.

Nach einigen Minuten ungefähr erhob ſich der Tiger wieder und ſchüttelte den Kopf, während er noch immer ein ſchreckliches Brüllen ausſtieß. Ich ſah nun, daß der Schuß ihm das Geſicht fürchterlich zerriſſen hatte, allein ich bemerkte bald, daß er noch nicht blind dadurch geworden war, denn er ſchleppte ſich heulend nach meinem Baume hin.

So erreichte er den Fuß deſſelben, und verſuchte hinanzuklettern. Der Stamm war nicht hoch und mit Aeſten reichlich verſehen; dieß ſetzte mich nicht wenig in Angſt. Schon hatte das wilde Thier ſich an den unterſten Zweigen feſtgekrallt, und ich überlerlegte, wie ich ihm zu entrinnen vermöchte, als ich einen Köhler erblickte, der eines ſeiner Handwerkszeuge auf der Schulter trug. Kaum ſah er die Gefahr, worin ich ſchwebte, ſo hieb er dem Tiger die Hinterbeine ab, daß er ſogleich auf den Boden zurückfiel. Hier aber tödtete er das Ungeheuer mit einer Schnelligkeit, die deutlich zeigte, wie geübt er in ſolchen Expeditionen ſeyn mochte. Er machte ihm nämlich ein paar tiefe Einſchnitte in die Kehle, wodurch das Athmen unmöglich wurde.

Auf meine Bitte zog mein Retter dem Thiere die Haut ab, und trug ſie mir bis zur Höhle, wo mich meine Freunde glückwünſchend empfingen. Ich gab dem armen Hindu einen Gold-Mohur, welches in Bombay ungefähr 42 Franken ausmacht. Er war ſo erfreut über dieſe Großmuth, daß er ausrief, er wünſche nichts ſehnlicher als täglich einen Tiger mit zerſchmetterten Beinen anzutreffen, dem er nur den Gnadenſtoß zu geben brauche, um dann eine ſolche Belohnung dafür zu empfangen.

Nach dieſem Abenteuer ſchickten wir uns an, dieſe intereſſante Inſel zu verlaſſen. Es war noch früh, und die Sonne ſandte ihre glühendſten Strahlen der Erde zu; beſonders war die Hitze in den Thälern unerträglich. Da wir unſern Weg jedoch durch die Schatten der dicken Vegetation nahmen, ſo wurden wir ziemlich geſchützt. Meine Gefährten ſchoßen einiges Wildpret, ich aber hatte an meiner Jagd vom Morgen genug und konnte mich nicht ſo ſchnell von der ſtarken Gemüthsbewegung erholen, die ſie in mir erregte.

Wir blieben einen Tag in Tanna, woſelbſt uns einige europäiſche Offiziere ſehr freundlich aufgenommen hatten. Am andern Morgen kehrten wir nach Bombay zurück.

Da die Zeit der Stürme nahte, beſchloß ich die Inſel und was mit derſelben zunächſt zuſammenhing, alsbald zu durchforſchen. Allein ich hatte mich keiner beſondern Ausbeute zu erfreuen. Außer jenem Stadtviertel, welches an das Fort gränzt, und dieſem ſelbſt, findet der Reiſende nur wenige Gegenſtände, welche ſeine Aufmerkſamkeit erregten.

Die „ſchwarze Stadt“ iſt ſehr ausgedehnt und bevölkert; die Straßen ſind enge, die Häuſer niedrig, klein und ſchmutzig; ihr Anſehen erweckt den Gedanken, daß der größte Theil der Einwohner im tiefſten Elend lebt. Dieß iſt jedoch nicht der Fall; und ſelbſt Jene, deren Wohnungen von Allem entblößt erſcheinen, was die Bequemlichkeit erheiſcht, können zu den Reichen gezählt werden. Dieſe Monotonie, die der äußere Anblick der Stadt gewährt, wird hin und wieder durch einige europäiſche Gebäude unterbrochen, worunter man mehre portugieſiſche Kapellen und zwei Kirchen des armeniſchen Kultus bemerkt.

Das bedeutendſte Gebäude iſt das Gefängniß. Als ich es beſuchte, fand ich einen Mörder dort, welcher zum Tode verurtheilt war. Er ſah wild und finſter aus und war in eine enge Zelle geſperrt. Er aß ſeine Schüſſel Reis mit gutem Appetite, obgleich er am andern Morgen hingerichtet werden ſollte. Ich hütete mich wohl, ihn in ſeiner Mahlzeit zu ſtören, die er mit unglaublicher Schnelligkeit zu ſich nahm. Als er geendigt hatte, ließ ich mich mit ihm in ein Geſpräch ein und ſuchte ſeine Gedanken auf das traurige Loos hinzulenken, welches ihn im andern Leben erwartete; allein er war mürriſch, wie es ſchien, und wollte mir ſeine Empfindungen darüber nicht mittheilen. Endlich ſagte er mit einem verzerrten Lächeln: „Könnt Ihr mir ein Mittel ſagen, um meine Todesangſt zu mildern? Mein Kelch iſt voll, es bleibt mir nichts übrig, als ihn zu leeren.“

„— Ich bin freilich nicht im Stande, Euch das Schickſal, das Euch erwartet, angenehm zu machen, vielleicht aber gelänge es mir, einigen Troſt in Euer betrübtes Herz zu gießen.“

„— Unnütze Worte! Geſchwätz dienſtwilliger Narren! Welchen Troſt könnet Ihr denn einem Menſchen ſpenden, der ſich in ſo ſchlimmer Lage befindet, als ich? Meine Zeit iſt da; was hätte ich nun wohl Beſſeres zu thun als zu ſterben?“

„— Fühlt Ihr keine Reue über die gräßliche That, die Euch in dieſe Lage brachte?“

„— Welche Reue? Er verdiente den Tod, den er durch mich erhalten. Das Schickſal wollte, daß er ſo geſtorben iſt, und ich war nur das Werkzeug deſſelben. Ich bin nicht verdammenswerth. Was wäre noch mehr zu ſagen? Ich erfülle nunmehr die Bedingungen meiner ſterblichen Natur.“

Sein Glaube an Vorherbeſtimmung hatte ſo feſt in ſeinem Geiſt gewurzelt, daß ich ihn nicht davon abzubringen vermochte; mein Zuſprechen brachte

ihn zuletzt auf. Ich überließ ihn daher ſich ſelbſt, und ich hörte den andern Tag, daß er ſein Schickſal völlig gleichgiltig ertragen habe und noch am Fuße des Galgens eine ungeheure Schüſſel Reis verzehrt habe, um, wie er ſcherzend bemerkte, ſich auf ſeine langen Reiſe gehörig vorzuſehen.

Mit dieſer thieriſchen Gleichgültigkeit ertragen die Hindu gewöhnlich die ihnen auferlegte Todesſtrafe. Obgleich ſie das Leben unmäßig lieben, und dem Tode, ſo lange ſie können, aus dem Wege gehen, ſo trotzen ſie ihm doch, wenn ſie ſehen, daß ihm nicht mehr auszuweichen iſt, als Folge ihrer Lehre von der Prädeſtination.

Nachdem ich den Mörder verlaſſen hatte, führte mich der Gefangenwärter zu einem jungen Offizier, der wegen Schulden ſaß. Es war noch nicht Mittag, allein man merkte gleich, daß der Gefangene bereits reichliche Libationen gemacht hatte.

Es war ein junger Menſch nicht älter als 22 Jahre. Sein Geſicht war ſtark geröthet, die Wangen aufgedunſen, das Auge mit Blut unterlaufen, die Haare unordentlich, und Alles an ihm beurkundete die Folgen einer Morgenſchlemmerei. Er nöthigte mich in ſein Zimmer, wo ſich zwei Stühle in ſchlechtem Zuſtande befanden, ein wankender Tiſch und ein kleines Feldbette. Auf dem Boden lagen verſchiedene Gegenſtände ſeiner Toilette; auf dem Tiſch ſah man ein Paar zerbrochene Gläſer, einige Cigarren, einen gemeinen Hukah ohne Mundſtück, kurz Alles, was ich ſah, beſtätigte mich in meiner vorgefaßten Meinung.

Der junge Epicuräer ſchien nicht zu ahnen, daß auf der Welt Etwas exiſtirte, was man Elend nennt. Er lachte unaufhörlich, er ſprach mit Geläufigkeit, und dennoch bemerkte man unter dieſen Aeußerungen der Luſtigkeit einen trüben Skeptizismus, der ſeine Jugend geknickt zu haben ſchien. Er ſagte mir, daß ſein Wahlſpruch heiße: „Das Leben ſey kurz und gut!“ und daß er ſich bereits fünfzehn mal geſchoſſen habe, ohne den unbedeutendſten Streifſchuß davon getragen zu haben, daß er alſo annehme, durch Pulver und Blei nicht zu ſterben.

„Ein Zauber beſchützt mein Leben,“ ſprach er und ſtürzte dabei einen ſtarken Schluck Arrack hinunter, den er nur wenig mit Waſſer verſetzt hatte.

Die Geſundheit dieſes Menſchen war bereits ſo ſehr untergraben, daß er einen Monat, nachdem ich ihn beſucht hatte, im Grabe lag.

Der merkwürdigſte Punkt auf der Inſel Bombay iſt die Spitze von Malabar, ein erhöhtes Vorgebirge, das man von weitem ſieht, und deſſen Gipfel geſpalten iſt. Dieſer Ort wird von den Pilgern für heilig gehalten, welche hierher kommen, um ihre Seele zu reinigen. Sobald ſie durch dieſen Spalt des Berges hindurch ſind, glauben ſie entſündigt zu ſeyn, und da die Oeffnung ſehr enge iſt, ſo iſt es dem fetten Schlemmer wahrlich nicht leicht ſich

durchzudrängen. Zur Zeit der Stürme iſt ohnehin dieſer Durchgang nicht ohne Gefahr.

Unweit von dieſem Orte befindet ſich ein ſchönes Dorf, welches faſt nur von Brahminen bewohnt wird, die ſich hier einem wollüſtigen Nichtsthun überlaſſen und dabei, durch die geſunde Luft, die hier herrſcht, begünſtigt, zu hohen Jahren kommen.

Noch gibt es auf der Inſel Bombay ein großes Dorf Namens Mazagong, das nur von Portugieſen bewohnt wird. Hier wachſen die herrlichſten Mango's. Man ſchätzt dieſe Früchte ſo ſehr, daß ſie weit und breit verſendet werden. Die Portugieſen haben es in der Cultur derſelben am weiteſten gebracht. Zur Zeit Schah-Jehans, wurden alle Mango's für die kaiſerliche Tafel in Delhi von hier geholt.

Mazagong enthält zwei katholiſche Kirchen, im einfachen aber ſchönen Geſchmacke erbaut; ferner eine bequeme Docke.

Mahim heißt eine Stadt auf der nördlichen Küſte, die von Eingebornen bewohnt wird. Die Portugieſen beſitzen hier ein katholiſches Prieſterſeminar. Die Stadt nebſt den umliegenden Dorfſchaften zählt beinahe ſechzig tauſend Seelen.

Da die Jahreszeit ſchon vorgerückt war, mietheten wir ein Haus am Ufer des Meeres, rollten unſere Zelte zuſammen und verbrachten hier in der Monotonie eines beſchaulichen Lebens die Zeit, während die Stürme dauerten.

M e x i c o.

I.

Der Guazacoalco.

Es war zu Anfange des Monats April im Jahre 1831, als wir bei Tagesanbruch vor der Mündung des Guazacoalco beilegten. Der Guazacoalco fließt öſtlich von Vera-Cruz und nimmt ſeinen Lauf von Süden nach Norden. Er entſpringt in der Nähe der kleinen Stadt Tehuantepec, die an den Ufern eines Sees erbaut iſt, der ſich in das ſtille Meer entleert. Nachdem er einen Raum von vierzig bis fünfzig Lieues durchlaufen hat, ergießt er ſich in den Meerbuſen von Mexico im Staate Vera-Cruz ungefähr ſechszig Lieues von der Stadt gleichen Namens. Die Schiffe von 2—300 Tonnen können leicht den Eingang in den Fluß gewinnen und funfzehn bis zwanzig Lieues von der Mündung gegen den Strom fahren, aber nicht darüber; einige Lieues weiter oben könnte man ſelbſt mit den Schaluppen und Böten nicht mehr durchdringen. Um den Fluß bis zur Quelle zu befahren, bedient man ſich der indiſchen Piroguen, die im Lande Canoas genannt werden. Die Mündung des Guazacoalco iſt eine Viertels-Lieue breit. Eine oder zwei Lieues landeinwärts verengt ſich ſein Bett, und in Minatitlan oder La Fabrica, einem vier oder fünf Lieues vom Meere entfernten Dorfe, hat er nur noch Steinwurfs-Breite. Das Waſſer des Fluſſes iſt hell und läuft fünf oder ſechs Monate außerordentlich langſam; aber da vom Juni oder ſogar von den letzten Tagen des Mai an die Regenzeit beginnt und vor Ende Octobers nicht mehr aufhört, ſo iſt er ſechs Monate lang moraſtig, bedeckt die Ufer und nimmt einen reißenden Lauf. Ebbe und Fluth, die ſich vorher bis über Minatitlan erſtreckten, hören nun ganz auf, das Waſſer verliert ſeinen ſalzigen Geſchmack und wird bis zur Mündung trinkbar.

Es iſt ein merkwürdiger Umſtand, daß ein Fluß, der ſechs Monate lang unaufhörlich in die umliegenden Gehölze und Gründe ausgetreten iſt, nach der Regenzeit keine Spur ſeiner Wuth und ſeiner Verheerungen zurückläßt. Es hat im Gegentheil Alles einen lachenden Anblick auf ſeinen Ufern, die nirgends jene Sand- und Steinhaufen, jene tiefen Aushöhlungen und ſo viele andere Merkmale zeigen, die an den Ufern der Flüſſe von Frankreich das

Unglück eines zu Grunde gerichteten Anbauers verkünden. Sie ſind beinahe auf dem Niveau des Waſſers mit immer grünen Bäumen bedeckt, die ſich gewaltig von den europäiſchen unterſcheiden, worunter ſich der Palmbaum, der Acajou und die Ceder auszeichnen. Nur zuweilen gewahrt man im Walde weite, von wenigen Bäumen begränzte Lichtungen, natürliche Wieſen, auf denen Tauſende von Ochſen und Pferden weiden.

Um die Barra des Fluſſes ſicher zu paſſiren, wandte der Kapitän ein Mittel an, welches ſeiner Sonderbarkeit wegen wohl der Erwähnung werth iſt. Er ſandte zuerſt das Boot aus, um den Lootſen vom Lande einzunehmen, da dieſer aber ſeit einigen Tagen todt war, brachte man uns ſeinen Gefährten und Freund, einen Mexicaner von 40—50 Jahren, der im Gefechte gegen die Spanier einen Arm verloren hatte. Dieſer Mann hatte ein ſehr ſchönes, obwohl dunkelbraunes Geſicht. Er war groß, wohl gewachſen, aber mehr als ſeine Geſtalt zog ſein Anzug die Aufmerkſamkeit der Paſſagiere auf ſich. Ein Taſchentuch war um den Kopf gewickelt, den überdieß ein Hut von Palmblättern mit feinen breiten Flügeln beſchattete; ein weißes Unterbeinkleid und ein weißes Hemde darüber; das war das Ganze. Keine Schuhe, keine Weſte, kein Wamms. Der Putz ſah ſo ſeltſam aus, daß Einige von uns in lautes Lachen ausbrachen. So kleiden ſich übrigens die meiſten Eingebornen von Mexico. Der Lootſe oder vielmehr der Mexicaner, der ſeine Stelle vertrat, hieß Salomo.

Unſer Kapitän ließ ſofort die Schaluppe mit einer Anzahl leerer Tonnen und Bleiſtücke beladen. Von Diſtanz zu Diſtanz bis jenſeits der Barra auf der ganzen Länge des Stromes ließ er alle Tonnen ausſetzen, an denen man je ein Bleiſtück befeſtigt hatte; und als der Weg, den das Schiff zu machen hatte, auf dieſe Weiſe nach den Rathſchlägen des einarmigen Salomo gleichſam ausgeſteckt war, gewann es den Eingang in den Fluß ohne Hinderniſſe und ging oberhalb des Sandhügels, auf dem das Fort erbaut iſt, vor Anker. Mehre Fahrzeuge, welche andere Pflanzer nach den Ufern des Guazacoalco bringen ſollten, waren nicht ſo glücklich geweſen als das unſere! Wir ſahen zwei Kiele auf den Sand der beiden Ufer geworfen. Damals kannten wir die Uebel noch nicht, welche den ſchiffbrüchigen Pflanzern bevorſtanden, unter denen auch wir leiden ſollten. Wir gefielen uns im Gegentheil darin, uns Täuſchungen hinzugeben, die bald in Rauch aufgehen ſollten; oder wir dachten vielmehr bloß daran, die Gegenwart zu genießen. Es iſt aber auch in der That ein wohlthuendes Gefühl, dieſes Land zu betrachten, welches kaum von der Civiliſation berührt worden iſt. Die Sandhügelchen mit ihren Kronen von unbekannten Bäumen, die unzähligen Waſſervögel mit den bunten Farben, welche die beiden Ufer bedecken und die Sonne verdunkeln; das blaue Waſſer des Fluſſes, zuweilen aufwallend von den Tauſenden von Fiſchen, die ſich in ſeinen Wellen bergen; die Bambushütten, aus denen das indiſche Dörfchen beſtand, in deſſen Nähe wir die Anker ausgeworfen hatten; die indiſchen, am Ufer angebundenen Piroguen; die zahlreichen Papageien, die auf den Gipfeln der Bäume ſich wiegend, ihr gellendes Geſchrei durch den Wald ertönen laſſen, die Amſeln, die, weit entfernt wie in Europa die Einſamkeit zu ſuchen, auf den Dächern der Hütten ſingen; Alles dieß vereint gibt dieſem Lande eine bezaubernde Anziehungskraft. Aber hier kommt der Commandant des Forts, ein kleiner Mann und ſo braun, daß man ihn für einen Mulatten halten ſollte; iſt er keiner, ſo iſt er wenigſtens ein Meſtize. Er hat eine eingedrückte Naſe, dicke Lippen und krauſe Haare. Sein Ueberrock von blauem Tuche und ſeine dicken ſilbernen Epauletts ſtehen in ſtarkem Widerſpruche mit den Lumpen ſeiner Soldaten, die gerade wie der einarmige Salomo gekleidet ſind. Er kommt mit dem Douanier an Bord.

Alle Welt begrüßt den mexicaniſchen Commandanten, der ſeiner Seits ebenfalls alle Welt begrüßt. Er erklärt dem Kapitän, um den Fluß bis Minatitlan hinaufzufahren, wo wir auszuſchiffen im Sinne hatten, müſſe die Genehmigung von Acayucan, der Hauptſtadt der Provinz und dem Aufenthaltsorte des Obercommandanten, eingeholt werden; er wolle zu dieſem Ende einen Expreſſen abſenden, der ſpäteſtens am zweiten Tage zurück ſeyn werde; er nehme es indeſſen auf ſich, uns die Erlaubniß zur Jagd auf den Ufern bis zur Rückkehr des Boten zu ertheilen.

Wie ſoll ich die Freude ausdrücken, die wir empfanden, als wir die Erde betraten, nach der wir mehr als ſechszig Tage geſeufzt hatten. Welches Entzücken! Welche Trunkenheit! Es gebricht mir an Worten, unſere Gefühle zu ſchildern. Wir ſchienen neu geboren, in ein neues Leben eingetreten, als wir das Land berührten. Auf den amerikaniſchen Boden verſetzt, wird der Europäer in der That auch wiedergeboren, denn hier iſt Alles neu für ihn, Erde, Menſchen, Thiere, Wachsthum; dieſes Alles iſt nicht wie in der alten Welt. Die Puppe, die ihr Gehäuſe durchbricht und zum erſten Male mit den durchſichtigen Flügeln die Luft ſchlägt, ſchwelgt in ihren Genüſſen mit minderer Wonne, als wir, da wir die Wände unſeres Schiffes verließen. Die Bewohner des Dörfchens empfangen uns auf das beſte in ihren Bambushütten. Wir verbrüdern uns mit dieſem halbgebildeten Volke. Alle Welt jagt, jeder will das bald erlöſchende Tageslicht benützen, um einen reichen Vorrath an Wildpret zu gewinnen. Tauſend Flintenſchüſſe ertönen von allen Seiten. Verderben den Papageien und anderen Vögeln, die, auf der Mexicaner friedliche Gewohnheiten bauend, ſich in der Nähe der Hütte angeſiedelt haben!

Während der drei Tage, die wir an der Mündung des Fluſſes zubrachten, beſchäftigten wir uns einzig und allein mit Jagen und Fiſchen; brachte die Jagd reiche Beute, ſo waren wir bei der Fiſcherei nicht minder glücklich. Man fing mit der Angel ſo viele Fiſche, als man wollte; und warf man das Netz an den von dem einarmigen Salomo angegebenen Stellen aus, ſo hatte man in weniger als einer Stunde Vorrath für einen ganzen Tag geſammelt. So köſtlich auch der Geſchmack der Fiſche im Allgemeinen war, ſo hatten wir doch zwei Tage, nachdem wir in den Fluß eingelaufen, ſo viele gegeſſen, daß wir Alle des Genuſſes überdrüſſig wurden.

Einige von uns beſuchten das Fort, welches das linke Ufer des Guazacoalco beherrſcht. Die Bewachung iſt funfzig mit Lumpen bedeckten Soldaten übertragen, die ungefähr wie der Einarmige gekleidet waren, der uns als Lootſe gedient hatte. Ein zerriſſenes Hemde, darunter ein Beinkleid, ein Hut von Palmblättern, eine alte Patrontaſche, eine ungeheuere Flinte mit Bajonett, das war die Equipirung der Soldaten vom Fort. Dieſe ſonderbare Garniſon iſt aber ganz der Feſtung würdig, deren Bewachung man ihr anvertraut hat. Man denke ſich ein langes Viereck von vier ziemlich dünnen Mauern, die ein Dach von Bambus und Palmblättern tragen. Man gelangt vom Meere her durch drei oder vier für Jedermann offene Pforten hinein. Am Fuße des Gebäudes, ebenfalls dem Meere gegenüber, ſind auf einer kleinen, mit Backſteinen belegten Esplanade acht bis zehn eiſerne Kanonen von ſtarkem Kaliber aufgeſtellt. Neben den Kanonen ſind, wie es ſich verſteht, Haufen von Kugeln aufgeſetzt. Ein Theil des Gebäudes zerfällt in Trümmer; links ſteht ein Thurm, von dem eine Fahne mit den Farben der Nation weht; am Fuße des Thurmes befinden ſich ebenfalls einige Stücke. Hölzerne Deckel ſchützen das Zündloch vor dem Ungeſtüm der Witterung. Ich hob den Deckel und ſah Pulver; ſie waren geladen.

So iſt die Vertheidigung der Mündung des Guazacoalco im Falle einer Invaſion funfzig ſchlecht bewaffneten, unbezahlten Soldaten, einigen elenden Kanonen, vier Mauern und einem Signalthurme überlaſſen.

Gott behüte die mexicaniſchen Staaten, daß man ſie nicht von dieſer Seite angreife, denn eine Corvette oder eine einzige Kriegsbrigg müßte augenblicklich einer ſo hinfälligen Garniſon und einer eben ſo hinfälligen Feſtung Herr werden.

Indeſſen bietet ſich von dieſem Sandhügel, den das Fort einnimmt, ein erhabenes Schauſpiel. Werfen Sie einen Blick auf die unermeßliche See, deren ſchäumende Wogen unaufhörlich ſich folgen und ſich zu Ihren Füßen brechen. Wie ſchön ſind die zwei blauen Vorhänge von Himmel und Wellen gebildet, die ſich da unten am Ende des Horizonts berühren und zuletzt nur Eines ausmachen. Aber welch' ſchreckliche Entfernung trennt Sie von Ihrem Vaterlande! Zwei tauſend fünf hundert Lieues! Iſt das nicht traurig. Fort, wenden Sie dem Meere den Rücken, entziehen Sie ſich den ſchwermüthigen Gedanken, betrachten Sie das Land. Sie ſuchen und ſind erſtaunt, keinen Berg zu finden, der den Horizont begränzend Ihren

Blicken einen Anhaltspunkt geben würde! Ueberall unermeßliche Ebenen, bedeckt mit noch viel unermeßlicheren Waldungen; und wären dieſe Ebenen vereinigt, ſtellten ſie nicht eine endloſe Reihe dem Raume nach ſo unbedeutender Vertiefungen und Erhöhungen dar, daß das Auge ſie kaum zu unterſcheiden vermag (was auf die Vermuthung führt, es ſeyen nur nach und nach vom Meere verurſachte Anſchwemmungen), ſo würden Erde und Meer, dieſes mit ſeinen bläulichen Wellen, jene mit ihren grünen Wäldern nur einen Gedanken erwecken, den der Unermeßlichkeit; in der Farbe läge der einzige Unterſchied.

Beſuchen wir jetzt die unterhalb des Fort erbaute Hütte des Commandanten. Ein Bambuszaun umſchließt ſie wie die andern. Vor der Hütte iſt ein Schoppen, und unter dem Schoppen hängt eine Hängematte in Maguery-Schnüren, in der ſich der Commandant einen großen Theil des Tages wiegt. Sehen Sie die Wache von mexicaniſchen Soldaten beziehen. Vergleichen Sie ihre Geſichtsbildung, ihre Kleidung, ihre Art, die Waffen zu tragen, mit der Equipirung und der Stattlichkeit des europäiſchen Soldaten. Vergleichen Sie dieſe aufkeimende Civiliſation mit ihrer Mutter, der Civiliſation in Europa, und ſagen Sie mir, wie viele Jahrhunderte ablaufen müſſen, bis die Tochter ſo groß iſt, als die Mutter? Sie wiſſen es nicht? Ich auch nicht. Geduld, das wird ohne Zweifel kommen. Die Civiliſation reift ſchnell in unſeren Zeiten, das zeigen die americaniſchen Staaten.

Die Indianer des Guazacoalco.

Ich liebe den Krieg nicht, ſelbſt nicht einmal den, welchen man gegen harmloſe Thiere führt. Das Puffen einer Flinte, das Andere ſo harmoniſch finden, mißfällt mir im höchſten Grade. Jeder hat ſeinen Geſchmack, aber wie ſoll man der Verſuchung widerſtehen, eine Jagd in dieſen ungeheuren, noch jungfräulichen Wäldern mitzumachen, deren Alter hinaufſteigt zu dem der jüngſt bekannt gewordenen Erde, welcher ſie entſproſſen ſind! Wie ſollte ich nicht jagen, da ich alle meine Reiſegefährten, von denen mehre nie in ihrem Leben ein Gewehr berührt hatten, zu Jägern werden, in das Gehölz laufen, und bald darauf, die Waidtaſche mit trefflichen Kaninchen, noch trefflicheren Faſanen und einer Unzahl in Europa unbekannter Vögel gefüllt, zurückkommen ſah? In ihrem blinden Eifer tödten ſie Alles, was ſie finden. Sie richten ein fürchterliches Blutbad unter den herrlichen Papageien mit gelbem Kopfe und glänzend grünem Gefieder an, die man nur in Mexico trifft. Und ich ſchwöre, das bringt Alles keinen Vortheil; denn wir können ſie nicht eſſen, ſo hart und zähe ſind ſie. Nicht einmal den heiligen Vogel der Indianer, den Chat-pilote, oder ſchwarzen Geier ſchonen ſie, der ſich nie von den Dörfern entfernt, auf freundſchaftlichem Fuße mit den Hausthieren lebt, ſich von dem Unrathe nährt, deſſen Geruch der Geſundheit des Menſchen ſchädlich werden könnte, und ſo gleichſam unter dieſen ungeſunden climatiſchen Verhältniſſen ein Verwahrer der allgemeinen Wohlfahrt wird. Die Schändlichen ſchonen ſein Leben nicht! Aber bald bereuen ſie das; nicht etwa, weil ſie einen nützlichen Vogel umgebracht haben, ſondern weil er einen peſtilenzialiſchen Geruch ausdünſtet, der ſie zwingt, das Thier wegzuwerfen.

Seit wir in den Fluß eingelaufen waren, brachten wir den Tag auf dem Lande und die Nacht an Bord zu. Bocard, der Mechaniker der Geſellſchaft, Deſſini und ich kamen miteinander überein, am andern Morgen bei Sonnenaufgang das Schiff zu verlaſſen und uns vor den Uebrigen an das Land zu begeben.

Schon um ſechs Uhr Morgens waren wir am linken Ufer an das Land geſtiegen. Wir ließen die Hütten des Dörfchens hinter uns und befanden uns bald in einem verworrenen Labyrinthe. Nach allen Richtungen kreuzen ſich im Walde unzählige ſchmale Fußpfade, wo kaum ein Pferd durchkommen kann; die einen führen zum Meere, die andern zu benachbarten Dörfern, dieſe zu den Milpas- oder Maispflanzungen, jene zu den Canals- oder Zuckerrohrpflanzungen. Um uns zu orientiren, merken wir uns Sonnenaufgang; dann folgen wir dem breiteſten Pfade, der indeſſen nicht minder krumm iſt, als die andern. Er läuft auf dem Sande fort und gleicht einer weißlichen Schlange, die ſich unaufhörlich verlängert und zurückwendet. Hohes Gras, verbrannt ſeit ſechs Monaten, da es der Regen nicht mehr befeuchtet, bedeckt die Ränder, biegt ſeine vom Nachtthau verſilberten Spitzen und glänzt in den Strahlen der Sonne.

Anfangs gehen wir alle drei mit einander, ohne uns zu trennen. Bocard allein iſt mit einer guten Piſton-Flinte bewaffnet. Ich habe eine alte Steinflinte, die einzige, die wir uns verſchaffen konnten, da alle guten Gewehre in den Händen anderer Paſſagiere waren. Deſſini hatte ſich mit einem Jagdmeſſer bewaffnet, um uns beizuſtehen, wenn wir von Tiger und Schlangen angefallen werden ſollten. Zu unſerem Glücke ſind die Tiger und Schlangen von Mexico nicht ſo gefährlich, als man ſich einbildet.

Die tauſend Flintenſchüſſe, die man in den vorhergehenden Tagen abgefeuert, hatten das Wild in die Flucht gejagt, und das wenige, was in der Nähe des Dorfes übrig blieb, war ſo gut auf ſeiner Hut, daß man ihm nur mit großer Schwierigkeit beikommen konnte. Nur die Papageien flohen nicht, da ſie uns gewahrten. Wir hatten verabredet, uns von Zeit zu Zeit anzurufen, um uns vereinigen zu können, wenn es Noth thun ſollte. Bocard vergaß die Verabredung in der Hitze der Jagd, wir hatten gut rufen, er antwortete nicht mehr. Deſſini allein blieb an meiner Seite. Der Pfad, den wir verfolgten, ſtieg mit Stauden bewachſene Sandhügel hinan und hinab. Dieſe Hügel ſind durch ſchmale Thäler von einander getrennt, in deren Mitte ſich ſchöne Gebüſche erheben. Je mehr man ſich von der See entfernt, deſto mehr breiten ſich dieſe Thäler aus, deſto zahlreicher werden die großen Bäume. Zuweilen verließen wir den Fußweg und drangen in das Dickicht ein. Wir vernahmen ein Gekniſter auf den trockenen Blättern, welche den Boden bedeckten. Anfangs erſchracken wir, weil wir glaubten, es ſeyen Schlangen, aber bald waren wir wieder beruhigt, als wir Erdkrabben ſahen, die bei unſerem Anblicke in ihre in den Sand gehöhlten Löcher zurückflohen.

Wir bemerkten auch mehre auf dem Graſe ausgebreitete Schlangenhäute von verſchiedener Größe. Es war zehn Uhr, und ich hatte noch nicht einmal geſchoſſen. Die Hitze wurde unerträglich, ich ſchlug Deſſini vor, uns im Schatten ſchlafen zu legen. Wir wollten eben einen Baum mit ausgebreiteten Aeſten ſuchen, um bequem darunter ruhen zu können, als wir plötzlich hinter uns gehen hörten. Es ſind zwei mexikaniſche Frauen, zwei Creolinnen, die uns auf dem Wege folgen; die eine hat die Pfeife im Munde, die andere raucht eine Cigarre; ſie laufen mit nackten Füßen auf dem brennenden Sande und tragen auf dem Kopfe ein Gefäß aus rother Erde von ſphäriſcher Form, Cantaro genannt. Ihr Wuchs iſt aufgeſchoſſen. Trotz ihres ſchwarzbraunen Teints ſehen ſie nicht übel aus mit ihren großen dunkeln Augen, ihren ſchwarzen Haaren, ihrem Batiſt-Mieder, das ihnen den Buſen beinahe ganz unbedeckt läßt, und mit den ſpitzenbeſetzten Aermeln am Leibchen, die ſo kurz ſind, daß der ganze Arm von den Schultern an entblößt bleibt, und mit ihren langen groß-carrirten Cattunröcken, die etwas über den Hüften befeſtigt bis auf ihre Füße herabfallen. Während ſie vorüberkamen, gehen ſie langſamer und grüßen uns: „Bueno dias, senor.“ Dann laufen ſie ſo leicht vorwärts, als glitten ſie nur über den Sand hin. Jetzt ſtehen ſie ſtill und

wenden ſich, um zu ſehen, ob wir ihnen nachſchauen. Dieſe Coquetterie! Großer Gott, wo ſoll man am Ende Frauen finden, die davon frei ſind?

Die Bäume entziehen ſie bald unſern Blicken. Zu unſerer Linken ſehen wir einen Fußſteig, der vom Wege abführend in den dichten Wald eindringt. Hohe Bäume verſchränken ihre Zweige und wölben ſich in grünen Bogen, durch welche die Strahlen der Sonne nicht durchzubrechen vermögen. Lianen erſticken und verflechten bald die Aeſte und bedecken die Stämme wie mit einem Netze; bald ſchlingen ſie ſich nur nachläßig um die Bäume und bilden tauſend Feſtons über unſern Häuptern. Die Gummibäume, die Ceder, der Breiapfelbaum, der Lorbeer und der Mahagony ſtehen dicht geſchaart, und alle beherrſchend bildet der Palmbaum die Kuppel zu dieſem Tempel der Natur. Man athmet eine friſche, von ſüßen, den Tropenpflanzen entſteigenden Düften geſchwängerte Luft ein. Dieſer einſame geheimnißvolle Weg iſt nur drei oder vier Fuß breit; er bildet tauſend Conturen, tauſend Krümmungen. Jeden Augenblick glauben wir, er endige, und ſtets beginnen ſeine Krümmungen aufs Neue.

Sapajous*) wiegen ſich nun auf den Baumzweigen; eine Menge Vögel von jeder Größe, vom glänzendſten Farbenſpiele, ſingen, fliegen da und dort hin und beleben dieſe herrliche Einſamkeit. Der Papagei mit gelbem Kopfe läßt ſich mit ſeiner ſchreienden Stimme vernehmen. Der unbewegliche, ſtillſchweigende Pfefferfraß ſcheint ſeinen Kopf in dem dicken Schnabel zu verbergen. Die Turteltaube girrt nicht wie in Europa, ſondern ſie ſeufzt ſanft, wie ein liebendes Weib; der Mückenvogel ſtößt ein kurzes Geſchrei aus, kommt und geht und ſchwingt ſich unaufhörlich, aber das Auge vermag ſeinen reißend ſchnellen Bewegungen nicht zu folgen. Gott verhüte, daß wir ſo grauſam wären, Unruhe und Verheerung unter dieſen allerliebſten Gäſten zu verbreiten. Ich bin kein Jäger, ich will nur einen Augenblick ihren Frieden, ihr Glück theilen. Zum Beweiſe meiner friedlichen Geſinnung nehme ich die Ladung aus meinem Gewehre, werfe es auf die Schulter, und in der Stille wandern wir weiter. Sie ſehen wohl, daß wir nicht gekommen ſind, um ihnen den Krieg zu erklären, und ſo fahren ſie fort zu ſingen und ſich zu beluſtigen.

Endlich hören die Krümmungen auf; der Fußpfad zieht in gerader Linie fort und ſchließt bei einer kleinen Esplanade, welche von ſchönen Breiapfelbäumen umgeben iſt, die mit ihren breiten Blättern eine in der Mitte ausgegrabene, kreisförmige Fontaine beſchatten; wir ſchreiten immer vorwärts, aber plötzlich zeigt ſich uns eine beinahe nackte, aufrecht an einen Baum gelehnte Indianerin. Ueberraſcht von dieſem Anblicke bleibe ich ſtehen und betrachte das Mädchen. Sie ſcheint nicht über ſechzehn Jahre zu zählen. Ihre ganze Kleidung beſteht aus einer, unter der Bruſt geknüpften Schürze, die bis über ihr halbes Bein herabfällt. Der ganze übrige Körper iſt nackt. Sie hat ſehr ſchöne Augen, und in ihrer Geſichtsbildung, obgleich die Züge nicht geregelt ſind, liegt ein äußerſt angenehmer Ausdruck. Ein Collier aus Glas hängt über ihren Buſen herab, der als Modell dienen könnte; die ſchwarzen Haare in zwei Flechten abgetheilt vereinigen ſich in Form einer Krone über der Stirne. Sie iſt ſchön, dieſe Tochter des Waldes, dieſe Eingeborene von Mexico, nur mit dem Zierrath der Natur geſchmückt, die von künſtlichem Schmucke nicht erſetzt werden könnte! Tauſend Gedanken bewegen und beunruhigen meine Seele; ich nähere mich, und die Indianerin, weit entfernt, ſich ihrer Nacktheit zu ſchämen, ſchaut mich im Gegentheile mit feſtem Blicke an. Mein Herz ſchlägt, das Blut wallt in meinen Adern. . .

Ich will mit ihr ſprechen. . . Aber wie das anfangen? Ich kenne die ſpaniſche Sprache nicht. Deſſini, Sie, der ſie ein wenig ſprechen, Sie ſtehen mir bei, wenn ich in Verlegenheit komme, nicht wahr?

„Ja wohl, mein Herr, ſeyen Sie ruhig.“

Nun laßt ſehen, ob ich mich der paar Worte erinnere, die ich auf der Ueberfahrt gelernt habe. Ich muß ſie zuerſt grüßen und ihr meine Flaſche bieten.

---

*) Eine Art ſehr kleiner Affen.

„— **Bueno dias, senoreta, quiere ousted biber un poco de vino?**“ (Guten Morgen, Mademoiſelle, wollen Sie ein wenig Wein trinken?)

„— **Si, senor.**“ (Ja, mein Herr.)

Aber während ich ihr meine Flaſche reiche, fährt ſie fort:

„**Spera un poco, senor.**“ (Warten Sie einen Augenblick, mein Herr.) Und ſie ergreift eine kleine Kürbißflaſche, Xicara genannt, von der Erde, und reicht ſie mir lächelnd. Ach, das iſt zu viel! Armes Mädchen, ſo rein als das klare Quellwaſſer. Meine Augen erglänzen von einem Feuer, das du nicht kennſt. Mein ſeltſames Lächeln erregt ein Lachen von deiner Seite!

Aber nachdem ſie kaum das Getränk gekoſtet hatte, geht die Indianerin einige Schritte vorwärts und bietet die Xicara einem alten, mit einem langen Rocke bekleideten Weibe, die wir zuvor nicht bemerkt hatten, weil ſie der Baum, an deſſen Fuß ſie ſaß, vor unſern Augen verbarg; es war ihre Mutter. Dieſe unerwartete Erſcheinung traf mich wie ein Blitzſtrahl. Ich warf ihr anfangs einen verächtlichen Blick zu, zeigte mich aber dann höflicher gegen ſie, als gegen die Tochter, das war ich ihr ſchuldig.

Wir richteten mehre Fragen an ſie, auf welche ſie zu unſerem Erſtaunen richtig antworteten. Sie waren zum Waſchen an die Quelle gekommen; zu ihren Füßen lagen Linnenzeug, ein Stück Seife, einige Kürbißflaſchen; und eine runde, aus einem Stück Cedernholz geformte Kufe, Batel genannt. In dieſen Batels waſchen die Indianerinnen oder Creolinnen ihr Linnenzeug.

Wir tranken an der Quelle aus der Xicara, und nachdem wir die Indianerin und ihre Mutter gegrüßt hatten, die unſern Gruß mit Anmuth und Würde erwiderten, ſchlugen wir den Weg wieder nach dem Dorfe ein. Ich theilte das Abenteuer mehren von meinen Gefährten mit; Alle wollten die bezauberte Quelle ſehen. Den zweiten Tag gedachte ich ſie zum letzten Male zu beſuchen, ehe wir den Fluß hinauffuhren. Mein Gott! die Jäger waren bis zu dieſem köſtlichen Orte gedrungen, meine Gäſte hatten die Flucht ergriffen. Keine Vögel, keine Indianerin mehr zu ſehen; der Zauber war verſchwunden.

Der philoſophiſche Pflanzer.

Dem von mir angeführten indiſchen Dorfe gegenüber, auf der entgegengeſetzten Seite des Fluſſes zeigten ſich halbverborgen unter Buſchwerk und Bäumen zwei Schoppen, deren Dach, wie das der Hütten im Dorfe aus Palmblättern beſtand. Anfangs glaubten wir, es ſey die Wohnung eines Mexicaners, und Niemand war begierig, ſie zu beſuchen. Aber einige Arbeiter, die über den Fluß geſetzt hatten, um am andern Ufer zu jagen, kamen in ihre Nähe und waren nicht wenig erſtaunt, als ſie ſtatt Mexicanern zwei Franzoſen, Mann und Frau, beide krank und auf dem Boden liegend trafen. Nach ihrer Rückkehr erzählten ſie, was ſie geſehen hatten; und mehre Paſſagiere, bei dieſer Kunde von Mitleid ergriffen, beſchloſſen über den Fluß zu fahren, um den Unglücklichen beizuſtehen. Herr Dupré, der Schiffsarzt, und ich beſtiegen das Boot mit etwas Mundvorrath verſehen und ließen uns nach der Wohnung unſerer unglücklichen Landsleute führen. Die erſten Gegenſtände, die wir am Ufer bemerkten, waren ungeheure Baumſtämme mit der Wurzel

im Waſſer über den Sand ausgeſtreckt. Nachdem wir ſie paſſirt, ſchlugen wir einen ſandigen Weg gegen die Wohnung des Herrn Sombret ein. So hieß der Franzoſe, der hier ſeinen Aufenthalt gewählt hatte. Er lag blaß und mager auf einer Matratze am Boden; ein grauer Schnurrbart beſchattete die Lippen; ſeine Augen flammten. Eine furchtbare Wunde am Beine nöthigte ihn das Bett zu hüten. Seine Frau lag einige Schritte von ihm, unter einem andern Schoppen mit unvollendetem Dache, vielleicht noch bläſſer und abgemagerter als er, und wohl noch leidender.

Mein Gott, welcher Contraſt zwiſchen dieſem unglücklichen Paare und der Natur umher. Zu ihrer Seite, rings um ſie, vollſäftige Bäume, mit grünen Blättern, die ſie nie abwerfen; Vögel mit glänzendem Gefieder, voll Leben und Thätigkeit, da und dorthin flatternd, und lieblich ſingend. Die Menſchen allein, gebeugt unter dem Gewichte des Schmerzes, vom Gefühle gepeinigt, ihr kämpfendes Leben täglich vom Tode ſich ſtreitig gemacht zu ſehen. Eine gräßliche Lage!

Nach den gewöhnlichen Begrüßungen beeilt ſich Herr Dupré die Wunde des Herrn Sombret zu verbinden. Dann unterſucht er deſſen Frau und faßt ihre Hand, um den Puls zu fühlen. Sterbend öffnet ſie ein Auge und antwortet mit ſchwacher Stimme in unterbrochenen Sätzen auf die Fragen des Arztes.

„Sie befinden ſich in einer ſehr traurigen Lage," ſpricht Herr Dupré zu Herrn Sombret; „alle Beide krank, und außer Stande, ſich gegenſeitig Hülfe zu leiſten. Mein Herr, Ihre Frau iſt bedenklich krank, und Ihre Wunde kann gefährlich werden. Aber ich nehme es auf mich, Sie Beide zu heilen. Folgen Sie uns nach Minatitlan. Wir bringen Sie auf das Schiff, und in kurzer Zeit ſind ſie wieder hergeſtellt. Einſtweilen nehmen Sie hier Wein, Zwieback und geſalzenes Fleiſch. Wir können Ihnen nichts Anderes geben."

„Ich danke Ihnen, meine Herren, für ihr gütiges Anerbieten," erwiderte Herr Sombret mit hohlem Tone. „Dieſe räuberiſchen Mexicaner" fuhr er fort, indem er ſeine magere Hand dabei ausſtreckte, „ſind nicht gekommen, unſere Schoppen zu vollenden; meine Frau iſt den ſchlimmen Einflüſſen der Luft ausgeſetzt, und meine Effecten liegen unter freiem Himmel. Aber der Schlechteſte von Allen iſt der Commandant des Forts. Wir waren übereingekommen, daß er mir zwei Männer ſchicken ſollte, um mir zwei Hütten zu bauen; ſie haben nur drei oder vier Tage gearbeitet und ſind nicht wiedergekehrt. Sie ſollten mich mit Waſſer verſehen und haben mir drei oder vier Tage keines gebracht. Oh! die ſchändlichen Räuber, ſie wollen mich ſterben laſſen, um ſich der wenigen Effecten zu bemächtigen, die ich beſitze. Nicht genug! Ein junger Menſch, den ich ſehr liebte, mit dem ich mich zu Pflanzungen in dieſer Gegend verbunden hatte, hat mich kürzlich verlaſſen. Er kannte die Landesſprache, und ich kenne ſie nicht. Wohl denn! Trotz dem glaube ich hier eben ſo gut, als anderswo zu meinem Ziele zu gelangen. Ich wiederhole Ihnen meinen Dank für ihr freundliches Anerbieten; aber ich glaube Ihnen nicht nach Minatitlan folgen zu müſſen. Die Lebensmittel, welche Sie gebracht haben, nehme ich unter der Bedingung an, daß ich ſie Ihnen bezahle. Wollen Sie mir den Preis nennen."

„Aber, mein Herr, wir verkaufen ſie nicht, wir ſchenken ſie Ihnen," riefen wir beide.

„In dieſem Falle will ich ſie nicht."

Nach einer langen Verhandlung, um ihn zu bewegen, unſere Lebensmittel unentgeltlich anzunehmen, fuhr er fort: „Meine Herren, Sie ſind Mitglieder einer zahlreichen Geſellſchaft, Sie beabſichtigen ſtets vereinigt zu bleiben, nicht ſo? Noch einige Tage, und Sie werden das Bedürfniß fühlen, ſich zu trennen. Sind Sie in Minatitlan angelangt, ſo werden die Einen paradiren, die Andern handeln und die Dritten ſpeculiren wollen. Beſteht auch Ihre Geſellſchaft jetzt noch trotz der Verſchiedenheit der Anſichten eines Jeden, ſo wird ſie ſich doch bald durch die Nothwendigkeit zur Auflöſung veranlaßt finden. Sie ſehen meinen Zuſtand, den meiner Frau, das wird auch der Ihrige ſeyn. Machen Sie ſich keine Täuſchungen, Niemand kann ihm entgehen. Schüttelt Sie das Fieber auf ärmlichem Lager, wie dieſe Unglückliche (dabei deutete er mit dem

Finger auf ſeine Frau, welche die Augen geſchloſſen hatte und todt ſchien), und preßt Ihnen die Qual einer abſcheulichen Wunde, wie mir, Schmerzenslaute aus, wird Ihnen dann die Erhaltung ihrer Perſon nicht mehr am Herzen liegen, als das materielle Intereſſe einer Geſellſchaft? Glauben Sie mir, das Unglück macht egoiſtiſch, und die Empfindung eines herben Schmerzes erſtickt jede andere Regung.“

„Es wäre ſonderbar,“ murmelte ich leiſe, „wenn dieſer Mann zum Propheten würde.“

„Ich möchte Ihnen gern nützliche Rathſchläge geben,“ fuhr Herr Sombret fort; „aber ich bin zu kurze Zeit im Lande. Es ſind noch keine drei Monate, daß mich die Brigg der Petit-Eugène hier ausgeſchifft hat. Wir waren von Havre fünfzehn Tage nach dem Dreimaſter La Diane abgeſegelt und mit dieſem Schiffe zugleich in den Guazocoalco eingelaufen. Ich ſage Ihnen nur, trauen Sie den Franzoſen nicht, welche Minatitlan und die Umgegend bewohnen; es ſind elende Ueberreſte früherer Expeditionen, welche der neuangekommenen Pflanzer Leichtgläubigkeit ausbeuten.“

Als Herr Sombret ſeine Rede geſchloſſen, kniff er die Lippen zuſammen, als hätte er ſelbſt dieſe Erfahrung gemacht.

Wir waren im höchſten Maaße erſtaunt, da wir dieſen Mann ſo ſprechen hörten, und ſtanden vor ihm, ohne uns eines ſeiner Worte entgehen zu laſſen.

Indeſſen ſetzte er ſich, und nachdem er ſeinen grauen Schnurrbart aufgerichtet und geſtreichelt hatte, beugte er ſich über ſein Bett, um zahlloſe Ameiſen wegzufegen, die ſein Lager überſchwemmt hatten.

„Dieſe verdammten Inſecten,“ fing er wieder an, „ſtechen uns wie die Weſpen. Sie begnügen ſich nicht, meine Vorräthe aufzufreſſen, ſie wollen auch an mich. Haben Sie nicht ſchon den Tod unſeres kleinen Kindes veranlaßt? Erlaubt mir der Schmerz meiner Wunde, ein wenig zu ſchlummern, ſo wecken mich ihre brennenden Stiche ſogleich wieder auf.“

Er ſprach dann von Caimans, die er, wie er ſagte, jede Nacht ſchreien hörte. Er machte uns auf ſein Gärtchen aufmerkſam, wo er verſchiedene europäiſche Gemüſe ausgeſäet hatte. Ehe wir ihn verließen, forderten wir ihn noch einmal auf, mit uns nach Minatitlan zu kommen; aber er blieb wie feſtgenagelt an ſeinen Entſchluß.

„Iſt es nicht um Ihretwillen,“ ſprach Herr Dupré, „ſo ſey es wegen Ihrer Frau.“

„Bah! Meine Frau! Meine Frau!“

„Kommen ſie nicht mit, ſo werden Sie beide ſterben.“

„Nun wohl! Wir ſterben!“ antwortete Herr Sombret mit kaltem Tone.

Ohne Bedauern überließen wir dieſen ſeltſamen Philoſophen ſeinem Geſchicke. Ein Stoicismus, der nicht nur bis zur Verachtung ſeiner eigenen Schmerzen, ſondern ſogar der einer Gattin geht, empörte uns gegen dieſen Menſchen.

„Was ſagen Sie dazu,“ ſprach Herr Dupré, während wir auf dem Boote nach unſerem Schiffe ruderten, „was ſagen Sie dazu? Wir wollen ihn mit uns nach Minatitlan nehmen, und er zieht es vor, in dieſer Einſamkeit der Gnade der Mexicaner anheimgeſtellt zu ſeyn, die ihn im Stiche laſſen. Ich nehme es auf mich, ihn zu heilen, wenn er mit uns kommen wollte, aber er will nicht. Hat man je ein Original dieſer Art geſehen? Ich beklage nur ſeine Frau, und dieſe iſt wahrlich zu beklagen. Die Arme! Die Halsſtarrigkeit dieſes Menſchen überliefert ſie dem Tode.“ Auch ich bemitleidete ſie wie Herr Dupré. „Ach! ſie iſt in der That ſehr bedauernswerth,“ ſprach ich, „wie bleich und abgezehrt ſieht ſie aus. Und doch iſt ſie noch jung und ſchön. Vor ihrer Krankheit muß ſie hübſch geweſen ſeyn. Ihr Mann dagegen hat das Ausſehen eines alten Murrkopfs. Haben ſie unter ſeinen Effecten die lange Bücherkiſte geſehen? Dieſer Mann iſt unterrichtet, ſpricht gut. Gott verhüte, daß ſich ſeine prophetiſchen Worte je verwirklichen!“

Unter dieſem Geplauder gelangten wir zum Schiffe. Die erwartete Erlaubniß war von Acayucan eingetroffen. Wir verabſchiedeten uns vom Commandanten des Fort, von dem einarmigen Salomo und benützten am

andern Morgen bei Sonnenaufgang die ſteigende Fluth, um nach Minatitlan abzuſegeln. Später vernahm ich, die unglückliche Frau des Herrn Sombret ſey bald darauf geſtorben; er aber habe das Glück oder vielmehr das Unglück gehabt, ſie zu überleben. Man fügte bei, das arme Weib ſey nicht ſeine rechtmäßige Gattin geweſen.

Der Rancho.

Erſt am zweiten Tage, nachdem wir ſeither das Schiff mit großer Anſtrengung fortgeſchafft hatten, ſchwellte ein friſcher Wind die Segel der Brigg, und ſie ſchwebte wie eine Schwalbe über den Fluß hin, mit dem Kiele das ſchäumende Waſſer durchfurchend. Die Fluth war im Abnehmen begriffen, und doch fuhren wir mit reißender Schnelligkeit ſtromaufwärts. Ich hatte mich auf die Bramſtange geſetzt, um eine weitere Ausſicht über die ſchönen jungfräulichen Wälder an den Ufern des Guazacualco zu genießen, und warf meine Blicke im Vorüberfahren auf ein Dorf, welches am linken Ufer des Fluſſes nahe an der Mündung des Uſpanapa, eines großen in den Guazacualco ſich ergießenden Stromes, lag. Es waren nur wenige meiſtens verlaſſene und halb hinter dem Graſe verſteckte Hütten. Wer ſollte glauben, daß dieſe indiſche Hütten ſchöne Erinnerungen bergen? Wer ſollte vermuthen, das ſey Spiritu-Santo, eine der erſten Städte, welche die Spanier in Mexico bauten? Sie wurde einige Jahre nach der Eroberung von Mexico 1524 von Sandoval, einem Offiziere des Ferdinand Cortez, gegründet. Nichts deutet darauf hin, dieſer indiſche Flecken ſey ſonſt eine ſpaniſche Stadt geweſen; nichts, ſelbſt nicht einmal Ruinen bezeichnen, hier habe etwas geſtanden, was nicht mehr ſteht. Nur der Name iſt noch vorhanden. Was ſage ich, ſelbſt der Name iſt geändert worden. Es ſcheint, in Mexico herrſcht wie in Frankreich die Manie, die Namen der Städte ohne Rückſicht auf Traditionen und hiſtoriſche Erinnerungen zu ändern. Sandovals Stadt heißt jetzt, ſo viel ich weiß, Baragantitlan, welches Wort zuſammengeſetzt iſt von dem Namen irgend eines mexicaniſchen Generals, und Titlan, womit man in der Sprache der Azteken-Indianer Stadt bezeichnet.

So werden die Werke der Civiliſation durch die Hand der Zeit zertrümmert und vernichtet, während die Hütte des Naturmenſchen noch fortbeſteht. Die Schöpfungen des civiliſirten Menſchen gehen oft mit ihm unter; die Natur allein lebt fort.

Auf dem linken Ufer breitete ſich eine weite mit Buſchwerk begränzte Savane aus, in deren Mitte Ochſen und Pferde weideten.

Indeſſen neigte ſich die Sonne nach dem äußerſten Ende des Horizonts und war im Begriffe zu verſchwinden. Bald auch verbarg ſie ſich unter den grünen Guirlanden an fernem Waldesſaume und ſandte nur noch theilweiſe ihre ſchwachen gebrochenen Strahlen zu uns.

Der Kapitän war entſchloſſen, nicht weiter zu gehen, ließ die Segel einziehen und am Ufer zwei Anker werfen, um das Schiff anzubinden. Ich ſtieg auf das ſchnellſte vom Bord herab, und begab mich mit meinen Reiſegefährten an das Land, ungeduldig den Raſen der Savane zu betreten, die Schönheit der Landſchaft und die Friſche der Abenddämmerung nach der brennenden Hitze des Tages zu genießen. Die Einen laufen, hüpfen, machen

tauſend Luftſprünge auf dem unermeßlichen Wiesgrunde; die Andern treiben das Wild auf und verwenden die Augenblicke zur Jagd, die der halberloſchene Tag noch zu ihrer Verfügung ſtellt. Von allen Seiten erſchallen Schüſſe. Bald tritt die Nacht ein. Es entzieht ſich uns der Anblick der Heerden, die in der Ferne vorüberwanderten; ſie verſchwinden nach und nach wie phantaſtiſche Schatten, und das Gehölz, das die Savane am äußerſten Horizonte mit grünem Bande umfaßt, gleicht einem unregelmäßigen, ſchwärzlichen Walde.

Aber am kryſtallenen Himmel ſteigt der Mond weiß und rein auf und zerſtreut die Finſterniß der Nacht. Wir ſpeiſen beinahe alle am Lande. Die Meiſten wollen hier ſchlafen. Jeder bereitet ſein Bett. Bocard, der Mechaniker der Geſellſchaft, und ich, wir breiten unſere Matratzen ſo nebeneinander aus, daß eine Decke für beide dient. Aber kaum haben wir uns niedergelegt, als eine Unzahl Muskiten uns anfällt. Ihr Geſumme und ihr Stechen laſſen uns kein Auge ſchließen. Wir erheben uns endlich, denn es iſt nicht auszuhalten; wir ſpazieren längs dem Ufer hin, da wir nichts Beſſeres thun können, um ſie zu verſcheuchen.

Wir folgten einem Fußpfade und hatten uns bereits weit genug vom Schiffe entfernt, um es nicht mehr ſehen zu können, als wir in der Ferne hinter einer vor uns liegenden Baumgruppe bellen hörten. Wir ſchritten auf dem Fußſteige fort, der uns in dieſer Richtung führte, und ſtießen auf mehre Arbeiter, die ohne Zweifel von ähnlicher Neugierde getrieben, denſelben Weg verfolgten. Das Bellen verdoppelte ſich, und wir gelangten Alle, fünf oder ſechs an der Zahl, zu großen Bäumen, die eine lange gekrümmte Allee bildeten, durch deren tiefes Dunkel der Mond nicht zu dringen vermochte.

Alles ſtand ſtille. Man blickt ſich an, und Niemand wagt es vorwärts zu gehen. Plötzlich hören wir es auf dem Graſe raſſeln, das wir mit unſern Füßen zertreten, eine Schlange gleitet an uns vorüber und verbirgt ſich in der Nähe. Nun wichen wir Alle wenigſtens auf acht Schritte zurück. Als wir uns nach und nach von unſerem Schrecken erholt hatten, und die Hunde immer noch am Ende der düſtern Allee fortbellten, rückten wir wieder mit einander vor. Plötzlich lichtete ſich das Gehölze, und des Mondes blaſſes Licht zeigte uns einen Rancho. Mit freudigem Lachen begrüßen wir den indiſchen Pachthof. Drei kleine mit Palmblättern bedeckte Schoppen, von denen ein einziger durch einen leichten, mit rothem Thone bekleideten Bambusverſchlage geſchützt iſt, bilden den Hof. Einige Kühe mit ihren Kälbern drängen ſich nebenan innerhalb einer Paliſſade.

In einem der Schoppen, der zur Küche beſtimmt iſt, raucht noch ein ſchlecht gelöſchtes Feuer auf der Erde. Der zweite dient dem dritten als Vorhalle, und dieſer iſt die eigentliche Hütte. Im Vorhauſe hängt eine Matte aus getrockneter Pita. Die Pita iſt eine Art Agave, von der die Indier einen Hanf ziehen, ſo ſchön und glänzend, wie Seide. Ein junger Mann von kupferiger Geſichtsfarbe wiegt ſich in der Hängematte; ein junges Weib, kupferfarbig wie er, mit geregelten Zügen und langen Haaren, die in getheilten Flechten über den Rücken fallen, in einfachem Leibchen und weißem Rocke, gebietet den Hunden Stillſchweigen, deren Gebell uns betäubt. Man hätte ſie für Diana, die Jägerin, halten mögen. Sie nähert ſich uns, ein Lächeln umſpielt ihre Lippen, und der anmuthigſte Empfang wird uns zu Theil. Sie ſtellt uns dann ihrem Gatten vor, der ſeine Hängmatte verläßt und uns eben ſo gut aufnimmt. Leider verſtehen wir ihre meiſten Worte nicht, und ſelbſt die Geberden können wir nicht ganz begreifen. Da ich der Unterrichtetſte von der Truppe bin, weil ich einige ſpaniſche Worte auf der Ueberfahrt gelernt habe, richten ſich meine Gefährten an mich, um ihre Gedanken auszudrücken, und die zwei Indianer, um die ihrigen zu erklären. Unglücklicher Weiſe gerathe ich bei meiner peinlichen Dolmetſcherrolle mehr als hundertmal in die Brüche, und muß den Einen antworten: no intentio, und den Andern: je n'entends pas.

Indeſſen machten uns die zwei Indier mehr durch Zeichen als durch Worte auf ihr Wirthſchaftsgeräthe aufmerkſam, und erklärten uns die Anwendung jedes einzelnen Stückes. Dieſe Gefäße von ſphäriſcher Form, welche

unter dem Küchenſchoppen aufgereiht ſtehen, ſind los cantaros. Sie erhalten das Waſſer ſehr friſch. Das hier ſind Xicaros. So nennt man kleine Kürbißflaſchen, deren man ſich zum Trinken bedient. Mit den größeren da ſchöpft man Waſſer, um in dem Batel zu waſchen. Der Batel iſt die kreisförmige Kufe aus einem Stücke, welche an einer Stütze des Schoppens ſteht. Dieſer vulkaniſche viereckige Stein mit glatter, ſchiefer Oberfläche iſt zur Tortilla beſtimmt *). Man zerdrückt den Mais mit dem andern Stein, der die Geſtalt eines Armes hat und darum el Braſo genannt wird. Die Tortilla iſt der Maiskuchen, der den Indianern als Brod dient. Treten wir in die Wohnhütte ein, und unterſuchen ihren Inhalt. Mein Gott wie eng iſt ſie! Der Petate iſt auf der Erde abgerollt. So nennt man die Matte, auf der das indiſche Paar ſchläft. Sie iſt aus den Faſern der Petiolen des Palmbaums bereitet. Und dieſer ſchwarze ſpitzige Stock, der in einer Ecke der Hütte ſteht, zu was dient er? Um den Mais einzuſäen. Er iſt ſehr ſchwer und gewichtig. Ah! das iſt Eiſenholz. Und dieſer Säbel, der einem Yataghan der Araber gleicht, dieſer Säbel ohne Scheide, deſſen ebenholzener Griff mit ſilbernen Nägeln verziert iſt, wie nennt man ihn? Das iſt die Mancheta. Mit der Mancheta ſchneidet der Indianer enorme Baumſtämme ab; er behaut ſie vierkantig, höhlt ſie aus, ſchabt ſie und macht Piroguen daraus. Sie dient ihm als Meſſer, als Scheere, ſelbſt als Nadel, wenn es Noth thut. Es iſt eine furchtbare Vertheidigungs- und Angriffswaffe in den Händen der Eingeborenen von Mexico; alle bedienen ſich derſelben mit außerordentlicher Geſchicklichkeit. Mit der Mancheta bewaffnet, dringen ſie tief in die Waldungen, die am meiſten von wilden Thieren bewohnt ſind, und bieten der Schlange und dem Tiger Trotz. Verlaſſen ſie ihre Hütten, ſo tragen ſie dieſelbe ſtets an einem um die Hüften befeſtigten Riemen. Selbſt ihre Kinder ſind damit bewaffnet. — Dieſe über unſern Häuptern aufgehängte Netze verſchließen die Vorräthe auf einige Monate bis zur nächſten Erndte. Wäre man nicht ſo vorſichtig, ſie getrennt aufzuhängen, ſo würden ſie von den Ameiſen ver-

---

*) Die Europäer ſollen die Tortilla dem Weizenbrode vorgezogen haben; ich kann das nicht glauben, denn ich habe mich drei Monate damit genährt und bin dann immer noch der Anſicht geblieben, daß man in Frankreich das beſte Brod backt. An der Barra des Fluſſes Guazacoalco habe ich die Tortilla zum erſten Male gegeſſen; ſie wird folgendermaßen bereitet. Zuerſt ſchürt die Indianerin ihr Feuer tüchtig zwiſchen drei bis vier Backſteinen; darüber ſetzt ſie ein glattes Gefäß aus gebrannter Erde, von ſo guter Qualität, daß es ſich ohne Waſſer heitzen läßt und nicht zerſpringt. Dann nähert ſie den Tortillaſtein dem Feuer; dieſer rechtwinkelige Stein iſt ungefähr eine halbe Toiſe lang und höchſtens eine Viertelstoiſe breit. Er ſteht auf vier Füßen, die einen Theil des Steines ausmachen. Die zwei vorderen ſind ſo nieder, daß der Rand des Steines beinahe die Erde berührt; die hinteren ſind etwas höher, ſo daß er eine ſchiefe Fläche bildet. Die Indianerin ſtellt zwei Cantaros dazu, von denen der eine den Mais enthält, welcher zuvor ein paar Stunden lang in ſalz-geſättigtem Waſſer eingeweicht worden iſt; der andere enthält friſches Waſſer. Sie knieet ſodann vor dem Tortillaſtein nieder, zerdrückt den Mais nach und nach mit Hülfe eines andern langen, cylindriſchen Steines, den ſie an den beiden Enden hält und aufpreßt, ohne ihn zu rollen. Dieſer zweite Stein heißt ſeiner Form wegen el Braſo, der Arm. Während die Indianerin den Mais zerquetſcht, feuchtet ſie ihn von Zeit zu Zeit mit dem Waſſer aus dem Cantaro an; hat ſie nun ein gewiſſes Quantum Teig fertig gemacht, ſo nimmt ſie ein Stück davon in eine Hand und plattet es mit der andern; rundet es und drückt es ſo dünn, daß es gewöhnlich nur zwei Linien dick iſt. Das iſt nun eine Tortilla. Sie wirft ſie auf die bereits von der Gluth erhitzte Platte, fährt fort den Mais zu zerquetſchen und unterläßt dabei nicht, die Tortilla von Zeit zu Zeit umzudrehen; glaubt ſie nun, die erſte Tortilla ſey hinreichend gebacken, ſo nimmt ſie ein zweites dem erſten ähnliches Stück Teig, formt eine neue, die ſie an die Stelle der erſten auf die Platte legt. Auf dieſe Weiſe fährt ſie fort, ſo daß aller Mais beinahe zu gleicher Zeit gemahlen, geknetet und gebacken wird. Eine oder höchſtens zwei Tortillas bleiben zu machen übrig, wenn alle andere gebacken ſind.

Das iſt das Brod der Eingeborenen von Mexico; ſelbſt die meiſten Creolen eſſen kein anderes. Sogar in den Städten, wo man Weizenbrod im Ueberfluß bekommen kann, lebt das gemeine Volk von Tortillas; kaum die Reichen verbannen ſie von ihren Tafeln. So lange ſie noch heiß iſt, ſchmeckt die Tortilla ziemlich gut. Während der Kalk, in welchem der Mais eingeweicht wird, dieſen leichter zerdrücken läßt, benimmt er ihm zugleich einen faden Geſchmack, den er ſonſt nicht verlieren würde, ohne ihn darum ſeiner beſondern Eigenſchaften zu berauben. Die Tortilla iſt ſehr nahrhaft und erfriſchend, ſtatt wie das Weizenbrod zu erhitzen. Dagegen liegt ſie ſehr ſchwer und unverdaulich im Magen und läßt ſich nicht über zwei Tage erhalten. Bereitet man ſie am Morgen, ſo iſt ſie am Abend ſchon zähe und verliert ihren Geſchmack; drei Tage ſpäter wird ſie ſchimmelig und taugt nichts mehr. Darum verſehen ſich die Indianerinnen an jedem Morgen nur mit dem Vorrathe für den Tag. Es gibt noch eine andere Sorte Tortillas, die man Tortilla de viage nennt. Sie wird beinahe wie die andere, aber nur ſorgfältiger zubereitet. Man wählt den beſten Mais dazu, zerquetſcht und knetet ihn beſſer, verdünnt den Teig wie ein Blatt Papier und backt ihn, bis er unter den Zähnen kracht. Die Reiſetortilla läßt ſich ſo lange erhalten, als unſer Schiffszwieback. Sie ſchmeckt beſſer als die gewöhnliche. Die Indianer verſehen ſich nur mit dieſer Art von Tortilla, wenn ſie ihre Dörfer auf mehre Tage verlaſſen. Ihre Caravanen, wenn man die Maulthiertreiber ſo nennen darf, welche die Waaren von Vera-Cruz nach Mexico transportiren, führen Tortilla-Steine bei ſich, und jeden Tag, ſelbſt wenn ſie in den Städten anhalten, muß ein Maulthiertreiber für den ganzen Trupp Brod machen; ich kann wiſſentlich davon ſprechen, weil ich ſie in Vera-Cruz ihre Tortillas habe machen ſehen.

So ſcheinen die Römer ihr Brod gebacken zu haben, wenn ſie in den Krieg gingen.

zehrt. Dieſe Vorräthe beſtehen aus Mais, Reis, Fryoles, oder ſchwarzen Bohnen und Scamotes, einer Art von Kartoffeln. Wir ſahen auch einige Reihen Bananen. Man hängt ſie auf, ſo lange ſie noch grün ſind. Auf dieſe Weiſe werden ſie ſehr ſchnell gelb, und man hat ſie bei der Hand, um ſie gelegentlich zu ſpeiſen.

Munchas gracias senor, senora! Und alle Welt dankte den guten Indianern beim Abgange für ihre Gefälligkeit.

Aber was iſt das für ein abſcheuliches Reptil, welches mittelſt einer Liane um den Hals an eine Stütze der Küche gebunden iſt? Wie garſtig iſt dieſe dicke graue Eidechſe, obgleich ihre Augen wie zwei Diamanten glänzen. Sehen ſie ihren langen Schwanz mit dem ſchuppigen Kamme.. Fürchten Sie ſich nicht, ſie iſt ſanft und wird Ihnen kein Leids zufügen. Es iſt ein Ungeheuer von einer Eidechſe, wie es in Europa keine gibt. Aber die Indianerin nähert ſich dem Reptile lachend, nimmt es in die Hände, bindet die Liane los, liebkoſet es, hebt es auf ihre Bruſt und dann auf ihre Schultern, dann legt ſie die unſchuldige Eidechſe zu unſern Füßen nieder. Das iſt eine Iguana*). Die Indianer ziehen ſie gleich anderen Hausthieren auf. Dieſe Thiere werden vertraut, wie die Damenſchlangen. Man mäſtet ſie und ſpeiſet ſie; ihr Fleiſch hat einen ſehr zarten Geſchmack, Hühnerfleiſch ſchmeckt nicht beſſer.

Die Arbeiter, die mit uns waren, hatten wohl vom Rancho ſprechen hören, denn ſie trugen einige Zwiebacke bei ſich, die ſie dem indiſchen Paare gaben, welches große Freude dafür bezeugte. Der Mann und die Frau ſchienen nicht über fünfzehn Jahre zu zählen. Sie luden uns ein, am andern Morgen wiederzukommen, um Milchwerk zu nehmen, und baten uns ihnen Agua dulce zu bringen. War es Waſſer oder Wein, was ſie haben wollten? Ich geſtehe offen, daß ich nie gewußt habe, was ſie damit ſagen wollten, ob man mir gleich ſeitdem verſichert hat, das Waſſer in der Umgegend ſey etwas ſalzig. Bocard und ich beſchloſſen, ihnen am andern Morgen einige Flaſchen Wein zu bringen; aber Franzoſen, welche Mexico von früheren Expeditionen her bewohnten, kamen in der Nacht von Minatitlan, um uns an Bord zu beſuchen, und ich dachte nicht mehr an den Rancho.

*) Die Iguana hat einen Kamm den ganzen Rücken entlang bis zum Ende des Schwanzes. Man findet ſie in Südamerica und auf den hiezu gehörigen Inſeln. Ihre Länge beträgt vier bis ſechs Fuß, wovon der Schwanz ungefähr die Hälfte ausmacht. Der Kopf iſt auf den Seiten zuſammengedrückt, unten geplattet und mit ſpitzigen Zähnen bewaffnet. Unter dem Halſe hängt ein ungeheuerer Kropf; die Schuppen auf demſelben ſind farbig; die auf dem oberen Kamme ſind zugeſpitzt, ſehr lang auf dem Rücken und kürzer auf dem runden Schwanze. Die ganze übrige Haut iſt mit kleinen glatten Schuppen bedeckt, die des Rückens ausgenommen. Unter jedem Schenkel iſt eine Reihe von Hübeln. Ihre Farben ſind ſehr verſchieden, aber Grün mit Gelb vermiſcht iſt vorherrſchend. Es gibt auch graue, blaue und andersfarbige Iguane. Dieſer Wechſel entſteht aus denſelben Gründen, wie bei den Kameleonen.

Hat das Männchen der Iguana ſeine verliebte Zeit, ſo zieht es die langen Schuppen ſeines Kammes anmuthig zurück, bläst ſeinen Kopf ſtark auf, geht lebhaft hin und her und läßt dabei ein monotones Pfeifen hören. Das Weibchen iſt dicker und legt ſeine Eier, von der Größe der Taubeneier, fünfzehn bis dreißig an der Zahl, in den Sand, wo ſie von der Sonne ausgebrütet werden. Dieſes Thier hält ſich in der Regel auf Bäumen auf und nährt ſich von Inſecten, auf die es mit außerordentlicher Schnelligkeit losgeht. Oft ſteigt es von den Bäumen herab, um Erdwürmer und andere Inſecten zu ſuchen, die es unzerbiſſen verſchlingt. Das Fleiſch der Iguane gilt für eines der trefflichſten Gerichte. Der Verbrauch iſt ſo ſtark, daß ſich in den heißen Gegenden von America, und namentlich auf den Inſeln die Zahl dieſer Thiere ſehr vermindert hat. Man fricaſſirt ſie in Fett oder Eſſig.

Die Iguanenjagd iſt auf den Colonien ſehr einträglich. Man richtet die Hunde ab, ſie aufzuſpüren und zu verfolgen; iſt ein ſolches Thier entdeckt, ſo ſucht es der Jäger, der eine lange Stange trägt, an deren Ende ein Bindfaden befeſtigt iſt, durch Pfeifen zu locken, nähert ſich, kitzelt die ſichtbaren Theile des Körpers mit dem Ende ſeiner Stange, und hat die Iguana ihren Kopf weit genug von dem Zweige entfernt, auf dem ſie ſitzt, daß der Jäger darauf rechnen darf, der Bindfaden könne den Hals umfaſſen, ſo wirft er ihn darüber, und zieht die Iguana auf den Boden. Sogleich ſetzt er ihr den Fuß auf den Leib, bindet ihr Pfoten und Maul feſt, daß ſie nicht beißen und kratzen kann, und ſchleppt ſie lebendig fort. Man fängt ſie auch mit der Hand, wenn ſie ſich auf der Erde oder auf niederem Gebüſche befinden. Sie laſſen ſich dann zutrauensvoll nahe kommen, und erſt wenn man ſie gepackt hat, werden ſie zornig, blaſen die Gurgel auf und ſuchen zu beißen; es gehört Kraft und kaltes Blut dazu, ſich ihrer in dieſem Falle zu bemächtigen. Stockſchläge fürchten ſie nicht, und das einzige Mittel ſie umzubringen, wenn man keine Waffen hat, beſteht darin, daß man ihnen einen langen Dorn in die Naſenlöcher bohrt

Selten tödtet man ſie mit Flintenſchüſſen, weil die Kugel beinahe immer auf den harten, glatten Schuppen abgleitet; nur in die Weiche, die man eben nicht gerade immer genau trifft, vermag ſie einzudringen.

Selbſt wenn man ſie alt fängt, ſind die Iguanen leicht zu zähmen; viele Pflanzer halten ſich ſolche Thiere in ihren Gärten, um ihre Freunde bei unvorhergeſehenen Beſuchen damit zu bewirthen. Sie jagen bei Tag wie bei Nacht. Zuweilen trifft man im Magen der Iguanen Bezoarſteine (grieſige Verhärtungen).

Minatitlan.

Je mehr wir uns Minatitlan, dem Ziele unſerer Reiſe näherten, deſto größer erſchienen uns die Bäume, die ſich auf beiden Ufern erhoben, deſto ſchöner kamen uns die Landſchaften vor. Bald ſind es lange grüne Wälle, von Lianen und Stauden gebildet, an deren Seite thurmhohe Bäume emporwachſen. Von Zeit zu Zeit ſieht man Oeffnungen, durch welche Bäche ſüßen, klaren Waſſers in den Fluß ſtrömen; köſtliche Grotten, wo ſich die Liane in Feſtons herabbeugt und das helle Waſſer küßt; Tempel der Natur, wo ſich der wilde Palmbaum in die Höhe richtet, wie ein ſiebenarmigter Leuchter, und die Kohlpalme den Altar-Kerzen ähnlich. Vögel von allen Farben verſammeln ſich unter dem erquickenden Schatten und beſingen das Glück der Einſamkeit. Neben dieſer lebensfriſchen jugendlichen Natur ſind da und dort alte Baumſtämme auf dem Boden hingeſtreckt. Sie liegen wie Leichname, ohne Laub und Rinde, gebleicht vom Thau und Regen. Der Menſch ſtirbt nicht allein, die Natur gibt noch andere Erinnerungen an den Tod. Sie waren hohe mächtige Bäume im Walde geweſen; ſie hatten lang Blitz, Wetter und Ueberſchwemmung getrotzt; inmitten von Stürmen hatten ſie ihr Haupt oft ſtolz erhoben, und doch ſind ſie gefallen. Nicht genug; man ſieht zuweilen auch Bäume, obgleich halb todt, doch aufrecht ſtehen; ſie ſind wohl kahl, aber mit entlehntem Grün bedeckt. Lianen ranken ſich um ihre Stämme, umſchlingen ihre Zweige und nehmen die Stelle der Blätter ein.

Bald ſind es ſumpfige Gründe, Lichtungen, Savanen, hier Milpas, dort Canals. Das gebaute Land iſt meiſtens mit lang blättrigen Piſangs eingefaßt; auch ſieht man das ſtachelige Blatt der Ananas, deren Früchte noch nicht reif ſind. In der Ferne auf Spitze und Abhang von Sandhügeln ſteht der Cocosbaum.

Die Franzoſen, welche uns beſucht haben, erklären uns Alles und ſagen, Minatitlan müße jetzt bald erſcheinen.

Minatitlan! Minatitlan! Dieſer Name fliegt von Mund zu Mund, wir erblicken eine Hütte auf einem Berge, hinter dem das Dorf erbaut iſt. Bald befinden wir uns der kleinen Esplanade gegenüber, die als Hafen dient. Eine Anzahl Piroguen liegt am Ufer. Viele Einwohner laufen herbei, um uns ausſchiffen zu ſehen.

Die Mexicaner ſind wie an Feſttagen mit ihren Mantillen angethan. Alle Franzoſen, die im Dorfe oder in der Umgegend wohnen, haben ſich an das Geſtade begeben. Wie ſie die neuen Landsleute erſchauen, ſchwingen ſie Taſchentücher und Hüte in der Luft und ſchreien: „Es leben die Franzoſen!“ Und wir unſerer Seits antworten ebenſo: „Es leben die Franzoſen! Es leben die Franzoſen!“ Und alle Paſſagiere eilen auf das Verdeck und erwarten mit Ungeduld, bis man die Anker wirft, um an das Land ſteigen zu können.

La Fabrica oder Minatitlan, nach dem ſpaniſchen General Mina, der in Mexico zu Gunſten der Unabhängigkeit focht, ſo genannt, ohne Zweifel eines Verwandten des bekannten conſtitutionellen Mina, iſt ein Dorf von etwa fünfzig Hütten, die aus Cedern oder Mahagonybrettern, oder aus Bambus erbaut ſind, die man in der Erde befeſtigt und mit Lianen verbunden hat. Dieſe Hütten haben alle Dächer von Palmblättern, und die älteſten beſtehen höchſtens ſeit zwanzig Jahren. Sie ſind mit einem äußeren, aus Pfählen gebildeten Verſchlage umgeben, der das Dach trägt und das Innere vor Regen und Sonne ſchützt. Mehre hat man mit ziemlich vieler Eleganz ausgeſtattet, und da ſie meiſtens groß ſind, ob ſie gleich nur aus einem Erdgeſchoß beſtehen, ſo können ganze Familien bequem darin wohnen. Kleinere Hüttchen, hinter den großen Gebäuden, dienen als Küchen.

Die Hütten von Minatitlan ſind da und dort am Fuße, auf der Spitze und am Abhange zweier Hügel erbaut, von denen der näher am Ufer gelegene

am meiſten bewohnt iſt; den entferntern, auf der nordweſtlichen Seite kann man vom Fluße aus nicht ſehen. Er wird von der Kirche beherrſcht, die eben auch nichts anderes iſt, als eine große Hütte mit einer großen Thür, über der man ein kleines Glöckchen aufgehängt hat. Der Fluß Guazacoalco läuft öſtlich vom Dorfe, welches auf dem linken Ufer liegt. Im Süden und Norden ſind zwei Sümpfe, die während der Regenzeit überſchwemmt werden, und während der ſchönen Zeit großen, den vornehmſten Einwohnern zugehörenden Heerden von Rindvieh und Pferden zur Weide dienen.

Die Behörden des Ortes ſind ein Alcade, ein Corregidor, und ein Commiſſaire, der vom politiſchen Chef von Vera-Cruz den Auftrag hat, die Ländereien unter die Pflanzer auszutheilen, ſie zu beſchützen und über ihre Intereſſen zu wachen. Dazu muß man einen Douanier rechnen, der eine Art General-Adminiſtrator der öffentlichen Gelder iſt. Minatitlan iſt erſt ſeit wenigen Jahren gegründet, mehre von den erſten Bewohnern leben noch.

So iſt der einzige Hafen des Guazacoalco beſchaffen. In Minatitlan werden die Produkte des Gewerbfleißes von Tehuantepec ausgeſchifft, die hauptſächlich in Hängmatten aus Magury-Schnüren, Matten, ledernen Sätteln, Halbſtiefeln und Filzhüten beſtehen. Es werden hier auch die Ackerprodukte von Tabasko nämlich Kaffee und Cacao ausgeladen. Die erſteren von dieſen Waaren führt man auf indiſchen Piroguen auf dem Guazacoalco herab. Die andern fahren in dieſen Fluß durch die Uspana ein. Man transportirt ſie auf Maulthieren von Minatitlan in die verſchiedenen zwiſchen dem Guazacoalco und dem S. Juan-Fluſſe gelegenen Dörfern, wo ſie andere Piroguen nach den zwei handeltreibenden Städten Tlacotalpan und Alvarado hinabführen, die etwa vierzig Lieues von Minatitlan liegen.

Es gibt wenige Pflanzer, die nicht in Minatitlan, dieſem Bazar der Colonie des Guazacoalco gewohnt haben. In zwei Jahren iſt eine Anzahl von Menſchen auf ſeinem Friedhofe begraben worden, die vielleicht ſeine Bevölkerung überſteigt, welche aus Mexicanern, Indianern, einigen den Kranheiten entkommenen Franzoſen, Engländern und Nord-Amerikanern beſteht und ſich höchſtens auf ein hundert von Einwohnern belaufen mag.

Acayucan.

Es waren an dieſem Tage drei Perſonen nach dem Mittagsmahle in der Hütte des Herrn Reboulin zurückgeblieben, der in Minatitlan Table d'Hote hielt, und zwar der Herr des Hauſes, der dicke Reboulin ſelbſt, den das Fieber gelb gemacht hatte, ohne ihn ſeines natürlichen Embonpoints zu berauben, Herr Duplan und ich.

„Es verſteht ſich," rief unſer Wirth, indem er ſich in ſeiner Hängematte wiegte, die mitten im Zimmer aufgehängt war, morgen um fünf Uhr verſammeln Sie ſich hier und ſind zur Abreiſe bereit.

„Gut!" ſprach Herr Duplan. „Aber wie viel Lieues iſt es von hier nach Acayucan?"

„Man zählt fünfzehn oder zwanzig," entgegnet der dicke Reboulin, und bläst eine Tabackswolke aus, die er aus einer Pfeife mit langem Rohre zieht; „aber ich glaube, man kann einige abſchneiden. Reiſen wir um fünf Uhr ab,

ſo frühſtücken wir in Altipa, welches halbwegs, acht oder neun Lieues von hier liegen ſoll, und bei Einbruch der Nacht kommen wir in Acayucan an.“

„Welche Dörfer haben wir zu paſſiren?“

„Drei. Coſoliacac, Altipa und Soconusco. Das ſind gänzlich indiſche Pueblos, von den jedes keine zwanzig Mexicaner oder Creolen-Einwohner hat. Sonderbarer Weiſe ſind alle Hütten ſo nieder, daß man das Dach mit der Hand erreichen kann, wie Sie ſehen werden.“

„Haben Sie uns für Pferde geſorgt, Herr Reboulin?“ ſprach ich. „Daß ſie nur nicht wild ſind, denn ſehen Sie, ich verſtehe nicht zu reiten, und würde bald auf der Erde liegen.“

„Behüte, alle Pferde in Mexico ſind äußerſt ſanft, ſelbſt die, welche nie geritten werden und in halbwilden Heerden mit dem Zeichen ihrer Herren auf den Savanen irren. Uebrigens habe ich an ſie gedacht. Ich habe Don Torres, den Exalcade beſucht, den Sie kennen. Die Thiere, welche er vermiethet, ſind beſſer, als die der übrigen Maulthiertreiber. Sie werden eine Mauleſelin bekommen, die prächtig geht.“

„Ich danke Ihnen, Herr Reboulin, es ſcheint der Stand der Maulthiertreiber iſt in dieſem Lande ein trefflicher, da ihn alle Reichen wählen.“

„Ob das ein gutes Gewerbe iſt, das will ich wohl glauben! Es gäbe ein Mittel, ſein Glück zu machen, wenn man einigen Vorſchuß hätte, und zwar ſehr ſchnell. Das beſtände darin, mit den Piroguen Kaffee und Cacao in Tabasco zu holen; Hängematten, Sättel und andere Produkte der Induſtrie in Tehuantepec; und mit den Pferden Alles in das Innere des Landes, gegen Vera-Cruz zu, und ſelbſt bis nach Vera-Cruz zu transportiren. Aber außer den Fonds, die man ſich aus Frankreich verſchaffen könnte, bedürfte man eines Verſicherungspatents gegen die Fieber, das ſchwieriger zu erlangen ſeyn wird als Geld. Was ſagen Sie dazu, Herr Duplan?“

„Was ſoll ich Ihnen ſagen, ich fürchte die Fieber nicht.“

„Wohl ich fürchte es nicht mehr, weil ich es ſchon habe, entgegnete Reboulin lebhaft, faltete die Stirne und fing an zu zittern. Er hatte einen Anfall bekommen. Dann ſagte er mit bebender Stimme: Morgen wird es gut gehen, Morgen. Verſäumen Sie nicht um fünf Uhr hier zu ſeyn, hören Sie, meine Herren!“

Wir verſprachen es ihm und gingen auf dem Schiffe ſchlafen, welches noch auf der Mitte des Guazacoalco, Minatitlan gegenüber, vor Anker lag.

Begünſtigt vom trefflichſten Wetter befanden wir uns am andern Morgen bei Tages Anbruch auf dem königlichen Wege (el camino real) nach Acayucan, der beinahe auf ſeiner ganzen Länge nicht drei Fuß breit war. Meine zwei Gefährten ritten graue, auf franzöſiſche Weiſe geſchirrte Pferde; ich eine kleine, ſehr muntere ſchwarze Mauleſelin, Mexicanerin von Kopf zu Fuß, mit ihrem buntſcheckigten Sattel, den enormen Gebiſſen und den hölzernen Bügeln — oder beſſer geſagt, eine nach der ſpaniſchen Mode aus der Zeit Karls V. geſchirrte Mauleſelin. Wollte man den Typus der Spanier dieſer Epoche wiederfinden, ſo müßte man ihn, beiläufig bemerkt, unter den Mexicanern an den Ufern des Guazacoalco ſuchen. Sitten, Gebräuche, Kleidung der Eroberer von Mexico haben ſich mit um ſo geringerer Veränderung erhalten, als ſich die Europäer ſehr wenig unter ihre Nachkömmlinge miſchten.

Ich ritt zum erſten Male in Mexico. Es war eine Luſt auf den ſchmalen Pfaden zu galoppiren, die in undurchſichtbare Waldungen eindrangen, wo Tauſende von Vögeln von allen Farben und Formen über unſern Köpfen ſangen, ſchrieen und flatterten.

Zuweilen liefen in die Nähe des Pfades weidende Ochſen herbei, wenn ſie den abgemeſſenen Tritt der Pferde vernahmen, zeigten ihre behörnten Häupter, durch die Hagebuchen hervorſchnüffelnd, flohen bei unſerer Annäherung und verſchwanden im Dickicht. Beim Austritte aus dieſen langen, gekrümmten Alleen, wo ſich in der Tiefe die Sonne nie zeigt, gelangten wir in die Savanen, auf deren weiten Wiesgründen, da und dort, einige verkrüppelte Bäume gepflanzt ſind. Viele Pferde liefen in der Entfernung umher. Sie wieherten beim Anblicke der unſerigen, die ihnen antworteten, und auf ſie zulaufen wollten; aber wir führten ſie leicht auf den Weg zurück. Die Füllen

kühner, als die übrige Heerde, welche ſich in der Entfernung hielt, ſprangen oft wiehernd auf uns zu, und kehrten dann ganz vergnügt zu ihren Müttern, die ihre Jungen durch ein langausgehaltenes Wiehern zurückriefen.

Es freute mich, dieſe Thiere liebkoſen zu ſehen; ſah ich ſie auf mich zukommen, ſo ließ ich mein Thier langſamer gehen.

Das Krähen der Hähne verkündigt uns bald die Nähe von Coſoliacae, welches drei Lieues von Minatitlan liegt. Jetzt ſehen wir es vor uns. Es beſteht aus kleinen, ſehr niederen Hütten, die entweder mit Blättern vom Catanienbaume, oder mit rinnenförmig über einander gelegten Grasbüſcheln bedeckt ſind. Die vier Pfähle ſind von Bambus, in die Erde gerammt, und mit rothem Thon bekleidet.

Alle dieſe Hütten liegen unſymmetriſch auf zwei oder drei Sandhügeln zerſtreut. Die meiſten werden von Früchten und Blüthen beladenen Orange- und Citronen-Bäumen beſchattet.

Die Kirche beherrſcht das Dorf von ihrer Anhöhe herab; ſie iſt aus Brettern erbaut und von Cocosbäumen umgeben. Vor der Thür erhebt ſich ein Kiosk für die Glocke. Das Ganze iſt reinlich und Alles von Orange-Blüthen durchduftet. So iſt Coſoliacae, ſo ſind alle indiſche Dörfer. Man ſieht hier weder Kloake, noch Düngerhaufen, wie in den europäiſchen Dörfern. Die vielen Hausthiere geben ihnen mehr Beweglichkeit und Leben als den letzteren. Hunderte von Hühnern machen vor den Hütten Jagd auf Ameiſen, von denen ſie ſich häufig einzig und allein nähren; Schweine nicht ſo ſchmutzig und eckelhaft, wie in Europa, weil ſie im Freien leben, grunzen und ſtreiten mit einander; die Hähne krähen; die Hunde des Landes mit der unbehaarten, erdfahlen Haut, den ſchwächlichen Beinen, dem mageren Leibe und der ſpitzigen Schnautze bellen vor den ſtets offenen Thüren.

Wenn die Kinder einen Fremden erblicken, nehmen ſie die Flucht. Einige keckere Jungen nur bleiben unter den Orangebäumen ſtehen, und ſprechen die Reiſenden in einer Sprache an, die dieſe nicht kennen. In Mexico gibt es mehr als vierzehn von einander verſchiedene Sprachen. Man verſteht nur das Wort Frances, das die Kleinen aus vollem Halſe ſchreien. Zuweilen treiben ſie die Frechheit ſo weit, daß ſie den Leuten Orangen nachwerfen. Die Weiber, welche in ihren Hütten vor dem Heerde knieen und im Maiskneten begriffen ſind, um die Tortilla zu bereiten, laufen vor die Thüre, und betrachten die Vorübergehenden ganz erſtaunt, mit ihren großen, ſchwermüthigen Augen. Obwohl nicht minder ſchüchtern, als die Frauen, zeigen die Männer doch etwas mehr Entſchloſſenheit. In ihren weißen Hoſen und baumwollenen Hemden darüber, wagen ſie es ihre Wohnung zu verlaſſen. Sie lüpfen ihren Palmblätterhut beim Anblicke der Fremden und grüßen mit Achtung: **Bueno dias senor**; Einige treiben es ſo weit, daß ſie die Spaßmacher ſpielen. Dieſe ſchreien aus der Ferne, ſobald ſie der Fremden anſichtig werden: **Bon jiour, moussiou, comolo portez-vous?** Und dieſe Worte begleiten ſie mit ſchallendem Gelächter, als hätten ſie etwas ſehr witziges geſagt.

Wer ſich mehr mit den Franzoſen befreundet hat, ſpricht nur: **Adios Francia.**

Nach einem weitern Marſche von zwei oder drei Stunden erblickten wir Altipa auf einem ziemlich hohen Hügel. Die Eiche wächst in der Umgegend, was die Europäer, wenn auch nicht von dem Wechſelfieber, doch vor dem gelben Fieber ſchützen ſoll.

Altipa iſt ein großes Dorf von zwei bis drei tauſend Einwohnern. Es hat die Ehre einen ſehr reichen Geiſtlichen zu beſitzen, deſſen Obhut unter andern Dörfern Minatitlan, Coſoliacae und los Almagens übergeben ſind. Die wenigen Creolen, welche in Altipa wohnen, haben daſelbſt, wie überall das Handelsmonopol. Eine ebenfalls aus Brettern erbaute Kirche erhebt ſich mitten auf einem eingefaßten Raum, der als Friedhof dient. Darüber konnte ich mir nicht Rechenſchaft geben, daß die Einfaſſung aus einer ſteinernen Mauer beſteht, denn man kann fünfzehn Meilen in der Runde machen, ohne daß man einen Kieſel ſo groß wie ein Ei trifft.

Ich ſah den Pfarrer von Altipa aus ſeiner Hütte treten, die neben der Kirche erbaut und beinahe eben ſo groß iſt, als dieſe; er war angethan mit einem Theile ſeiner prieſterlichen Inſignien und begleitet von zwei in veilchen-

blaue Mäntel gekleideten Indianern, die in der Hand einen ebenholzenen Stab mit einem ſilbernen Kreuze am oberen Ende trugen und ihm bei der Meſſe miniſtriren ſollten. Der Pfarrer rauchte ganz ruhig ſeine Cigarre auf dem Wege nach der Kirche und ſegnete zu gleicher Zeit die vorübergehenden Indianer. Ich grüßte ihn, höchlich erſtaunt, doch fuhr er fort, ohne ſich ſtören zu laſſen, ſeinen Cigarrenrauch einzuſchlürfen, und erwiderte mit der Hand artig meinen Gruß. Er war ein ſehr liebenswürdiger Mann, wie man mir erzählte, der den Pflanzern viel Gutes gethan hatte. Einmal ſoll er die Indianer in ſeiner Predigt ermahnt haben, die Franzoſen mit mehr Achtung und Rückſicht zu behandeln. „Die Franzoſen," ſprach er zu ihnen, „die Ihr ſcheel anſeht, ſind mehr werth, als Ihr; Sie ſind keine Lügner wie Ihr, ſie ſind wenigſtens keine Diebe, no son picaros."

Allerdings ſtanden wir bei den Indiern im Allgemeinen nicht im Geruche der Heiligkeit; ich weiß nicht ob die Spanier, die ſo lange ihre Leichtgläubigkeit benutzten, ihnen einen Widerwillen gegen uns beigebracht hatten; ſo viel iſt aber gewiß, daß ſie die meiſten Indianer und ſelbſt viele Mexicaner in ihrem Sinne unter alle übrige Völker ſetzten.

Als ich einſt in einer Hütte von Minatitlan unter Mexicanern ſaß, ſprach ich von Spanien, und von Mexico's Eroberung durch Ferdinand Cortez; ich verſicherte ihnen, worüber ſie nicht ganz gewiß zu ſeyn ſchienen, daß die Mehrzahl der Mexicaner von Spaniern abſtamme, die ſich in Mexico niedergelaſſen, und mehr oder minder mit den Indianern vermiſcht haben; da ſchauten ſich Alle erſtaunt an, und riefen ſich mit erfreuter Seele zu: „es verdad," (das iſt wahr). Sie waren entzückt über ihre ſpaniſche Abkunft; und ein alter Meſtize, mit weißem Barte, ebenſo überraſcht als erfreut, mich mit einer gewiſſen Leichtigkeit caſtiliſch ſprechen zu hören, unterbrach mich mit der unerwarteten Frage: „Ousted es Gachupin, senor?" Gachupin iſt der Name, den man in dieſer Gegend den Eingebornen von Spanien gibt. Antwortete ich ihm gleich mehre male: no senor, soi Frances, (nein mein Herr, ich bin ein Franzoſe;) ſo mußte ich doch ein Spanier ſeyn, weil er es ſagte; denn er fügte unter Zuſtimmung der Anweſenden bei: Ousted es Gachupin, por que ousted no es picaros y que los Frances son picaros. (Ihr ſeyd ein Gachupin, denn Ihr ſeyd kein Schelm, und die Franzoſen ſind Schelme.)

Glücklicherweiſe dachten die Bewohner der Städte nicht alle ſo. Dabei bleibt übrigens zu bemerken, daß im Allgemeinen die Mexicaner in dieſer Gegend, ob ſie gleich eine ſehr ſchlechte Meinung von den Franzoſen hegten, und zwar nicht ohne Grund, weil ſich mehre von ihnen ſehr unwürdig gegen ſie betragen hatten, die Spanier durchaus nicht liebten; ich hörte einen Creolen von Altipa ihnen die Schuld vorwerfen, daß in Mexico weder Reichthum noch Ruhe herrſchte. „So lange ſie herrſchten," ſprach er zu mir, „haben ſie uns in finſterer Unwiſſenheit erhalten, damit wir nicht ſehen ſollten, wie ſie ſich auf unſere Koſten bereicherten, und daß ſie alle räuberiſche Leute ſeyen."

Es war beinahe zehn Uhr, als wir nach Altipa kamen. Die Hitze wurde unerträglich. Der Boden, auf dem die Hütten wie Würfel umherliegen, iſt ziemlich eben. Wir folgten Reboulin, der uns in die Hütte eines Mexicaners, ſeines Freundes Sandoval, vielleicht eines Abkömmlings des Gründers von Spiritu-Santo führte. Er war ein blaſſer junger Mann mit lebhaften Augen, der außer der caſtiliſchen ſehr gut die Sprache der Indianer von Altipa ſprach, welche ohne Zweifel die der Apteken iſt. Sandoval war in Andrade-Tuxila geboren, ſeine junge, ſchlanke Frau in Tabasco. Beide lobten uns San-Andre, eine kleine Stadt, welche am Abhange des Berges S. Martin liegt; ſie rühmten das gemäßigte Klima und das friſche Waſſer an dieſem Orte, und ſagten, wir würden wohl daran thun, dort unſere Wohnung aufzuſchlagen.

Sandoval gab unſeren Pferden Mais, da er die Sacata, eine Art von wildem Haber, der in den niederen Gründen wächst und von den Indianern abgeſchnitten und an die Reiſenden grün als Futter für die Pferde verkauft wird, nicht bekommen konnte. Wir frühſtückten Eier und ungeſäuertes, mit Schweineſchmalz geknetetes Brod, und ſetzten unſere Reiſe fort, nachdem wir einige Stunden geruht hatten.

Vera=Cruz iſt vielleicht die einzige Stadt im ganzen Staate, wo man in einem Gaſthauſe wohnen kann. In allen andern Städten und Dörfern muß der Reiſende zu Perſonen ſeiner Bekanntſchaft Zuflucht nehmen, die ihm, wohlverſtanden, gegen Bezahlung, Speiſe reichen und einen Platz in ihrer Hütte einräumen. Iſt der Reiſende allein und kennt keinen Bewohner des Landes, welches er durchzieht, ſo befindet er ſich oft in großer Verlegenheit, wo er ſeinen Hunger ſtillen und ſein Haupt niederlegen ſoll. Mit dem Gelde in der Hand muß er manchmal von Hütte zu Hütte um Gaſtfreundſchaft betteln, als verlangte er Almoſen, und ſich am Ende glücklich ſchätzen, einen Winkel zum Schutze gefunden zu haben. Ehe wir Sandoval und ſeine Gattin verließen, dankten wir ihnen auch auf das verbindlichſte für ihre eigennützige Gefälligkeit.

Die Indianer von Altipa bebauen das Land beſſer, als ihre Nachbarn. Schöne Maispflanzungen bekleiden die Abhänge um das Dorf, während der Saiſon, und Zuckerpflanzungen das ganze Jahr hindurch. Leider war die angebaute Landſchaft im Monat Mai noch nicht mit dem glänzenden Grün geſchmückt, das ihm die Regenzeit verleihet, welche nun bald beginnen ſollte. Die Bäume ſind jetzt immer grün, aber das Gras neigt ſich, von der Sonne vergelbt, traurig zur Erde. Der Mais war noch nicht ausgeſäet, ſeine grünen und bunt geſtreiften Halmen werden die Milpas kaum in der Mitte des Juli bedecken, wo das gegenwärtig vertrocknete Gras durch das Waſſer vom Himmel erquickt, ſein wieder grünendes Haupt erhebt. Dann wird das Land um Altipa ſchön ſeyn, wenn ſich die Savanen mit einem unermeßlichen grünen Teppich überziehen, wo Pferde und Ochſen, gegenwärtig nach den Brüchen verwieſen, weiden und ſpringen; denn, wenn die Milpas, die man jetzt neben den Fußpfaden, an den Abhängen, und in der Tiefe der Gehölze nur an den Haufen gefällter und verbrannter, zum Theil noch rauchender Bäume, und an den kahlen, mit Kohlen und Aſche bedeckten Räumen erkennt*); dann werden die jetzt ſo traurigen Milpas nach allen Seiten hin die glänzendſte Vegetation entwickeln.

Dann werden die Maisſtengel über Menſchenhöhe hinaufragen und ihre Häupter zum Reifen vor den Sonnenſtrahlen enthüllen; dann wird der indianiſche Eigenthümer in ihrer Mitte eine Eſtrade errichten, den ganzen Tag darauf ſtehen, und unabläſſig, was ſeine Lungen vermögen, ſchreien, um Papageien und andere nach Maiskörner lüſterne Vögel zu verſcheuchen, welche ohne dieſe Vorſicht die ganze Aerndte aufzehren würden.

Wir laſſen die fruchtbaren Abhänge von Altipa hinter uns. Im Wald folgte jetzt ein Hügel auf den andern, und unſere Pferde, an dergleichen Fußſteige gewöhnt, gallopirten fortwährend.

Kaum hatten wir drei Stunden Wegs zurückgelegt, als wir in der Nähe ein Gekniſter vernehmen. Man hätte glauben ſollen, tauſende von Schlangen brechen durch das Dickicht; aber bald erkennen wir die Urſache; trotz der Tageshelle bemerken wir den Brand, der mit furchtbarer Geſchwindigkeit die Geſträuche verzehrt, die großen Bäume am Fuße angreift, umwirft und ebenfalls aufzehrt.

In dunkler Nacht iſt ein Waldbrand ein ſchauerliches, aber ein ſchönes Schauſpiel, bei Tag iſt es nur ſchauerlich. Man meint, ein Teufelswerk werde vollführt. In einem Augenblicke ſind die Stauden in Aſche verwandelt; die großen Bäume ſchwanken hin und her, und wenn das Feuer an ihre Kronen leckt, neigen ſie das Haupt und ſterben im Falle.

Der Wind, der mit ſeinem Hauche das Werk der Zerſtörung beſchleunigte, trieb uns heiße Wolken zu. Die Flamme hätte bald die Fußpfade erreicht, und drohte uns den Weg zu verſperren. Der unermeßliche Raum, den ſie durchlaufen, zeigt Kohlen und Aſchenhaufen, in deren Mitte Stämme ohne Zweige und zuweilen entlaubte Bäume mit geſchwärzten Aeſten erſcheinen; nur die Palmbäume haben ſich ganz erhalten, aber ihre Farbe iſt verändert; von dunkelgrün ſind ſie graulich geworden. Sie haben vielleicht nicht zum erſten Male den Brand ausgeſtanden, und gleichen wohl den alten, im Schlachten=

*) Die Eingebornen von Mexico pflegen nämlich bei ihrer Cultivirung des Bodens jedes Jahr die Bäume an den Stellen zu verbrennen, wo ſie ausſäen wollen.

jener gebräunten Kriegern, die von den Kugeln verſchont allein auf dem Felde der Ehre zurückgeblieben, wenn der Feind die Flucht genommen hat.

„Raſch, im Gallopp,“ riefen wir alle drei; denn es iſt keine Zeit zu verlieren; die Flamme hat ſchon die Bäume am Rande der Wege erreicht. Im Galopp! Im Galopp! Und im Augenblicke entzieht uns die Schnelligkeit unſerer Pferde der drohenden Gefahr.

Die Indianer pflegen wohl die Wälder anzuzünden, um Inſecten und Reptilien zu zerſtören, und die wilden Thiere zu verjagen. Sie verbrennen hauptſächlich die Gehölze, durch welche ſich die Wege ziehen; darum ſieht man hier auch wenige große Bäume.

Ungefähr eine halbe Lieue von Soconusco ſtießen wir in einem kleinen Thale auf mehre Indianer, von denen einige kleine gut gebundene und gerundete Holzbüſchel zum verbrennen, andre geplattete lange Bündel von einer Art grünlichen Graſes auf dem Rücken trugen. Unter dem Schatten großer Bäume wächst dieſes Gras im Ueberfluſſe. Man nennt es im Lande die Pita.

Die Pita iſt eine Art Agave, ohne Dornen, die in feuchten Niederungen wächſt. Sie unterſcheidet ſich von der Agave, welche man Maguez nennt, woraus man in Tehuantepec Hängematten macht und den Poulque zieht, der das Hauptgetränk der Mexicaner in den Hochlanden (tieras fiyas) iſt. Die Indianer gewinnen aus der Pita einen ſchönen, außerordentlich zähen Hanf. Man macht daraus ſehr geſuchten Zwirn und ſehr ſtarke Schnüre für die Minen.

Soconusco iſt das Hauptdorf der Gegend für Bereitung dieſes Hanfes.

Sie wird auf folgende Weiſe vorgenommen. Die Indianer hängen die Pita an Stangen auf, ſchaben ſie ſodann mit einem hölzernen Meſſer bis ſie die Oberhaut weggeſchafft haben, und nur noch die Faſern übrig ſind, die ſie zwei oder drei Mal in reinem Waſſer waſchen, um ſie von einer gewiſſen grünlichen Farbe zu befreien. Hierauf legen ſie dieſelbe auf das Dach ihrer Hütten, und laſſen ſie trocknen. Alle dieſe Faſern binden ſie ſofort in Strähne, welche ſie um fünfzehn bis zwanzig Sous das Pfund an die Creolen verkaufen. Mehre in Acayucan und an andern Orten der Provinz anſäßige Mexicaner handeln ausſchließlich mit der Pita, die ſie nach Vera-Cruz liefern.

Die Indier ſtellten ſich in der Reihe am Rande des Weges auf und ließen uns vorüberziehen. Einige Minuten ſpäter kamen wir nach Soconusco. Neben der Kirche iſt eine große Hütte erbaut, welche wahrſcheinlich der Pfarrer von Acayucan als Abſteigequartier benutzt, wenn er dahin kommt, um dem Pueblo Meſſe zu leſen. Dieſe Hütte iſt gewöhnlich von indiſchen Soldaten beſetzt, denen die Aufrechthaltung der Ordnung im Dorfe obliegt. Dieſe Soldaten, die man in allen Pueblos trifft, bilden einen Stand, den man die indiſche Gendarmerie nennen könnte. Sie ſind nicht mit Flinten, ſondern mit Stöcken bewaffnet und machen auch von dieſem Inſtrumente ſelten Gebrauch. Sie haben hauptſächlich diejenigen zum Cep (Cepo) zu führen, welche der Alcalde wegen Betrügerei oder wegen wiederholter Trunkenheit verurtheilt hat. Die letzteren kommen viel häufiger vor, als die andern. Der Cep iſt eine Art von Schandpfahl mit Ringen, durch welche man den Kopf oder die Füße der Schuldigen ſteckt, je nachdem ſie mehr oder weniger verbrochen haben. Die Dauer der Ausſtellung richtet ſich nach der Größe des Vergehens. Sie wechſelt von einer Stunde bis zu drei Tagen und darüber.

Jeder Pueblo hat ſeinen Cep, ſeine mit Stöcke bewaffnete Gendarmerie, einen Alcalde, der ſeinen Namen unterzeichnen kann, und einen Schulmeiſter, den geachtetſten Mann im Dorfe nach dem Pfarrer, wenn es einen ſolchen gibt. Je nachdem ihr Dorf mehr oder minder bedeutend iſt, lernen die jungen Indianer leſen, ſchreiben und rechnen; gewöhnlich aber beſchränkt ſich der Unterricht, den ſie empfangen, auf das Leſen.

Wir ſtiegen vor der Kirche von Soconusco ab. Unſere Pferde trieften von Schweiß und wollten aus Mattigkeit nicht mehr weiter gehen; aber wir führten ſie am Zaume bis zu einem Schoppen unter dem etwa dreißig Kinder verſammelt waren. Das war die Schule des Dorfes. Ein Indianer in veilchenblauem Mantel ſaß vor einer plumpen Tafel aus Cedernholz, und ließ eines nach dem andern ſeine Lection leſen. Die Schüler ſchauten uns alle mit

großen Augen an und ließen dabei ein fortwährendes Gemurmel vernehmen, um den Lehrer glauben zu machen, ſie ſeyen mit Lernen beſchäftigt. Die Kinder ſind doch überall dieſelben!

In dieſem Augenblicke fühlte ich einen brennenden Durſt, den ich nicht zu ſtillen wußte. Es fiel mir ein, mein Bedürfniß einem der Kinder durch Zeichen auszudrücken. Es verſtand mich, drängte ſich durch ſeine Cameraden auf den Lehrer zu und flüſterte dieſem in das Ohr. Ich bemerkte, daß der Lehrer beifällig mit dem Kopfe nickte. Der Kleine ergriff ſeine Kürbisflaſche, ſtand mit einem Sprunge vor mir, hielt mit der einen Hand ſeinen Palmblätterhut, mit der andern ſeinen Kürbiß und ſprach lächelnd zu mir: tom' ousted senor, und ich trank mit langen Zügen das Waſſer, das er mir ſo anmuthig darreichte.

Gutes Kind, wie gerne hätte ich dir einen Medio oder einen Real zur Vergeltung deiner Gutherzigkeit geſchenkt; aber ich ſuchte vergebens in meiner Taſche, ſie war leer.

Der junge Indier ſchien ganz erfreut mir einen Dienſt geleiſtet zu haben, und lief unter ſeine Mitſchüler zurück, nachdem er meinen Dank empfangen hatte. Bald darauf knieeten Alle nieder und ſangen mit ihren Flöten-Stimmen ein Gebet ſo einfach und reizend, als ihre Unſchuld:

Santo Dios,
Santo immortal,
Libera nos.
De todo mal.

(Heiliger Gott, unſterblicher Gott, erlöſe uns von allem Uebel.)

Dann verließen ſie den Schoppen, ſprangen mit ihren nackten Füßen auf dem freien Platze herum, ſchrieen, ſpielten, lachten, und zankten.

Soconuſco liegt von Acayucan, wo wir mit Einbruch der Nacht ankamen, bloß ein paar Stunden entfernt. Wir nahmen unſere Wohnung bei dem Cavalerie-Capitän Garciarenas, einem Freunde der Franzoſen, dem liebenswürdigſten Manne, welchen ich in Mexico kennen lernte. Er war in Acayucan geboren und erzogen, und doch zeichnete er ſich durch jenes artige Benehmen, durch jenen feinen Takt für das Schickliche aus, wie man dieſes in der Regel nur bei dem Städter von guter Erziehung findet.

Mit einem billigen und vorurtheilsfreien Verſtande, ſo wie mit edelmüthiger Seele begabt, liebte er den Charakter der Franzoſen, ohne Zweifel weil ein franzöſiſches Herz in ihm ſchlug. Alle Pflanzer ohne Unterſchied überhäufte er mit einer Zuvorkommenheit und die Unglücklichſten gingen nie ohne Troſt und Hülfe von ihm. Ich habe ihn den Vater der Franzoſen nennen hören und Capitän Garciarenas verdiente dieſen Titel allerdings in vollem Umfange. Ich bin hier nur der Dolmetſcher der Empfindungen aller derer, die ihn gekannt haben, und bleibe gewiß mehr hinter als über der Wahrheit. Die Franzoſen, welche den ſchlimmen Einflüſſen des Clima entgangen ſind, haben den Edeln in ihrem Vaterlande nicht vergeſſen; ſie werden ſein Andenken in ihrem Innern bis zu ihrem letzten Seufzer ſegnen.

Duplan und ich ſchliefen auf einer geloheten, über einen Zapfen ausgebreiteten Ochſenhaut. So iſt das Bett der Mexicaner in den heißen Ländern beſchaffen, nur eine Ochſenhaut oder eine Matte über Bretter gelegt; man kennt keine andere Betten. Die Ermüdung ließ uns bald entſchlummern.

Sonntag in Acayucan.

Der andere Tag war ein Sonntag, aber ehe ich ſeine Beſchreibung beginne, verweilen wir ein wenig bei Acayucan.

Acayucan iſt bekanntlich die Hauptſtadt der Provinz am Guazacualco. Als Hauptſtadt hat es die Ehre in ſeiner Mitte zu zählen: einen militäriſchen Commandanten, zwei oder drei hundert Mann Garniſon, die Offiziere ausgenommen, ohne Uniform; eine Schwadron Cavallerie ebenfalls ohne Uniform; einen Pfarrer, einen Präfecten, drei Alcalden und einen Douanier; oder, wenn man lieber will, einen Verwalter der öffentlichen Gelder, der die ſchönſte Hütte des Dorfes bewohnt, woraus ſich ſchließen läßt, daß er bei Verwaltung der öffentlichen Gelder die ſeinigen nicht vernachläßigt.

Die Bevölkerung, welche meiſtens aus Indianern und höchſtens aus zwei bis drei hundert Mexicanern beſteht, berechnet man auf fünf bis ſechs tauſend Seelen. Man ſieht etwa funfzig große Hütten, worunter einige ſehr elegant ſind. Mehre von dieſen Hütten, welche Spaniern gehörten, wurden von ihren Eigenthümern während der Bürgerkriege verlaſſen und ſind jetzt unbewohnt.

Sonſt legten ſich die Bewohner von Acayucan hauptſächlich auf den Cacaobau; jetzt haben ſie ihn völlig aufgegeben. Reis, Mais, Zuckerrohr, Tabak, ſind gegenwärtig die Haupterzeugniſſe ihres Feldbaus. Beinahe alle Creolen ſind Kaufleute; unter anderen Waaren verkaufen ſie an die Indianer Branntweine (agua ardiente), Kleiderſtoffe, Roſenkränze aus Glas, die zugleich als Schmuck und zum Gebete benützt werden.

Die Hütten der erſten Bewohner, wie der Indianer liegen ohne allen Plan zerſtreut, darum läßt ſich aber dem Anblicke das Pittoreske dennoch nicht abſprechen. Der Boden iſt durchgängig uneben, ohne indeſſen zu ſehr hügelig zu ſeyn; und obgleich Acayucan auf der Höhe erbaut iſt, ſo wird es doch durch die umliegenden Wälder ſo verdeckt, daß man in das Dorf eingetreten ſeyn muß, um es zu ſehen.

So iſt Acayucan. Trotz ſeines Präfecten, ſeiner drei Alcalden, ſeines Pfarrers, ſeines Schulmeiſters, ſeines militäriſchen Commandanten, ſeiner von Zeit zu Zeit einſtürzenden Kaſernen aus Lehm oder Thonerde, ſeiner Artillerie, die in einer kleinen Kanone beſteht; ſeiner drei hundert Soldaten zur Vertheidigung; trotz des Reichthumes einiger Bewohner, trotz der nicht unbedeutenden Bevölkerung, iſt Acayucan, die Capitale der Provinz am Guazacualco keine Stadt, ſondern ein großes indiſches Dorf, ein Pueblo.

Gehen wir jetzt zur Sonntagsfeier über.

In der Morgendämmerung verkündete Glockenklang den Angelus; der Pfeifer und Trommler der Garniſon zogen durch das Dorf. Herr Duplan und ich erhoben uns, um friſche Luft zu athmen.

Schon vergoldete die Sonne den Horizont unten am wolkenloſen Himmel über den grünen Wäldern, welche Acayucan beherrſchen. Die Papageien, die jeden Abend von einem Gehölze in das andere wandern, flogen in zahlreichen Gruppen mit ihren hakenförmigen Schnäbeln, platten Füßen und grünen Flügeln unter ſchneidendem lautem Geſchrei durch das Dorf.

Wolken von Amſeln, befreundet wie die Sperlinge in Europa, bedeckten das Dach der Kirche und der Hütten, und ſtimmten ihre Lieder an und cadenzirten ſie, wie die harmoniſchen Töne einer Harfe.

Bald kamen von den benachbarten Pueblos die Indianer in Feſtkleidern, um die Meſſe zu hören; ſie rückten in langen Reihen mit ihren Weibern und Kindern an.

Die junge Gattin hat Tags zuvor das Hemde und die Beinkleider ihres Mannes gewaſchen; ſie hat ihre Nacktheit mit der Sonntags-Schürze bedeckt und einen rothen Gürtel um die Hüften befeſtigt.

Alle Frauen tragen dazu eine mit Franſen beſetzte, blau geſprenkelte Mantille, womit ſie Kopf und Buſen bedecken, ehe ſie in die Kirche treten. Nach Landes Sitte halten die Mütter ihre nackten Säuglinge auf der rechten Hüfte; die kleinen Meerkatzen mit rabenſchwarzen Haaren *), dem geräucherten Teint, machen weinerliche Geſichter wie in Frankreich, oder lachen, ſpielen mit der buntſcheckigen Mantille und der ernährenden Bruſt.

Leicht und anmuthig treten die Mädchen einher; ein Collier von Glas hängt über ihren runden Buſen herab. Ihr glänzend ſchwarzes Haupthaar iſt in zwei über der Stirne kronenförmig verbundene Flechten getheilt, mit einem rothen Bande verknüpft und bei einigen mit köſtlich duftenden weißen Blumen geſchmückt.

Auch ich will nach dem Beiſpiele dieſer guten Leute die Meſſe hören. Wie ſie fühle ich das Bedürfniß, Gott in einem Tempel anzubeten. Will man einem Herrn dienen, ſo befindet man ſich gern in ſeinem Hauſe, ſelbſt wenn es ſeines Beſitzers nicht würdig ſeyn ſollte; und dieſe bretterne Hütte hier, iſt wahrhaft das Gotteshaus.

Auch das Gebet der Reiſenden auf weiter See dringt hinauf zum Ohr des Ewigen; auch wenn er ſich aus den Savanen und den Urwäldern an Gott wendet, ſo hört er ihn und unterſcheidet ſeine ſchwache Stimme, aus den tauſend Stimmen, die ſeine Wunder beſingen, weil ſeine ſchwache Stimme die einzige verſtändige iſt. Aber es liegt weniger Liebe als Furcht in einer Bitte, die man an einen Herrn richtet, der uns in all' ſeiner Größe vernimmt. Die Majeſtät der Einſamkeit und des Unermeßlichen iſt zu eindrucksvoll als daß die Liebe allein in der Seele herrſchen könnte. Ich ſchütte gern mein Herz in einem Tempel vor Gott aus, denn hier ſtehe ich von Antlitz zu Antlitz vor ihm; denn hier kann er ſich trotz ſeiner unendlichen Größe bis zu mir erniedrigen. Und dann iſt es ſo ſüß, unſere Stimme mit der unſerer Brüder zu vereinen, um unſere Liebe für Gott den Allvater laut auszuſprechen.

Indeſſen bringt der Indianer, dem das Läuten übertragen iſt, die Glocken in Schwung, um die Gläubigen zum Gottesdienſte zu rufen. Das Wirbeln der Trommeln verſammelt die Soldaten vor der Kaſerne, die durch eine weite Esplanade von der Kirche getrennt iſt. Dann marſchirt die ganze Garniſon in zwei Reihen, Trommler und Pfeifer an der Spitze. Sechs oder acht Mann ausgenommen, die ſich am Hochaltar aufſtellen, ſind alle Soldaten unbewaffnet, mit langem Pantalon bekleidet und von einer mit Goldfranſen beſetzten Schärpe umgürtet. Sie gehen mit nackten Füßen und tragen den Palmblätterhut auf dem Haupte. Beim Eintritte in die Kirche macht alle Welt mit größter Schnelligkeit drei kleine Kreuzeszeichen auf Stirne, Mund und Herz. Die Soldaten ſtehen in zwei Gliedern in der Mitte der Kirche, die ſich nach und nach füllt.

Mexicanerinnen von allen Farben, weiße, ſchwarze, ſchwärzliche, nehmen mit ihren ſchlanken Taillen, durchbrochenen Strümpfen und Maroquin-Schuhen unter den Indianerinnen mit runden Formen, breitem Geſichte und kupferigem Teint Platz. Wenn alle gedrängt und vermiſcht niedergekniet ſind, läßt ſich die Creolin von hinten geſehen, ſchwer von der eingebornen Mexicanerin unterſcheiden, weil alle das Haupt mit der buntſcheckigen Mantille bedeckt haben; aber betrachtet man ſie im Geſichte, ſo kann man ſie leicht an dem großen Schildkröten-Kamm und dem wollenen Halsbande erkennen, an dem eine goldene Medaille, mit dem Bildniſſe Unſerer lieben Frau von Guadalupe, einem unfern von Mexico befindlichen Wunderbilde, hängt; ſollten die Geſichtsfarbe, der lange Rock, das batiſtene Mieder und die ſchlanke Taille nicht als Merkmale genügen. Man ſieht hier auch den Indianer und Mexicaner vermiſcht: den Einen einfach mit ſeiner Linnenhoſe und ſeinem weißen Hemde angethan, den Andern mit dem kurzen Beinkleide mit ſilbernen Knöpfen, dem batiſtenen Jabothemde, dem rothen Gürtel, dem ſchweren Filzhute mit breiter Krämpe und den an der Seite geſchlitzten Halbſtiefeln.

*) Die indianiſchen Kinder werden alle mit ſchwarzen, ziemlich langen Haaren geboren. Während meines Aufenthaltes in Acayucan fanden es die Indianerinnen ganz ſonderbar, daß ein kaum ein paar Monate altes Kind einer Franzöſin noch keine Haare hatte.

Bald reihen ſich indianiſche Sänger, den veilchenblauen Mantel über die Schulter, um die Pulte; und vier Mexicaner auf plump gearbeitete Harfen geſtützt, ſtellen ſich in das Sanctuarium; plötzlich erſchallt die Kirche vom Wirbel der Trommeln; doch bald verſtummt das Getöſe und die Geſänge beginnen. Die etwas gutturale Stimme der im Zuſammenklange ſingenden Indier vermiſcht ſich mit den harmoniſchen Harfentönen und dringt ſüßen Frieden verbreitend in unſere Seele ein. Der Geiſtliche erſcheint mit den prieſterlichen Ornamenten. Zwei Kinder ſchreiten ihm zum Fuße des Altars voran; der Weihrauch ſteigt empor; Alles betet, Alles vereinigt ſich im Lobe des Herrn. Die Soldaten ſtehen unbeweglich das Auge auf den Meſſeleſenden gerichtet; die Andern Gläubigen knien auf dem Boden und halten in den Händen ihre Roſenkränze, die beim Austritt aus der Kirche als Schmuck über die Bruſt hängen. Es iſt ein ſo rührendes Schauſpiel, dieſes Volk unter dem Dache von Holz niedergeworfen zu ſehen, um den Allerhöchſten anzubeten, daß nur ein Gottesläugner nicht das Verlangen fühlen könnte, ſein Beiſpiel nachzuahmen.

Bei Aufhebung der Hoſtie werden die Geſänge zarter, melodiſcher. Alle Welt beugt ſich tief, um in Demuth und ſtiller Andacht den Gott anzubeten, der ſich aus Liebe in dem myſtiſchen Brode birgt. Bei jedem Geklingel des Glöckchens ſchlägt ſich Jeder ſo hart an die Bruſt, daß die Kirche wiederhallt. Die Meſſe geht zu Ende. Der Prieſter ſtimmt das Gebet an, welches wir Tags zuvor von den Schülern von Soconusco hatten ſingen hören: heiliger Gott, ewiger Gott, erlöſe uns von allem Uebel. Dann verläßt das Volk die Kirche und die Soldaten kehren unter Trommeln und Pfeifenklang zur Kaſerne zurück.

Die Indianer aus der Nähe laſſen ihre Weiber und Kinder nach dem Pueblo zurückkehren, zerſtreuen ſich in Acayucan, und begeben ſich beinahe alle nach den Tiendas. So nennt man die Hütten, wo die Bewohner ſtarke Getränke an ſie verkaufen. Die meiſten Mexicaner von Acayucan halten ſolche Schenken. Zuweilen bleibt der Indianer vor der Thür der Hütte und der Creole reicht ihm, nachdem er ſein Geldſtück empfangen, das verlangte Quantum Branntwein, welches er außen trinkt. Oefter noch tritt er in die Tienda ein, aber er muß immer ſeinen Medio oder ſeinen Real auf den Zahltiſch legen, ehe man ihm zu trinken gibt. Die Creolen brauchen dieſe Vorſicht gegen die Eingebornen, weil dieſe, wie ſie behaupten, ſtets zur Betrügerei geneigt ſind oder mit Händen und Füßen zu ſtehlen verſtehen.

Haben die Indianer einiges Geld aus den Produkten ihrer Pflanzungen gewonnen, ſo verwenden ſie es meiſtens, um ſich zu benebeln, und ſind dann glücklich, wenn ihnen noch Münze genug übrig bleibt, um ihrer Familie ein kleines Weizenbrod für ſechs Sous zu kaufen, und Kraft genug, um ohne Unfall in ihr Dorf zurückkehren zu können.

Es iſt nun ein ſonderbarer Anblick, ſieht man jetzt dieſe Leute, die gewöhnlich ſo ſchwermüthig einherſchreiten, daß ſie nur mit Widerwillen zu lachen ſcheinen, ſo ſchüchtern, daß ihnen das Zuſammentreffen mit Fremden Angſt macht; wie ſie jetzt auf Einen zutreten und mit komiſcher Vertrautheit un poquinto de agua ardiente oder de tabaco verlangen. Leiht man unglücklicherweiſe ihren Plattheiten und rohen Scherzen ein gefälliges Ohr, ſo laſſen ſie Einen nicht mehr los. Den ganzen Weg entlang ſingen ſie dann Volksmelodien, die ſie auswendig wiſſen, oder Pſalmen, die ſie in der Kirche erlernt haben.

Die Männer ſcheinen indeß das ausſchließliche Recht zu haben ſich zu betrinken, denn während der ganzen Dauer meines Aufenthaltes in Mexico habe ich nie ein betrunkenes Weib geſehen.

Die verſchiedenen Dörfer, deren Einwohner Sonntags nach Acayucan ſtrömen, haben ihre ſpeciellen Erzeugniſſe, ihre beſonderen Induſtriezweige. Die Einen z. B. in Soconusco bereiten den Hanf aus der Pita; andere machen Töpferarbeit aus rother Erde ohne Lack; dabei treiben ſie ſtets Mais- und Zuckerrohrbau. Es gibt wohl weder in Acayucan noch bei einem andern Pueblo eine einzige indiſche Familie, die nicht wenigſtens eine, von Bananbäumen, Ananas-

Pflanzungen, Frijoles (ſchwarzen Bohnen), Camotes*), kurz mit allen zum Unterhalte nothwendigen Früchten und Gemüſen umgebene Milpa beſäße. Bei einiger Behutſamkeit und einem geſunden Clima könnten die Indier in dieſem Theile von Mexico in der That das goldene Zeitalter verwirklichen, während ſie bei Mangel an beidem ſich zuweilen in die grauſame Alternative verſetzt ſehen möchten, vor Hunger oder am Fieber zu ſterben, wenn nicht der, welcher den Jungen der Vögel ihr Futter gibt, ihnen zu Hülfe käme.

Die Regenzeit und die Inſecten.

Der Himmel, der vom Monat October bis zu Ende des Monats Mai rein und cryſtallhell war, beginnt ſich zu trüben und wird zuweilen düſter. Nicht ſelten fallen der Sonne Strahlen auf ein Wolkenheer, welches die häufig wechſelnden Winde bald aufthürmen, bald mit ſich fortreißen und zerſtreuen, worauf das Geſtirn des Tages im ſchönſten Glanze wieder erſcheint. Bald aber verbirgt es ſich häufiger und auf längere Zeit; immer düſterer wird der Horizont; ſchrecklich pfeifen und heulen die Winde in den Forſten, deren ſtärkſte Bäume ſie entwurzeln; dazwiſchen läßt ſich von Zeit zu Zeit das ferne Rollen des Donners vernehmen. Dieß iſt das entſetzliche Vorſpiel der jährlichen Ueberſchwemmung, welche man die Regenzeit (tiempo de las Aguas) nennt, und die noch länger anhält, als einſt die allgemeine Sündfluth, denn ſie dauert faſt ſechs volle Monate.

Endlich nimmt die Heftigkeit der Winde zu; ſchwarze Wolken lagern und drängen ſich am Himmelszelte, und überziehen es gleichſam mit einem Leichentuche; öde Nacht ſcheint die Erde zu decken. Verſchwunden iſt der Sonne Glanz, aber das Gewölk ſprüht in kleinen Zwiſchenräumen ſchlangenähnliche Feuer aus, die zackig ſich verlängernd und verkürzend in die dichten Wälder fahren. Das Gewitter, das beim Leuchten der Blitze ein tüchtiges Opfer ſich auszuerſehen ſchien, bricht nun plötzlich aus, ſpaltet, zerſchmettert, entwurzelt, oder verzehrt in praſſelnden Flammen, einen der rieſigſten Bäume. Aehnlich dem erſten Kanonenſchuſſe einer großen Schlacht, iſt dieſes das Signal des erbitterten Krieges, den der Himmel nun mit der Erde zu führen gedenkt, auf daß er ſie zwinge, aller Merkmale ſich zu entledigen, die ihre Altersſchwäche andeuten könnten, als: dürres Laub, vertrocknete Pflanzen, und alte, halb verfaulte Baumſtämme, bis er endlich mit neuem Grün ſie ſchmückt, und auf dieſe Weiſe nöthigt, jedes Jahr ſich zu verjüngen.

Nicht lange dauert es jetzt, ſo folgen ſich die Donnerſchläge mit unaufhörlichem Gedröhn; in Strömen ſtürzt der Regen herab, und hält zuweilen drei bis vier Tage lang an. Doch vergehen deren oft auch mehre, ohne daß die Wolken ſich entladen, und faſt täglich läßt die Sonne mindeſtens ſich blicken; freilich iſt ihr Erſcheinen nur von kurzer Dauer, aber dennoch lang genug, um eine drückende Hitze zu erzeugen.

Nach etwa zwanzig Tagen treten die Flüſſe aus, und die Wälder ſind überſchwemmt; Strombette und Sümpfe ſchwellen mächtig an; überall erblickt

*) Eine Art ſehr wohlſchmeckender Kartoffeln.

das Auge Seen. Die wilden und die friedlichen Thiere, der Jaguar wie der Hirſch, die Tigerkatze wie das Reh, alle fliehen von den Ufern der Flüſſe den höher gelegenen Orten zu. Leicht iſt dann die Jagd, und man fängt das Wildpret nach Gefallen. Sogar der Kaiman ſchleicht, ermüdet von dem ſchlammigen Waſſer der Flüſſe, langſam der Savane zu, wo er gewiß iſt, kleine Teiche klaren Waſſers anzutreffen; allein da er ſeine abſcheuliche Gefräßigkeit dort nicht zu befriedigen vermag, ſo ſtirbt er vor Hunger, und der Wanderer findet ſpäter ſeinen zum Gerippe gewordenen Leichnam am Ufer liegen.

Nun zeigen ſich auch fliegende Inſecten aller Art: Moskitos, Schnaken, Mücken, Chaquistes, Rodadores ꝛc.; ſie ſchwärmen und drängen ſich ſummend durcheinander, und verdichten die mit ihnen geſchwängerte Atmoſphäre; man ſaugt ſie mit dem Athem ein; ja man könnte handvollweiſe ſie erhaſchen. Die feuchte, dicke Luft iſt mit böſen Ausdünſtungen erfüllt, die aus den Sümpfen und überſchwemmten Wäldern ſich entwickeln.

Jetzt iſt das Reich der Fieber herangekommen; ſämmtliche Bewohner, ſie ſeyen nun Ausländer, Creolen oder Eingeborene, ſind den Anfällen dieſer Krankheit ausgeſetzt. Manchen armen Indianer ſieht man da an der Schwelle ſeiner Hütte mit dem Bauche auf ſeiner Matte liegen; todesſchwach und kaum noch Athem holend, leidet der Bedauernswerthe unſägliche Schmerzen, und nicht ein Klageton kommt über ſeine Lippen. Nähert ſich ihm, von Mitleid ergriffen, ein Vorübergehender, der vielleicht ſelbſt unwohl ſich befindet, und ſpricht ihn mit den Worten an: Que tiene ousted amigo? (was fehlt dir Freund?), ſo drängt ſich ein leiſer Seufzer aus ſeiner Bruſt; er erhebt ſo wehmüthig die Blicke zu dem Theilnehmenden, daß es dieſem Thränen der Erbarmung entlockt, und er antwortet dann kläglich: Calentura, Sennor, la Calentura! (das Fieber, Herr, das Fieber!).

So war ſie endlich gekommen, dieſe fürchterliche Regenzeit, die härteſte Probe, auf welche der Himmel meine felſenfeſte Geſundheit ſetzte. Alle Franzoſen lagen krank darnieder. Wenige nur prahlten damit, daß ihnen noch Kraft genug bleibe, ſich weiter zu ſchleppen; es waren ſolche, die das Land ſchon ſeit Monaten oder wohl gar ganze Jahre lang bewohnt hatten, und von denen man eigentlich ſagen konnte, ſie ſeyen durch die Größe der ſchon überſtandenen Leiden fühllos geworden. „Wir,“ riefen ſie mit ſtolzer Selbſtzufriedenheit, „wir ſind hier eingebürgert, und an's Clima gewöhnt, wir fürchten uns vor den Fiebern nicht mehr!“ Dabei waren ſie jedoch ſchrecklich abgemagert, ihre Augen hohl oder angeſchwollen, die Geſichtsfarbe gelb, und ihre ſchwachen Glieder hätten der geringſten Anſtrengung unterliegen müſſen.

Ich kann nicht umhin, dem Leſer zu erklären, was unter dieſem: „an's Clima gewöhnt ſeyn,“ zu verſtehen iſt. Ein Menſch, der ſich an's Clima gewöhnt hat, iſt zu jeder Arbeit unfähig; er befindet ſich in einem Zuſtande, den man weder krank noch geſund nennen kann; ich möchte ſagen, er iſt in beſtändiger Geneſung begriffen, oder beſſer noch: er fühlt, daß ein unheilbares Uebel an ihm nagt, und ihn zwar ſanft und allmählig, aber auf ganz geradem Wege dem Grabe zuführt.

Beim Beginnen der Regenzeit wohnte ich noch in Minatitlan, und hatte drei Arbeiter bei mir, die ihren Kameraden nach Vera-Cruz nicht hatten folgen wollen. Nach der Auflöſung unſerer Geſellſchaft hielten mich materielle Intereſſen am erſten Orte zurück. Mehre Mitglieder beſchloſſen mit mir, eine neue zu bilden, in der Abſicht eine Sägemaſchine zu benützen, deren Hauptbeſtandtheile wir aus Frankreich mitgebracht hatten. Ich führe hier noch einige nähere Umſtände in Betreff dieſer Maſchine an, weil die Hoffnung, durch ſie mein Glück zu machen, mich veranlaßt hat, viel länger als ich geſollt hätte, unter dieſem ungeſunden Himmelsſtriche zu verweilen. Vor Allem fehlte es uns an Geld, um den andern Mitgliedern unſerer Geſellſchaft den Antheil, den ſie an der Maſchine hatten, abzukaufen. Wir wandten uns daher an einen gewiſſen Torres, einen reichen Bewohner des Dorfes, der ſich bereit erklärte, gemeinſchaftliche Sache mit uns zu machen. Er verpflichtete ſich ſowohl die nöthigen Gelder vorzuſchießen, als auch die Auslagen zu beſtreiten, welche unſer Mechaniker für nöthig erachten werde, um die Säge in Bewegung zu ſetzen,

und in ungeſtörter Bewegung zu erhalten. Dagegen ſicherten wir ihm die Hälfte des Gewinnes zu, und räumten ihm das Recht ein, die Hälfte der Unkoſten an unſerm Gewinnantheile abzuziehen. Wir hegten die ſchönſten Erwartungen von dieſem Geſchäfte. Es wurden zwölf Actien ausgefertigt; Don Torres ſollte deren ſechs erhalten, und wir in die übrigen ſechs uns theilen. Nach unſerer Berechnung mußte die Sägemaſchine, durch ihre Leiſtung in Production von Brettern von Cedern- oder Mahagonyholz jedem von uns jährlich fünf bis ſechs tauſend Franken abwerfen. Leider hatten wir jedoch die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Der zu unſerem Zwecke unentbehrliche Mechaniker Bocard machte anfangs Schwierigkeiten, als er Hand an's Werk legen ſollte; ſpäter verfiel er in eine ſchwere Krankheit; und fünf Monate nachher, als ich, alle Hoffnung aufgebend, meine zerrüttete Geſundheit in dieſen Wüſten wieder herzuſtellen, nach Vera-Cruz mich begab, um nach Frankreich zurückzukehren, war er noch nicht geneſen.

Unterdeſſen hatte ich meine Geſundheit unwiederbringlich eingebüßt. Das Fieber, welches ich mir vier oder fünfmal mit Hülfe des Chinins vertrieben hatte, befiel mich unaufhörlich wieder. Dazu kam noch, daß ich der Moskitos wegen, keine Nacht ruhig ſchlafen konnte. Ich faßte den Entſchluß in Acayucan meinen Wohnſitz aufzuſchlagen, denn obſchon das Clima hier auch ungeſund iſt, ſo gab es doch keine Moskitos dort. Im Vorbeigehen muß ich noch bemerken, daß nicht ſowohl die Wälder, als vielmehr die Sümpfe dieſe Inſecten erzeugen, und daß die Urſache ihrer Vermehrung ganz von der örtlichen Lage abhängt. Diejenigen, welche in Beziehung auf die Colonie von Guazacoalco behauptet haben, man könne ſie durch die Urbarmachung des Erdreichs ausrotten, ſind in einen groben Irrthum verfallen. Denn ſo gibt es z. B. in Vera-Cruz deren eine ſo ungeheure Menge, daß ich ungeachtet der vielen Mittel, die man in einer wohlhabenden Stadt hat, um ſich dagegen zu ſchützen, ihrer Stiche wegen die ganze Nacht nicht ſchlafen konnte. Und doch liegt Vera-Cruz auf Dünen, beinahe eine Stunde vom Walde entfernt, während man in Chinamech, Acayucan, und ſelbſt in Altipa, drei Dörfern, die nur einige Stunden von dem Guazacoalco entfernt, und nach allen Seiten von Waldungen umgeben ſind, wenige oder gar keine Moskitos antrifft. Dieß kommt daher, daß die genannten Dörfer bedeutend hoch gelegen ſind, indem Eichen daſelbſt wachſen, die zu Minatitlan nicht fortkommen; ferner daher, daß die Ufer der Flüſſe niedrig und ſumpfig ſind. Gedenkt man aber etwa, den Boden dadurch erhöhen zu konnen, daß man die Bäume fällt?

Nun einige Worte über die Inſecten, welche von den Coloniſten am meiſten gefürchtet werden. Der Moskitos oder Mosticos iſt dieſen letztern ſo unausſtehlich, daß er unter allen andern zuerſt genannt werden muß. Er iſt größer als die europäiſche Schnake, und von ſchwarzer Farbe; wie jene, hat ihn die Natur mit einem Rüſſel verſehen, der aber ſo lang, ſo ſpitzig und ſo ſtark iſt, daß ich öfters, wenn ich ganz angekleidet in einer Hängmatte von Segeltuch lag, durch den vierfachen Panzer dieſer Hängmatte, meiner Beinkleider, meines Hemdes, und eines Betttuches, in welches ich mich von Kopf bis zu Fuße gehüllt hatte, die Stiche dieſer Inſecten empfand. Tauſendmal furchtbarer als die mexicaniſchen Tiger und Schlangen, welche in den Wäldern dem Menſchen ausweichen, greift ihn der Moskitos überall an, neckt ihn, ſtellt ſich an, als entfliehe er, und kömmt dann nur um ſo wüthender zurück, indem er ein widerwärtiges Geſumm hören läßt. Nichts ſchreckt ihn ab; er überwindet alle Hinderniſſe, um bis zu ſeinem Feinde zu gelangen. Erſt wenn er lange Zeit die ſchützenden Vorhänge umſchwärmt, ſich überall hingeſetzt, und bald hier bald dort hindurch zu ſchlüpfen verſucht hat, was ihm auch zuweilen gelingt, zieht er ſich endlich mit einem ſchneidenden Geziſch zurück. Erreicht er aber ſeinen Zweck, ſo hängt er ſich mit ſolcher Erbitterung an ſein Opfer, daß er ſich eher tödten läßt, als entflieht. Ein einziger Moskitos, der hinter einen ſolchen ſchützenden Umhang dringt, reicht hin, um den Menſchen des Schlafes zu berauben; ja ſchon ſein Summen kann dieſes bewirken. Der Stich des Moskitos iſt giftig; er erregt heftiges Jucken und erzeugt eine mächtige Beule. Sein Flug iſt übrigens ſo ſchwerfällig, daß man ihn ohne Mühe mit der Hand erhaſchen kann. In der Regel

wird man nur des Nachts, und zwar vom Untergang der Sonne bis zum anbrechenden Tage, durch ihn beläſtigt.

Nach dem Moskitos iſt der Rodador der Gefährlichſte. Der Chaquiſte hat viel Aehnlichkeit mit ihm, übertrifft ihn aber an Größe, und ſein Stich iſt weniger giftig.

Der Moskitos und der Rodador ſcheinen ſich gleichſam darin zu verſtehen, die Menſchen abwechſelnd zu quälen. Der erſte hat ſich die Nacht dazu gewählt, der zweite den ganzen Tag. Dieſer letztere iſt ſo klein, daß man ihn kaum wahrnimmt; aber ſein Stich iſt gerade ſo giftig, wo nicht noch giftiger, als der ſeines nächtlichen Stellvertreters. Indeſſen kann man ſich doch durch angemeſſene Kleidung gegen ihn ſchützen, und in dieſem Puncte iſt er folglich minder furchtbar als der Moskitos. Aber wehe den unbedeckten Theilen des Körpers, den Händen, dem Geſichte. Man müßte beſtändig Handſchuhe und eine Geſichtslarve tragen, um gegen ſeine Angriffe ſich vollkommen ſicher zu ſtellen. Auch er läßt ſich wie der Moskitos, auf dem Stiche todtſchlagen, den er verurſacht hat.

So zahlreich das Geſchlecht der Schnaken in Mexico iſt, ſo ſelten, klein und unſchädlich ſind daſelbſt die Fliegen. Jedoch muß eine ſehr große Gattung derſelben, deren Stich eine fürchterliche Wirkung hervorbringt, hiervon ausgenommen werden. Dieſe ſetzt nämlich in den Theil des Körpers, in welchen ſie ihren Stachel geſenkt hat, einen Wurm ab, der ſich da ernährt, und eine ſcheußliche Wunde gräbt. Dieſe Fliege verſchont weder Menſchen noch Thiere. Ein ſolcher Wurm führte ſogar den Tod eines armen Arbeiters herbei, der mit ſeiner Familie an Bord des Schiffes gekommen war. Die Fliege hatte ihn in den Hals geſtochen, und der Wurm, den ſie dort zurück ließ, war bis in den Schlund gedrungen. Der Unglückliche mußte unter den fürchterlichſten Schmerzen ſeinen Geiſt aufgeben.

Indeſſen muß ich doch bemerken, daß dieſer Wurm ſelten den Tod desjenigen zur Folge hat, an deſſen Fleiſch er ſich weidet. Er ſtreckt gern den Kopf aus der Wunde hervor, die er gemacht hat, und zuweilen iſt man ſo glücklich, ihn durch Tabacksrauch, den man auf ihn bläſt, aus derſelben zu treiben; oft bleibt aber kein anderes Mittel übrig, um ihn zu vertilgen, als daß man die Wunde ausbrennt, oder einen Einſchnitt in dieſelbe macht.

Ein anderes, höchſt läſtiges Thier, an Geſtalt der Wanze ſehr ähnlich, iſt der Garapate, der ihr meiſtens auch an Größe gleicht, allein es gibt welche, die drei bis viermal ſo groß werden. Der Garapate hat eine Menge Füße, und iſt mit einer kleinen Zange bewaffnet, vermittelſt deren er ſich ſo feſt an den Körper klammert, daß er, wenn man ihn wegreißen will, ein Stück Fleiſch mitnimmt; übrigens verurſacht er gar keine Schmerzen, ſo lange er an dem Körper feſtſitzt; man empfindet nur ein leiſes Jucken, und blos das Wegreißen deſſelben thut weh. Ich habe einen ſehr großen am Schenkel mit mir herumgetragen, in der Meinung es ſey eine Blatter, und wurde meinen Irrthum erſt gewahr, als ich mich ſchon ſeit mehren Tagen eingeſchifft hatte, um nach Frankreich zurückzukehren. Der Schild, welcher den Rücken des Inſectes ſchützt, iſt ſo hart, daß man ihn nur mit großer Mühe zerdrücken kann. Es lebt in Wäldern, auf dem Laube der Bäume ſitzend. Geht man auf die Jagd, ſo iſt es faſt unmöglich, ſich gegen daſſelbe zu ſchützen.

So trägt das Heer von Inſecten, gleichſam als würdiges Hülfscorps des ungeſunden Clima's, nicht wenig dazu bei, daß die Coloniſten die Luſt am Feldbau verlieren. Vor allen aber, wie ich ſchon geſagt habe, fürchten ſie die Moskitos am meiſten. Ohne dieſe und die herrſchenden Fieber, würde die Colonie von Guazacoalco unfehlbar zum blühendſten Zuſtand ſich erheben. Allerdings könnte man das Clima etwas geſünder machen, wenn man die Sümpfe austrocknete, welche die Ufer der Flüſſe bedecken; aber welche ungeheure Ausgaben würde dieſe Arbeit erfordern! Ein volkreicher und civiliſirter Staat wie Frankreich könnte ein ſolches Unternehmen wohl ausführen, allein wie wäre ſo etwas in Mexico möglich? Und wenn es auch möglich wäre, würden ſich wohl die Mexicaner dazu verſtehen wollen?

Meine Freunde von Minatitlan und ihre Anſichten von der Colonie.

Während meines Aufenthaltes in Minatitlan, knüpfte ich mit zwei Mexicanern ein freundſchaftliches Verhältniß an; der eine, ein ehemaliger Alcalde des Dorfes, hieß Emanuel Montalvo; der andere war der Sohn des Commiſſärs der Colonie und ſein Name Ignacio Dios. Der Vater dieſes letztern war beſonders mit der Vertheilung der Ländereien unter die Coloniſten beauftragt, und hatte eine allgemeine polizeiliche Aufſicht über ſie zu führen; er mußte ihre Beſchwerden anhören, und dieſe dem politiſchen Chef von Vera-Cruz mittheilen, wenn er ihnen nicht ſelbſt abzuhelfen vermochte. Monsieur Ignace, ſo nannten die Franzoſen den Sohn des Commiſſärs, war ein ſehr wohlerzogener Menſch, und von der Natur mit den liebenswürdigſten Eigenſchaften ausgeſtattet. Noch hatte er das achtzehnte Jahr nicht erreicht, und ſchon wußte er ſich mit vieler Leichtigkeit in der franzöſiſchen und engliſchen Sprache auszudrücken. Obgleich er keine ſchöne Geſichtsbildung hatte, ſo lag doch ſo viel Sanftmuth in dem Ausdruck ſeiner Züge, ſein Geiſt war ſo gebildet und ſein Benehmen ſo empfehlend, daß ihn alle Franzoſen liebten. Unſer gemeinſamer Geſchmack an der Muſik hatte uns einander näher gebracht, und gleichgeſtimmte Gefühle uns vereint. Er blies die Flöte, und da mir dieſes Inſtrument nicht ganz fremd iſt, ſo kamen wir in der Wohnung ſeines Vaters zuſammen, und muſicirten miteinander.

Eines Tages, als ich vor einem, in dem Hofe befindlichen Stehpulte, auf ſeine Bitte, ein geſchriebenes Lied prima vista zu blaſen verſuchte, ſchlich ſich unverſehens eine ſchwarze, gelb gefleckte Schlange aus dem den Hof umgebenden Zaune hervor, und näherte ſich uns in wellenförmigen Bewegungen, die ſpitzige Zunge pfeilähnlich herausſtreckend. Da rief der erſchrockene Ignacio aus allen Kräften: Nana, tata, una carlobra! (Mutter, Vater, eine Schlange!) Zugleich ergriff er einen Stock, warf ihn nach der Schlange, verfehlte ſie aber, und dieſe kroch wieder zum Zaune hinaus, indem ſie, unſern Blicken ſich entziehend, gegen weitere Verfolgungen ſich ſicher ſtellte. Auf das Geſchrei des Sohnes war die Mutter herbeigeeilt; und als ſie nach der Farbe der Schlange ſich erkundigt hatte, beruhigte ſie uns durch die Verſicherung, ſie ſey nicht gefährlich. Man erkennt nämlich an der Farbe des Thieres, ob ſein Biß gefährlich iſt oder nicht.

Während der Regenzeit ſuchen viele Schlangen, welche in den Wäldern keinen Schlupfwinkel mehr finden, einen Zufluchtsort auf der Bedachung der Wohnungen, wo ſie ſich unter die Palmblätter oder unter die Heubündel verkriechen, die als Dachtraufe dienen. Zuweilen geſchieht es, daß, in dem Augenblicke, wo man ſich deſſen am wenigſten verſieht, eines dieſer Thiere in das Innere der Wohnung herabfällt, und Schrecken in der Familie verbreitet; denn man verſichert, dieſe unvorhergeſehenen Gäſte ſeyen oft ſehr giftig. Außer denſelben ſchleicht ſich auch eine Art ganz kleiner grauer Eidechſen in die Wohnungen, deren Biß höchſt gefährlich iſt; die Mexicaner nennen ſie Alacran.

Die Mäuſe, welche vor der Ankunft der Spanier in Indien ganz unbekannt waren, haben ſich da auf eine unglaubliche Weiſe vermehrt. Außerdem gibt es daſelbſt ungeheuer große Spinnen; beſonders aber zahlloſe Ameiſen verſchiedener Größe, deren Biß ſchmerzhaft iſt, und die in den Wohnungen förmliche Prozeſſionen bilden, welche ſich bald ausdehnen, bald in verſchiedenen Richtungen zuſammenſchaaren. Ohne die überall gebräuchliche Vorſicht, die Lebensmittel frei aufzuhängen, oder ſie durch Verſchließen vor ihnen ſicher zu ſtellen, würde der für mehre Monate zureichende Mundvorrath einer ganzen Familie in wenig Tagen aufgezehrt ſeyn.

Die Ungemächlichkeiten abgerechnet, welche dieſes Heer von Reptilien und Inſecten, ein läſtiges Seitenſtück zu jenen, deren ich bereits erwähnt habe, verurſacht, ſind die Wohnungen der reichen Mexicaner ziemlich angenehm. Sie ſind, wie die dem Vater Ignacio's gehörende, gewöhnlich auf der innern Seite mit einer mehr oder minder großen Umzäunung verſehen, die als Hofraum oder Garten dient. Uebrigens beſtehen ſie nur aus einem Erdgeſchoſſe, welches in mehre, ziemlich geräumige, in einandergehende Zimmer abgetheilt iſt. Zwei Thüren, wovon die eine ſich gegen Norden, die andere gegen Süden befindet, gewähren einen Luftzug, der während der großen Hitze die innern Räume abkühlt. Eine kleine, mit einem Schirmdache verſehene Gallerie iſt außerhalb der Vorderſeite angebracht, und ſchützt die Zimmer ſowohl gegen die Schlagregen, als gegen die brennenden Strahlen der Sonne.

Ignacio's Geſellſchaft gewährte mir großes Vergnügen; er hatte Verſtand, richtige Beurtheilungskraft und ein vortreffliches Gedächtniß. Unſer Umgang war gegenſeitig belehrend. Wir unterhielten uns abwechſelnd in unſern Mutterſprachen. Er verbeſſerte meine Fehler, wenn wir ſpaniſch redeten, und ich die ſeinigen, wenn wir franzöſiſch ſprachen. Ich zog aus ſeinem Unterrichte, den er mir ſcherzend gab, ſtets großen Nutzen, denn aufrichtig geſtanden, ich verſtand das Spaniſche viel weniger als Ignacio das Franzöſiſche, und verfiel alle Augenblicke in Barbarismen, die ihn zum Lachen brachten, während er faſt keine machte.

Eines Tages fiel unſer Geſpräch auf Herrn Lainé de Villévêque, der, Ignacio's Aeußerungen zufolge, die Leichtgläubigkeit ſeiner Landsleute auf eine unverzeihliche Art mißbraucht hatte, indem er ihnen Ländereien verkaufte, welche die mexicaniſche Regierung unentgeltlich hergibt. „Und ſind wir Mexicaner," fuhr er fort, „nicht ſogar ſelbſt getäuſcht worden? Der gegenwärtige Conſul zu Bordeaux, Don Thades Ortiz, war vor etwa zwei Jahren Commiſſär der Colonie des Guazacoalco, während mein Vater die Stelle eines Quäſtors, bei der zu Xalapa ſich verſammelnden Deputirtenkammer des Staates Vera-Cruz verſah. Er pries meinem Vater dieſe Gegend außerordentlich an. Seinen Aeußerungen zufolge war es das ſchönſte Land auf der weiten Erde, ein wahres irdiſches Paradies; kurz er brachte es ſo weit, daß er meinen Vater beredete, ſeine Stelle als Quäſtor gegen die des Commiſſärs zu vertauſchen. Im Vertrauen auf die Rechtlichkeit und Aufrichtigkeit dieſes Mannes, verließen wir Xalapa, jenen herrlichen Aufenthalt, an den ich mein ganzes Leben lang nur mit Thränen denken würde, hätte ich nicht die Hoffnung, eines Tags dahin zurückzukehren. Von Xalapa zogen wir in dieſe Wüſte, wo die Fieber, die Chiques und die Moskitos den menſchlichen Körper ſich ſtreitig machen. Ach, wenn Sie Xalapa kennten, Sie würden nicht begreifen, wie wir im Stande ſeyn konnten, es zu verlaſſen! Stellen ſie ſich eine gut gebaute, von zehn bis zwölftauſend Menſchen bewohnte Stadt vor, mit ſehr freundlichen Straßen, ſchönen Plätzen und Springbrunnen, vortrefflichem und hinreichendem Waſſer in allen Häuſern, reizenden Spaziergängen, herrlichen Landhäuſern und bewundernswerthen Umgebungen. Auf den Märkten findet man das ganze Jahr hindurch die Erzeugniſſe des europäiſchen Bodens und der Tropenländer vereint; da ſieht man Ananas und Trauben, Aepfel und Bananen in Menge; an jeder Straßenecke hört man rufen: „Eis, Eis, wer will Eiswaſſer trinken!" Ueberdieß iſt das Clima geſund, und es herrſcht da ein ewiger Frühling. Wenn Sie einem Bewohner Xalapa's von den Moskitos ſprechen wollten, ſo würde er Ihnen antworten: „Was ſind das für Thiere, die Moskitos? wir kennen ſie gar nicht." — Meinen Sie, lieber Freund, daß ich etwa geſonnen ſey, hier mein Leben zuzubringen, nachdem ich in jenem Lande erzogen worden? In Ihren franzöſiſchen Städten gibt es ohne Zweifel wie in den unſrigen, arme, halb nackte, in Lumpen gehüllte Menſchen, welche die Nacht auf der Schwelle der Hausthüren zubringen, und am Tage von den Abfällen der Tafel reicher Leute leben. Nun, ſehen Sie, ich möchte lieber einer dieſer Menſchen, ein elender Bettler in Xalapa ſeyn, als hier der Sohn des Commiſſärs der Colonie. Wiſſen Sie, daß die meiſten Bewohner des obern Mexicos von dieſen Gegenden gar nichts hören und wiſſen wollen? Vor einigen Jahren hatte die Regierung den Entſchluß gefaßt, die Mündung des Guazacoalco zu befeſtigen, was ſchon längſt hätte geſchehen

ſollen, weil ſehr leicht eine Landung daſelbſt verſucht werden könnte. Es wollte ſich jedoch kein Ingenieur zur Leitung dieſer Arbeiten hergeben. Jeder, an den man ſich deßhalb wendete, lehnte den Antrag mit der Aeußerung ab, er habe nicht Luſt, eines unbedeutenden Geldgewinns wegen, ſein Leben auf's Spiel zu ſetzen. — Freund, es lebe Xalapa! — Xalapa, Puebla, Mexico-Oaxaca, das iſt das wahre Mexico! Das Sprichwort ſagt: Mexico iſt der erſte Himmel, Puebla der zweite Himmel und Orizava iſt das Fegfeuer (die Mexicaner lieben dieſen Aufenthalt nicht, weil der hohe, ſtets mit Schnee bedeckte Felſen, an deſſen Abhang die Stadt liegt, das Clima für ſie etwas zu kalt macht); Vera-Cruz aber iſt die Hölle. Merken Sie wohl, Vera-Cruz, heißt es, ſey die Hölle, und dieſes Land iſt viel ſchlimmer noch als Vera-Cruz."

Das war Ignacio's Anſicht von dem Guazacoalco, und ich glaube, es läßt ſich kein beſſeres Argument gegen Jene anführen, denen es in den Sinn gekommen iſt, die Uferländer dieſes Fluſſes anzupreiſen. Dabei muß ich noch bemerken, daß ſein Vater, Don Ramon Dios, ſo lange er Minatitlan bewohnte, das Fieber nicht hatte los werden können. Und wahrlich, das Land, über welches ſeine eigenen Bewohner ein ſo nachtheiliges Urtheil fällen, muß gewiß ſchlecht ſeyn.

Was Emanuel Montalvo, den ehemaligen Alcalde von Minatitlan betrifft, ſo war er ſeines Gewerbes ein Maulthiertreiber; die wohlhabenden Mexicaner dieſer Gegenden ſind es alle. Er hatte mir verſchiedenmal Pferde und Laſtthiere vermiethet, um Waaren nach den benachbarten Dorfſchaften zu transportiren; und da ich ihn jedesmal pünktlich bezahlte, ſo erwarb ich mir ſeine Achtung; denn ſo ungern die Mexicaner Schulden bezahlen, ſo ſehr ſehen ſie darauf, daß man ſie bezahlt, wenn man ihnen ſchuldig iſt. Im Vorbeigehen geſagt, ſind übrigens in jedem Lande die böſen Schuldner auch die allerſchlimmſten Gläubiger. Durch meine Offenheit und meine verträgliche Gemüthsart gewann ich mir ſpäter die Zuneigung dieſes wackern Mannes. So oft ich ihn beſuchte, überhäufte er mich mit Höflichkeitsbezeugungen. So nöthigte er mich unter Anderm, mich auf dem Boutacle niederzulaſſen; dieß iſt der Sorgſeſſel der wohlhabenden Bewohner dieſes Landes, ein hoher, mit Leder überzogener Sitz. Montalvo hatte eine zahlreiche Familie, mehre kleine Kinder, einen hoch aufgeſchoſſenen Jungen von fünfzehn Jahren, deſſen lebhafter Blick und lachendes Ausſehen, unter einem breiten Hute von Palmblättern, mir die Jugend unſeres Dorfes in's Gedächtniß zurückrief; endlich ein großes, wohlbeleibtes, dickbackiges Mädchen von ſechzehn bis achtzehn Jahren, das immer ein finſteres Geſicht machte. So wie ich in's Haus trat, rief ihr der Vater ſogleich zu: **Nina, va boscar Cafe por el Sennor Don Pedro!** (mein Kind, bringe Kaffee für den Herrn Pedro;) und die Tochter ging, ohne ihr Geſicht aufzuheitern, in den kleinen Raum, wo ſich die Küche befand, und kam unverzüglich wieder, eine Cicara (tiefes Geſchirr aus grober Fayance von Puebla) in der Hand haltend, die mit ſehr hellem und ſtark gezuckertem Caffee gefüllt war. Dieſer alſo zubereitete Caffee und die Chocolade, die man Pinol nennt, machen das gewöhnliche Getränk bei den Mahlzeiten der Mexicaner aus. Das Mädchen ſetzte hierauf, ohne ein Wort zu reden, das Geſchirr und etwas Backwerk auf eine kleine, bis an meine Kniee reichende Bank; die Einwohner bedienen ſich ſelten eines andern Tiſches. Alles Weigerns und aller Dankſagungen ungeachtet, mußte ich nun meinem Wirthe gehorchen, und Caffee trinken.

Montalvo's Gattin, eine Frau in den beſten Jahren, obſchon ſie bereits eine heirathsfähige Tochter hatte, war von ſehr einnehmender Geſichtsbildung; die ſchwarzen Augen, die alle Mexicanerinen miteinander gemein haben, verliehen ihrem Blicke einen gewiſſen Ausdruck von Sanftmuth, Tiefſinn und Liebe; ihre bleiche Hautfarbe ſpielte in's Gelbe, und beurkundete dadurch, daß ſie theils aus europäiſchem, theils aus mexicaniſchem Geblüte entſproſſen ſey. Montalvo ſelbſt war von hohem Wuchſe, ſchwarzbrauner Farbe und äußerſt mager; wahrſcheinlich floß ein Gemiſch von africaniſchem, europäiſchem und mexicaniſchem Blute in ſeinen Adern.

Die Bewohner Mexico's laſſen ſich ſämmtlich in zwei Hauptclaſſen eintheilen: in die Eingeborenen des Landes, Indianer (Indios) genannt, und in

die Mexicaner; dieſe zerfallen wieder in reine Abkömmlinge von Africanern oder Neger, in Miſchlinge von Weißen und Eingeborenen, oder von Eingeborenen und Schwarzen, oder endlich von Schwarzen und von Weißen; und alle dieſe Miſchungen und Combinationen würden demjenigen, der ſie analyſiren wollte, wahrſcheinlich noch complicirter vorkommen, als die großen algebraiſchen Gleichungen und Combinationen dem Geiſte eines angehenden Mathematikers.

Eine merkwürdige Erſcheinung, von welcher die Wiſſenſchaft wohl die Grundurſache aufſuchen ſollte, iſt die, daß in den heißen Ländern Mexico's faſt alle Weiber ſehr wohl beleibt ſind und lauter runde Formen haben, während die Männer, mit wenigen Ausnahmen, durch auffallende Magerkeit ſich auszeichnen. Man behauptet, die Geſundheit der erſtern ſey ungleich beſſer als jene der letztern, und in den kalten Ländern finde gerade das Gegentheil Statt.

Eines Tages gab ich Montalvo den Wunſch zu erkennen, den Landſtrich zu beſuchen, den man dem Herrn Lainé de Villévêque eingeräumt hatte. Man verſichert, fügte ich hinzu, das Clima ſey dort viel geſünder als in der Umgegend von Minatitlan; und wenn dieß der Fall iſt, ſo werde ich mit meinen drei Arbeitern vielleicht dort meinen Wohnſitz aufſchlagen.

„Thun Sie das ja nicht,“ erwiederte er. „Ich kenne den Fluß ſeiner ganzen Ausdehnung nach, und kann ihnen die Verſicherung geben, daß in dem, dem Herrn Lainé de Villévêque überlaſſenen Landſtriche das Clima vielleicht noch ungeſunder iſt, als irgendwo anders. Wenn Sie dagegen ein großer Jagdliebhaber ſind, ſo werden Sie mehr Wildprett als hier, und namentlich großes dort antreffen. Hirſche, Rehe und ausländiſche, dort einheimiſch gewordene, aber verwilderte Schweine gibt es in Menge. Beſonders zahlreich ſind die letztgenannten, allein die Jagd derſelben iſt mit Gefahren verbunden. Sie ziehen nämlich rudelweiſe in den Wäldern umher; wenn nun das Schwein, auf welches man ſchießt, zufällig nur verwundet wird, ſo erhebt es ein entſetzliches Geſchrei, und zieht dadurch ſeine Gefährten, ja zuweilen ganze Schaaren derſelben, herbei. Bald ſieht der Jäger von einer Menge dieſer Thiere ſich umringt, die über ihn herfallen. Wehe ihm, wenn er nicht die Vorſicht gebraucht, ſchnell einen Baum zu erklettern, ſondern, auf die Vortrefflichkeit ſeiner Waffen vertrauend, ſie feſten Fußes erwarten will; denn ſie ſind im Stande, ihn lebendig aufzuzehren. Das Klügſte iſt demnach, vom Gipfel eines Baumes auf ſie Jagd zu machen, und hinter den belaubten Zweigen ſich zu verbergen; ſo kann man ſie ohne die mindeſte Gefahr ſchießen.“

Montalvo fügte noch hinzu, man treffe an den Ufern des Fluſſes mehre von den Indianern verlaſſene Dörfer an; er kenne Creolen, die ſich dort niedergelaſſen hätten, und nach Minatitlan zurückgekehrt ſeyen; er würde einem Franzoſen niemals rathen, ſich dahin zu begeben, ſowohl weil er die Ueberzeugung habe, es würde ihm nicht beſſer ergehen als ſeinen eigenen Landsleuten, als auch weil die Fieber dort nicht minder herrſchen, als in Minatitlan, und man außerdem den offenen Beinſchäden mehr ausgeſetzt ſey.

Ich folgte dieſem Rathe, und wartete in Minatitlan die Reſultate der neuen Geſellſchaft ab, welche wir zur Benutzung unſerer Sägemaſchine errichtet hatten. Unterdeſſen war jedoch der Juni, und mit ihm die Regenzeit, im Gefolge einer ſchrecklichen Menge von Moskitos, herangekommen. Ich bewohnte mit meinen drei Bauern einen geräumigen Schoppen, der für einen General-Commiſſär der Colonie zur Wohnung beſtimmt war, welcher nicht, wie Don Ramon Dios, unter dem politiſchen Chef von Vera-Cruz, ſondern unter dem Präſidenten der mexicaniſchen Republik ſtehen ſollte. Das Dach dieſes Schoppens war ſo ſchlecht, daß es uns nicht einmal gegen den Regen ſchützte; auch jagte dieſen der Wind von unten in das Innere; und da die Regengüſſe nicht beſtändig anhielten, ſondern zuweilen Stunden-, ja ſelbſt Tageweiſe aufhörten, ſo wurden wir auch von den Moskitos gepeinigt. Wir brachten vier bis fünf Nächte ſchlaflos zu. Die Entbehrung des Schlafes, die Stiche der Moskitos und die Feuchtigkeit der mit mephitiſchen Dünſten geſchwängerten Luft, die aus dem Sumpfe aufſtiegen, welchen unſer Schoppen beherrſchte, alles dieſes

zog meinen Arbeitern ein fürchterliches endemiſches Fieber zu, und hatte auch bei mir einen ſchrecklichen Rückfall zur Folge. Und um uns nun, wenn auch nicht dem ungeſunden Clima, doch wenigſtens den Moskitos, deren Stiche nachtheilig auf die Geſundheit wirken, zu entziehen, beſchloß ich den erſten ſchönen Tag zu benutzen, um unverweilt mit dieſen Leuten nach Acayucan zu ziehen, wo man vor dieſen abſcheulichen Inſecten ſicher iſt. Sobald ihr Geſundheitszuſtand ihnen das Reiſen geſtattete, ließ ich ſie mit den Lebensmitteln vorausgehen, und folgte ihnen am zweiten Tage.

Eine Taufe zu Chinamech.

Vierzehn Tage vor meiner Abreiſe nach Acayucan, als die damals kaum begonnene Regenzeit die Wege noch nicht ganz ungangbar gemacht hatte, befanden ſich zwei Franzoſen in dem Dorfe Altipa. Unter einem Schoppen, der zu einer indiſchen Wohnung gehörte, ſaßen ſie auf einer Bank von Cedernholz vor einem Bambusgeflechte, das die Dienſte eines Tiſches that. Der Eine, der gegen vierzig Jahre alt zu ſeyn ſchien, hatte große, graue aber lebhafte Augen; ſein Geſicht war von den Blattern zerriſſen; auf dem Haupte ſaß ein breitrandiger Strohhut. Der Andere war ein junger Menſch von ein und zwanzig Jahren, der aber bereits in den dreißigen zu ſtehen ſchien. Das Fieber hatte ſein Geſicht gelb gefärbt, allein ſeine ſchwarzen, von gleichfarbigen, buſchigen Braunen beſchatteten Augen glänzten dennoch zwiſchen der durchſichtigen, aus Palmblättern gearbeiteten Kopfbedeckung hervor. Die Farbe ſeiner Haut war ſchon erbleicht, und ſpäter würde auch das Feuer ſeiner Augen erloſchen ſeyn; aber es war der heimathlichen Luft aufbewahrt, beide wieder zu beleben. Angebunden an die Pfähle des Schoppens, graſeten die Pferde der beiden Reiſenden, und ließen ſich die Sacata wohl ſchmecken.

„Es iſt ein wahres Glück, ſprach Herr Duplan, der älteſte der beiden, daß wir die gefällige Mexicanerin, welche die Franzoſen die Mutter Simon nennen, in Altipa getroffen haben; ohne ſie wären wir wahrlich in Verlegenheit, wo wir in dieſem Neſte ſpeiſen ſollten, obgleich es nahe an drei tauſend Einwohner zählt; denn ich weiß nicht, ob Sandoval, Reboulin's Freund, geneigt wäre, uns gaſtfreundlich aufzunehmen.“

„In der That, erwiderte der junge Mann, man trifft nicht überall ſo liebenswürdige und gaſtfreundliche Mexicaner an, wie der Hauptmann Garciarenas, der den Franzoſen von Herzen gut iſt, und ihnen auf jede Weiſe gefällig zu ſeyn ſucht. Ich glaube, man würde auf einer Reiſe durch dieſes Land am beſten thun, dem Beiſpiele der Maulthiertreiber zu folgen, die ihren Mundvorrath mit ſich nehmen, und auf der bloßen Erde ſpeiſen. Freilich iſt das an der Sonne getrocknete Fleiſch nicht ſehr anlockend, und dabei zäh; allein ihre tortillas de viage behagen mir ziemlich; ſie ſind dünner als die gewöhnlichen, beſſer gebacken, und krachen unter den Zähnen. Wir ſchwatzen aber da, Herr Duplan, und bekommen nichts zu eſſen; wohl über eine halbe Stunde warten wir bereits hier. Wiſſen Sie, daß es ſchon ſpät iſt, und daß es

bereits Nacht ſeyn wird, wenn wir in Chinamech eintreffen? Ich glaube gar, die Mutter Simon macht ſich ein Späßchen mit uns, und will uns vor ihren leeren, rothen Tellern bis zum ſpäten Abend ſitzen laſſen?“

„Nun, ich meine auch, verſetzte Herr Duplan, die Frijoles könnten ſchon längſt gekocht ſeyn. Rufen Sie ihr doch!“

„Das wird ſchwer ſeyn; ich weiß ja ihren Namen nicht. — Marie! Leonore! Mutter Simon! hört ihr nicht? — Vielleicht gefällt ihr einer dieſer Namen. — Doch, da ſeh' ich ſie ſchon.“

In der That trat jetzt eine Mexicanerin von hoher Statur, mit ſchwarzbraunem Geſichte und bereiften Haaren aus der Hütte, in ihren Händen befand ſich ein Topf voll ſchwarzer Bohnen (Frijoles). Als ſie die verſchiedenen Namen hörte, welche ihr der junge Mann gab, erheiterte ſich ihr finſteres Geſicht, und ſie zeigte lächelnd zwei Reihen ſchöner weißer Zähne. Nachdem ſie die beiden Reiſenden bedient hatte, reichte ſie jedem ein mexicaniſches Brod (pan mejicano). Dieſe Brode ſind aus Mehl von der Puebla de los angelos gemacht; man nimmt Fett dazu, aber keine Hefe; ihre Form iſt rund, ihre Farbe ſchön weiß, mit Ausnahme der leichten Kruſte, welche gelb ausſieht. Sie ſchmecken ziemlich gut, wiegen nicht ganz ein Viertelpfund, und das Stück koſtet einen Medio (beiläufig zehn Kreuzer).

Auf den Wunſch der Reiſenden tiſchte ihnen die Mutter Simon noch gebackene Eier auf, und zum Nachtiſch den Pinol. So nennt man eine ſehr ſtark ſchäumende Chocolade, welche man mit einer ziemlich ſtarken Quantität geröſteten Mais verſetzt; zuweilen thut man auch Piment oder Vanille, ſelten aber Zucker dazu. Die erſte Chocolade, welche den Europäern bekannt wurde, und an dem Hofe Montezuma's getrunken wurde, war Mais, mit Cacao-Bohnen vermiſcht. Dieſes Gemiſch nannte man Pinol, wahrſcheinlich um es von der beſſern Qualität Chocolade zu unterſcheiden; der Pinol iſt jedoch die ächte Chocolade der aztekiſchen Mexicaner, von denen die Spanier den Namen und Gebrauch zuerſt kennen lernten; erſt ſpäter wurde beides in Europa bekannt.

Nach geendigter Mahlzeit, die unſere Reiſenden der Mexicanerin reichlich bezahlten, verſäumten ſie nicht, dieſe mit Dankſagungen zu überhäufen, indem ſie mit großem Nachdrucke wiederholten: Munchas gracias, Sennora! Munchas gracias! Man iſt nämlich ſehr froh, wenn man hier zu Lande für ſein gutes Geld nur irgend etwas zu eſſen bekömmt. Als ſie bereits zu Pferde ſaßen, riefen ſie ihr noch zu: Buenos tardes! worauf die Mutter Simon ihren Gruß mit caſtilianiſcher Würde erwiedernd, ihnen antwortete: Va ous ted con Dios, Sennores! (Gehen Sie mit Gott meine Herren). Dieß iſt der gewöhnliche Abſchiedsgruß. Mit verhängtem Zügel ſprengten jetzt die Franzoſen dem Walde zu, und verſchwanden in demſelben.

Der Indianer, der mit dem Amte beauftragt war, in den Pueblos, welche die Ehre genießen, einen Pfarrer (el Sennor padre) zu haben, die Stunden zu verkündigen, hatte gerade fünf Uhr angezeigt, oder vielmehr geſchlagen. In den Tropenländern beginnt die Dämmerung in der Regel zwiſchen 6 und 7 Uhr, und um 8 Uhr des Abends iſt es bereits finſtere Nacht. Es war ſchon ſpät. Die Sonne, am Saume des Horizontes ſtehend, ſchien ihre blendenden Strahlen auf die Wipfel der hohen Bäume zu ſtützen, welche den Wald beherrſchten; ſie glich einer, auf einem ungeheuern Altare ſtehenden, prachtvollen Monſtranz. Bald verbarg ſie ſich hinter einem belaubten Schleier, und verſank nach und nach in den Wald, wie in einen Tabernakel. Sie war bereits verſchwunden, und noch irrten unſere Wanderer in dem weiten Eichenwalde umher, der Altipa von Chinamech trennt, wohin ſie ſich begeben wollten.

Chinamech iſt ein Pueblo, der zwei Stunden von Altipa, in der Nähe des Meeres und des Fluſſes Guazacoalco liegt. Er iſt ungefähr eben ſo ſtark bevölkert als Altipa; unter ſeinen Einwohnern befinden ſich jedoch weit mehr Creolen, und mehre Familien dieſer Letztern ſtammen von ungemiſchter, europäiſcher Race ab. Altipa treibt mehr Ackerbau, Chinamech mehr Handel. So liefert dieſes unter andern ſammtlichen, mehr als zwanzig Stunden im

Umkreiſe gelegenen Dorfſchaften ihren Bedarf an Zuckerrohr=Branntwein (agua ardiente de cana). Auch treibt man da nicht unbeträchtlichen Handel mit Hanf, den man aus den Faſern der amerikaniſchen Aloe gewinnt, und Pita nennt. Ein reicher Bewohner des Landes beſitzt eine ſehr ſchöne Pflanzung von Caffee und Cacao, deren Anbau in dieſer Gegend höchſt ſelten iſt, obſchon der Cacao, wie ich bereits erwähnt habe aus Mexico, ſtammt.

Es herrſchte ſchon finſtere Nacht, als unſere beiden Reiſenden im Dorfe eintrafen. Sie kannten einen Franzoſen, der ſich Bertrand nannte, und ſeit etwa vier Wochen daſelbſt wohnte. Herr Bertrand, an deſſen Thüre ſie anklopften, empfing ſie äußerſt freundlich. Er war ein offener, munterer, liebenswürdiger Mann, der viel, beſonders aber gern von ſich ſelbſt ſprach, und immer lachte; mit einem Worte, ein ächter Sohn der Picardie, wie er ſich ſelbſt ausdrückte, übrigens ein wahrer Lebemann. Nachdem er einige Zeit in einem zärtlichen Verhältniſſe mit einer reizenden Frau geſtanden hatte, die ihm in Begleitung ihres Vaters, ihrer Mutter und ihrer Geſchwiſter nach Mexico gefolgt war, hatte er ſeiner Liebe die Weihe der Religion und der Geſetze geben laſſen, indem er ſich mit ſeiner Gefährtin zu Altipa vermählte. Der Pfarrer hatte ſie getraut. In Mexico bedarf es bei den Heirathen bloß des religiöſen Actes für alle Folgen und Wirkungen in den bürgerlichen Verhältniſſen. Herr Bertrand ließ ſeinen Landsleuten Erfriſchungen vorſetzen, und führte ſie hierauf zu ſeinem Schwiegervater, einem Schloſſer, der das größte Haus des ganzen Pueblo inne hatte.

In einem Lande, wo die Civiliſation auf einen hohen Grad der Blüthe gediehen iſt, ziehen die Sitten, die Erziehung und die Vermögensumſtände ſcharfe Gränzlinien zwiſchen den verſchiedenen Klaſſen der menſchlichen Geſellſchaft. Man kennt ſie, man weiß ſich den Grund derſelben anzugeben, man gewöhnt ſich daran; und dieſe Gränzlinien ſind zum Bedürfniſſe geworden, denn die auf den verſchiedenen Stufen des geſelligen Zuſammenlebens ſich befindenden Menſchen ſind nichts deſto weniger einander untergeordnet, wenn ſie gleich die Hände ſich reichen; und jeder kennt in ſeinem Heimathlande den Werth und die Vorrechte der Stufe, auf welcher er ſteht. Iſt man aber zwei tauſend Stunden weit von ſeinem heimiſchen Boden in ein Land geſchleudert worden, wo die Kunſt noch in der Kindheit, der öffentliche und Privat=Unterricht kaum der Erwähnung werth und die Civiliſation erſt im Entſtehen iſt, ſo fühlt man das Bedürfniß, ſeinen Landsleuten ſich zu nähern, ſie mögen ſeyn wer ſie wollen. Dieſe Vereinzelung, dieſes Bedürfniß gegenſeitiger Annäherung, haben die Scheidelinie der Stände verwiſcht; und wer das nützlichſte Gewerbe treibt, der iſt am meiſten angeſehen. Der Schloſſer, der Tiſchler, der Schuſter, der Kaufmann, der Gelehrte leben in geſelliger Eintracht, und fühlen ſich glücklich in dieſem Verhältniſſe. Herr Bertrand, ein ehemaliger Papierfabrikant aus Paris, heirathet ein ſchlichtes Bürgermädchen (eine ſogenannte Griſette), in welches er ſich verliebt hat; und dieſes Mädchen, das in Frankreich ſich begnügt haben würde, ſeine Geliebte zu bleiben, iſt hier weder erſtaunt noch überraſcht, ſich von ihrem Liebhaber mit dem hochzeitlichen Schleier geſchmückt zu ſehen. Das iſt das Bild der Franzoſen in den Wäldern von Guazacoalco.

Nachdem die beiden Reiſenden mit dem Schwiegervater des Herrn Bertrand und ſeiner Familie Bekanntſchaft gemacht hatten, ergingen ſie ſich in dem Pueblo, wozu ſie von Madame Bertrand, einem jungen, ſchönen Weibchen, und ihrer jüngeren, nicht minder ſchönen Schweſter aufgefordert worden waren. Die Nacht war freundlich, und der Mond ſchien ſo hell, daß man alle Gegenſtände faſt wie am Tage unterſcheiden konnte. Dieß wollten die Damen ſich zu Nutze machen, und wünſchten die Reiſenden nach der Wohnung eines reichen Mexicaners zu führen, wo nach ihrer Verſicherung der Fandango getanzt werden ſollte. In der munterſten Stimmung bereiteten ſie ſich ſchon zum Tanze vor, indem ſie im Vorgeſchmacke der Freuden, die ihrer warteten, auf dem Roſenteppiche einher hüpften, der durch das ganze Dorf ſich ausbreitet. Von Zeit zu Zeit vernahm man von der Seite, nach der ſie ihren Spaziergang richteten, einzelne Flintenſchüſſe. Anfangs wußte ſich Niemand aus der Geſellſchaft den Grund derſelben zu erklären, aber man erfuhr ſpäter, es

geſchehe dieſes zur Ehre eines Neugeborenen, und der Fandango werde in der Wohnung der Wöchnerin getanzt werden.

Ein erleuchtetes Haus ſtellte ſich bald ihren Augen auf einer Anhöhe dar. Glanzvoll erhob es ſich unter ſeinen Nachbarn, in denen auch nicht ein Licht zu bemerken war. Im Innern der Wohnung ſtanden auf einem Tiſche von Cedernholz viele mit allerlei Flüſſigkeiten gefüllte Flaſchen. Schon ihrer Farbe ſah man es an, daß ſie Xereswein, Branntwein aus Zuckerrohr, Rum und Aniſette enthielten. Auch mehre Schüſſeln waren aufgeſtellt, in denen ſich Confect von mancherlei Art, Zuckerbrod und andere Leckereien befanden, welche die Mexicaner jener Gegenden zubereiten, und die ſelbſt in einer großen Stadt dem ausgeſuchteſten Nachtiſche einer wohlbeſetzten Tafel keine Schande machen würden.

Vor dem Hauſe hatte man zum Fandango eine Art von Bretterboden gezimmert; auf jeder Seite deſſelben waren Bänke angebracht, auf denen ſchon mehre Perſonen Platz genommen hatten. Da jedoch die Muſikanten allzu lange auf ſich warten ließen, ſo verzichteten die liebenswürdigen Franzöſinnen auf den Tanz, und es wurde einſtimmig beſchloſſen, ſich zu Bette zu begeben. Die Hängematte des Herrn Bertrand ward dem Herrn Duplan als Lagerſtätte angewieſen, ſein Reiſegefährte aber nahm zu der Gaſtfreundſchaft des Schloſſers ſeine Zuflucht. Der arme Schloſſer! er hatte dem jungen Manne weder ein Bett noch eine Hängematte, noch eine gewöhnliche Matte anzubieten, und dieſer ſah ſich daher genöthigt, ſo gut es gehen wollte, eine Art von Hängematte aus einem Betttuche zu errichten, welches er an zwei Pfählen aufhing, die dem Dache des (der Kirche gegenüberliegenden) Hauſes zu Stützen dienten. Der junge Reiſende hatte ſein Lager auf der entgegengeſetzten Seite aufgeſchlagen, und zugleich die Vorſicht gebraucht, ſein Pferd neben ſich anzubinden, um es nicht zu verlieren. Die Erfahrung hatte ihn nämlich gelehrt, daß die Indianer, um eine Kleinigkeit zu verdienen, ſich ein Geſchäft daraus machen, mit ihren Manchetas die Zäume abzuſchneiden, mit denen die Pferde der Fremden angebunden ſind; und daß man ſich, ohne es zu vermuthen, gerade an ſie wenden muß, um die entlaufenen Pferde wieder aufzufinden. Mancher unvorſichtige Reiſende war ſchon genöthigt, ſeinen Weg zu Fuße fortzuſetzen, weil er ſich während der Nacht von ſeinem Pferde entfernt hatte.

Die Reihe von Pfählen, an deren einige der junge Mann ſein luftiges Lager befeſtigt hatte, trug die hintere Seite des Daches, und bildete um das Haus, von der Wand an, eine äußere Gallerie von 4 bis 5 Fuß Breite, unter welcher man, geſchützt vor dem Regen auf und ab gehen konnte. Vor ihm dehnte ſich ein Roſenteppich aus, der durch den, das Dorf umgebenden Wald begränzt war. Mehre zerſtreut weidende Ochſen lagerten ſich in Gruppen zuſammen, um wiederzukäuen und zu ſchlafen. Sein Pferd ſtreckte ſich auf den Boden, er ſelbſt aber wickelte ſich in ſeine ſchneeweiße Hülle, wiegte ſich eine Weile hin und her, um die balſamiſche Kühle der Nacht beſſer einzuathmen, verbarg das Geſicht unter ſeinem Sacktuche, um gegen die Stiche einiger Moskitos ſich zu verwahren, die ihm um die Ohren ſummten, und überließ ſich hierauf dem Schlafe.

Gegen Mitternacht weckten ihn plötzlich die ſanften, harmoniſchen Töne einer lieblichen Muſik, und er konnte bald deutlich unterſcheiden, daß ſie einer Harfe und einer Violine entlockt wurden, welch' letztere in dieſen Wüſten zu den ſeltenen Erſcheinungen gehört. Raſch verließ der junge Mann ſein Lager, und eilte der Kirche zu, aus welcher die zauberiſchen Töne zu ihm herüber klangen. Der Eingang der Umzäunung, in deren Mitte die Kirche und mehre ſie umgebende Cocosbäume ſich erhoben, ſtand weit offen; das Gotteshaus ſelbſt war gleichfalls geöffnet. Am Eingange des Zaunes ſtanden fünf bis ſechs Muſiker, von denen der eine mit wahrer Kunſtfertigkeit die Violine, die übrigen aber zwei dort einheimiſche Inſtrumente, die Guittare und die Harfe ſpielten. Eine Menge Neugieriger umringte die Tonkünſtler. An der Thüre der Kirche befand ſich eine Gruppe reinlich gekleideter Männer, Frauen und Kinder, mit brennenden Kerzen in der Hand. Mit jedem Augenblicke wuchs der Zudrang zu der Kirchthüre; die Kerzen mehrten ſich anſehnlich; und dieſe

Maſſe von Lichtern, die in der finſtern Nacht munter aufloderten, beleuchtete die Cocosbäume, die ihre Wipfel, gleichſam huldigend, über die ländliche Kirche bogen, und ſtellte zugleich die Vorderſeite dieſer Letztern in hellſtem Lichte dar, mit einem glänzenden Heiligenſcheine ſie ſchmückend, der weit von hier das Dorf erleuchtete.

Mit überraſchender Präciſion trugen unterdeſſen die Violine, die Harfen und die Guittaren die koſtbarſten Lieder vor. Plötzlich miſchte ſich in die melodiſchen Töne der Inſtrumente das lärmende Geläute der Glocken, die in einem vor der Kirche befindlichen Kiosk aufgehängt waren. Mit einem Male wurde die ganze Nachbarſchaft lebendig; Alle ſtrömten mit heiterer Miene aus ihren Wohnungen herbei; ſelbſt die Pferde, die vor der Kirche auf dem Raſen weideten, wieherten vor Vergnügen, die ganze Natur ſchien an dieſem unerwarteten Feſte Theil zu nehmen. In der That es war ein ſolches; denn die Gemeinde zählte ein Paar Ankömmlinge mehr, und zwei Neugeborne ſollten die Taufe empfangen.

Unſer Reiſender drängt ſich jetzt durch die Menge der Neugierigen und der Muſiker bis zum Eingange der Kirche vor. Hier reicht ihm ein ſchöner junger Mann eine Kerze; er nimmt ſie dankbar an, und wohnt der Feierlichkeit bei. Zwei ehrwürdige, in ihre bunten Mantillen gehüllte Matronen halten auf ihren nackten Armen die neugebornen Zwillinge. Ihnen zur Seite ſtehen die beiden Pathen, in ihren kurzen Sammtbeinkleidern mit ſilbernen Knöpfen, in geſtickten Hemdkragen aus Battiſt und umgürtet mit einer rothen Schärpe mit goldenen Franzen; in der einen Hand halten ſie eine brennende Kerze, und in der andern mächtige Filzhüte mit breiter, ſtarker Krempe.

Nun endlich erſcheint der Pfarrer, ein wahrer Caballero, und zieht über ſeine mexicaniſche Kleidung den Chorrock, das Chorhemd und die Stola an. Mit merkwürdiger Geläufigkeit lieſt er nun die Gebete des Rituals herunter, und in wenigen Augenblicken ſind beide Kinder getauft. Mit dieſer Ceremonie, glaubt unſer Reiſender, ſchließe ſich die ganze Feierlichkeit; er löſcht daher ſeine Kerze aus, und übergiebt ſie dem jungen Manne, von dem er ſie empfangen; allein zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen folgen die Uebrigen ſeinem Beiſpiele nicht, ſondern laſſen ihre Kerzen brennen, und drängen ſich um den Pfarrer, der ſeines prieſterlichen Ornates ſich bereits wieder entledigt hatte, ſo wie um die Neugetauften. Alle verlaſſen jetzt mit einander die Kirche, und der ganze Zug ſetzt ſich, mit den Muſikern an der Spitze, nach dem Hauſe der Wöchnerin in Bewegung. Unſer Wanderer ſah jetzt wohl ein, jedoch zu ſpät, daß er Unrecht gehabt hatte, ſeine Kerze zurückzugeben; denn mit derſelben hätte er dem Zuge ſich anſchließen, und ſowohl an den Leckerbiſſen, welche die Gäſte erwarteten, als auch an dem Fandango Theil nehmen können, mit welchem das Feſt ſich ſchließen ſollte. Er würde unter Anderem die Marcaſotes gekoſtet haben, eine Art von Eingemachtem, das aus Ananas und ſonſtigen Früchten des dortigen Bodens bereitet wird; er hätte ferner den köſtlichen Xeres-Wein, die agua ardiente de cana von Chinamech, und den beſten Tafia der ganzen Gegend geſchlürft! Ueberdieß wäre ihm das Vergnügen zu Theil geworden, die weißen Creolinnen von Chinamech in der Nähe zu beſchauen, er hätte zuſehen können, wie ſie im Fandango ſich auszeichnen durch leichte, zierliche Schritte, ernſte, oft ſehr ausdrucksvolle, immer aber ſittſame Geberden; wie ſie während des Tanzes ein Volkslied ſingen, z. B. das Solera, Solera, deſſen Weiſe ſo eintönig, und deſſen Worte ſo naiv-ſentimental ſind; und während die Muſiker, zum Tanze aufſpielend, häufig ihre Stimmen mit jenen der Tänzerinnen zugleich erhoben hätten, würde auch er dem Beiſpiele der jungen Mexicaner haben folgen können, die einen Kreis bildend, und die Augen auf ihre Schönen geheftet, ſie zum Tanze aufzumuntern pflegen, indem ſie bald mit ihnen ſingen, bald in die Hände klatſchen, bald mit den Füßen ſtampfen. — Der Unglückliche! er hatte ſeine Kerze nicht mehr!

Als die Feierlichkeit beendigt war, legte ich mich von neuem in meine improviſirte Hängematte nieder; denn der Leſer wird wohl ſchon errathen haben, daß ich ſelbſt dieſer Reiſende war. Ich hatte mich nämlich mit Herrn Duplan nach Acayucan begeben, um dort mit ihm ſeine Wohnung zu miethen,

die er nebſt ſeiner Familie zu beziehen gedachte; und auf unſerem Rückwege verfielen wir auf den Gedanken, über Chinamech zu gehen, wo ich Zeuge der eben beſchriebenen Taufhandlung ward. Mit anbrechendem Tage verließen wir das Dorf, und machten uns nach Minatitlan auf den Weg, welchem ich bald für immer Lebewohl ſagen ſollte.

Abreiſe nach Acayucan.

Der Guazacoalco hatte die Umgegend von Minatitlan und einen großen Theil des Dorfes überſchwemmt. Jeden Tag ſah man die Wunder ſich erneuern, welche Chataubriand am Miſſiſſippi beobachtet hat, und die er in ſeiner Atala ſo ſchön beſchreibt. Nicht nur ungeheuere Baumſtämme riß der wilde Fluß mit ſich fort, ſondern es ſchwamen ſogar kleine Inſeln daher, die mit Blumen und friſchem Raſen bedeckt waren, und, einer entfliehenden Oaſe auf der Waſſerwüſte ähnlich, in den Abgrund des Oceans ſich zu ſtürzen eilten. Ach mir war dieſe Erſcheinung damals das Bild meines Lebens! Mit der Blüthe der Jugend geſchmückt, wurde ich ſo von dem Fieber unaufhaltſam nach dem Abgrunde des Todes fortgezogen.

Ich verließ daher Minatitlan, und nichts erſchwerte mir den Abſchied. Ein einziger Menſch widerrieth mir von den Ufern des Guazacoalco mich zu entfernen; er hieß Don Leandro, war ein Spanier, und bewohnte das Dorf ſchon ſeit vielen Jahren. „Sie ſind jetzt vom Fieber heimgeſucht, ſprach er zu mir, mich hat es ſeiner Zeit auch nicht verſchont; allein nach achtzehn Monaten bin ich es los geworden, und ſeitdem iſt es nicht wieder gekommen. Ihnen wird es eben ſo gehen, Sie werden das Fieber verlieren und in zwei Jahren wird meine einzige Tochter heirathsfähig. Sie iſt recht artig, und wenn Sie hier bleiben wollen, ſo geb' ich ſie Ihnen zum Weibe.“

Don Leandro's Anerbieten war in ſo ſchlichte Worte gefaßt, daß ich an ſeiner Offenheit nicht zweifeln konnte. Ich verſicherte ihm, ich würde mich unendlich glücklich ſchätzen, ſein Schwiegerſohn zu werden, wenn ich mich entſchließen könnte, im Lande zu bleiben; ich müſſe jedoch vor allem auf die Wiederherſtellung meiner Geſundheit bedacht ſeyn.

Don Leandro war vielleicht der wohlhabenſte Bewohner von Minatitlan. Seine einzige, in der That recht artige Tochter mochte zehn bis eilf Jahr alt ſeyn. Ich weiß nicht wie er dazu kam, mir ihre Hand anzubieten. Er kannte mich faſt nur oberflächlich, und wußte wohl, daß, wenn er gleich ein ſchönes Vermögen hatte, ich dagegen ſehr arm war. Möglich, daß er jene lebhafte Sympathie für mich empfand, die zuweilen dem Unglück ihr Entſtehen verdankt, und nicht ſelten den Gefühlen der Freundſchaft gleich kömmt.

So lebe denn wohl Minatitlan, dachte ich, wo ſo viele unglückliche Coloniſten das Leben eingebüßt haben, und es künftig noch einbüßen werden! Lebt wohl Montalvo, Ignacio, Maria! Lebt wohl auf immer!

Das Ende des Monats Juni war herangekommen, und ſchon ſeit beinahe vier Wochen hatten die Regengüſſe begonnen. Die Wege befanden ſich in ſchrecklichem Zuſtande; wilde Ströme wälzten ſich in allen Richtungen über ſie hin, und in den dichten Forſten ſtand der Schlamm ſo hoch, daß mein Pferd

bis an den Bauch in denſelben ſank, und nur mit der größten Anſtrengung weiter zu kommen vermochte. Der unzähligen Schwierigkeiten wegen, denen man auf allen Straßen begegnet, iſt es höchſt unklug, in der Regenzeit zu reiſen. Die Maulthiertreiber machen ſich daher um dieſe Jahreszeit ſehr ſelten auf den Weg, denn ſelbſt zwiſchen den ganz nahe liegenden Dorfſchaften ſind alle Verbindungen Monate lang unterbrochen.

Ich mochte noch eine halbe Stunde von dem Pueblo entfernt ſeyn, als ich vor mir in der Entfernung: ha, ha, ha! rufen hörte. Je weiter ich vorwärts ritt, deſto ſtärker wurde das Geſchrei; als ich mit einem male, zwei bis drei hundert Schritte vor mir, denjenigen erblickte, der es erhob. Es war ein Indianer zu Pferd, der im Galopp aus dem Dickicht hervorſprengte, und unaufhölich ſein ha, ha, ha, ſchrie. Er hatte in der Savane einen Stier gefangen, indem er ihm einen mit einer Schleife verſehenen Strick von Roßhaaren um den Hals warf. Vergebens ſträubte ſich das Thier, der Indianer hatte das eine Ende des Strickes an den Schweif ſeines Pferdes gebunden, jagte mit verhängtem Zügel davon, und rieß ſo den Stier gewaltſam nach ſich. Das erwähnte Geſchrei erhob er deßhalb, damit die vorüberziehenden Fußgänger und Reiter dem wüthenden Thiere Platz laſſen ſollten, welches bald auf das Pferd losſtürzte, das es einmal mit ſich fortriß, dann wieder ihm voraneilte, bald nach allen Seiten mit den Hörnern um ſich ſtieß.

Der Indianer wollte den Stier nach dem Schoppen im Dorfe bringen, der ein Schlachthaus vorſtellte; und dort ſollte dieſer dicht an der Erde an einen Pfahl feſtgebunden werden. Die armen Thiere ſind da gezwungen, vier und zwanzig Stunden lang den Kopf bis auf den Boden zu bücken, den ſie unwillig mit ihrem Maule aufwühlen. Damit ſie nicht Kraft genug haben ſollen, ihre Bande zu zerreißen, treibt man die Barbarei ſo weit, ihnen ein Bein zu zerſchmettern, und tödtet ſie erſt am Morgen des folgenden Tages. Sie werden mit einem breiten Schlachtmeſſer umgebracht, dann in die Mitte des Schoppens gelegt, und mit der Manchetta abgezogen und zerlegt. Der Geruch des warmen Fleiſches lockt gewöhnlich alle Hunde der Nachbarſchaft herbei, die ſich um die Füße, den Kopf, die Knochen und Eingeweide ſtreiten, die man ihnen zum Fraße vorwirft. Die Einwohner kaufen das Fleiſch nur ohne Knochen und nicht nach dem Gewichte. Die Stücke, welche der Eigenthümer des Thieres nicht abſetzen kann, werden in dünne lange Riemen zerſchnitten, die man einſalzt, und an der Sonne trocknete. Auf ſolche Weiſe läßt ſich das Ochſenfleiſch lange Zeit aufbewahren. Es iſt hart und zäh; und meiſtens eſſen es nur die Maulthiertreiber auf dem Wege, oder Leute, welche lange Reiſen machen. Gewöhnlich röſtet man es, ehe es geſpeiſt wird.

Zwei Stunden von Altipa begegnete ich vier Indianern, die auf den Schultern eine Tragbahre hatten, über welcher ſich eine Laubdecke wölbte. Ihnen folgte ein Mexicaner zu Pferd. Wie groß war mein Erſtaunen, als ich in dieſem Mexicaner den Commiſſär der Colonie, Ignacio's Vater, erkannte!

„Sie haben alſo Acayucan zu Ihrem Wohnſitze erwählt,“ ſprach er mich an, mit der Hand mir zuwinkend.

„Ach ja wohl! dort gibt es wenigſtens keine Moskitos, und, wie ich allgemein höre, ſoll man da viel geſünder bleiben als in Minatitlan.“

„Da ſind ſie ſchön berichtet. Ignacio hätte ſich beinahe den Tod dort geholt.“

„Ignacio!“

„So iſt es; er liegt zum ſterben krank auf dieſer Tragbahre!“

Bei dieſen Worten deutete Don Ramon auf die künſtliche Laube, welche die vier Indianer vor ihm hertrugen.

„Armer Freund! Kann ich wohl Abſchied von ihm nehmen, Sennor?“

„Ich glaube, daß er ſchlummert, und es möchte nicht rathſam ſeyn, ihn zu wecken.“

„Sie haben recht; aber laſſen ſie ihn wenigſtens wiſſen, Don Ramon, wie ſehr es mich ſchmerzt, in dieſem Zuſtande ihn zu ſehen. Es ſcheint in der That, daß euer Clima euch ſo wenig als uns verſchont. Möge er bald wieder geſunden!“

Wir ſchieden, Don Ramon zog mit ſeinem Sohn weiter, und ich ſetzte meine Reiſe fort.

Beklagenswerther Ignacio! Er war auf einige Tage nach Acayucan gegangen, um dem Kirchweihfeſte des Dorfes beizuwohnen, das ſehr glänzend ausfallen ſollte; da warf ihn die Krankheit nieder. Man hatte einen Eilboten an ſeine Eltern abgeſchickt, und ſein Vater holte ihn eilends ab, damit er in dem elterlichen Hauſe, unter den Augen und durch die zarte Sorgfalt der Mutter wieder geneſe. Ich beneidete damals das Loos des jungen Mannes; denn obgleich es um ſeine Geſundheit ſchlimmer ſtand als um die meinige, ſo befand er ſich doch im Schooſe ſeiner Familie; er hatte doch ein Obdach, unter welchem ſein Haupt ruhen konnte; er erfreute ſich der Liebe eines Vaters, der Zärtlichkeit einer Mutter, und das linderte ſeine Leiden. Ich aber, ich war getrennt von den Meinigen durch den endloſen Ocean, und konnte nur auf den Flügeln der Hoffnung in Gedanken ihn überſchreiten! Unſtät irrte ich in einer unbekannten, halb verwilderten Gegend umher, ohne Aeltern, ohne Jugendfreund, nur von Miethlingshänden gepflegt, und aller Hilfsmitteln beraubt, um mit Gold ſie aufzuwiegen!

Dieſen Gedanken nachhängend, warf ich noch einen letzten Blick auf Ignacio's tragbares Lager, und die Zweige der Bäume entrückten ihn meinen Augen. Dann verfolgte ich meinen Weg, ſein Schickſal beklagend, und über das Meinige ſeufzend.

Die Hügel, welche das Dorf Altipa beherrſchen, ſind bemerkenswerth durch ihre ſchöne Anpflanzungen von Mais, Bananen und Zuckerrohr, deren wechſelndes Grün das Auge durch ſeine Abſtufungen freundlich anſpricht. Von da an werden jedoch die Wege noch kothiger, die Waldſtröme tiefer und ſchwieriger zu durchſchreiten, obgleich die Indianer mächtige Baumſtämme in die Quere darüber werfen.

Ehe ich nach Soconusco kam, hatte ich fünf bis ſechs Brücken paſſiren müſſen, und das Waſſer war ſo hoch angeſchwollen, daß es die meiſten derſelben berührte. Mit Ausnahme einer einzigen war ich ſehr glücklich über alle gekommen; allein dieſe eine führte über einen breitern und ungleich tiefern Strom, den man ſogar zur Zeit der Dürre noch nicht hat austrocknen ſehen. Im Anfange des Monats Mai, als es nämlich noch Sommer (estio) war, hatte ich von ſeinem Waſſer getrunken, und mein Pferd dort getränkt. Ich hoffte immer noch, das Waſſer werde nicht höher als die Brücke ſtehen, bis ich mich endlich, nachdem ich im Grunde des Thales angekommen war, am Rande eines förmlichen Sees befand, der ſich auf unabſehbare Ferne bis in den Wald ausdehnt, und die Straße in einer Breite von zwei bis drei hundert Schritten überſchwemmte. Von der Brücke war nichts mehr zu ſehen; die Ufer des Waldſtromes, und mit ihnen die Baumſtämme, waren unter dem Alles bedeckenden Gewäſſer verſchwunden.

Was war da anzufangen? Etwa wieder umkehren? Aber mußte ich nicht erwarten, daß bei längerem Verſchieben meiner Reiſe nach Acayucan die Wege noch weit ſchwieriger und die Ströme noch höher ſteigen würden? Und überdieß hatte ich nur noch zwei Stunden Wegs zurückzulegen! Ich war noch unſchlüſſig, ob ich weiter gehen oder umkehren ſollte, als ich mehre Indianer erblickte, welche den Uebergang verſuchten. Sie zogen ihre Kleider aus, nahmen die Sättel ihrer Pferde, die ſie am Rande des Sees ſtehen ließen, auf den Kopf, und trugen ſie an das entgegengeſetzte Ufer, um ohne Zweifel dann zurückzukehren, und ihre Pferde zu holen.

Da ſagte ich zu mir ſelbſt: „Was kann ich wagen, wenn ich ihnen folge? Es iſt kein Zweifel, daß ſie über die Brücke gehen, denn ſie ſchwimmen nicht. Ich will dieſelbe Richtung einſchlagen, und werde dann gewiß eben ſo gut hinüber kommen. Wenn ich übrigens auch die Brücke verfehle, ſo ſchwimmt ja mein Pferd, und ich habe nicht leicht einen Unfall zu befürchten.“ — Und hierauf trieb ich das Thier ohne weitere Ueberlegung in's Waſſer. Kaum hatten jedoch die Indianer dieſes wahrgenommen, als ſie mir haſtig mit der Hand ein Zeichen gaben, und dabei laut riefen: „Franzoſe, geh nicht weiter! geh nicht weiter!“

Ich kümmerte mich jedoch nicht viel um ihre Geberden und um ihr Geſchrei, ſondern ließ mein Pferd im Waſſer weit ausgreifen, und verſuchte

überzuſetzen, obſchon mich ein mit Weißzeug gefüllter Nachtſack, ein Regenſchirm und zwei Sonnenſchirme mich beläſtigten, welche ich einer franzöſiſchen Dame meiner Bekanntſchaft zu überbringen den Auftrag hatte. Als der mir am nächſten befindliche Indianer bemerkte, daß ich auf ſeine Warnung nicht achtete, blieb er ſtehen, ſah mich gegen ſich herankommen, und lachte über meine Unvorſichtigkeit. Plötzlich rieß der immer tiefer und heftiger werdende Strom mein Pferd mit ſich fort, und es fing an zu ſchwimmen. Schnaubend ſträubte es die Mähne, ſtreckte den Hals in die Höhe, und das Waſſer ſpritzte von ſeinen kräftigen Fußtritten hoch auf. Es kämpfte eine Weile glücklich gegen den Strom, und ich glaubte ſchon, es werde bald des Schwimmens nicht mehr bedürfen. Allein ſeine Anſtrengungen waren leider fruchtlos, und es vermochte nicht über den Strom zu ſetzen, der es immer weiter mit ſich fortriß. Schon ſtand das Waſſer über dem Sattel, und ging mir bis an die Hüften. Das ermüdete Thier war nicht mehr im Stande durch die Bewegung ſeiner Füße, das Waſſer aufſprudeln zu machen, und hielt nur noch den Kopf über demſelben. Kaum athmete es mehr; es war im Begriffe zu ertrinken! Vergebens ſpornte ich es an, und ſuchte durch Schmeichelworte, Geſchrei und Geberden es zu ermuthigen — meine Anſtrengungen blieben erfolglos.

Da ſtürzte der Indianer, welcher Zeuge der Gefahr war, in die ich muthwillig mich begeben, raſch auf mich los und rief mir zu: Nata, nata, frances! (Schwimme, ſchwimme, Franzoſe.) Dieſes mal gehorchte ich ihm; ich warf mich in die Fluthen, und erreichte ſchwimmend die Stelle, die er ſo eben verlaſſen hatte, und wo das Waſſer nur einige Fuß tief war.

Unterdeſſen ergriff er den Zaum meines Pferdes, half ihm durch den Strom, und führte es zu mir, indem er lachend ſprach: „Jetzt kannſt du wieder aufſitzen, in aller Ruhe die Savane erreichen, die nur noch eine Viertelſtunde von hier entfernt iſt, und dort deine Kleider trocknen.“ In dieſem Augenblicke wurde ich gewahr, daß die Wellen meinen Nachtſack davon führten, und rief ſchmerzlich aus: O Himmel mein armer Nachtſack! Dabei zeigte ich ihn dem Indianer, der, ohne ſich im geringſten zu beſinnen, ihm in's Waſſer nachſtürzte, und mir ihn glücklich zurückbrachte.

Wie großmüthig, wie edeldenkend zeigte ſich nicht dieſer halbwilde Menſch! Solche Züge von Herzensgüte ſind über jedes Lob erhaben, und es genügt, ſie anzuführen. Als er ſich von mir trennte, grüßte er mich wie einen alten Bekannten. Es war ein junger Mann von etwa zwanzig Jahren, mit ſehr regelmäßigen Geſichtszügen und einem Ausdruck von Sanftmuth, der ſelbſt bei den Indianern ungewöhnlich genannt werden konnte.

Es war mir, als hätte ich ihn ſchon irgendwo geſehen; aber erſt in der Savane, wo ich meine Kleider an der Sonne trocknete, konnte ich mich ſeiner mit Beſtimmtheit erinnern. Es fiel mir nämlich ein, daß ich in Minatitlan eines Abends mit dem Doctor Dupré in der Wohnung des Herrn Duplan, eines unſerer Aſſocié's, mich befand, als ein kupferfarbiger junger Mann an die Thür pochte, und denjenigen von uns, welcher Arzt ſey, inſtändig bat, in ſeine Wohnung zu kommen, um nach ſeinem gefährlich krank liegenden Kinde zu ſehen. Der Doctor, der das ſpaniſche vielleicht noch beſſer verſtand als ich, aber es nicht ſo geläufig ſprechen konnte, bat mich ihn zu begleiten, theils um ſeinen Dollmetſcher zu machen, theils um ihm als Stütze zu dienen, da ihn das Fieber ſo ſehr geſchwächt hatte.

Das Kind lag auf einer Art von Geflechte, das dem jungen indianiſchen Ehepaare zum Bette diente; es ſchöpfte mühſam Athem, und weigerte ſich, die ihm dargereichte Mutterbruſt zu nehmen. Der Doctor ſpritzte ihm friſches Waſſer in's Geſicht, worauf es wieder leichter Athem holte. Vor dem Weggehen ſchrieb er ihnen, durch meine Vermittlung, noch ein anderes, faſt eben ſo einfaches Mittel vor, und am andern Tage war das Kind wieder geſund. Der Vater dieſes Kindes war es nun, den ich in jenem Indianer wider zu erkennen glaubte, der mir ſo großmüthig beigeſtanden hatte.

Damals war ich arm und krank, und konnte meine Dankbarkeit ihm nicht werkthätig lohnen. Es wäre tröſtlich für mich, ja es ſcheint mir ſogar, als würde ich ihm einen Theil meiner Schuld abtragen, wenn es mir vergönnt wäre, ſeinen Namen hier nieder zu ſchreiben. Allein er iſt mir leider

entfallen, wahrſcheinlich, weil die hochherzigen Gefühle, die er an mir bethätigt hat, das gemeinſame Erbtheil aller ſeiner Landsleute ſind, und auch nicht ein einziger Indianer an ſeiner Stelle weniger für mich gethan hätte. Wie ſegensreich würde der Saame der Civiliſation in dieſen Herzen erblühen, welche die Natur ſchon ſo überreich dazu vorbereitet hat!

Dank ſey der Dienſtfertigkeit des guten Indianers, ich traf gegen drei Uhr des Nachmittags ohne weiteres Hinderniß in Acayucan ein.

Drei Monate in Acayucan.

Beim Eingange von Acayucan, dicht am Wege nach Minatitlan, ſteht ein altes, baufälliges Haus auf dem Abhang eines Hügels, der theils mit einer Caffee-Plantage bedeckt iſt, welche der Mutter des Hauptmanns Garcia-renas gehört, theils mit dem Walde, der das ganze Dorf gleichſam wie mit einem ungeheuern Gürtel umgibt. Es iſt größer und älter als alle ſeine Nachbarhäuſer; die aus Bambusrohr gemachten, mit Thonerde beworfenen, und mit Kalk übertünchten Wänden haben unzählige Löcher und Riſſe; das Dach beſteht aus übereinander gelegten Heubündeln, wie jene aller übrigen großen Häuſer, ja ſogar der Kirche ſelbſt; es iſt zum Theil zerſtört, und läßt dem Regen freien Eingang. So alt und häßlich es übrigens auch iſt, ſo ſteht es doch, gleich einer runzeligen, abgelebten Königin, die ſich in der Mitte ihrer jungen Hofdamen befindet, groß und erhaben unter den neuen, niedlichen Hütten der Indianer, die vor ihm, hinter ihm und zu ſeiner Seite zerſtreut daliegen.

Hinter dieſem Hauſe dehnt ſich, wie ſchon erwähnt, der Wald aus, in deſſen Mitte die Caffeebäume eingeſchloſſen ſind; auf der vordern Seite zieht ſich recht und links ein flaches Thal hin; jenſeits dieſes Thales beginnt der beträchtlichſte Theil des Dorfes, deſſen immer dichter werdende Häuſergruppen auf den kleinen Anhöhen ſich erheben, welche das Thal umgränzen, und auch noch auf dem entgegengeſetzten Abhange derſelben ſich fortſetzen. Eine Art von Raſen, der ſo kurz geſchoren ausſieht, als hätte ihn eben die Sichel abgemäht, entfaltet ſich, von dem Walde an, auf den Hügeln wie im Thale, ſo zwar, daß die Häuſer ſich ausnehmen wie Würfel, die man auf einen grünen Teppich geworfen hat. Der größte Theil derſelben wird von Orangen-, Citronen-, Breiapfel- und andern Fruchtbäumen überſchattet.

Dieſes alterthümliche Haus gehörte Don Spino-Barro, dem Zollbeamten von Minatitlan. Ohne Zweifel war es ein Erbſtück einer ſeiner drei Gattinnen, die er zu überleben das Glück gehabt hatte. Es war früher nur von Fledermäuſen, Ratten, Scorpionen und Spinnen bewohnt, diente aber ſpäter einigen Franzoſen zum Obdache, welche den mörderiſchen Ufern des Guazacoalco entflohen waren. Zur Zeit unſerer Ankunft war es von einem Buchdruckergehülfen Namens Dore bewohnt, der aus Mangel an Gelegenheit, ſich ſeiner Kunſt in dieſen Einöden zu widmen, zu ſeinem Lebensunterhalt ſich genöthigt ſah, den wohlhabenden Einwohnern des Pueblo Holz zu verkaufen; er war übrigens ein ſehr wackerer Mann, der eine Pariſerin zur Frau und einen Knaben von ſieben Jahren hatte. Er hauste in dieſem alten Gebäude

in der Eigenſchaft eines Hausmeiſters, und hatte die Hälfte deſſelben einem andern Franzoſen vermiethet, der Queyron hieß, und mit ſeiner Frau und ſeinem Kinde als Paſſagier auf unſer Schiff gekommen war.

Unter dieſem baufälligen Obdache ſchlug auch ich meine Wohnung auf, und verließ es nicht eher, als bis ich nach Vera=Cruz abreiſ'te, wo dann ſeine früheren Bewohner, die Ratten und Fledermäuſe, wieder Beſitz davon nahmen.

Queyron hatte es übernommen, mich gegen einen monatlichen Miethzins zu beherbergen, außerdem wurde zwiſchen uns ausgemacht, daß wir alle mit einander ſpeiſen ſollten, er, ſeine Frau, ſein Kind und ich. Meine drei Arbeiter verließen mich ſchon in den erſten Tagen meiner Ankunft und begaben ſich nach Vera=Cruz.

Da ich jetzt nur noch für mich ſelbſt zu ſorgen hatte, ſo beſchloß ich, in Acayucan den Augenblick abzuwarten, wo unſere Sägemaſchine im Gange ſeyn würde, mich ſo ſchnell als möglich von dem Fieber zu erholen, mir, ſobald ich etwas Geld zuſammengerafft haben würde, eine ſchöne Zuckerplantage zu kaufen, und in allem Ernſte Pflanzer zu werden.

Doch dieſe ſchönen Plane ſollten alle in Rauch aufgehen!

Nachdem die fünfzehn bis zwanzig franzöſiſche Familien, welche Acayucan zur Zeit meiner Ankunft bewohnten, dem Fieber, von dem ſie befallen wurden, zum Trotze, die melancholiſchen Mexicaner durch Bälle und Abendgeſellſchaften erheitert hatten, zerſtreuten ſich nach und nach alle, und einige nahmen ſehr traurige Rückerinnerungen mit; denn die Fieber rafften meine Landsleute eben ſo gut in Acayucan als an den Ufern des Guazacoalco hin. Die meiſten Franzöſinnen, beſonders aber die Pariſerinnen, von denen ſich eine ziemlich große Anzahl da befand, waren jung und reitzend. Das konnte aber auch nicht wohl anders ſeyn, denn faſt alle Coloniſten der früheren Expeditionen hatten ſich mit ihren Geliebten eingeſchifft, und ſie in Mexico für ihre rechtmäßigen Frauen ausgegeben.

Mein Wechſelfieber, das ich nicht vertreiben konnte, weil es mir an ſchwefelſaurem Chinin fehlte, hatte unterdeſſen mit jedem Tage an Stärke zugenommen. Ich war nicht im Stande, in meiner Hängematte zu ſchlafen, ſondern ſah mich zu dieſem Zwecke genöthigt, auf die feuchte Erde zu liegen, da das Haus keinen Fußboden hatte. Ich nahm Fußbäder in Laugenwaſſer, wovon mir ſogar die Beine anſchwollen; allein ich konnte das Fieber nicht los werden. Ich gebrauchte hierauf das Leroy'ſche Abführungsmittel; als ich mich deſſelben ein paar mal bedient hatte, wollte mir der Franzoſe, dem ich es abgekauft, keines mehr verkaufen, weil er verſicherte, er bedürfe ſelbſt des kleinen Reſtes, der ihm übrig bleibe. Damals glaubte ich, meine letzte Stunde habe geſchlagen! ich mußte alles Genoſſene wieder erbrechen; nicht einmal Waſſer konnte mein Magen mehr ertragen. Die wenigen Franzoſen, welche Acayucan bewohnten, hielten mich für rettungslos verloren, und in Minatitlan hatte man mich bereits für todt ausgegeben.

Wie ſchrecklich iſt es doch, zwei tauſend fünf hundert Stunden von ſeinem Vaterlande, ſeinen Angehörigen und Jugendfreunden entfernt, ſich mit zwanzig Jahren ſo dahin ſterben zu ſehen! Hätte ich mich wenigſtens nur in einer Stadt befunden; die Hülfsmittel, welche die Civiliſation dem Menſchen bietet, erleichtern doch mindeſtens den ſchrecklichen Abſchied, den Alle über kurz oder lang von dieſem Leben nehmen müſſen. Der Beiſtand, die Tröſtung und einige Sorgfalt, die mir, wenn gleich von bezahlten Händen, zu Theil geworden wären, hätten dann das Entſetzen erregende Antlitz des Todes mir verſchleiert! So hing ich dagegen in der Mitte einer feuchten Hütte, in einer engen Hängematte, der abſcheulichſten Lagerſtätte, die man ſich denken kann, von einem groben Gewebe, als wär' ich ſchon bei lebendigem Leibe in ein Todtentuch gehüllt; wie war es wohl möglich, den Tod nicht vor Augen zu haben, während alles meinen Augen ſein Bild darſtellte? Wie ſollte ich ſeine Stimme nicht vernehmen, da mir jeder Gegenſtand zum Echo deſſelben wurde?

Wenn man auch ſchon, chriſtliche Gefühle in der Bruſt nährend, den Tod, allen ſeinen Schreckniſſen zum Trotze, mit Muth und Ergebung erwartet, ſo iſt der Gedanke dennoch fürchterlich, daß Diejenigen, in deren Gewalt wir

unſere irdiſche Hülle auf immer laſſen müſſen, von dem Aberglauben verblendet, und einem barbariſchen Vorurtheile huldigend, unſre Grube vor der Pforte ihres Friedhofes graben werden, weil ſie uns für unwürdig halten, in dem Todtenacker, den die Hand der Prieſter geweiht hat, neben ihnen zu ruhen.

Sollten meine Leſer wohl glauben, daß damals das Leben keinen Werth für mich hatte; ja daß ich ſelbſt meines Vaters, meiner Mutter, meiner Verwandten und meiner Freunde, kurz aller, die auf dieſer Erde mir am theuerſten waren, kaum mehr achtete?

War es mir doch, als ſey das Glück des Daſeyns, ja das Daſeyn ſelbſt, nichts weiter als ein leeres Hirngeſpinſt; nur der Tod, der fürchterliche Tod ſchien mir Wirklichkeit. Und was am tiefſten mich betrübte, war, daß ich nicht in dem Kirchhofe meines Dorfes ſollte begraben werden; daß ich meine irdiſche Hülle der Willkühr eines Volkes Preis geben ſollte, welches, ohne Rückſicht darauf zu nehmen, daß ich ein Chriſt ſey, mich wie ein unreines Thier in die Grube werfen, und mir die Ehre verweigern werde, welche die Kirche allen denen erweiſen läßt, die in ihrem Schooſe ſterben!

Nicht minder quälend war es für mich, daß ich meinen Aeltern nicht einmal Nachricht von meinem unglücklichen Schickſale geben konnte!

Wie, dachte ich, ſoll es meinem Vater und meiner Mutter auf immer verborgen bleiben, ob ich todt oder am Leben bin? Nach einigen Jahren werden ſie zu einander ſagen: bald kehrt unſer Sohn zurück! Zehn, zwanzig, und vielleicht mehr Jahre werden vergehen, und niemand wird ihnen ſagen: Euer Sohn iſt nicht mehr! Und ſo werden ſie leben und ſterben, zwiſchen Hoffnung und Verzweiflung ſchwankend.

In wenigen Tagen verminderte ſich mein Uebel, und mein Zuſtand gab wieder einer Hoffnung Raum. Ich bemerkte, daß Madame Queyron weniger beängſtigt war, während ſie mich pflegte. Der guten Frau ſtanden faſt die Thränen in den Augen, als ſie mich ſo leiden ſah, ohne Klage aus meinem Munde zu vernehmen.

Endlich kam es wieder ſo weit, daß ich eſſen konnte; ja es überfiel mich ſogar ein ungeheurer Heißhunger, allein meine Verdauung ging noch ſehr ſchwer und langſam vor ſich; ich hatte anhaltendes Fieber; meine Beine und Füße blieben geſchwollen, und ſelbſt mein Unterleib wurde aufgetrieben. Ich brachte es jedoch dahin, meine Wohnung zu verlaſſen, und in dem Dorfe mich zu ergehen; allein ich mußte mich nicht nur auf ein Bambusrohr ſtützen, ſondern auch aus Mangel an Athem ſchon nach einer Bewegung von einigen Minuten niederſetzen. So ſchleppte ich mein elendes Daſeyn während dreier ganzen Monate dahin; ſo lange dauerte nämlich mein Aufenthalt in Acayucan.

So oft es meine Kräfte geſtatteten, ſchlich ich nach der nicht weit von meiner Wohnung entfernten Kirche; und wenn ich da den Schöpfer in dem ärmlichen Tabernakel angebetet hatte, ſetzte ich mich einſam auf eine der drei Bänke aus Cedernholz, die einzigen Sitze, die für die Vornehmſten des Dorfes beſtimmt waren. Am Fuße des Altars entlud ſich mein Herz des Gewichtes ſeiner Schmerzen; ich bat Gott um Stärke, und kehrte zufrieden im Innern nach meiner Hütte zurück. Zuweilen wurde die Erinnerung an die Heimath, an Alles, was mir theuer war, und wovon ich vielleicht auf immer getrennt ſeyn ſollte, recht lebendig in meiner Seele wach; dann fühlte ich mein Herz beklommen, ich verſank in tiefe Schwermuth, und meine Augen füllten ſich mit Thränen. Befand ich mich zu Hauſe, ſo war es mir, als müßte ich erſticken, und es drängte mich hinaus in's Freie. Hier ſuchte ich eine wohlthätige Täuſchung in mir hervorzurufen; ich ſtellte mir vor, ich befände mich in Frankreich, im Departement Vaucluſe, unfern von meinem Dorfe. Der St. Martinsberg, den ich in der Entfernung ſein kahles Haupt erheben ſah, ſchien mir der Hügel zu ſeyn, an deſſen Fuße mein trautes Dörfchen liegt; die Wälder von Gummi-, Cedern, Mahagony- und Palmbäumen, die mich davon trennten, verwandelte ich in Gehölze von Oliven-, Maulbeer-, Pappel- und Weidenbäumen. Es blieb mir nur noch auf dem vulkaniſchen Gipfel des Berges ein weißlicher Fleck zu entdecken, der gerade auf dem Eigenthum meines Großvaters durch einen mächtigen Felſenblock gebildet wird, welcher ſich von den größeren Maſſen abgelöſ't hat, und, in einer Entfernung von ſechs Stunden betrachtet, kaum die Größe eines fünf Franken Stücks zu

haben ſcheint. Da ich jedoch nichts Aehnliches entdecken konnte, ſo ſchwand die Täuſchung; ich befand mich nicht mehr in dem Vaucluſe-Departement, wohl aber in Mexico's Wäldern, durch das ungeheuere Weltmeer von dem ſchönen Frankreich getrennt! Da fühlte ich mich überraſcht und betroffen, einem Menſchen ähnlich, der den Schatten eines Körpers für den Körper ſelbſt haltend, mit den Armen ihn umfaſſen will, und ein Luftgebilde haſcht.

Ich bewohnte ſeit mehren Monaten die Hauptſtadt der Provinz des Guazacoalco, als der Tod unter meinen Unglücksgefährten fürchterliche Verheerungen anzurichten begann. Die Fieber waren epidemiſch geworden, wie ſolches jedes Jahr während der Regenzeit der Fall iſt; und die Indianer und Creolen waren ihnen eben ſo gut unterworfen als wir. Man zählte in Acayucan beinahe acht hundert Kranke.

Die Franzoſen hatten die Bemerkung gemacht, daß der Krankheitszuſtand der Indianer und Eingebornen nicht lange unentſchieden blieb; innerhalb drei Tagen waren ſie entweder geneſen oder todt. Jeden Tag wurde eine Menge Leichname beerdigt, aber der Pfarrer begleitete ſie nicht auf den Friedhof, vermuthlich weil ihm dieſes zu viel Zeit gekoſtet hätte, oder auch weil er ſich ſehr theuer dafür zahlen ließ. Fünf oder ſechs Mexicaner, welche mit dem Verſtorbenen entweder verwandt oder befreundet waren, trugen ihn, einige Pſalmen laut herſagend, auf den umzäunten Platz, in deſſen Mitte die Kirche ſich erhebt, verſenkten den Leichnam, und warfen jeder eine Schauffel voll Erde auf ihn; einer unter ihnen füllte die Grube vollends aus, ſtampfte die Erde feſt, und ſomit war alles abgethan.

Minatitlan bot damals ein fürchterliches Schauſpiel dar. — Die meiſten Coloniſten, welche vor der Regenzeit in den Conceſſionen ſich niedergelaſſen hatten, waren in das Dorf herabgekommen, weil ſie keinen Schutz und keine Hülfe gegen die Krankheit fanden. Allein es fehlte an Häuſern, um ſie unterzubringen; und ſomit waren ſie nothgedrungen dem Regen Tag und Nacht ausgeſetzt, und hatten keine andere Ausſicht als Elend, Krankheit und Tod!

Unterdeſſen war der franzöſiſchen Regierung von dem unglücklichen Schickſale der Coloniſten am Guazacoalco Kunde zugekommen. Sie ſendete alsbald aus dem Hafen von Toulon die Gabarre la Dore ab, welche in der Mitte des Monats September auf der Rhede von Vera-Cruz vor Anker ging, um uns aufzunehmen und nach Frankreich zurück zu führen. In allen von Coloniſten bewohnten Dorfſchaften wurde die Nachricht von ihrer Ankunft bekannt gemacht. Manche dankten jetzt dem Himmel, daß er ihnen ein Mittel an die Hand gegeben, um von dem Lande los zu kommen, wo ſie ihre Geſundheit und mit derſelben ihr Geld eingebüßt hatten. Allein ich darf nicht verſchweigen, daß dieſe Maaßregeln nur denen zu ſtatten kam, welche am wenigſten unglücklich waren; denn nur die, deren Geſundheit und Beutel ſich nicht in völlig erſchöpftem Zuſtande befanden, vermochten während der ſchlimmſten Jahreszeit mitten durch die Wälder und Sümpfe den ungeheuern Weg von ſechzig bis achzig Stunden zurückzulegen. Wie hätten nämlich arme Kranke, in denen kaum noch ein Lebensfunke ſich regte, und denen nicht ſo viel Geld übrig blieb, um die Maulthiertreiber zu bezahlen, dieſe Reiſe innerhalb vierzehn oder längſtens zwanzig Tagen vollenden ſollen, nach deren Verlauf die Gabarre wieder nach Frankreich unter Segel gehen mußte?

Wie viele Unglückliche, deren Beine geſchwollen und mit Geſchwüren bedeckt waren, oder die der Fieberfroſt heftig ſchüttelte, drückten da ihren abreiſenden Gefährten wehmütig die Hand, und vergoſſen bittere Thränen, weil ſie außer Stand waren ihnen zu folgen.

Warum hat denn, ſprachen ſie, die Gabarre, anſtatt in Vera-Cruz einzulaufen, nicht am Guazacoalco die Anker ausgeworfen? Weiß denn ihr Capitän nicht, wie ſehr wir von Elend und Krankheit heimgeſucht ſind? Und wenn er ſich nicht getraut den Strom hinaufzufahren, oder in der Nähe ſeiner Mündung zu ankern, kann er uns denn nicht Mittel verſchaffen, damit wir entweder zu Waſſer oder zu Lande nach Vera-Cruz transportirt werden? Viel beſſer wäre es geweſen, uns gar nicht davon zu unterrichten, daß er zu unſerer Hülfe gekommen ſey, und uns über unſer unglückliches Geſchick auch ferner ſeufzen zu laſſen, als daß er durch die Bekanntmachung ſeiner Ankunft

eine freudige Hoffnung in unſerer Seele weckt, deren Verwirklichung eine Unmöglichkeit iſt! — Die Beklagenswerthen hatten recht; denn den meiſten fehlte es an Zeit, an Geld und an Körperkraft, um ſich nach Vera-Cruz zu begeben.

Mehre Vorgeſetzte der Expedition ſchifften ſich, als ſie den Zweck des franzöſiſchen Fahrzeugs erfahren hatten, mit einer Anzahl Arbeiter auf einer Schaluppe ein, die mit einem Verdeck verſehen war, und einem Franzoſen gehörte, den man nur unter dem Namen Jean kannte. Er hatte öfters ſchon auf dieſem ſchwachen Fahrzeuge die Reiſe von Minatitlan nach Vera-Cruz zur See gemacht. In der Nähe des Vorgebirges St. Martin litten die Unglücklichen Schiffbruch! Sie verloren alle ihre Habe, und ſahen ſich genöthigt, durch die Wälder in das Dorf zurück zu kehren, woher ſie gekommen waren. Durch die Leiden und Entbehrungen, die ſie auf dieſem Wege erdulden mußten, hatte ſich ihr Geſundheitszuſtand bedeutend verſchlimmert; und der liebenswürdigſte junge Mann der Geſellſchaft, Herr Dubeſſé, welcher die Reiſe nach Mexico gegen den Willen ſeiner Familie, einer der reichſten und angeſehenſten aus dem Vivarais, unternommen hatte, ſtarb an den Folgen des Schiffbruchs, in einem Alter von kaum 25 Jahren. Die Uebrigen, von denen Mehre Kleidungsſtücke von ihren Kameraden entlehnen mußten, um ſich zu bedecken, kamen bald nachher, ſechs oder ſieben an der Zahl, durch Acayucan, denn ſie hatten Eile nöthig, um die Gabarre nicht zu verfehlen. Sie wohnten in unſerem Hauſe, und brachten die Nacht da zu. Aber o Himmel, wie hatten Krankheit und Elend dieſe jungen Leute verändert! Als ſie ſich auf dem Schiffe befanden, da ſchrieen und fluchten ſie, und hatten beſtändigen Zwieſpalt; ſie gefielen ſich in großſprecheriſchen Reden und gemeinen Witzworten, und lachten dabei ſo recht aus vollem Halſe, daß man ihnen leicht die Berge der Auvergne anmerken konnte, wo ſie faſt alle geboren waren. Wie ganz anders ſtand es jetzt um ſie; ſie waren ſanft, demüthig, ja faſt zaghaft geworden. Einige jammerten ſogar wie alte Weiber.

Am folgenden Morgen ſtiegen ſie zu Pferd, und ſetzten ihre Reiſe fort; aber ſie ſahen wie Geſpenſter aus, ſo ſchwankten ſie auf ihren Sätteln, ſo bleich und abgezehrt waren ihre Geſichter, ſo aufgeſchwollen ihre Augen, ſo ſchwach und zitternd ihre Glieder. Arme junge Leute, dachte ich, möge der Himmel euch alle glücklich nach Vera-Cruz geleiten!

Mein Wunſch ging über Erwarten in Erfüllung. Sie kamen in Vera-Cruz an, und ſchifften ſich auf der Gabarre mit den übrigen Franzoſen ein, welche das Glück hatten, ſich in jener Stadt zu befinden, und unentgeldlich nach Frankreich zurückkehren wollten.

Das Fahrzeug la Dore brachte achtzig Paſſagiere in ihr Vaterland zurück, unter denen ſich der Capitän Darbouts befand, deſſen Schiff, daſſelbe welches uns nach Mexico geführt hatte, an der Küſte von Campeche zu Grund gegangen war. Mehre Franzoſen, die entweder durch ihre Betriebſamkeit oder durch glückliche Unternehmungen in Vera-Cruz oder in der Umgegend ſich ein kleines Vermögen erworben hatten, gaben ſich für Coloniſten vom Guazacoalco aus, und benutzten dieſe Gelegenheit, um die Unkoſten einer langen Ueberfahrt zu erſparen. Alle Paſſagiere, mit Ausnahme von zweien oder dreien, unter denen ſich auch einer meiner Arbeiter befand, hatten das Glück, ihr Vaterland wieder zu ſehen. Aber, wie ich bereits erwähnt habe, die Unglücklichſten blieben zurück, und ſomit wurde die Abſicht der Regierung theilweiſe vereitelt. Es iſt aber auch eine höchſt ſchwierige Aufgabe für jede Regierung, beſonders auf eine ſo große Entfernung, ſo viel Gutes zu wirken, als ſie gerne möchte.

Eine Annahme an Kindesſtatt.

Der Mangel an Nachkommen iſt in Mexico oft die einzige Urſache der Adoption unter den Creolen, beſonders unter den Weißen, welche von reiner europäiſcher Race abſtammen, und, wahrſcheinlich weil das Clima es nicht zuläßt, nur mit vieler Mühe dem Gebote Gottes nachkommen können welches den Menſchen vorſchreibt: „Seyd fruchtbar und mehret euch.“ In Frankreich hat ſie ihren Grund am häufigſten in der Verwandtſchaft, den Heirathen, den Verbindlichkeiten, welche der Adoptirende dem Adoptirten ſchuldig iſt, und in dem Wunſche, ſeinen Namen auch nach dem Tode fortbeſtehen zu ſehen. Während der an Kindesſtatt Angenommene einer neuen Familie einverleibt wird, behält er deshalb doch die Seinigen bei, nnd bekömmt, glücklicher als ſeine Geſchwiſter wenn er deren hat, durch die Adoption einen Zuwachs an Wohlwollen und Verwandten, eine Vermehrung ſeiner Glücksumſtände, und eine neue geſellige Exiſtenz. In Mexico verhält es ſich jedoch damit ganz anders. Die Eltern treten dadurch gleichſam ihr Kind förmlich an die Familie ab, die es adoptirt, und die, wenn das Kind noch in zartem Alter ſteht, ihnen das Verſprechen abnimmt, es nicht mehr zu ſehen, oder ihm wenigſtens doch ihren Namen geheim zu halten, damit die adoptirende Familie ungetheilt in ſeinem Herzen herrſche. Nur verſpricht man zuweilen den Eltern, daß man, wenn das Kind einmal mannbar geworden, ihm entdecken wolle, es ſey nicht aus der Familie entſproſſen, die es bis dahin für die ſeinige hielt, daß ſeine Eltern ſo und ſo heißen, und welches Land ſie bewohnen; ſo daß es dem Kinde alsdann unbenommen iſt, ſie zu beſuchen, und auch zu unterſtützen, wenn ſie in Noth ſeyn ſollten. So lange jedoch der Adoptirte in der Kindheit ſteht, iſt es der Uebereinkunft gemäß, daß die Adoptiv-Mutter, zum Nachtheil der rechten Mutter, die Liebe des Kindes ſich ausſchließlich zu gewinnen ſucht. Ueber eine ſolche Ceſſion wird vor einem öffentlichen Beamten, z. B. vor einem Alcalden, ein förmlicher Vertrag ſchriftlich abgeſchloſſen.

So empfängt denn der erſte Blick und das erſte Lächeln des Kindes, das ſeine Mutter ſucht, ein fremdes Weib, und freut ſich dieſes Diebſtahls an der Natur! So verſchwendet das unſchuldige Geſchöpf ſeine Liebkoſungen an eine falſche Mutter, während die wahre nach dem Augenblicke ſeufzt, wo ſie ihm verſtohlen einen Kuß auf die Lippen drücken kann!

Als ich in Acayucan ankam, bewohnte, wie ſchon erwähnt, Dore mit ſeiner Frau das alte Haus des Zollbeamten Spino-Barro, als Verwalter oder Hausmeiſter. Sie hatten einen Theil deſſelben an Gueyron vermiethet, der mir wieder eine kleine Kammer darin einräumte, die aber ſo feucht war, daß binnen einigen Monaten meine Effecten faſt ganz verſchimmelten. Ich habe ferner geſorgt, daß dieſer Letztere mich in Koſt nahm, unter der Bedingung, daß ich den dritten Theil der Ausgaben für die tägliche Verköſtigung von vier Perſonen zu zahlen hätte, dieſe waren nämlich er ſelbſt, ſeine große, dicke Ehehälfte, ſein vierjähriges Söhnchen und ich.

Eines Tages, als ich auf einer alten Kiſte ſaß, die uns bald zum Sitze, bald zum Eßtiſch diente, den Ellenbogen auf das Knie, und das Kinn auf die Hand geſtützt, und in dieſer Stellung, wie ich es oft that, über meine geiſtigen und körperlichen Leiden, mein Fieber, meine geſchwollenen Beine, mein unſtätes Leben unter einem entſetzlichen, ſelbſt den Eingebornen gefährlichen Himmelsſtriche, und das dringende Bedürfniß, vaterländiſche Luft zu athmen, nachdachte, vernahm ich plötzlich in dem von Dore bewohnten Theile des Hauſes ein klägliches Seufzen, und einzelne, abgebrochene Worte. Ich erhob mich ohne Zögern, denn meines kranken Körpers ungeachtet, war mein Geiſt doch immer noch ſehr kräftig, und ſchritt ſchwerfällig nach der Communications-

Thüre, um ſie zu öffnen. Wie erſtaunte ich, als jetzt Madame Dore, die ſonſt, und beſonders nach ihrem glücklich überſtandenen Fieber, ſo muntere und lachluſtige Pariſerin, in Thränen ſchwimmend vor ihrem Manne ſtehen ſah, der ein beſchriebenes Blatt Papier in den Händen hielt, das aus Mexico kam, und den Stempel dieſer Stadt trug.

„Nein, nein, rief ſie, mit den Füßen trippelnd und unaufhörlich weinend, ich werde niemals darein willigen!“

„Und doch muß es geſchehen, meine Theuere, erwiderte ihr Dore gelaſſen. Wie magſt du dich ſo benehmen? Haſt du denn niemals über unſere peinliche Lage nachgedacht? Ueberlege doch, daß gerade ſein eigenes Wohl dieſes Opfer erheiſcht!“

„Niemals werde ich mich entſchließen, dieſes Papier zu unterzeichnen! ich will und kann es nicht! gib her, daß ich es in Stücke zerreiße. Wie, ich ſollte mein Kind nicht mehr ſehen; es nicht mehr umarmen; es nicht mehr lehren, daß es dich Vater, daß es mich Mutter nennt; es nicht mehr auf meinen Schoos nehmen; ſeine Füße und ſeine Händchen nicht mehr in den meinigen wärmen? — Auf all' das ſoll ich verzichten. Bedenkſt du denn nicht, daß ich ſeine Mutter bin?“

Als ſie die letzten Worte in herzzerreißendem Tone ſprach, war ich ins Zimmer getreten. Dore ſelbſt verlor die Faſſung; ich ſah den beklagenswerthen Vater Thränen vergießen, und konnte dieſen Auftritt nicht ohne Rührung anſehen.

„Was fehlt euch denn, ihr guten Nachbarn, ſprach ich bewegt; wenn es in meiner Macht ſteht, euern Kummer zu lindern, ſo dürft ihr überzeugt ſeyn, daß ich es mit Freuden thun werde.“

Frau Dore kehrte jetzt ihrem Manne den Rücken zu, drückte mir krampfhaft die Hand, und ſprach nach einer kleinen Pauſe mit ſchluchzender Stimme: „Ach lieber Herr, wenn Sie wüßten .... ja wenn Sie wüßten; Doch Sie müſſen es ja geſehen haben, auf Ihren Spaziergängen durch das Dorf, in dem Hauſe dicht neben jenem des Hauptmanns Garciarenas — da trägt eine Indianerin faſt täglich ein allerliebſtes, ſechs Monate altes Mädchen auf dem Arm, weiß wie Schnee, mit blauen Augen, und ſo friſch, rund und munter. Mein Gott, erinnern Sie ſich denn nicht? Sie müſſen das herzige Kind geſehen haben!“

„Es iſt mir in der That, als hätte ich es geſehen.“

„Nun lieber Herr, das iſt meine Tochter, mein einziges Kind; und ich ſoll ſeine Mutter künftig nicht mehr ſeyn.“

„Wie, was ſagen Sie? Das iſt ja nicht möglich!“

„Ach, ſehen Sie, beſter Herr, verſetzte der Mann, es verhält ſich nicht ſo; ich will es Ihnen auseinander ſetzen. Sie kennen ja unſere erbärmliche Lage. Durch meine Kunſt kann ich hier nichts verdienen, weil in ganz Acapucan keine Buchdruckerei iſt. Ich bin zwar geſonnen, mich in Kurzem nach Vera-Cruz zu begeben; allein das kann nicht geſchehen, ſo lange die Wege noch ſo ſchlecht ſind; und unterdeſſen muß man doch leben. Da mache ich denn den Holzhauer, fälle täglich Holz im Walde, und binde kleine Bündel daraus, die ich den wohlhabenden Bewohnern des Dorfes verkaufe. Meine Frau beſſert Weißzeug aus, wenn man ihr welches gibt, allein ſie hat unglücklicher Weiſe die meiſte Zeit keine Arbeit, denn Sie wiſſen ja ſelbſt, daß die Mexicaner ihre Beinkleider und Hemden lieber bis auf den letzten Fetzen zerreißen, als daß ſie ſolche ausbeſſern ließen. Ich weiß wahrlich nicht, wie es möglich war, daß wir die fünf Monate lang, ſeit dem wir hier ſind, nur zu leben hatten; und dabei darf ich nicht vergeſſen, daß uns kaum ſeit vier Wochen das Fieber verlaſſen hat. Wir haben ein kleines Mädchen von ſechs Monaten, dem wir zwar mit zärtlicher Liebe zugethan ſind, das uns aber dennoch in unſrer jetzigen Lage zur Laſt fällt. Da vertrauten wir es denn einer jungen und reichen Dame dieſes Landes an, einer wunderſchönen Mexicanerin, die ſeit einigen Jahren ſchon verheirathet, aber kinderlos iſt, und im Einverſtändniſſe mit ihrem Gatten unſere Kleine an Kindesſtatt annehmen will. Ich halte es für ein ſehr großes Glück, ſowohl für uns als für unſer Kind; nun wollen ſie uns aber freilich Bedingungen vorſchreiben. Wir ſollen die Kleine künftig nur ſelten zu ſehen bekommen; wir ſollen ihr geheim halten, daß wir ihre Eltern

ſind. Entſchließen wir uns, die Bedingungen zu unterſchreiben, die hier in dieſem Blatt Papier enthalten ſind, ſo wollen ſie ſich ihrerſeits verbindlich machen, Vater- und Mutterſtelle an unſerm Kinde zu vertreten; auch verſprechen ſie uns auf ihr Ehrenwort, ihm, wenn es einmal erwachſen ſeyn wird, zu entdecken, daß es nur ihre angenommene Tochter ſey und daß **wir** die wahren Eltern ſind. Alles dieſes iſt bereits mündlich zwiſchen ihnen und uns verabredet worden, und meine Frau ſchien ſich gutwillig darein zu fügen. Jetzt aber, da die Wohlthäter unſerer Tochter, nachdem ſie erfahren, daß wir im Begriffe ſtehen, nach Vera-Cruz abzureiſen, etwas Schriftliches von uns verlangen, wie das nicht mehr als billig iſt, jetzt weint und jammert meine Frau, als wenn das eigene Wohl unſeres Kindes und die eiſerne Nothwendigkeit uns noch eine andere Wahl übrig ließen, als das einzugehen, was jene verlangen. — Sag' ſelbſt, liebe Frau, auf welche Hülfsquellen und Hoffnungen hin willſt du es wagen, dir von neuem dein Kind auf den Hals zu laden? Nicht wahr — du haſt nichts darauf zu erwidern? So hör' denn auf mit den nutzloſen Klagen, und laß uns unterſchreiben, was die guten Leute von uns verlangen. Haben wir nicht die beruhigende Ueberzeugung, daß es unſerem Kinde da an gar nichts fehlen kann; ja daß es ſpäter ſogar uns zu unterſtützen im Stande ſeyn wird, wenn wir etwa in noch ſo ſchlimmen Umſtänden ſeyn ſollten? Und finden wir unſer gutes Auskommen in Vera-Cruz, oder werden wir gar wohlhabend, meinſt du da nicht, daß es uns jederzeit frei ſteht, unſere Tochter wieder zurück zu fordern? Wer wird uns das verwehren wollen? Wo in aller Welt beſteht denn ein ſo barbariſches, unmenſchliches Geſetz, das einem Vater und einer Mutter vorſchriebe, ihr eigenes Kind zu verläugnen? Nehmen wir aber auch das Unwahrſcheinlichſte an, daß nämlich die beiden Mexicaner, denen wir unſere Tochter anvertrauen, die Abſicht hätten, die Anſprüche, die uns die Natur auf das Kind gegeben, ſich widerrechtlich anzumaßen, wiſſen denn nicht die meiſten Einwohner dieſes Dorfes, beſonders aber der Hauptmann Garciarenas, der den Franzoſen ſo gewogen iſt, daß dieſes Kind nicht ihnen gehört? Sie werden doch vermuthlich nicht alle geſtorben ſeyn, wenn wir einmal kommen, um es zurück zu verlangen. Ich bitte dich, liebes Weib, trockne deine Thränen, und laß uns zu unſern Mexicanern gehen, die unſeres Beſuches harren!"

Bei dieſen Worten nahm Dore ſeine Frau am Arm, die während dieſer ganzen Rede ein düſteres Schweigen beobachtet hatte. Und jetzt ließ ſich die arme Mutter, die der große Schmerz faſt fühllos gemacht hatte, ruhig fortführen, wohin es ihrem Manne beliebte. Ich aber, ermüdet von dem langen Stehen, und im Innerſten erſchüttert von dieſem rührenden Auftritte, wankte in meine Kammer zurück, und legte mich in meine Hängematte, um meinen Fieberanfall abzuwarten, der ſich jeden Tag um dieſelbe Stunde einzuſtellen pflegte.

Hier dachte ich unterdeſſen über die traurigen Umſtände nach, in denen wir armen kranken Coloniſten am Guazacoalco uns ſämmtlich befanden. Dann fielen mir die Aeußerungen der Frau Dore wieder ein, und ich erinnerte mich jetzt wirklich, auf meinen Spaziergängen durch die von ihr bezeichnete Gegend des Dorfes, ein kleines, etwa ſechs Monate altes Mädchen geſehen zu haben, welches, nach der Landesſitte, rittlings auf den Hüften ſeiner Amme ſaß, einer jungen, wohlgenährten, vollwangigen Indianerin, deren braune Hautfarbe gegen die blendend weiße Haut ihres Säuglings ſeltſam abſtach. Ich beſann mich auch recht gut, die Adoptiv-Eltern der Kleinen geſehen zu haben. Die Züge der Dame waren ein wahres Muſterbild der von europäiſcher Race abſtammenden Mexicanerinnen. Oft, wenn ich an ihrer Wohnung vorüber ging, hatte ich ſie nicht weit von der Thür auf einem Schemel aus Cedernholz ſitzen geſehen, zwiſchen den blendend weißen Fingern ein feines Linnentuch haltend, worauf ſie etwas ſtickte. Sie war eine ſehr ſchöne Frau, und ſchien kaum über achtzehn bis zwanzig Jahre alt zu ſeyn. Ihr feiner, ſchlanker Wuchs glich dem Stamme des Bananenbaumes, und hatte die Geſchmeidigkeit ſeiner langen Blätter; in ihrem blaſſen, äußerſt regelmäßigen Geſichte lag ein ganz beſonderer Ausdruck hoher Würde; ihr Blick war ernſt; aber ihre Lippen, der aufgeblühten Roſe ähnlich, zeigten halb ſich öffnend zwei Reihen glänzend weißer Zähne, und es umſchwebte ſie ein ſo ſüßes, holdes Lächeln, daß meine

Leſer, wenn ſie die Anmuthige in einer Entfernung von zwanzig Schritten erblickt hätten, gleich mir, ſtehen geblieben wären, um ſie zu bewundern, und immer mit neuem Erſtaunen ausgerufen hätten: O wie ſchön iſt ſie!

Oft ließ ſie von der Indianerin, die ihr zur Seite ſtand, ſich das kleine Mädchen reichen, das ich für ihr Kind hielt, weil es ihr ſo ähnlich ſah; und wenn ſie es in ihren Armen hielt, und mit zärtlichen Liebkoſungen überhäufte, wenn die Indianerin, die Hände auf dem nackten Buſen kreuzend, unter mildem Lächeln ſchwermüthig auf das Kind und die Mutter blickte, und wenn der Gatte der ſchönen Creolin, mit dem braunen, faltenreichen Geſichte hinter ihnen ſtand, und alle drei betrachtete, ſo hätte man dieſe verſchiedenen, in einer Strohhütte gruppirten Figuren, mit ihrer halb morgenländiſchen Tracht, gar leicht für ein Gemälde der heiligen Familie halten können, das dem Pinſel eines großen ſpaniſchen oder italieniſchen Meiſters ſein Daſeyn verdankt. Ich ſelbſt aber, der in einer ehrfurchtsvollen Entfernung, auf mein Bambusrohr gelehnt, vor der Hütte ſtand, ich hätte mit meinem bleichgelben Geſichte und meinem Hute von Palmblättern füglich einen Hirten aus dem Gebirge vorſtellen können.

Meinen Körper ſchüttelten jetzt ſchon die Fieberſchauer; und doch malte ſich mein Geiſt immer noch mit Wohlgefallen das Gemälde aus, wovon ich dem Leſer eine Copie geſpendet habe. Faſt begann ich zu bedauern, daß die ſchöne Mexicanerin, welche das Kind mit ſo mütterlichen Liebkoſungen überhäufte, nicht ſeine rechte Mutter ſey, als Frau Dore, mit bleichem Geſichte und rothgeweinten Augen, in Begleitung ihres Mannes nach unſerer Wohnung zurückkehrte. Außer einem ſchmerzlichen: Es iſt geſchehen! kam keine Sylbe über ihre Lippen; und es lag eine ſo rührende Ergebung in dieſem: Es iſt geſchehen! der für das Heil ihres Kindes gekreuzigten Mutterliebe, daß ich, unfähig ihr zu antworten, ſie nur ſchweigend beklagen konnte, daß Krankheit und Elend ſie zu einem ſo ungeheuern Opfer gezwungen hatten!

Wenige Tage nachher reisten beide ohne ihr Kind nach Vera-Cruz, wo ich ſpäter ſo glücklich war, ſie in beſſeren Umſtänden wieder zu finden.

Der Vorſänger und der Vanillehändler.

Eines Tages gegen eilf Uhr des Morgens war, wie gewöhnlich, ungeachtet der faſt unaufhörlichen Regengüſſe, eine Hitze zum Erſticken. Wir hatten Fenſter und Thüren geöffnet, um mit Hülfe der Zugluft leichter athmen zu können. In einer, mitten in unſerm alten Hauſe angebrachten Hängmatte liegend, ſuchte ich durch Hin- und Herſchaukeln mein Fieber und die Hitze einigermaßen zu vergeſſen, als ich plötzlich unweit der Thüre Queyron's eine ſchneidende Stimme vernahm, die ſich mit einer andern, etwas hohlen, ſie jedoch übertönend, miſchte. Ich ſprang von meiner Hängmatte herab, und erblickte einen, im Vergleich mit den übrigen Eingeborenen, ſehr großen und dicken Indianer, der eben ſein Haupt entblößte, deſſen rabenſchwarze Haare ſo ſteif und kurz geſchoren waren, daß ſie den Borſten einer abgenützten Schuhbürſte ähnlich ſahen. Er hielt in der einen Hand ſeinen Hut aus Palm-

blättern, während er, die andere ausſtreckend, einen Supplicantenblick auf Queyron warf, und in kläglichem Tone unverſtändliche Worte hervorſtotterte.

„Was willſt du Burſche?“ herrſchte ihn Queyron unwillig an, ſein bleiches Geſicht verzerrend, „der Henker hole den überläſtigen Kerl!“

Als der Indianer mich auf ſich zukommen ſah, richtete er ſein ſchwarzes Augenpaar auf meine blaſſen Züge, hielt mir ſeine kupferfarbige Hand entgegen, und ſprach, indem er ſich mühſam mit den Beinen im Gleichgewichte zu erhalten ſuchte: Sennor Frances, un poquito d'agua ardiente! (Herr Franzoſe, einen Schluck Branntwein!).

Wir ſahen wohl, daß der arme Teufel betrunken war, und erwiderten ihm: Da wir mit agua ardiente nicht verſehen ſeyen, ſo erſuchten wir ihn ſich weiter zu begeben; allein ſtatt unſerer Aufforderung zu entſprechen, trat er im Gegentheil in's Haus herein, und beläſtigte uns mit einer Fluth von Redensarten, die er wie ſeinen Roſenkranz herunterplapperte. Er verſicherte unter Anderm, er ſey aus einem benachbarten Dorfe, wo man viele Töpferarbeiten mache, und habe ſich nach Acapucan begeben, um bei dem Alcalden einen Mexicaner zu verklagen, der ihm ſeinen Hund geſtohlen; er konnte nicht fertig werden, über die Spitzbüberei des Creolen loszuziehen, verſäumte aber nicht, mitten im Fluſſe der Rede immer wieder ſein: un poquito d'agua ardiente anzubringen.

Als er jedoch ſah, daß ſeine Erzählung keinen Eindruck auf uns machte, ſelbſt nachdem er erklärt hatte, er ſey einer der Vorſänger an ſeiner Pfarrkirche, mochte er wohl meinen, der Geſang werde kräftiger auf uns wirken, und fing daher an, mit feierlicher, hohler Stimme das Kirie eleison, und das Gloria in excelsis aus vollem Halſe anzuſtimmen. Schon hatte er das Credo begonnen, als ich ihm unter Lachen drohte, man werde ihn gutwillig oder mit Gewalt zur Thüre hinaus promoviren. Er achtete dieſer Drohung aber nicht im geringſten, ſondern ſtimmte, in der Meinung, daß ich vielleicht lieber Veſpergeſänge hörte, das Dixit Dominus an. Als er endlich des Stehens müde wurde, näherte er ſich der Kiſte, die uns zum Tiſche diente, um ſich darauf zu ſetzen, und ſang dabei gerade den Vers: Sede a dextris meis (Setze dich zu meiner Rechten); da faßten wir ihn bei den Armen, und ſchoben ihn hinaus. Er erzürnte ſich jedoch keineswegs darüber, ſondern beendigte, an einen der Thürpfoſten ſich lehnend, ganz ruhig ſeinen Pſalm, und fügte ſogar das Gloria patria nebſt dem Magnificat hinzu. Jedermann wird mir zugeſtehen, daß der Menſch unſere Geduld im höchſten Grad mißbrauchte. Ich warf mich jetzt auf ihn, ſchüttelte ihn tüchtig durch, und drohte ihm, wenn er ſich nicht augenblicklich entferne, ſo würde ich ihn beim Alcalden anzeigen, und in den Cep ſperren laſſen. Hierauf zog er denn weiter, warf aber noch einen ſchwermüthigen Blick des Bedauerns und des Vorwurfs auf uns. Wahrſcheinlich meinte er in ſeinem Rauſche, er befinde ſich in der Kirche.

Kaum hatte ſich der Sänger entfernt, als ich einen andern, reinlich gekleideten Indianer auf unſere Wohnung zukommen ſah. Er hielt ein kleines Päckchen in der Hand, welches mit einem ſehr weißen und reinlichen Baumwollentuche umwickelt war. Als er ſich vor unſerer Thüre befand, blieb er einige Schritte davon ſtehen, nahm ehrfurchtsvoll ſeinen breitrandigen Filzhut ab, und ſagte mit näſelnder Stimme, auf ſein Päckchen deutend: Tlilxochitl?

Was heißt das, „tlilxochitl?“ erwiderte ich ihm ſpaniſch.

„Si Senor, tlilxochitl.“ Dabei machte er ſein Päckchen auf, aus dem ein balſamiſcher Duft hervorquoll, der die Luft mit Wohlgeruch erfüllte.

„Bainilla! Bainilla!“ rief ich aus, als ich etwa ſechzig aufeinander gepreßte Vanilleſchoten erblickte, die ganz ſchwarz ausſahen, und mit einem ſilberweißen Staube überzogen waren.

„Si Senor,“ ſagte der Indianer lachend, „tlilxochitl, bainilla, bainilla!“

Es war das zweitemal, daß ich Vanilleſchoten ſah. Wie freute ich mich darüber, und mit welcher unbeſchreiblichen Neugierde unterſuchte ich dieſes köſtliche Aroma, welches die aztekiſchen Mexicaner tlilxochitl und die Spanier bainilla nennen. Von den erſtern haben wir den Gebrauch deſſelben gelernt, aber nicht den Namen, wie dieß dagegen mit der Chocolade der Fall iſt.

„Und wie theuer verkaufſt du deine bainilla, Freund?“

„Dos reales y medio, Sennor.“ (Ungefähr 42 Kreuzer.)

Ich rief nun Queyron und ſeine Frau herbei, um die Vanilleſchoten zu betrachten, die ſie vielleicht in ihrem Leben noch nicht geſehen hatten. Queyron kam augenblicklich herbeigelaufen, handelte einige Augenblicke mit dem Indianer, und kaufte ihm das ganze Packet um zwei Realen ab; und ich glaube, wenn er darauf beſtanden hätte, ſo würde ihm jener auch noch ſein pedasilo (das baumwollene Tuch) in den Kauf gegeben haben. Demnach erhielt Queyron für eine unbedeutende Kleinigkeit, was ihm in Vera-Cruz vielleicht zehn bis zwölf Franken gekoſtet haben würde.

Ich fragte den Indianer, wo er dieſe ſchöne Vanille, in der That die ſchönſte, die mir je zu Geſicht gekommen iſt, geſammelt habe. Er antwortete, indem er mir nordweſtlich das ſchwarze Haupt des St. Martinsberges zeigte: „Auf dem Abhange jenes Berges, etwa fünfzehn bis zwanzig Stunden von hier, unweit Tuxtla, in der Nähe des Pueblo, den man die Sierra nennt.“ Damit verließ er uns, ſehr zufrieden mit ſeinem Handel. Faſt vier Wochen lang tranken wir unſern Caffee und unſere Chocolade mit Vanille; Frau Queyron würzte alle Speiſen damit, ſo zwar, daß uns der Geruch zuletzt unerträglich wurde. Als ich nach Vera-Cruz abreiſte, überließ mir daher auch Queyron mit Vergnügen fünfundvierzig Schoten davon um zwei Flaſchen Cölniſches Waſſer.

In Acayucan hat man mir verſichert, daß die Indianer auf eine ſehr geheimnißvolle Weiſe den tlilxochitl einſammeln, und nicht einmal den Creolen die tiefen Thäler nennen, in denen dieſes berühmte Gewächs ſeine Balſamdüfte verbreitet. Ich will die Richtigkeit dieſer Behauptung dahin geſtellt ſeyn laſſen; allein ſo viel iſt gewiß, wenigſtens erzählt es Herr von Humbold, daß es die Eingeborenen von Anachuac dahin gebracht haben, die Vanille zu vervielfältigen, indem ſie, wie eine andere Pflanze, ſie anbauen. Sie ſtecken nämlich einzelne Stücke des Stengels am Fuße des Storaxbaumes, des Ocotea, oder des Piper arborescens in die Erde. Hier ſchlägt der Stengel Wurzel, ſchießt hoch auf, rankt ſich an den Stamm des Baumes, mit dem man ihn auf ſolche Weiſe vermählt hat, und nach Verlauf von drei Jahren trägt jedes Propfreiß Früchte.

Gern möcht' ich dem geneigten Leſer ſagen können, daß ich die balſamiſche Luft dieſer einſamen Baumgärten eingeſogen, daß ich unter einem Storaxbaume geruht, den Vanillegewinde ſchmückten, während mein Auge auf dem glänzenden Gefieder eines blauen Ara's geheftet war, oder dem raſchen Fluge eines Colibri folgte; daß ich unter dieſem herrlichen Schatten weilte; daß ich meine Hand ſanft auf die gebräunte Schulter einer jungen Indianerin legte, in ihrer Sprache die ehemalige Größe Montezuma's in ihr Gedächtniß zurückrufend; und wie dann ihr Buſen mächtig gewogt, und ihr Mund Worte der Liebe geſtammelt! — Allein ich ſchweige, denn ich weiß von dem tlilxochitl nichts weiter zu erzählen.

Ein Feſt.

Ein Feſt iſt in Mexico etwas ſehr Gewöhnliches. Außer den im Kalender angezeigten Feſttagen der Heiligen des Landes, hat jedes Dorf ſeine Schutzpatrone, deren Feſt jährlich mindeſtens einmal gefeiert wird; aber die häufigſten, und die, welche man mit dem meiſten Pompe begeht, ſind die Volksfeſte. Dieſe nehmen faſt kein Ende. In Frankreich dauert das längſte Feſt nicht über drei Tage; allein für die Einwohner von Mexico ſind drei Tage gar

nichts. Selbſt der unbedeutendſte Sieg, der über die Spanier erfochten wurde, muß jährlich mit dreitägigem Nichtsthun gefeiert werden. Die Anerkennung des mexicaniſchen Freiſtaates von Seiten des heiligen Vaters wurde durch ein dreitäges Feſt verherrlicht; drei Nächte hinter einander waren die vorzüglichſten Häuſer in Acapucan beleuchtet und an dem Hauſe eines reichen Mexicaners ſtanden, aus vielfarbigen Lampen gebildet, die Worte: **Viva la nacion!**

Die Kirchweihfeſte ſind ganz herrliche Einrichtungen, denn ſie knüpfen zwiſchen den Dörfern die nachbarlichen, verwandtſchaftlichen und Freundſchafts-bande immer enger und enger; den Landleuten aber geben ſie Gelegenheit, ſich zu ſehen, zu ſprechen, und brüderlich miteinander zu verkehren. Sie fördern daher die Geſelligkeit in hohem Grade, indem ſie die Zuſammenkunft einer Maſſe von Menſchen bezwecken, die durch ihre Berufsgeſchäfte genöthigt ſind, das ganze Jahr hindurch getrennt von einander zu leben. Außer den Vortheilen, welche den civiliſirten Ländern daraus erwachſen, gewähren ſie in Mexico, wenigſtens in dem Staate Vera-Cruz, auch noch den weſentlichen Nutzen, daß durch ſie die Noth ganzer Volksſtämme erleichtert wird.

Iſt die Maisärnte in einem Pueblo mißrathen, ſo begeben ſich die Bewohner deſſelben in Maſſe nach dem Kirchweihfeſte eines benachbarten Pueblo. Die Indianer, welche Alles vollauf haben, theilen da von ihrem Ueberfluſſe ihren Freunden mit, die von einer Hungersnoth bedroht waren, und nun am folgenden oder noch an demſelben Tage vergnügt wieder heimkehren, die Schultern mit dem koſtbaren Korne beladen, welches die Vorſehung ihnen verweigert hat; vielleicht wohl aus dem Grunde, damit ſie unter ſich die mild-thätige Nächſtenliebe, dieſe zweite Vorſehung, ausüben ſollen.

Ich ſelbſt begegnete zuweilen, wenn ich von einem Dorfe zum andern ging, langen Zügen von Indianern, mit ihren Weibern und Kindern, welche von einem Kirchweihfeſte heimkehrten, und in kleinen, aus Stricken von Maguey gemachten Netzen die blanken Kolben des Welſchkorns auf ihren Rücken trugen.

Aber nicht nur die Eingeborenen wohnen den Kirchweihfeſten bei, ſondern die Creolen ſtrömen gleichfalls in Menge dahin. An ſolchen Tagen ſuchen die Mexicanerinnen die Blicke durch ſorgfältige, oft ſogar auffallende und ſeltſame Kleidung zu feſſeln; ſie ſchmücken ſich mit Corallen-Halsbändern, tragen durchbrochene Strümpfe und glänzende Saffianſchuhe, und bedecken, wie ihre Männer, den Kopf mit einem ſchweren Filzhute, der mit breiten, ſilberverzierten Krempen verſehen iſt. Am meiſten aber ſind ſie nach einem Mannshute lüſtern, der einen franzöſiſchen Mode-Zuſchnitt hat. Den Franzoſen, welche Luſt haben, die ihrigen zu verkaufen, fehlt es daher auch nicht an Kunden am Vorabende eines ſolchen Feſtes. Männer und Weiber begeben ſich häufig zu Pferd in großen Zügen zu dieſen Feſtlichkeiten, und es gewährt einen ſehr ſchönen Anblick, ſie durch die Savanen reiten zu ſehen, zumal wenn das Pferd zugleich den Herrn und ſeine Schöne trägt. Die Weiber ſitzen nicht hinter den Männern, wie in Frankreich, ſondern vor ihnen auf dem vordern Theile des Sattels; ſo daß, wenn das Pferd beſtändig in geſtrecktem Galopp dahin läuft, der Reiter (dem ſinnbildlichen Gemälde ähnlich, auf welchem die Schönheit von der Zeit entführt wird) ſeine Dame auf den Armen durch die Luft zu tragen ſcheint, und beide eine reizende Gruppe bilden, die den Augen des Zuſchauers entflieht, und im weiten Raume ſich verliert.

In dieſem Jahre, und ſo ſoll es künftig immer gehalten werden, wurden die Feſte zur Feier der Unabhängigkeit gegen das Ende des Monats September begangen. In Acapucan war, beſonders in den erſten Tagen, der Zuſammenlauf des Volkes außerordentlich groß.

Die Feſtlichkeiten nahmen an einem Sonntage ihren Anfang. Schon um die Mitte des vorhergehenden Tages verkündete ein zweimaliges, langes Wirbeln der Trommeln, daß die Soldaten, ihrer frommen Gewohnheit gemäß, den Angelus gebetet hatten; während der Indianer, dem es oblag, die Stunden zu ſchlagen, vor den drei Glocken hängend, die in dem vor der Kirchthüre errichteten Kiosk ſich befanden, ein dreifaches Glockenſpiel ertönen ließ. Jetzt ertönten Kanonenſchüſſe Schlag auf Schlag, und ihr Donner hallte zehnfach im angränzenden Forſte wieder; zugleich durchzog die Muſik, Nationallieder ſpielend, einen größern Theil des Dorfes als gewöhnlich; ſie beſtand aus ſechs bis acht ge-

wöhnlichen Trommeln, eben ſo vielen Pfeifen, von denen jede nur einen, aber verſchiedenen, Ton hervorbrachte, und einer türkiſchen Trommel; ihr voran ſchritt als Tambourmajor, ein Neger von hohem Wuchſe, zum Zeichen ſeiner Würde einen mit ſilbernen Reifen verzierten Stab von Ebenholz in der Hand haltend.

Beim Abend-Angelus wiederholte ſich dieſelbe Scene, und Glocken, Kanonen, Trommeln und Pfeifen beluſtigten auf's neue die Dorfbewohner. Dieſer Lärm fand bei den drei Angelus Statt, und dauerte ſo faſt acht Tage nacheinander.

Am folgenden Tage donnerte das Geſchütz beinahe unaufhörlich; das Hochamt wurde mit großem Pomp gefeiert, und die Muſikanten begleiteten mit Harfentönen den Geſang der indiſchen Kirchenſänger. Den ganzen Tag über trieben ſich die öffentlichen Militär- und Civilbeamten feſtlich gekleidet im Dorfe umher, um ſich gegenſeitige Beſuche abzuſtatten. Da ſah man den Präfecten, die Alcalden und andere Diener der Gerechtigkeit, in ſchwarzer Tracht, und zwar mit denſelben Kleidern angethan, welche die unglücklichen Coloniſten aus Noth ihnen verkauft hatten; dann den Platzcommandanten, der einen dreieckigen Hut mit ſchwarzem Federbuſche und ein Paar mächtige, goldene Epaulette auf einem ſchwarztuchenen Civilfrack trug; in ſeinem Gefolge befanden ſich ſämmtliche Officiere der dort garniſonirenden Schwadron Cavallerie und des Infanterie-Regimentes in reichen Uniformen, die, wenn dieſe Herren an der Spitze ihrer Corps ſtanden, einen ſeltſamen Contraſt mit den Lumpen ihrer halbnackten Soldaten bildeten.

Gegen 3 Uhr fand ein Wettrennen zu Pferd Statt. Die Rennbahn war auf dem großen, freien, mit Raſen bewachſenen Platze, in deſſen Mitte die Kirche mit ihren Bretterwänden, ihrem Dache von Heu und ihrer Umhegung von Cocusbäumen ſich erhebt. Die Zahl der Wettrenner war anſehnlich; mehre ritten Pferde des Don Bernard, eines der reichſten Mexicaner im Staate Vera-Cruz.

In einer Reihe aufgeſtellt, harren ſie des Signals, und ſtürzen ſich dann mit ungeheurer Schnelligkeit auf einen ſehr langen Raſenſtreifen, der mit der Kirche parallel läuft. Zahlreiche Reiter poſtiren ſich dann an die zwei entgegengeſetzten Enden der Rennbahn, um die Bewerber beſſer zu ſehen, und der dichte Haufe Schauluſtiger bildet zu beiden Seiten Spaliere. Hier drängt ſich, von Neugierde gelockt, Alles bunt durcheinander; der unterſetzte, kupferfarbige Indianer, die Indianerin, mit dem unverhüllten Buſen, mit den glänzend ſchwarzen, in Form einer Krone geflochtenen Haaren, die eine weiße, friſch im Walde gepflückte und balſamiſche Düfte verbreitende Blume ſchmückt, während ſich um die Lenden die ſchöne, mit einem rothen Gürtel verſehene Sonntagsſchürze ſchmiegt; dann der bleiche, dunkel- oder mißfarbige Mexicaner, mit ſeinen kurzen Sammtbeinkleidern von irgend einer auffallenden Farbe, und ſeiner rothen, mit goldenen Franzen verzierten Schärpe; die Mexicanerinnen, mit den großen Augen und den niedlichen Füßen; und unter dieſem bunten Gemiſch, einige beklagenswerthe Franzoſen mit bleichen Geſichtern, die finſteren Blicke ſo traurig umherſendend, daß man glauben ſollte, das Feſt wecke, ſtatt ſie zu zerſtreuen, nur die peinigendſte Sehnſucht nach dem Vaterlande in ihre Seele!

Das Zeichen iſt gegeben, und pfeilſchnell jagen die Renner davon; aber das Ganze gleicht mehr den Kunſtübungen einer Reitſchule, als einem eigentlichen Wettrennen. Mehre Reiter reichen ſich die Hände, und kommen ſo, zwei und zwei, oder drei und drei, oder vier und vier, am Ziele an. Die Pferde laufen zwar mit ungeheuerer Schnelligkeit, und die Geſchicklichkeit der Mexicaner im Reiten iſt in der That bemerkenswerth, allein die Reiſenden haben ihnen denn doch allzugroßes Lob geſpendet, indem ſie ſie die erſten Reiter der Welt nannten. Sie reiten alsdann bald hin, bald her, kreuzen, drehen, gruppiren, trennen ſich unaufhörlich, und nur die Nacht macht ihren Spielen ein Ende.

Iſt dieſe hereingebrochen, ſo werden die Häuſer beleuchtet, und bald beginnt das Schauſpiel. Der Kirche gegenüber, jenſeits des großen Platzes, hat man nämlich vor den Caſernen, unter freiem Himmel ein Theater errichtet, ein ungeheuerer Saal, in welchem die Zuſchauer überflüſſigen Raum haben. Stämme, von Palm- und anderen Bäumen, die man im Walde gefällt hat

ſind in die Erde feſtgerammelt; über denſelben liegen Bambusrohre der Länge und der Breite nach, und über den Bambusrohren Bretter von Cedern- und Mahagonyholz. Die Couliſſen beſtehen aus Zweigen von Orangenbäumen und Bananenblättern. Das Ganze lehnt ſich an zwei mächtige Bäume, die beſtimmt ſind, die Wohnungen der Soldaten zu beſchatten, jetzt aber den Hintergrund der Scene bilden.

Wenn nun der Kanonendonner das Zeichen gegeben, die Pfeifen und Trommeln die Ouverture geſpielt haben, und faſt alle Einwohner des Dorfes verſammelt ſind, die Reichen bequem in der Nähe des Orcheſters ſitzend, das Volk hingegen in buntem Gewirre hinter ihnen ſtehend, ſo erſcheinen endlich auf dieſem ländlichen, aber großartigen Theater die Bühnenkünſtler, unter langem Gelächter und allgemeinem Beifallklatſchen der Menge. Die unterrichtetſten Soldaten der Garniſon ſind es, denen es obliegt, das Publicum zu unterhalten. Mit weiß oder ſchwarz angeſtrichenem Geſichte, in grotesken Civil- oder wohl gar in franzöſiſcher Damenkleidung, ſpielen ſie eine Comödie von irgend einem ſpaniſchen Verfaſſer, und würzen ſie mit gemeinen Poſſen und drolligen Gebärden, welche mit dem lärmendſten Gelächter der verſammelten Menge belohnt werden.

Am folgenden und am zweiten Tage, ja ich glaube ſogar mehr als eine ganze Woche lang, begann die Theatervorſtellung jeden Abend um dieſelbe Stunde, und allemal fanden ſich die Bewohner in ungeheuerer Menge dabei ein, ſo großen Reitz hatte dieſe Unterhaltung für ſie.

Auch ich raffte einmal, den dringenden Bitten Queyron's nachgebend, meine wenigen Kräfte zuſammen, und ging, meiner Krankheit zum Trotze, auf meinen Bambusſtock geſtützt, mit ihm in's Theater; und ich muß geſtehen, daß es mir ſehr merkwürdig war zu ſehen, wie dieſe Maſſe von Menſchen, deren Farbe, Kleidung und Formen alle mögliche Abwechslungen und Schattirungen darboten, bunt durcheinander gemiſcht und aufeinander gedrängt, mit offenem Munde und unverwandtem Blicke, regungslos und ſchweigend, einem Mulatten zuhörten, der einen vornehmen Höfling vorſtellend, ein Zwiegeſpräch mit einem Meſtizen hielt; dieſer, der die Frau oder die verlaſſene Geliebte des vorigen ſpielte, hatte einen langen Weiberrock ohne Gürtel um ſich hängen, den ihm eine Franzöſin geliehen; auf dem Kopfe trug er einen alten Strohhut. Das gute Volk ſtellte ſich dabei auf die Zehen, und ſchnappte gierig nach dem albernen Geſchwätze, welches der Herr Mulatte und die Frau Meſtize zum Beſten gaben.

Jetzt ſtürzten plötzlich ein Hanswurſt und ein Pickelhäring auf die Scene, in heftigem Streite mit einander begriffen, und mit Kehrbeſen ſich tüchtige Püffe austheilend. An Beſen fehlt es, im Vorbeigehen geſagt, in der Caſerne nicht, denn die meiſten Soldaten bedienen ſich derſelben zum Exerciren. Ein faſt unverſiegbares Gelächter erhob ſich unter den Zuſchauern, und übertönte die Stimme der Künſtler dergeſtalt, daß es meinem Ohre unmöglich war, ihre Späße zu vernehmen.

Ich mußte zwar lachen, unterhielt mich aber doch ziemlich ſchlecht, denn ich war der ſpaniſchen Sprache nicht mächtig genug, und befand mich auch in zu großer Entfernung, um die Worte zu verſtehen, welche auf der Bühne geſprochen wurden. Ich wartete deßhalb das Ende auch nicht ab, ſondern nahm mit Queyron unter einem der Schoppen, die man für das Feſt aus Palmblättern errichtet hatte, einige Erfriſchungen zu mir. Wir fanden da Flaſchen mit Limonade, Mandelmilch (die aus den Früchten des Breiapfelbaumes gemacht wird), verſchiedene Liqueure und Xereswein aufgeſtellt. Hierauf ſchlenderten wir langſam unſerm alten Hauſe zu, um uns der Ruhe zu überlaſſen, obſchon ich gewiß war, daß ich ſie nicht finden würde; denn ein fürchterlicher Huſten und unerträgliches Magenweh raubten mir jede Nacht den Schlaf. Bald überzeugte mich auch dieſer Huſten, dieſes Magenübel, mein aufgetriebener Unterleib, und meine geſchwollenen Beine, daß das Clima mich unter den Boden bringen würde, wenn ich nicht nach Frankreich zurückkehrte.

Abreiſe nach Vera-Cruz.

So reifte denn endlich mein Entſchluß, dieſe Wüſten zu verlaſſen, und zur Wiederherſtellung meiner zerrütteten Geſundheit nach Frankreich abzureiſen. So große Ueberwindung es mich gekoſtet hatte, denſelben zu faſſen, ſo froh war ich, als ich einmal mit mir ſelbſt darüber in's Reine gekommen. Die freudige Hoffnung, mein Vaterland in einigen Monaten wieder zu ſehen, und meine Eltern und Freunde an's Herz zu drücken, richtete meine geſunkenen Kräfte auf; ich fühlte mich rüſtiger denn zuvor; ja ich glaube, daß die gütige Vorſehung dieſe Veränderung zuließ, damit ich die Reiſe machen könne, denn ich war früher ſo krank und ſchwach, daß ich nicht im Stande geweſen ſeyn würde, die Anſtrengungen derſelben zu ertragen, ſondern vielleicht unterwegs geſtorben wäre!

Ich ſäumte daher nicht, mich nach Maulthieren umzuſehen, die ich zu miethen bekommen könnte, in der ſchwachen Hoffnung, die Gabarre la Dore noch in Vera-Cruz anzutreffen. Allein kein Maulthiertreiber konnte mir welche verſchaffen; ſie waren alle auf der Reiſe, und ich mußte, um ihre Zurückkunft abzuwarten, meine Abreiſe um acht Tage verſchieben.

Ich war ganz allein in dem Hauſe des Don Spino-Barro geblieben. Dore und ſeine Familie befanden ſich ſchon längſt in Vera-Cruz; Queyron hatte ſich dagegen unweit Acayucan in einer Art von Rancho niedergelaſſen, in der Abſicht, daſelbſt Mais zu bauen. Meines kranken Zuſtandes ungeachtet, mußte ich mir meine Speiſen ſelbſt zubereiten. Jeden Morgen kaufte ich mir ein Pfund Ochſenfleiſch, welches ich mit Reis abkochte. Daraus und aus zwei oder drei Tortillas beſtand meine tägliche Nahrung. Da ich jedoch niemals ein Freund der Kochkunſt war, weil ich die Hitze und den Rauch nicht ausſtehen konnte, ſo verzichtete ich ſchon nach dem dritten Tage hierauf, und nahm, in der Erwartung, daß die Maulthiertreiber bald reiſefertig ſeyn würden, meine Zuflucht zu der Gefälligkeit einer indianiſchen Familie, die mir jeden Morgen Milch wärmte. Die guten Leute waren hoch erfreut, mir gegen einige halb verſchimmelte Stücke Zwieback, die ich ihnen gegeben hatte, dieſen kleinen Dienſt zu leiſten; ja ſie wollten mich ſogar noch mit ein Paar Calebaſſen voll Puſol beſchenken, ein ſehr nahrhaftes und erfriſchendes Getränk, welches man aus Welſchkornmehl macht, das im Waſſer gegohren hat; ich fand es aber nicht nach meinem Geſchmacke. In den Hoſpitälern der mexicaniſchen Städte gibt man es jedoch ſelbſt den Kranken zu trinken, und der Gebrauch deſſelben iſt bei den Indianern dieſer Gegenden ſo allgemein wie jener des Weines in Frankreich.

Seit ich alſo nicht mehr ſelbſt kochte, trank ich des Morgens Milch, und aß des Abends Tomal, nebſt etwas Eingemachtem aus Früchten des Landes, welches die Mexicaner durch ihre Kinder in den Dörfern verkaufen laſſen, und Marcaſotes nennen. Der Tomal, oder *der Teig von Montezuma* iſt ein hier ſehr beliebtes Eſſen. Es beſteht bloß aus Schweinefleiſch, mit Welſchkornmehl vermiſcht, und mit Salz und Piment gewürzt; das ganze wird in breite Blätter gewickelt, und in Waſſer gekocht. Jedes Packet koſtet einen Medio. Mit einem Tomal und zwei bis drei Tortillas kann man füglich eine Mahlzeit halten. Zum Nachtiſch aß ich oft einige grüne Orangen, welche die Indianerin, die mir die Tortillas verkaufte, mir erlaubt hatte, an zwei ſchönen Bäumen zu pflücken, die ihre Wohnung beſchatteten. Dieſe Orangen ſchmecken ſehr ſüß, ſelbſt wenn ſie noch nicht ganz reif ſind.

Um mir Geld zu verſchaffen, trug ich unterdeſſen meine beſten Kleidungsſtücke in dem Dorfe hauſiren; ich verkaufte ſogar einen Leberrock. Dem Herrn Duplan überließ ich für fünf ſilberne Uhren, außer einigen kleinen Poſten, die man mir noch ſchuldig war, die Waaren, Waffen und Ackergeräthſchaften, die

ich in Minatitlan gelaſſen hatte; ebenſo auch meinen Antheil an dem Gewinn der Sägemaſchine, auf welche ich ſo ſchöne Hoffnungen gebaut hatte, die aber niemals in den Gang kam; und nun brachte ich, einſchließlich der Uhren, mit etwa vierhundert Franken an Werth verſehen, meine Abreiſe mit dem Maulthiertreiber in's Reine.

Für die Reiſe ſelbſt, die, wie man mir ſagte, mindeſtens vierzehn Tage dauern werde, ſchaffte ich mir einen anſehnlichen Vorrath von Lebensmitteln an; und als der Tag der Abreiſe gekommen war, hinterließ ich meinen Nachbarn als Vermächtniß, einige leere Kiſten und Fäſſer, die ihnen große Freude machten; ich ließ meine Effecten auf ein Maulthier laden, ſtieg zu Pferd, mit einer verroſteten Percuſſions-Flinte bewaffnet, und entfernte mich von dem alten Neſte, das mir zum Obdach gedient hatte, unter den Segenswünſchen der guten Indianer, die mir, als ſie mich von dannen ziehen ſahen noch zuriefen: ba ousted, con dios, Senor! (Gott geleite Sie, mein Herr!)

Ich war allein von Acayucan abgereiſ't, nachdem ich vierzehn Tage lang vergebens nach einem Reiſegefährten mich umgeſehen hatte; weder ein Mexicaner noch ein Franzoſe entſchloß ſich, mich zu begleiten. Ich war demnach auf meine Führer beſchränkt, an denen es mir glücklicher Weiſe nicht fehlte, denn ich hatte deren drei; freilich nicht für mich allein, ſondern um das Gepäck von Reiſenden zu beaufſichtigen, die uns vorangegangen waren.

Die Straße, welche wir verfolgten, um nach dem passo san Juan zu gelangen, wo ich mich auf dem Fluſſe gleiches Namens einſchiffen ſollte, ſchlängelte ſich öſtlich durch den Wald. Die Maulthiere befanden ſich vorn, und ſchritten eines hinter dem andern. Die Führer, auf vortrefflichen Pferden ſitzend, und mit der Mancheta bewaffnet, ritten bald vor bald zurück, und trieben die Maulthiere an, indem ſie pfiffen und ihnen zuriefen: banmo nos! Entfernte ſich eines von dem Pfade, um in das Dickicht ſich zu verirren, ſo ſtürzte ihm alsbald ein Moſo nach, und führte es in ſeine Reihe zurück. Da wir der Thiere viele bei uns hatten, ſo geſchah es alle Augenblicke, daß eines vom Wege abwich, oder langſamer lief; aber eben ſo oft waren auch die Maulthiertreiber ſogleich hinter ihnen her, und erhoben ihr Geſchrei, um die Nachzügler anzutreiben, und die andern am Ausbiegen zu verhindern. Oft kamen jedoch die Thiere, wenn ſie dieſen Ruf vernahmen, von ſelbſt zurück, ohne daß man ſie holen mußte.

Die erwähnte Art zu reiſen iſt in dieſen Gegenden allgemein üblich. Man begnügt ſich übrigens nicht damit, im Schritt vorwärts zu kommen, ſondern man läßt die Thiere gewöhnlich unausgeſetzt galoppiren oder traben. Die Einförmigkeit eines öden, durch Sümpfe und ungeheure Forſten ſich dahin ziehenden Weges wird von Zeit zu Zeit durch das Hin- und Herreiten der Führer und ihr unaufhörliches, durchdringendes Geſchrei unterbrochen; oft auch durch ihre Geſänge, die zuweilen wild und lärmend ſind, wie die tiefen Waldbäche, über die man unterwegs ſetzen muß, noch häufiger aber lang und eintönig, wie die weiten Savanen.

Wenn man ſich wohl befindet, ſo kann man auf einer Reiſe durch die mexicaniſchen Wälder ſich nicht wohl langweilen, denn tauſende von Vögeln ergötzen den Wanderer durch ihren Geſang und ihr Gefieder; die Bäume ſelbſt bieten ſo viele Abwechslung, Contraſte und verſchiedenartige Formen dar, daß man faſt mit jedem Augenblicke neue Eindrücke empfängt. Bald ſteigt man in ein tiefes Thal hinab, in deſſen Grunde ein Waldſtrom ſchäumend und toſend ſich fortwälzt, bald hat man kleine Berge zu erklimmen, von deren Gipfel man der ſchönſten Fernſicht genießt. Kömmt man aus einer Savane, wo man auf dem Raſen nur wenige vereinzelte Bäume entdeckt, und auf welcher die brennenden Strahlen der Sonne ruhen, ſo gelangt man in ein dichtes Laubgewölbe. Eine wohlduftende Kühlung weht den Wanderer aus dieſem Heiligthum der Einſamkeit an, in welchem ein geheimnißvolles Dunkel herrſcht. Feierliche Stille ſcheint den Eingang zu bewachen. Iſt man eingetreten, ſo ergreift die Seele ein geheimes Grauen, mit einem frohen Gefühle ſich paarend. Harmonikaähnliche Töne, die immer ſtärker und anhaltender werden, dringen zu dem Ohr. Es ſind die Inſecten, die auf den Bäumen herumſchwärmen, und durch ihr beſtändiges Summen dieſe ſanften, harmoniſchen Töne hervorbringen. Schreitet man weiter, ſo überraſcht das Auge ein Bach, der ſich glän-

zend vor ihm entfaltet. Da kann der Reiſende ſeinen Durſt löſchen, in den klaren Fluthen, deren Quelle ihm unbekannt iſt, ſich baden, und dann in's Heiligthum treten. Blaue, weiße oder purpurfarbige Blumen hängen, mit Lianen verwachſen, wie Gewinde da, und ſchmücken die Stämme der Bäume. Plötzlich ertönt ein tiefer Seufzer. Iſt es die Göttin dieſer Stätte, die ſo ihre Gegenwart verkündigt? Noch einmal hört der Wanderer das Seufzen, dann wieder und wieder, und abermals! Er wähnt die Klagen einer leidenden Seele zu vernehmen. — Sollte es wohl die Seele der jungen Indianerin ſeyn, die am Vorabende des Tages ſtarb, der den Geliebten zu ihrem Gatten machen ſollte? — Er muß das Geheimniß zu entdecken ſuchen. — Sollte es etwa das Stöhnen eines unglücklichen Franzoſen ſeyn, den man aus Raubgier im Dickicht umgebracht? — Doch nein, das iſt unmöglich; die Eingebornen ſind nicht grauſam....

Pajerito, Sennor, Pajerito! (Ein Vogel iſt es, Herr, ein Vogel!) ruft ihm jetzt ein Indianer zu, den er im Walde getroffen und gefragt hat, woher dieſe Seufzer kommen.

Und in der That es war ein Vogel, die mexicaniſche Turteltaube, deren Girren nicht ſelten den letzten Seufzern eines Sterbenden gleicht.

Das Schweigen der Einſamkeit hat jetzt aufgehört; die ſchreiende Stimme der Papagaien und einer zahlloſen Menge von Elſtern, die an Größe faſt den Hühnern gleich kommen, ertönt fernher in dem Walde, der nach und nach nun lichter wird. Bald fallen die Strahlen der Sonne wieder auf den Wanderer, der Boden wird ſandig, der Geſichtskreis dehnt ſich weit aus, und er befindet ſich abermals in der Savane.

Obſchon am Morgen unſerer Abreiſe das Wetter herrlich und der Himmel wolkenlos war, hatten wir doch einige kleine Regengüſſe auszuhalten, gegen die ich mich mit meinem alten, rothen Schirme ſchützte, den ich, ungeachtet meines Geldbedürfniſſes, wohlweislich der zudringlichen Begehrlichkeit eines Mexicaners in Acayucan verweigert hatte. Auf dem fünfzehn Stunden langen Wege von Acayucan nach dem Passo san Juan trifft man nur einen einzigen Weiler an, wo die Maulthiertreiber ausruhen; er heißt Cuera-Biejo, und beſteht nur aus acht bis zehn von Mexicanern und Indianern bewohnten Häuſern. Es iſt die Caravanenherberge aller Reiſenden, die ſich zu Lande nach Vera-Cruz begeben; ſie liegt auf einer Anhöhe, mitten in einem Eichenwalde. Nach der Behauptung der Bewohner genießt man hier eine reine, geſunde Luft, und hat von dem Fieber nichts zu befürchten.

Etwa zwei Stunden vor Sonnenuntergang trafen wir in Cuera-Biejo ein. Man packte die Maulthiere ab, und ließ ſie in den nächſten Umgebungen des Weilers weiden. Sämmtliche Effekten wurden unter einem Schoppen untergebracht, und man beſchloß, daß Menſchen und Thiere bis zum folgenden Morgen raſten ſollten.

Ein indiſcher Alambic.

Neben dem Schoppen, an dem ich abgeſtiegen war, lag eine ziemlich hübſch ausſehende Hütte. Da ich meine Vorräthe ſparen wollte, trat ich ein, um die Frau vom Hauſe, ein Weib von vorgerücktem Alter, zu bitten, mir Frijolitos zum Mittagsbrode zu bereiten. Die alte Mexicanerin war in dieſem Augenblicke beſchäftigt, Branntwein aus Zuckerrohr zu deſtilliren. Sie zeigte ſich willig, mir einen Theil der ſchwarzen Bohnen abzutreten, welche ſie für ihre Familie kochen ließ, die, wie ſie ſagte, auf der Milpa war, und bald zurück kommen ſollte. Während ſie mit mir ſprach, unterſuchte ich die ſonderbare Blaſe, die man zum Deſtilliren des Agua ardiente benützte. Es war ein ganz einfacher Cantaro von gewöhnlichem Umfang, auf mehre große Backſteine geſtellt, zwiſchen denen ein Feuer brannte. Dem eiſernen Gefäße diente ein kleineres, umgekehrtes, mit Thonerde hermetiſch ſchließendes Gefäß als Deckel. An dieſer Kappe, an der ein anderes mit friſchem Waſſer gefülltes Gefäß ſtand, war eine Bambusröhre angebracht, aus der das deſtillirte Getränke tropfenweiſe in einen ganz kleinen Cantaro fiel.

Dieß iſt das gewöhnliche Deſtillations-Verfahren in dieſer Gegend. Nur einige reiche Mexicaner bedienen ſich kupferner Blaſen, und dieſe verſehen beinahe alle Indianer mit Branntwein. Das Quantum, welches man durch die ſo eben beſchriebene Blaſe erhält, iſt ſo unbedeutend, daß es kaum für den täglichen Verbrauch einiger Familien zureicht. Man weicht Rohzucker, genannt Panella, in Waſſer ein, wirft Reis dazu, um die Gährung zu bewerkſtelligen, und deſtillirt dann das gegohrene Waſſer. Das iſt gleichſam das einzige ſtarke Getränk, welches man in dieſer ganzen Gegend fabrizirt, und ohne daſſelbe würde man nicht ſo viele dem Trunke ergebene Indier ſehen.

Mit Einbruch der Nacht kehrte die Familie, fünf Perſonen ſtark, mit Mais beladen, vom Felde zurück. Der Vater groß, mager, von ſchwärzlicher Farbe; die Mutter ziemlich voll; zwei Knaben, von denen der eine dreizehn bis vierzehn, der andere ſieben Jahre alt ſeyn mochte; ein Mädchen von ſechszehn Jahren, eine ſchöne Creolin von ſchlankem Wuchſe, mit hübſchen, ſchwarzen Augen, was in Mexico ſehr gewöhnlich, und einem rein weißen Teint, was nicht gewöhnlich iſt. Alle begrüßten mich freundlich beim Eintreten. Die Frauen, Tante, Mutter und Tochter bereiteten das Mahl. Dann ſetzte man ſich auf Schemeln um eine kleine Bank, welche als Tafel diente. Man plauderte über Allerlei und mir als Fremden überließ man das Wort am häufigſten. Nach Maaßgabe meiner geringen Kenntniſſe der ſpaniſchen Sprache war ich vielleicht zu redſelig. Ich bemerkte bald, daß viele von meinen Ausdrücken ihr Lachen erregten. Anfangs ahmte ich ſie nach und lachte ebenfalls, aber als ich einſah, daß von ihrer Seite eine endloſe Spötterei daraus wurde, daß ſie meine Worte mit einer gewiſſen Affectation wiederholten, nahm ich die Sache ernſthaft und ärgerte mich gewaltig. Für einen ruhigen Zuſchauer möchte dieſer Zank ſehr komiſch geweſen ſeyn. Man denke ſich eine von der Flamme auf dem Heerde erleuchtete Hütte; ſechs oder ſieben Menſchen, Männer, Weiber und Kinder um eine Bank gruppirt, wie ſie aus vollem Halſe lachen und einen blaſſen armen Teufel anſtieren, der von einer Regung jener provenzalen Lebhaftigkeit erfaßt, welche die Fieber nicht zu erſticken vermocht hatte, ſich erhebt, auf die um ihn verſammelten Leute verächtliche Blicke ſchleudert und ſie mit folgenden Worten anredet:

„Was ſoll dieſes endloſe Lachen bedeuten? Wißt Ihr, daß es ſehr unartig iſt, ſich ſo über die Worte eines Fremden luſtig zu machen? Ich frage Euch, wenn Ihr Euch nach Gottes Willen in Frankreich befändet, wäret Ihr im Stande nur zwei Worte vorzubringen, um Euch verſtändlich zu machen, und würdet ihr Euch freuen, wenn man Euch verſpottete?“

„Wenn Ihr noch vollſtändige Kenntniſſe der Sprache hättet, die Ihr ſprecht! Aber ich kenne ſie vielleicht beſſer als Ihr, obgleich ich ſie ſchlecht ausſpreche; denn Euere Sprache ſtammt vom Lateiniſchen, und ich habe Latein gelernt. Habt Ihr meine Gedanken nicht begreifen können?“

„Si senor, si senor!“ ſchrieen Alle zugleich.

„Nun, das ſollte hinreichen. Iſt es nicht genug, daß ich mich nach einem drei- oder viermonatlichen Aufenthalte in Euerer Mitte verſtändlich machen kann, ohne das Spaniſche gelernt zu haben? Wäret Ihr fähig, an meiner Stelle das Gleiche zu thun? Lernt, daß man nie über einen Fremden ſpotten darf, der ſich in die Nothwendigkeit verſetzt ſieht, eine Sprache zu ſprechen, die er nie gelernt hat, ſelbſt wenn er ſie ſchlecht ſprechen ſollte.“

Dieſer kräftige Schluß ſchnitt ihr Gelächter kurz ab. Die Frauen murmelten ganz leiſe: „Der Franzoſe hat Recht.“ Und der Mexicaner, der nach der allgemeinen Gewohnheit, in der einen Hand die Xicara voll Pinol hielt und aus der andern die Bohnen mit Stücken löffelförmiger Tortillen verzehrte, ſprach, ſich gegen ſeine zwei Knaben wendend, nachdem er einen Mund voll Chocolade hinuntergeſchluckt hatte: „Es iſt ſehr ungezogen über einen Fremden zu lachen, den man in ſeiner Hütte aufnimmt; daß euch das nie mehr einfalle.“

Bald darauf näherte ſich der Aeltere und fragte leiſe:

„Senor, können Sie leſen?“

„Ohne Zweifel!“ antwortete ich lächelnd.

Voll Bewunderung wandte er ſich an ſeine Eltern und rief aus: „der Herr Franzoſe kann leſen.“

„Wahrhaftig?“ ſprach das Mädchen und näherte ſich mir ebenfalls.

„Gewiß, Senoreta; aber das iſt das Geringſte.“

Man lachte nun nicht mehr; Alles lauſchte in heiliger Stille, auf das Wenige, was ich ſprach.

Wir verließen die Hütte, um uns ſchlafen zu legen. Der Mexicaner zeigte mir in dem Schoppen, wo ich die Indianerin hatte Baumwollenzeug machen ſehen, eine unter dem Dache aufgehängte Hürde. Man mußte an der im Lande gebräuchlichen Leiter, nämlich an einem Balken mit Einſchnitten hinauf klettern. Die Maulthiertreiber ruhten bereits. Wir lagen die Nacht zu ſechs oder acht auf Matten untereinander.

Am andern Morgen begab ich mich in die mexicaniſche Hütte, um mir einige Tortillas bereiten zu laſſen. Ich traf die Indianerin.

„Du weißt nicht,“ ſprach ſie lachend zu der jungen Creolin, „daß mich Don Pedro nach Frankreich führen, und zur Gattin nehmen will. Haſt du Luſt mit uns zu ziehen?“

„Gewiß,“ antwortete die Mexicanerin.

„Don Pedro,“ fügte ſie bei, „wir werden beide Ihre Weiber ſeyn; ſind Sie es zufrieden?“

„Ich willige um ſo lieber ein,“ ſprach ich, „weil ich ſehr in Verlegenheit käme, wenn man mir die Wahl unter Euch vorſchlüge. Jede von Euch hat ihre eigenthümliche Schönheit, und es wäre mir ſehr ſchwer anzugeben, welche die hübſcheſte von Euch iſt.

„Pedro,“ verſetzte die Indianerin, „da es uns nicht vergönnt iſt, dich nach Frankreich zu begleiten, ſo wollen wir dir nun deine Tortilla machen.“ Sie nahm den Braſo aus den Händen der alten Mexicanerin, verrichtete ihr Geſchäft mit vieler Anmuth und ſchien mir durch ihre Blicke und ihr Lächeln zu ſagen: findeſt du nicht, daß ich die Tortilla ſehr gut zu kneten verſtehe?

Die Führer hatten indeſſen die Maulthiere beladen. Einer von ihnen brachte mein Pferd vor die Thür; ich mußte abreiſen. Die Indianerin und die Mexicanerin wünſchten mir glückliche Reiſe. Sie begleiteten mich mit ihren Blicken, bis mich der Wald unter ſeinen Schatten verbarg. Ein wohlthuendes Mitgefühl, das ſie für mich geäußert hatten, machte meine Leiden erträglicher. Ich weiß nicht, ob ſie ſich ſeitdem des armen kranken Franzoſen erinnert haben, mit dem ſie ſo herzlich lachten; ich meiner Seits werde ſie im Leben nicht vergeſſen.

Drei Tage in einer Pirogue.

Es war bald zwei Uhr des Nachmittags, als wir am Paſſo San-Juan ankamen. Der Weg von Cuera-Viejo zum Paſſo iſt viel ſchlechter, als der von Acayucan nach Cuera-Viejo. Man paſſirt nun beinahe fortwährend Sümpfe und Teiche und unſere Pferde ſanken ſo tief in den Koth, daß ich mehre Male nicht mehr herauszukommen befürchtete.

An den Ufern des Fluſſes San-Juan unfern vom Ausladungsplatze erheben ſich die weißen Mauern einer Kirche ohne Dach. Ich weiß nicht, ob das die Ruinen eines durch Zeit und Kriege zerſtörten Tempels ſind, oder ob der Baumeiſter in Folge von Krankheit, Tod oder andern Unfällen ſein Werk unvollendet laſſen mußte. Für letztere Annahme ſprach die Neuheit der Mauern. Hohes Gras mit Halmen, die man ihrer Stärke wegen Stauden nennen könnte, bedeckt den ganzen Sumpf, in deſſen Mitte die Kirche erbaut iſt, wächſt im Gebäude ſelbſt, umgibt mit einem grünen Walle und hindert den Eintritt.

Dabei ſieht man noch ein großes, wie die Kirche aus Backſteinen erbautes Haus. Dieſes beſteht nur aus einem weiten Gemache im Erdgeſchoß, und dient als Niederlage für die Waaren, die den Fluß auf- und abgeführt werden. Der Eigenthümer dieſes Magazins, oder wenigſtens der, welcher den Schlüſſel dazu hat, iſt der Douanier. Er bewohnt allein eine große indiſche Hütte, die einzige am Ausladungsplatze.

Die meiſten Reiſenden, die, wie ich, nicht die Vorſicht gebrauchten, zum voraus eine Pirogue zu miethen, müſſen oft acht bis zehn Tage warten, ehe ſie Gelegenheit finden, ſich einzuſchiffen, und damit ſind große Unannehmlichkeiten verbunden, denn während dieſer Zeit verzehrt man die Vorräthe, mit denen man ſich für die ganze Reiſe verſehen hat. Durch einen äußerſt glücklichen Zufall traf ich bei meiner Ankunft eine Pirogue zur Abfahrt bereit. Ein von ſeinen Chefs mit einer Sendung nach Vera-Cruz beauftragter Offizier von Acayucan hatte ſie befrachtet, und ſeine Abreiſe war nur dadurch verzögert worden, daß die Maulthiertreiber, meine Führer, erſt die Effekten einer an einen Offizier der Garniſon zu Alvarado verheiratheten mexicaniſchen Dame brachten, welche die Reiſe mitmachen ſollte, um mit ihrem Gatten zuſammenzutreffen. Der Lioteniente machte anfangs Schwierigkeiten, mich in die Pirogue aufzunehmen, aber auf das Zureden des Douanier, der den Handel ordnete, entſchloß er ſich für drei oder vier Piaſter mich nach Tlacotalpan zu führen, von wo aus ich Vera-Cruz auf einem Schiffe zu erreichen hoffte. Die Pirogue war bald durch die Palancriers*) von den Tauen gelöſ't und nach der Mitte des Fluſſes gelenkt. Trotz ihrer Länge befanden ſich die Paſſagiere doch ſehr unbequem; wobei ich den Offizier ausnehmen muß, dem man unter einem Gewölbe von Palmblättern zum Schutze gegen die Sonnenhitze Raum genug vorbehalten hatte, daß er ſich nach Belieben ſetzen oder legen konnte. Warum nicht? ihm gebührte der Ehrenplatz, er wurde als Capitän des Schiffes angeſehen, weil ſeine Soldaten die Matroſen waren; ihm gehörte folglich ſeine Kajüte; bekanntlich muß ja jedes Schiff ſeine Cajüte haben, ſelbſt wenn es, wie das unſerige, nur dreißig Fuß lang und drei breit iſt, und nicht tiefer geht als — acht Zoll.

Die Mannſchaft eingerechnet waren wir acht oder neun Perſonen auf dem gebrechlichen Fahrzeuge.

Mit ſeinem mageren dunkelfarbigen Geſichte, den traurigen Augen, der ſpitzigen Naſe und den gekniffenen Lippen, ſaß der Lioteniente ſtolz thronend unter ſeinem Blätterdache und ließ ſeine dünne Stimme nur vernehmen, um

*) So nennt man die Führer der Piroguen.

ſeinen Soldaten einige Worte zu ſagen, über ihre plumpen Späße zu lachen oder auf die vielen Fragen der mexicaniſchen Dame zu antworten. Dieſe, eine junge Frau mit lebhaftem Auge, ſchleppte zwei Kinder mit ſich, von denen eines noch an der Mutter Bruſt lag, und ſprach viel unter dem Geſchrei und Weinen ihrer beiden Meerkatzen, der Offizier trieb ſeine Galanterie ſo weit, daß er einen Theil ſeines Platzes zu Gunſten der Dame und ihres Säuglings aufopferte. Die fünf Palancriers waren an den beiden Enden der Pirogue aufgeſtellt; der eine diente als Steuermann, und die übrigen vier löſeten ſich im Rudern ab. Ich ſaß auf einer geſteppten Decke, die ich ſtets mit mir führte, um mich darein hüllen zu können, wenn mich das Fieber anfiel, und plauderte mit dem Bruder der Mexicanerin, einem jungen Menſchen von fünfzehn Jahren, einem Schmiede ſeines Standes, der ſich aus Liebhaberei als Spielmann gebrauchen ließ und mit einem wahren Künſtlergenie begabt war. Abgeſehen von ſeiner ungemeinen Fähigkeit Melodien zu wiederholen, fühlte er alle Schönheit und Poeſie der Muſik. Er kannte unſere Nationalmelodieen und ließ keine Gelegenheit vorübergehen neue zu lernen. Schade, daß ſolche Anlagen in den Wäldern von Mexico vergraben liegen mußten!

Seine Schweſter miſchte ſich in die Unterhaltung und wir ſprachen von den Leiden der Franzoſen an den Ufern des Guazacoalco; „das Schlimmſte dabei iſt,“ ſagte ſie, „daß ſich die Meiſten von Ihren Landsleuten nicht ſpaniſch ausdrücken können; wir wiſſen ihre Bedürfniſſe nicht, weil ſie uns dieſelben nicht mitzutheilen verſtehen, und ſo können wir ihnen auch keine Hülfe leiſten.“ Es entſtand eine gewiſſe Vertraulichkeit zwiſchen dieſer Frau und mir, und während mich der Bruder immer mit Don und Ouſted anſprach, dutzte ſie mich vom erſten Tage an.

Wir waren um drei Uhr vom Paſſo abgereiſ't; Schwärme von Rodadores ſtachen mir Hände und Geſicht wund, was nicht wenig zur Rückkehr meiner Fieberanfälle beitrug, die mich auch wirklich an demſelben Abend erfaßten. Gegen ſechs Uhr tauchte die Sonne im Walde unter; die Bäume warfen ihre ſchwarzen Schatten vom Geſtade auf den Fluß, ihre grüne Farbe wurde dunkler und dunkler; endlich verſchwand der Tag und die Rodadores entfernten ſich, aber die Mouskiten traten an ihre Stelle.

Auf das Geſchrei der Papageien und Waſſervögel folgten Ruhe und Stille, und während die Bäume an beiden Ufern wie zwei zum Kampfe bereite Rieſenheere da ſtanden, glitt unſere leichte Pirogue geheimnißvoll zwiſchen den zwei feindlichen Lagern beim ſilbernen Schimmer des Mondes über die glänzende Oberfläche des reißenden Fluſſes hin. Sie ſchwamm und ſchwankte vom Strome getragen und den Palancriers gelenkt, deren Pagaies-Schläge den ſchweifenden Lauf beſchleunigte.

„Lioteniente,“ ſprach der Steuermann zu dem Offizier, der in ſeiner Cajüte lag, „die Nacht iſt ſchön, wir können noch einige Stunden fahren, was ſagen Sie dazu?

„Schifft vorwärts,“ antwortete der Offizier mit hohler Stimme.

Und die Palancriers verdoppelten ihre Anſtrengungen; das Waſſer ſpritzte unter dem Ruder und peitſchte die Pirogue, die wie ein Schatten hinflog. Plötzlich ſtößt ſie auf einen Gegenſtand, der ſich mitten aus dem Fluſſe erhebt, und ihrem Laufe ſich widerſetzt; ſie weicht zurück und hält, halb umgeworfen, und von den Wellen in ihrer ganzen Länge überfluthet, inne. Von der gemeinſamen Gefahr erſchreckt, ſpringen wir bei dem Stoße Alle auf. Ich meſſe mit den Augen die Entfernung, die uns vom nächſten Ufer trennt, um es im Falle der Noth ſchwimmend zu erreichen. Aber bald gewahre ich die Aeſte eines im Bette des Fluſſes liegenden Baumes, die uns in der Fahrt hemmen; wir faſſen ſie, treiben die Pirogue Alle zugleich an, und mit Gewalt der Arme gelingt es uns dieſelbe frei zu machen und unſere Reiſe fortzuſetzen. Die Furcht verſchwindet wieder. Aber die Furcht iſt die Mutter der Klugheit; der Offizier, bange auf ein anderes Hinderniß zu ſtoßen, befiehlt den Palancriers an das Ufer zu rudern, um die Nacht in Ruhe zuzubringen. Man gehorchte. Fünf Minuten ſpäter berührten wir das Land, und die Pirogue ſtreckte ſich unbeweglich unter den großen Bäumen aus, deren Zweige bis auf unſere Köpfe herab hingen.

Jeder legte ſich, ſo gut es ging. Wir waren ſo enge auf einander gedrängt, daß wir den Körper unmöglich in ſeiner ganzen natürlichen Länge ausdehnen konnten.

Ich entſchlief endlich, nachdem ich mich einige Stunden an der Ruhe der Nacht, der Friſche des Fluſſes, der Schönheit des Himmels und an den düſtern Myſterien der Wälder ergötzt hatte.

Tlacotalpan.

Als die Sonne den Horizont vergoldete, löſeten die Palancriers die Pirogue von den Tauen und ſtießen ſie mittelſt langer gabelförmiger Stöcke vom Ufer ab, um den Strom zu gewinnen. Ich erwachte im Augenblicke dieſes Manövers, und richtete meine Blicke nach Oſten; ſichtbar nahm der Tag zu; bald erbleichten die Sterne, Zweige und Blätter der Bäume traten nach und nach vor; die einzige Farbe, die ſie die Nacht hindurch vermengt hatte, verſchwand, und hundert Nuancirungen von Grün, durch die ſich am Tage die Gattungen unterſcheiden, nahmen nun ihre Stelle ein. Endlich kam die Sonne zum Vorſchein, den unermeßlichen Wald mit ihrem Lichte überſchwemmend. Alle Vögel vereinigten ihre Stimmen, um den Gott des Lichtes zu begrüßen. Majeſtätiſch erhob er ſich unter einem wolkenloſen Himmel, um mit ſeinen Strahlen die feuchte Nacht zu vertreiben, und als unbeſchränkter Herrſcher über die Natur zu gebieten.

Nicht weit von der Stelle, wo wir angehalten hatten, liegt ein Rancho unter den großen Bäumen verſteckt, die das Ufer bedecken. Tags zuvor war davon die Rede, daß man hier anlegen wollte; aber man änderte den Entſchluß. Den ganzen Fluß entlang liegen in einer gewiſſen Entfernung von einander ſolche, den Palancriers bekannte, mexicaniſche Pachthöfe, wo ſie anlegen, um ihre Chocolade zu bereiten, ihre Speiſe zu kochen und neue Lebensmittel einzukaufen.

Die Pächter ſind ſehr freundlich gegen die Reiſenden, ſie liefern ihnen das Feuer gratis und meiſtens liefern ſie nichts als dieſes, denn die Mexicaner reiſen ſtets, verſehen mit einem mehr als hinreichenden Quantum von Lebensmitteln, Cacaopulver, vermiſcht mit geröſtetem Maismehle; mit Gefäßen und den Utenſilien zu Bereitung des Pinols, ihrer gewöhnlichen Chocolade. Zwei oder dreimal des Tags halten ſie an den Ranchos an, um ihr Mahl einzunehmen.

Je mehr man gegen die Mündung zufährt, deſto weniger ſchlängelt ſich der Fluß San-Juan und deſto breiter wird er. Schon hatten wir auf dem rechten Ufer das Dorf San Nicolas weit hinter uns gelaſſen, auf dem linken den Ausladungsplatz von Tuxtla, und einige Stunden vom Geſtade San Andrea Tuxtla, große am Abhange des Berges San Martin liegende Dörfer, als ſich das Flußbett ſo erweiterte, daß man kaum noch die Ufer erblicken konnte; es war als ob man ſich auf einem unermeßlichen See befände.

Ein Palancrier verſicherte uns, daß wir jetzt nur noch einige Stunden von Tlacotalpan entfernt ſeyen. Tlacotalpan iſt eine kleine Stadt von ungefähr ſechs tauſend Seelen auf dem rechten Ufer des Fluſſes San-Juan; die

meiſten Häuſer haben nur ein Erdgeſchoß, ſind aus Backſteinen gebaut und reinlich gehalten. An mehren ſind Säulenlauben zum Schutze gegen Ungewitter und Sonnenſtrahlen angebracht.

Tlacotalpan iſt die Hauptniederlage für den Landhandel des öſtlichen Theiles vom Staate Vera-Cruz. Die mit Pita beladenen Piroguen halten hier gewöhnlich an, obgleich andere bis Alvarado hinabfahren. Zwei Goeletten, welche mehre male in der Woche von Tlacotalpan nach Vera-Cruz überfahren, bringen die Waaren hierhin und legen in der Regel in Alvarado an, um ihre Ladung vollſtändig zu machen.

Da die beiden Ufer des Fluſſes durchgängig mit Wald bewachſen ſind, ſo dehnt ſich der Horizont nicht ſehr weit aus, und der beſtändige Anblick eines grünen Waldes, der ſein Bett in ſeiner ganzen Länge, einige Lichtungen ausgenommen, beſchattet, bringt auf das Gemüth einen ſehr ſchwermüthigen Eindruck hervor, deſſen man ſich nicht leicht erwehren kann.

Oft erſcheint auf dem Uferſande etwas Gräuliches, Ungeſtaltetes, das einem Baumſtamm gleicht. Die Palancriers ſchwingen ihre Hüte und ſchreien, die plumpe Maſſe bewegt ſich langſam und fällt in das verſchlingende Waſſer. Es ſind Caimans, die, wenn ſie ſich mit Fiſchen vollgeſtopft haben, an das Ufer in die Sonne ſteigen, und auf dem Sande entſchlafen. Wir ſahen viele ſolcher Thiere am Geſtade ausgeſtreckt.

Gegen vier Uhr erblickten wir mitten im Fluſſe ein Haus aus Backſteinen, welches wie die Arche Noah's auf der Oberfläche des Waſſers zu ſchwimmen ſchien. Wir ſteuerten dahin, um unſer letztes Mahl für den Tag daſelbſt einzunehmen. Die Bewohner der Hütte nahmen uns gut auf; nach ihrer Angabe haben wir nur eine Stunde zu ſchiffen, um nach Tlacotalpan zu gelangen.

„Ich rathe Ihnen nicht lange dort zu verweilen;“ ſprach der Hausherr zu uns, „die Peſt herrſcht gegenwärtig daſelbſt.“ (In Mexico nennt man das gelbe Fieber die Peſt.)

„Wie geht das zu?“ rief ich lebhaft aus.

„Ja, Senor die Peſt iſt dort. Franzoſen, die vor acht Tagen hier durchgekommen ſind, hatten die Peſt. Sie haben ſich in Tlacotalpan aufgehalten und befinden ſich, wie ich glaube, noch daſelbſt.“

„Bah! Und woher wiſſen Sie, daß ſie die Peſt hatten?“ entgegnete ich.

„Ave Maria, ich habe ſie geſehen. Aber iſt denn Ihnen nicht bekannt, daß alle Franzoſen die Peſt haben?“

„Sie irren! ich bin ein Franzoſe, und habe ſie nicht.“

Verwunderungsvoll riß der Mann ſeine Augen auf, und nahm einen Ton an, aus dem keine völlige Ueberzeugung hervorleuchtete: „Sie ſind alſo ein Franzoſe, Senor?“

„Ja, Senor.“

„Glauben Sie mir, alle Franzoſen, die hier durchkamen, waren ſehr krank und befanden ſich in einem äußerſt bedauerlichen Zuſtande.“

Ihr Armen! dachte ich bei mir ſelbſt, denn der Mexicaner meinte ohne Zweifel meine Reiſegefährten, die vor vierzehn Tagen in der Hütte des Douanier von Acayucan geſchlafen hatten. Wer weiß, ob ſie durch ihre Krankheit nicht verhindert worden ſind, ſich einzuſchiffen? Und ich ſelbſt wäre nicht im Stande mich einzuſchiffen, wenn ſich meine Krankheit nur im geringſten verſchlimmerte und müßte in dieſem Lande ſterben. Aber die Gattin des Offiziers von Alvarado entriß mich dieſen trüben Betrachtungen.

„Pedro,“ ſprach ſie zu mir, „ich habe Rehfleiſch bereitet, gefällt es Dir mitzuſpeiſen, ſo iſt hinreichend für Dich vorhanden. Ich glaube Du haſt Eſſig, willſt Du mir davon geben, um es ſchmackhafter zu machen? Nehmen wir unſer Mahl in der Pirogue ein, wo unſere Vorräthe liegen.“

In dem Waſſer um die Hütte gab es ſo viele kleine Fiſche, daß die Fleiſchſtücke, die man in den Fluß warf, augenblicklich verſchlungen waren. Tauchten wir von der Pirogue die Hand in das Waſſer, ſo konnten wir eine Menge fangen.

Nach dem Mahle nahmen wir von dem Rancho Abſchied, ſetzten unſere Reiſe fort und entdeckten die Stadt Tlacotalpan nach Sonnenuntergang vor

uns. Von ferne ſcheint ſie ſehr groß. Vorn iſt ſie vom Fluß in ihrer ganzen Länge eingefaßt; hinten vom Walde. Durch die Säulenlauben und Fenſter der an den Fluß gränzenden Gebäude warfen glänzende Lichter ihren zitternden Schein auf die Oberfläche des Waſſers. Es war bereits vollkommen Nacht, als wir zum Hafen gelangten. Der Mexicaniſche Offizier und meine übrigen Reiſegefährten riethen mir mit nach Alvarado zu fahren. Ich folgte ihrer Einladung und beſchloß am andern Morgen die Reiſe mit ihnen fortzuſetzen. Tlacotalpan hat, wie ſie mir ſagten, um mir vom Aufenthalte abzurathen, eine ſehr niedere und folglich ungeſunde Lage. In der Regenzeit dringt das Waſſer in beinahe alle Straßen, und man kann ſich in der Stadt nur auf Piroguen bewegen. Ich wollte in das Haus eines Uhrenmachers gehen, um meine Uhren zu verkaufen, und ich mußte mich auf einer Pirogue hinführen laſſen. Wir brachten die ganze Nacht auf unſerer Barke unferne vom Landungsplatze zu.

Alvarado.

Sobald der Tag graute, ließen wir Tlacotalpan hinter uns. Stille herrſchte in der Stadt und in dem Walde, durch den der Fluß zieht. Nur das traurige Geſchrei einer Art von Reiher ertönte zuweilen über dem Ufer. Dieſes Geſchrei wiederholte ſich immer ſtärker, je mehr der Tag zunahm, und war um ſo unangenehmer zu hören, als die ganze Natur ein tiefes Schweigen beobachtete. Aber als der Tag die Schatten der Nacht gänzlich vertrieben hatte, bedeckten die Geſänge tauſend anderer Vögel die Unglücksſtimme des Waſſervogels.

Nach ein paar Stunden wird das linke Ufer ſehr abſchüſſig. Hohe Sandhügel erheben ſich längs dem Fluſſe. Sie ſind mit Bäumen bedeckt und von Schluchten durchzogen. In einiger Entfernung von einander erblickt man an den Abhängen Maispflanzungen, Bananenbäume und Zuckerrohre, die amphitheatraliſch ſich ausbreitend die Ranchos beherrſchen. Dieſe Hütten mit den hängenden Gärten, die ſich im ſanft hinwogenden Fluſſe ſpiegeln, bieten dem Auge die anmuthigſte Landſchaft.

Die Bewohner gewinnen durch Ihre Indruſtie, verbunden mit den Producten ihrer Pflanzungen, hinreichende Mittel zu einem bequemen Leben. Sie bereiten Holzkohle und verkaufen ſie in Tlacotalpan, Alvarado nnd ſelbſt in Vera-Cruz. Darin beſteht auch die gewöhnliche Ladung der Goeletten, die zum Transporte und zur Verbindung zwiſchen dieſen drei Städten dienen.

Wir hielten an einem dieſer Ranchos an, um die Chocolade zu nehmen. Die erſte Neuigkeit, welche uns die Hausfrau mittheilte, war, daß man die Kohle in Vera-Cruz nicht gut verkaufen könne; um ſie loszuſchlagen, müße man ſie beinahe wegſchenken; Panella (Rohrzucker) und Mais ſeyen dagegen ſehr theuer, und wer Tortillen zu eſſen gewöhnt geweſen, der müße ſich jetzt mit Brod oder Zwieback begnügen.

Als wir nahe bei Alvarado waren, ſprach mich die Mexicanerin folgender Maßen an: „Du wirſt nur mit Mühe in der Stadt ein Quartier finden, aber das ſoll Dich durchaus nicht beunruhigen. Du kommſt in meine Wohnung,

ich bereite Dir Deine Speiſen und Du bezahlſt mir was ſie koſten; für die Mühe verlange ich nichts; iſt Dir das dienlich?“

„Gewiß, Senora,“ antwortete ich, „aber ich fürchte nur Ihre Güte zu mißbrauchen.“

„Ich denke,“ fügte ſie bei, „mein Mann wird ſich ein Vergnügen daraus machen, Dich zu empfangen; Du wirſt ſehen, wie gut er iſt.

Ich dankte und wir kamen überein, daß ich bei ihr wohnen ſollte, bis ich Gelegenheit finden würde, mich nach Vera-Cruz einzuſchiffen.

Es war nahe an Mittag, als wir die Stadt Alvarado vor uns ſahen; ſie liegt am Zuſammenfluſſe des San-Juan und des Alvarado, die ſich eine Meile von ihrer gemeinſchaftlichen Mündung vereinigen.

Eine Düne oder vielmehr ein Sandberg, ohne alle Vegetation, erhebt ſich nordweſtlich hinter der Stadt, und dient ihr als Schutzwehr gegen die Wellen der See und den Nordwind. Die zwei vereinigten Flüſſe runden ſich vor ihr in einem weiten Baſſin, das als Hafen benutzt wird, und entſtrömen ſodann nordweſtlich in einer Oeffnung in das Meer, die ſie quer durch den ungeheuern Sandhügel gebrochen haben.

Die Barra iſt ſehr gefährlich für die großen Schiffe, aber die von hundert bis zwei hundert Tonnen können leicht hinüber kommen.

Ehe wir in den Hafen einliefen, bemerkte ich unter vielen andern Piroguen eine ſchöne americaniſche Brigg und das Gerippe eines bedeutenden Schiffes, an welchem eben gearbeitet wurde. Es war demnach eine Werfte hier.

Die Stadt Alvarado iſt etwas weniger bevölkert als Tlacotalpan. Sie kann vier bis fünf tauſend Einwohner haben, beſitzt eine ziemlich ſtarke Garniſon, ein paar Kanonen, die man auf einem unvollendeten Fort aufgepflanzt hat, Kaſernen, eine niedliche Kirche und ſchöne, wohlgebaute Häuſer aus Backſtein. Einige ſind mit Säulenlauben verſehen, die meiſten aber haben wie Tlacotalpan nur ein Erdgeſchoß. Die Straßen ſind abhängig. Die ſchönſten Häuſer liegen am Hafen. Es gibt daſelbſt mehre reiche Leute und Arbeiter aller Art.

Alvarado liegt fünfzehn Lieues von Vera-Cruz. Zu Pferde kann man den Weg in einem Tage zurücklegen; zur Ueberfahrt auf der See mittelſt der Goeletten braucht man beinahe dieſelbe Zeit. Der Handel iſt hier nicht ſo beträchtlich, als in Tlacotalpan, obgleich die Stadt an der Mündung des Fluſſes liegt, und obgleich der Hafen ſicher und das Klima wenigſtens nach der Ausſage der Bewohner geſund iſt, welche mir verſicherten, hier herrſche das gelbe Fieber nie, und die, welche in Vera-Cruz davon befallen werden, kommen oft nach Alvarado, um ſich in der friſcheren Luft zu heilen.

Wir liefen in den Hafen ein. Die Mexicanerin vergaß ihr Verſprechen, als ſie ihren Gatten erblickte, der ſie am Ufer erwartete; ſie grüßte mich kaum und verſchwand in den Straßen der Stadt. Ich ſchickte mich an, eine Wohnung zu ſuchen. An fünf oder ſechs Häuſern klopfte ich an und bat um gaſtfreundliche Anfnahme: überall wurde ſie mir unbarmherzig verweigert.

Zum Glücke ſtieß ich in einer Straße auf den Bruder meiner Beſchützerin, der ſich erbötig zeigte, mich nach der Hütte ſeiner Schweſter zu führen, die ſich nun wieder ihrer Zuſage erinnerte und mich beherbergte.

Die Mexicanerin und ihr Gatte bewohnten eine Hütte mit einem anderen Offiziere und deſſen Frau, die ſich kürzlich erſt verheirathet hatten. Dieſe zwei jungen Paare ſchliefen in derſelben Kammer.

Vom erſten Tage nahm ich an dem Mahle dieſer guten Leute Antheil. Die zwei Offiziere überhäuften mich mit Höflichkeit. Obgleich der Teint des einen weißer war, als der des andern, ſo ſchien doch in Beider Adern africaniſches Blut zu fließen. Der Gatte meiner Beſchützerin war der dunklere und die Frau des andern hatte ungefähr dieſelbe gebräunte Geſichtsfarbe, aber ſie war nicht mager, wie die beiden Männer, ſondern friſch, hatte große Augen und ſchöne Haare, eine etwas aufgeſtülpte Naſe, wie man ſie bei den Negerinnen ſieht, ſchwellende Lippen, weiße Zähne, einen ſchön geformten Buſen und eine reizende Taille, mit einem Worte, es war eine ſchöne Frau in ihrer Art und erſt achtzehn Jahre alt.

Während ich die Goeletten erwartete, die nach Tlacotalpan befrachtet waren, brachte ich die meiſte Zeit im Geſpräche mit den Offizieren und ihren Frauen zu, da mir meine ſchlimmen Geſundheitsumſtände nicht oft auszugehen erlaubten. Mit den Frauen ſprach ich von Ball, Flitter, Putz, franzöſiſchen Moden; mit den Offizieren von Schlachten, großen Männern, Waffenthaten und militäriſchen Ausrüſtungen und zwar ſo beſtimmt, daß ſie glaubten, ich gehöre zum Stande, und mich fragten, ob ich nicht den Krieg in Spanien mitgemacht habe. Zum erſten Male hörte ich den Namen Santa-Ana ausſprechen, der ſich in Mexico ſo berühmt gemacht, weil er die Spanier geſchlagen hatte, und der ſeitdem noch viel berühmter geworden iſt. Es mag nur ſeinen Ruhm beeinträchtigen, daß er ſein militäriſches Talent in Bürgerkriegen entwickelt hat, und daß er das Blut ſeiner Mitbürger vergoß, als er ſich der vornehmſten Städte in Mexico bemächtigte, Buſtamente verbannte und ſich an deſſen Stelle zum Präſidenten des mexicaniſchen Freiſtaates ernennen ließ.

Zur Zeit, da ihn Einer der mexicaniſchen Offiziere in meiner Gegenwart nannte, lauerte er auf ſeinem Landhauſe bei Xalapa auf eine günſtige Gelegenheit zur Ausführung ſeiner Pläne. Der Löwe witterte die Beute in ſeiner Höhle, und wartete, bis ſie in Sprungweite wäre, um ſich auf ſie zu ſtürzen und ſie zu packen. Wie ſollte es Santa-Ana bei dem unbegränzten Anſehen, das er unter den mexicaniſchen Soldaten genoß, nicht gelungen ſeyn, die Gewalt an ſich zu reißen.

„Iſt das wirklich wahr, mein Herr," ſprach Einer von den Offizieren, „Sie haben nie von dem berühmten General Santa-Ana, dem zweiten Napoleon, ſprechen hören?"

Alle, die Mexico beſucht haben, wiſſen, wie der Name Napoleon verehrt wird; im Munde des Volkes gibt es keinen gefeierteren; er iſt an die Stelle Cesars, Alexanders und anderer großer Männer getreten. Führt Einer etwas Schönes, Ueberraſchendes, Wunderbares aus, ſo glaubt man ihn mit nichts Beſſerem, als mit Napoleon vergleichen zu können. Man iſt ein Napoleon, wenn man außerordentlichen Muth zeigt; man iſt ein Napoleon wegen irgend einer hervorragenden Eigenſchaft. Mit einem Worte, Napoleon iſt der urbildliche Ausdruck für Alle, die ſich über Andere erheben. Es iſt das nec plus ultra der ſchönſten Vergleichungsworte.

„In der That," antwortete ich dem Offiziere, „zum erſten Male höre ich Santa-Ana nennen; aber es ſcheint mir, mein Herr, Sie häufen zu viel Ruhm auf ihn."

„Man ſieht wohl, daß Sie mit unſern Kriegen nicht bekannt ſind," entgegnete der Offfzier lebhaft, und erzählte mir ſodann, wie Santa-Ana die Spanier mehre Male geſchlagen habe, wie er ſie gezwungen, las Caſtillas, eine uneinnehmbare, mitten im Meere, etwa eine Viertelſtunde von Vera-Cruz gelegene Feſtung zu räumen, von wo aus ſie die Stadt bombardirt hatten. Um nicht lächerlich zu erſcheinen, mußte ich wohl ſeine Bewunderung für ihren Napoleon theilen.

Die Soldaten von Alvarado ſind beſſer equipirt, als die von Acayucan. Sie haben eine Uniform und Halbſtiefeln, was Beides bei denen von Acayucan nicht der Fall iſt. Die Czakos, welche alle Soldaten des Staates Vera-Cruz tragen, ſind gemacht wie die franzöſiſchen; aber ſtatt aus ſchwarzem Filz ſind ſie aus Pappendeckel verfertigt und mit Percal überzogen. Die Uniform der in mexicaniſchen Städten garniſonirenden Soldaten beſteht in dem blauen Kleide, dem Czako und den weißen Hoſen. Der weiße Czako ſieht ſehr gut aus, beſonders wenn ſie unter Waffen und im Corps verſammelt ſtehen; aber ich glaube, man hätte, ſtatt ſklaviſch die Form der Coiffure des franzöſiſchen Soldaten nachzuahmen, breite Schirme daran anbringen ſollen, um das Geſicht vor der Sonnenhitze zu ſchützen.

Ich hatte in Acayucan den Unabhängigkeitsfeſten beigewohnt, und erwartete nicht, ſie in Alvarado noch feiern zu ſehen. Ich weiß nicht ob es ihre Fortſetzung oder der Anfang anderer Feſte war, ſo viel iſt gewiß, daß man den Tag nach meiner Ankunft einen Ballon ſteigen ließ und mehre Tage hinter einander Stiere auf einem eingeſchloſſenen öffentlichen Platze neben der Kirche bekämpfte oder vielmehr hetzte. Mexicaner zu Pferde mit langen ſpitzi-

gen Stangen bewaffnet, harrten auf der Stelle, bis man ein ſolches armes Thier aus ſeinem Kerker ließ, deſſen Thür ſich nach der Arena öffnete; und war nun der Stier auf dem Kampfplatze, erſtaunt beim Anblicke der zahlreichen hinter einer Paliſſade ſitzenden Zuſchauer, ſo ſprengten die Reiter auf ſie zu, ſtachen ihn mit ihren Picken, und reizten ihn durch Schreien, ſich ſeiner Hörner zu bedienen. Zornig verfolgte das Thier einen ſeiner Gegner, oer ſich dem Angriffe durch die Schnelligkeit ſeines Pferdes entzog. Indeſſen ſtachen es andere Taureadores von hinten, und der arme Stier drehte und wendete ſich ſchnaubend unter dem ſchallenden Gelächter der Zuſchauer, bis man ihm die Thür ſeines Verſchlages öffnete, wo er ſich alsbald hineinſtürzte, um der Verfolgung zu entgehen. Zuweilen trieb man mehre zugleich auf dem Kampfplatze umher, bis ſie des Laufens müde waren.

Ueberdieß gab man Abends, wie in Acayucan, Schauſpiel im Freien. Aber das Theater war weniger bäueriſch; es lehnte mit dem Rücken an die Kirche und war mit Tapeten bekleidet und geſchmückt. Draperien und Vorhänge bildeten die Couliſſen; das Orcheſter war nicht beſſer zuſammengeſetzt; es beſtand aus Pfeifen mit ungleichen Tönen, und kleinen und großen Trommeln. Die Schauſpieler waren Bürger aus der Stadt.

Dieſes lange Feſt zu Ehren, Gott weiß welcher Sache, gefeiert, endigte mit einer prächtigen Cavalcade, ausgeführt von ſchönen Damen und jungen Herren, welche die Straßen von Alvarado durchrannten.

Schon am erſten Tage meiner Ankunft theilte mir der Gatte der Mexicanerin, der mich liebgewonnen hatte, mit, die Gabare la Dore ſey ſeit acht Tagen unter Segel gegangen. Ich durfte folglich nicht darauf rechnen, auf dieſem Schiffe nach Frankreich zurückzukehren, und es war mir nicht unbekannt, daß die Fahrt auf den Paquetbooten ſehr viel koſtete. Aber ich hoffte, man würde meine unglückliche Lage berückſichtigen, und es dürfte mir gelingen, durch Vermittlung des Conſuls mich einzuſchiffen.

Ich beeilte mich, meine ſchwachen pecuniären Mittel zu vermehren; denn ich wußte wohl, daß ich um ſo ſicherer zur Heimfahrt gelangen könnte, je mehr ich dem Kapitän Geld zu bieten hätte. Zum Glück fand ich Gelegenheit, meine ſechs Uhren jede um acht Piaſter bei einem Goldſchmiede zu verkaufen. Im Ganzen hatte ich nun ungefähr vier hundert und fünfzig Franken. Ich glaubte mich reich genug, um in Alvarado die Rückkehr der Goeletten, und in Vera-Cruz die Abfahrt des Paquetbootes erwarten zu können, welche am erſten November ſtatt haben ſollte. Die Zögerung der Goeletten war mir vielleicht vortheilhaft, denn da es noch einige Monate dauerte, bis das Paquetboot unter Segel ging, weil der Oktober erſt begonnen hatte, ſo konnte ich meine Börſe mehr ſchonen, wenn ich in Alvarado wartete, wo ich täglich nur fünf und zwanzig bis dreißig Sous ausgab, während man in Vera-Cruz viel theurer lebt.

Ließ mir das Fieber einige Stunden Ruhe, ſo ging ich in der Stadt ſpazieren; ich begab mich dann zuweilen in die Tienda, um meinen Durſt zu löſchen. So nennt man die Buden der Getränkehändler; man trifft ſolche in allen Städten und Dörfern von Mexico.

Als ich eines Tags, um mich zu erfriſchen, in die Tienda eines der reichſten Einwohner von Alvarado eingetreten war, erkannte ich ſeinen jungen Commis als Landsmann. Wie ſoll ich die Freude ausdrücken, die ich bei dieſem glücklichen Zuſammentreffen empfand! Alsbald entſpann ſich ein Geſpräch in franzöſiſcher Sprache; wir unterhielten uns von unſerem gemeinſchaftlichen Vaterlande und von den Abſichten, die den Einen und den Andern nach Mexico geführt hatten. Er ſagte, er ſey Bäcker. Trotz ſeiner Jugend hat er große Reiſen gemacht. Er hat das Waſſer des Miſſiſſippi in Neu-Orleans getrunken; er hat in Havana gewohnt und Braſilien beſucht. Nachdem er Schiffbruch gelitten und ſeine Ladung verloren, wäre er beinahe am gelben Fieber in Vera-Cruz geſtorben. Jetzt iſt er acclimatiſirt und wohnt in Alvarado bei dem reichen Mexicaner, den er mir mit dem Auge bezeichnete. Uebrigens iſt er in Bordeaux geboren und folglich ein Gascogner.

Ich bete nun meiner Seits auch meinen Roſenkranz mit dem Beiſatze, daß ich, wenn ich nicht krank wäre, gerne in Mexico bliebe, wo ich mich mit meinem geringen Wiſſen durch Unterricht durchbringen könnte.

„Sie verſtehen die lateiniſche Sprache!“ rief der junge Bordeleſe mit dem gascogniſchen Accente, „dann rathe ich Ihnen nach der Havana zu gehen; Sie werden dort leicht einen Platz als Lehrer in einem guten Hauſe finden und viel gewinnen.“

Der Eigenthümer der Tienda verſtand ein wenig franzöſiſch. Wie ich an ſeinem Lächeln bemerkte, hatte er einige Worte unſerer Unterhaltung begriffen. Da er neugierig ſchien, daran Antheil zu nehmen, drückte ich mich ſpaniſch aus und ſein Commis ahmte mein Beiſpiel nach. Der Mexicaner beauftragte dieſen ſofort die Kunden zu bedienen, trat näher und ſagte mir in einem Tone, woraus ich erſah, daß ich ihm Intereſſe einzuflößen begann: „Mein Herr, Sie würden wohl daran thun, hier zu bleiben. Die Municipalität ſucht ſchon längſt einen Profeſſor der lateiniſchen Sprache. Es hat ſich noch keiner gezeigt. Der Gehalt würde ſechszig Piaſter monatlich betragen, ohne zu rechnen, was die Eltern der Schüler Ihnen geben würden. Wollen Sie, mein Herr, ſo ſpreche ich von Ihnen und ſorge, daß Sie angenommen werden.“

Ich dankte dem Mexicaner für ſein ſchmeichelhaftes Wohlwollen, aber ich bemerkte ihm, daß mich meine Kränklichkeit abhalte, den Studien zu leben; ſollte ich mich indeſſen vor meiner Abreiſe nach Frankreich beſſer fühlen, ſo würde ich an ſeinen Vorſchlag denken.

„Bah! bah!“ rief er, „ſind Sie einmal in Vera-Cruz, ſo werden Sie Alvarado vergeſſen, und daran haben Sie recht. Aber ich will Ihnen einen guten Rath geben: bleiben Sie in Vera-Cruz, ſo ergreifen Sie das Advocaten-Gewerbe; dieſer Stand bietet einem jungen Manne in unſern Städten die ſchönſte Zukunft. Stellen Sie ſich vor, daß es keinen Act, keinen Vertrag gibt, der nicht von einem Advocaten unterzeichnet werden muß, um vor Gericht gültig zu ſeyn; und Sie mögen ſich leicht denken, daß dieſe Herren für ihre Unterſchrift keine geringe Belohnung verlangen.“

„Zuerſt arbeiten Sie zwei oder drei Jahre bei einem Advocaten; dabei werden Sie allerdings nicht mehr, als einen oder zwei Piaſter des Tags gewinnen, aber nach Ablauf dieſer Zeit gelten Sie als Licentiat und dann regnet es Geld auf Sie, mein Herr, dann: Munchos dineros, senor, munchos.

Ich verſprach ſeinen Rath zu benutzen, aber nur unter der Bedingung sine qua non, daß ich meine Geſundheit wieder erlangen würde, ehe das Paquetboot unter Segel ginge.

Von nun an begab ich mich jeden Tag bis zu meiner Abreiſe in die Tienda des Mexicaners, um mit ihm und ſeinem Commis zu plaudern. Oft ſchlug ich auch den Weg nach dem Hafen ein, einmal um zu ſehen, ob die Goeletten ankämen, und dann weil hier allein den ganzen Tag über Leben und Bewegung war. Man erblickte da Arbeiter, mit dem Schiffbau beſchäftigt, Fiſcher, welche die Fiſche verkauften, die ſie im Fluſſe gefangen hatten, Piroguen, welche aus dem Hafen liefen, andere, die mit Mais, Zuckerrohr, ſchönen Orangen, und Waſſermelonen beladen ankamen; und Alles wimmelte von Kunden, und viele Waaren wurden auf den Piroguen ſelbſt verkauft.

Außer den angegebenen Gründen gab es noch einen dritten, der mich zu dem Spaziergange nach dem Hafen trieb, nämlich die prachtvolle Ausſicht.

In Nordoſt erblickt man den vulkaniſchen San Martinberg. Sein letzter ſehr bedeutender Ausbruch fand den 2ten März 1793 Statt. Die Aſche, welche der Krater ausſpie, bedeckte die Häuſer von Oaxaca, Vera-Cruz und Perote bis auf das Dach. Am letztern Orte, der in gerader Linie ſiebenundfünfzig Lieues vom Vulkane entfernt liegt, glich das unterirdiſche Getöſe dem Donner des ſchweren Geſchützes *).

Rechts gegen Weſten, über den zahlreichen, von Bäumen gekrönten, ununterbrochen ſich folgenden Hügeln, zeigt ſich in einer Entfernung von beinahe ſechszig Lieues der Pico Beizara, einer der höchſten Berge des Erdballs. Auch

*) Herr v. Humboldt, Betrachtung über den politiſchen Zuſtand von Neu-Spanien.

iſt hier noch ein anderer Vulkan, deſſen Krater aus weiter Ferne ſichtbar wird; er hat zwei Gipfel, von denen der eine Coffre-de-Perote genannt, nach den Meſſungen des Herrn von Humboldt vierhundert Metres höher iſt, als der Pico Teneriffa. Er dient als Signal für die Schiffer, welche in Vera-Cruz landen wollen.

Nichts iſt ſo majeſtätiſch als dieſe beiden Berge, welche die Wälder beherrſchend und den Horizont begränzend, das azurene Himmelsgewölbe zu tragen ſcheinen! Aber der Berg San Martin verſchwindet an der Seite des Pico Orizava, deſſen Spitze in einen Schleier von ewigem Schnee gehüllt, durch die Wolken dringt, die ihren Gürtel bilden, ohne ſie zu bedecken.

Man behauptet, der Pico Orizava ſey im Meere auf mehr als vierzig Lieues ſichtbar. Es iſt einer von den erhabenen Leuchtthürmen, welche die Natur auf dem americaniſchen Feſtlande errichtet und in ihrer Höhe in Einklang mit der unermeßlichen Ausdehnung der Ländereien geſtellt hat, die von ihnen ſignaliſirt werden.

Zufällig entdeckte ich in der Nähe des Hafens ein Weib, das mit gebackenen Fiſchen handelte; das war ein glücklicher Fund für mich, denn da die zwei beſcheidenen Mahle, die ich in der Hütte einnahm, mir nicht genügten, ging ich oft zu der Händlerin, um den Heißhunger zu ſtillen, den die Krankheit verurſachte, wofür ich ſodann den übrigen Tag und die ganze Nacht an Magenübeln zu leiden hatte. Da mir das aber geſchah, ich mochte ſo wenig als möglich Speiſe zu mir nehmen, ſo war es mir beinahe zur Gewohnheit geworden, und ich zog das Magenübel dem Hunger vor. Die Mexicaner leben in dieſer Gegend ſehr mäßig; bei guter Geſundheit hätte ich doppelt ſo viel zu mir genommen, als Einer von ihnen. Das ganze Frühſtück jedes meiner Wirthe beſtand aus einer Taſſe Chocolade, einigen Löffeln voll ſchwarzer Bohnen, und der Hälfte eines Schiffszwiebacks. Beim Mittagsbrode aßen ſie nicht mehr. Zuweilen kochten unſere Damen ein Huhn für die ganze Geſellſchaft, ſie richteten es dann mit ſpaniſchem Pfeffer und einer ſolchen Menge Waſſer zu, daß man die Brühe wegſchütten mußte. Das wunderte mich nicht, denn es iſt ſo gebräuchlich. Ebenſo iſt es üblich, wenn man den Topf vom Feuer nimmt, die Fleiſchbrühe wegzuſchütten, und nur das Fleiſch zu ſerviren. Man ſieht, die guten Leute verſtehen ſich auf die Küche.

Obgleich die Ragouts meiner Beſchützerin nicht viel werth waren, ſo unterließ ich doch nicht, ihnen gehöriges Lob zu ſpenden; und das mußte ſie mir um ſo mehr glauben, als nie ein Biſſen auf meinem Teller übrig blieb.

Endlich nahm ich mir die Freiheit zu bemerken, daß ich mich nicht ganz ſatt eſſe. Sie wurde beinahe ärgerlich, als hätte es von mir abgehangen, meinen Hunger zu beherrſchen.

„Wohl,“ ſprach ſie und verzog dabei den Mund, „wenn Du mit dem nicht genug haſt, was man Dir gibt, ſo ſage mir, was ich Dir kaufen ſoll, oder gehe ſelbſt auf den Markt, nimm, was Du willſt, und ich werde es Dir kochen laſſen.“

„Das wünſchte ich,“ entgegnete ich mit ſanftem Tone, „aber ich fürchte Ihre Güte zu mißbrauchen.“

„No, no Senor.“

Ich kaufte nun ſelbſt einen Theil meiner Vorräthe, aber um nicht beſchwerlich zu fallen, nahm ich beinahe alle meine Mahle bei der Fiſchhändlerin ein.

Mittlerweile kamen die Goeletten von Tlacotalpan an. Ich accordirte für die Ueberfahrt bei der erſten, welche im Hafen einlief. Die zwei andern erſchienen erſt Tags darauf. Sie hatten franzöſiſche Paſſagiere am Bord, von denen Einige zu meiner Expedition gehört hatten. Wir waren entzückt, uns wiederzuſehen. Es gelang ihnen, ſogleich Wohnung in Alvarado zu finden, bis die Schiffe ihre volle Befrachtung erhalten hätten.

Da ich ſelten mehr bei der Mexicanerin ſpeiſte, ſo hörte ſie auf, in der vertrauten Weiſe mit mir zu ſprechen. Eines Tags jedoch, als ſie von einem Staatsbeſuche zurückkehrte, und ſich ihres buntſcheckigen Schleiers, ihrer Maroquinſchuhe und durchbrochenen Strümpfe entledigt hatte (in den Hütten

geht man nämlich baarfuß), ſchickte ſie ſich an, den Fandango vor mir zu tanzen, wozu ſie die Volks-Romanze: Solera, solera etc. ſang.

„Gut, ſehr gut, Senora,“ ſagte ich lachend. „Ich bedaure nur, daß in dieſem Tanze ſo wenig Abwechslung herrſcht. Schade, daß Sie immer denſelben Pas machen.“ Dann bewegte ich die Füße, wie ſie. Nachdem ich mich wieder geſetzt hatte, ſprach ich: „Da müſſen Sie unſere franzöſiſchen Tänze loben, an denen Alles gefällig iſt: Wechſel der Schritte, Wechſel der Figuren, Wechſel der . . . .“

Aber die Mexicanerin unterbrach mich ſogleich: „Pfui, über Euren Tanz!“ rief Sie aus: „Pfui! Ich haſſe ihn, er eckelt mich an. Euer Tanz iſt albern und immer derſelbe, und nicht der unſere. Denn Ihr geht immer vorwärts oder rückwärts.“ Und nun fing ſie an, den Contretanz der Franzoſen nachzuahmen. „Nur Euer Walzer gefällt mir,“ ſprach ſie und verſuchte zu walzen.

Nachdem ſie einige Touren gemacht hatte, näherte ſie ſich mir, der ich von dem kurzen Drehen ganz erſchöpft war, und nahm ihren alten freundſchaftlichen Ton wieder an: „Pedro, wie findeſt Du meinen Gatten! Iſt er nicht allerliebſt?“

„Si Senora, aber doch minder liebenswürdig als Sie!“

„Oh, er iſt ſehr liebenswürdig, mein Gatte, gewiß! Weißt Du, daß er in der Stadt Vera-Cruz geboren iſt. Wie benimmt er ſich aber auch ſo artig, anſtändig, wohlerzogen. Er iſt nicht weiß, nun, ich verſichere Dich aber doch, daß ich ihn ſo ſehr liebe, als wenn er weiß wäre!“

Bei den letzten Worten warf die Mexicanerin einen ausdrucksvollen Blick auf mich, lächelte und ließ ihr Geſchäft ruhen.

Aber die Worte: „Ich liebe ihn ſo ſehr, als wenn er weiß wäre,“ beſtätigten mir, was ich ſchon gehört hatte, daß nämlich die farbigen Frauen bei weitem mehr Neigung für die Europäer oder für Männer von ungemiſchter europäiſcher Abkunft fühlen, als für die Männer von gemiſchtem Blute.

Indeſſen traten die beiden Offiziere mit freudeſtrahlenden Geſichtern in die Hütte und riefen aus: Dinero! dinero! Die Weiber liefen ihnen aus der Küche in ihre Kammer nach. Die beiden Gatten hatten ſo eben ihren Monats-Sold empfangen. Man mag das Geld immerhin gemeines Metall nennen, alle Welt empfängt es mit Freuden, ſelbſt in Mexico, wo es dieſe Qualificirung eher verdient, da es hier mehr als vierhundert Bergwerke geben ſoll.

„Wie viel haben Sie jährlich Gehalt?“ fragte ich die beiden Offfciere.

„Neunhundert Piaſter,“ antwortete der Eine.

„Wieviel hat ein Ober-Lieutenant?“ „Tauſend.“ „Ein Kapitain?“ Eilfhundert.“

Man mag hienach den Ueberfluß an Geld in Mexico beurtheilen.

Den andern Tag ließ ich meine Effecten an Bord bringen. Einem der Offiziere gab ich einen Piaſter für meine Wohnung von acht Tagen. Jeder der Mexicanerinnen machte ich ein Geſchenk mit einer Flaſche Cölniſch Waſſer, wofür ſie ſich ſehr erfreut bedankten; und nachdem ich von meiner Wirthin Abſchied genommen hatte, ging ich auf die Goelette ſchlafen, die am nächſten Morgen mit den zwei andern unter Segel ging.

Vera-Cruz.

Was ſich vom americaniſchen Continent vom 16ten Grade der Breite bis zum 37ten Grade erſtreckt, dieſe ganze ehemalige ſpaniſche Colonie, und jetzige, aus zweiundzwanzig unabhängigen Föderativ-Staaten beſtehende Republik, mit einem Worte Mexico ſteht mit Europa nur durch einen Hafen in Verbindung, und dieſer Hafen iſt Vera-Cruz *). Seit einigen Jahren iſt die kleine Stadt Tampico allerdings von den europäiſchen Schiffen und denen von den Oſtküſten von America häufig beſucht, aber der Handel iſt daſelbſt zu unbeträchtlich, und die Rhede von Tampico bietet den Schiffen nicht hinreichend Sicherheit, um mit der gefährlichen, aber alten Rhede von Vera-Cruz rivaliſiren zu können.

Die Stadt Vera-Cruz wurde von Ferdinand Cortez am Charfreitag im Jahr 1519 auf der Stelle ſelbſt gegründet, wo er ſich mit ſeinem Heere ausgeſchifft hatte. Man nannte ſie Villa Rim, ſagt der Geſchichtſcheiber der Eroberung von Mexico, wegen des Goldes, das die Spanier in dieſem Lande entdeckten. Durch das gelbe Fieber, ein Erzeugniß des ungeſunden Klima's, und durch Bürgerkriege alterte dieſe Stadt ſchon bei ihrer Entſtehung ſo ſehr, daß trotz ihrer Jugend von drei Jahrhunderten, da ſie ſchon mehremale zerſtört und verlaſſen worden iſt, die Reiſenden die urſprüngliche Lage nicht genau zu beſtimmen vermögen. Aber der Durſt nach Gold iſt ihr Palladium, und Vera-Cruz ſteht noch trotz der unpolitiſchen Caprice eines der letzten ſpaniſchen Vicekönige, der um die Europäer der ſchrecklichen Geißel des gelben Fiebers, genannt Vomito negro, zu entziehen, den Beſchluß gefaßt hatte, die Stadt dem Erdboden gleich zu machen, und die Einwohner nach Xalapa zu transportiren. Sie beſteht noch in ihrem ſchmalen Gürtel von Sand umſchloſſen, den der Wind um die zum Theil vom Meere beſpülten Wälle häuft; ſie beſteht mit ihren weißen Häuſern, runden Domen, hohen Glockenthürmen, mit ihren geraden Straßen und den Trottoirs an den Seiten, mit ihren Kirchen, ihrem Hafendamme, mit ihren Forts, ihren Mouſtiquen, ihrem Vomito negro und ihren fünfzehntauſend Einwohnern, auf die ſie ſo ſtolz iſt. Ihre Einwohner haben am muthigſten für Mexico's Unabhängigkeit gefochten: ſie haben die Spanier von las Caſtillas oder San-Juan d'Ullua vertrieben (S. N. a.), von dieſer auf der Rhede, der Stadt gegenüber, auf einem der Inſelchen erbauten Feſtung, auf welchen die Eingeborenen bei der Ankunft des Ferdinand Cortez ihren Gottheiten Menſchenopfer brachten, woher ein ſolches Inſelchen, eine von den Schiffern gefürchtete Klippe, den Namen Inſel der Opfer (isla de sacrificios) beibehalten hat.

Man hat behauptet, die urſprünglich von den Eroberern von Mexico gegründete Stadt ſey mehre Meilen entfernt von dem jetzigen Vera-Cruz gebaut geweſen. Andere dagegen meinen, die Lage ſey nie verändert worden. In der Stadt ſelbſt hörte ich Folgendes: „Die Ruinen des alten Vera-Cruz befinden ſich neben dem neuen, deſſen Kirchhof in ihrer Mitte liegt. Man ſieht daſelbſt nicht nur eine Menge zerſtörter Häuſer, ſondern ſogar einen von Mauern umgebenen Spaziergang, deſſen Boden mit einer Art von ſehr hartem, den Granit nachahmendem Mörtel belegt iſt. Dieſe Ruinen liegen ſüdöſtlich von der Stadt, einige hundert Schritte von den Wällen.

*) Breite von Vera-Cruz: 19 Grad, 11 Minuten, 52 Secunden. Länge: 98 Gr., 29 M., 0 S. Temperatur. Höchſte Wärme: 36 Gr. Niedrigſte: 16 Gr. Mittlere: 19 Gr., 11 M. Mexico hat 178,478 Quadrat-Lieues und 5,837,100 Einwohner.

Die Stadt Vera-Cruz bildet ein längliches, aber unregelmäßiges Viereck ohne irgend ein ausgezeichnetes Gebäude, aber mit einigen ziemlich hübſchen öffentlichen Plätzen. Oben auf den Häuſern ſind Terraſſen und beinahe an allen Fenſtern Balcons. Auf der Nordſeite iſt das Meer; im Oſten und Weſten Uferſand ohne Vegetation; im Süden einiges Geſträuche, welches ſelbſt am Fuße der Wälle wächſt; etwas entfernter ſieht man Sümpfe und darüber den Wald, der ſich auf fernen Abhängen ausdehnt, hinter denen die ſchwarzen Seiten des Pico Arigava emporragen.

Der Stein, der zu Erbauung des Hafendamms und der Wälle benutzt worden iſt, beſteht aus Madreporen, die man aus der Tiefe des Meeres zieht. In Vera-Cruz gibt es keine Ziegelbrennerei. Zur Ausbeſſerung der Häuſer läßt man die Backſteine zur See aus Tlacotalpan kommen; die Transportkoſten ſammt der theuren Handarbeit machen das Bauen äußerſt koſtſpielig. Viele Eigenthümer laſſen darum ihre halb zertrümmerten, unbewohnten Häuſer unausgebeſſert.

Es gibt viele Quellen, Brunnen und Ciſternen in der Stadt; aber das Waſſer iſt ziemlich ſchlecht und ſoll nicht wenig zu Vermehrung der Krankheiten beitragen. Nur das aus den Ciſternen kann man ohne Gefahr trinken. Der Markt von Vera-Cruz iſt mit Vorräthen und Früchten aller Art ausgeſtattet. Man ſieht hier alle Producte von Europa und den Tropenländern; Bananen und Pfirſich, Trauben und Ananas, Nichts fehlt. Der Fiſch iſt hier vortrefflich und wohlfeil; das Ochſenfleiſch iſt ſchmackhaft und ebenfalls nicht theuer; Rehwild und Lämmerfleiſch koſten gleich viel. Die Arbeiter-Claſſe, welche dem Vomito negro entkommt, der die Leute nur einmal befallen und dann nie mehr beläſtigen ſoll *), erfreut ſich in Vera-Cruz eines glücklicheren Daſeyns als ſonſt irgendwo; denn wenn ſie ſich auch nicht eines langen Lebens verſichert halten darf, worüber ſie ſich wenig beunruhigt fühlt, ſo gewinnt ſie doch einen guten Lohn, und das iſt ihr die Hauptſache Ein Tag Arbeit bringt einem Tiſchler wenigſtens zehn Franken, einem Maurer fünfzehn und ſo den übrigen Handwerkern. Kranke Arbeiter finden im Hoſpital Pflege und Unterſtützung; geneſen ſie, ſo können ſie ſich leicht im Verlaufe einiger Jahre mit einer gewiſſen Sparſamkeit ein anſtändiges Vermögen verſchaffen, womit ſie ſich, wenn ſie Fremde ſind, bei der Rückkehr in ihr Vaterland für den Reſt ihrer Tage von der Arbeit losſagen können.

Vera-Cruz iſt die Hauptniederlage für den ganzen Handel von Mexico; dieſen Vortheil weiß es zu benützen. Von allen Waaren, die in den Hafen einlaufen, um nach dem Innern transportirt zu werden, oder die man exportirt, erhebt die Stadt ſehr beträchtliche Zölle. Das hat ihr die Eiferſucht der andern Föderativ-Staaten zugezogen und zu den letzten Unruhen in Mexico ſcheint kein unmittelbarer Grund vorgewaltet zu haben.

Die bedeutendſten Handelsleute von Mexico und den andern großen Städten der Republik haben ihre Correſpondenten in Vera-Cruz; es gibt hier aber auch noch Handelshäuſer, deren Verbindungen ſich über den neuen und den alten Continent erſtrecken.

Jeden Tag kommen Schiffe von allen Nationen mit verſchiedenen Waaren befrachtet auf der Rhede an. Der ſtärkſte Handel iſt indeſſen der mit ſpaniſchen, portugieſiſchen und Bordeaux-Weinen, Oelen, Indiennes, Geweben aller Art, Zucker und Caffee. Die Antillen liefern Mexico die beiden letzten Artikel, deren Cultur, obwohl ſie im Staate Vera-Cruz gut gedeihen, zu ſehr vernachläſſigt iſt, um die Bedürfniſſe der Einwohner zu befriedigen. Die Ausfuhr-Artikel beſtehen nur aus Vanille, Cochenille, Jalape, Saſſaparille und gemünztem Silber; die meiſten Schiffe müſſen ihre Ladung auf den Küſten von Yucatan oder ſonſtwo vollſtändig machen.

Von Jalapa bis zur Hauptſtadt von Mexico iſt die Landſtraße ſehr ſchön und gut unterhalten; aber von Vera-Cruz nach Jalapa iſt der Weg ſo

*) Dieſe Sage iſt falſch, ich kannte mehre Perſonen, welche das gelbe Fieber zweimal gehabt haben.

unbequem, daß der Waaren-Transport in der Regel nur auf Maulthieren bewerkſtelligt werden kann. Jeden Tag gehen von Vera-Cruz Caravanen nach allen Gegenden von Mexico ab. Die Maulthiertreiber, die ſie führen, campiren in den Wäldern und bereiten ſich ſelbſt ihre Tortillen und Speiſen. Sie werden oft von Räuberbanden geplündert, welche die Landſtraßen unſicher machen. In Vera-Cruz und Mexico ſoll man ſich gegen Räuber verſichern laſſen, wie in Europa gegen den Brand.

Der Luxus iſt unter den Einwohnern ſehr verbreitet; die reichen Bürger tragen franzöſiſche Mode, während ihre Weiber ſtets auf eine und dieſelbe Weiſe gekleidet gehen; ſchwarz an den Werktagen, weiß an Sonn- und Feſttagen. Die von Europäern abſtammenden Frauen ſind im Allgemeinen ſehr hübſch; der ſchwarze Schleier, womit ſie ihr Geſicht halb verhüllen, hebt ihren weißen Teint noch mehr; leider iſt ihre Zahl klein, denn der größte Theil der Bevölkerung, beſonders in den niederen Claſſen, beſteht aus farbigen Menſchen.

Den ganzen Tag iſt auf den Straßen, beſonders beim Hafen, Leben und Bewegung.

Die Damen von Stand führen ein ſehr zurückgezogenes Leben. Man ſieht ſie kaum auf den Straßen, wenn ſie nicht gerade in die Kirche gehen; ſelten beſuchen ſie Spaziergänge und öffentliche Vergnügungen. Bei den ländlichen Fandangos, welche Sonntags in der Umgegend Statt haben, erſcheinen nur farbige Weiber. Die Kleidung der niederen Claſſen iſt dieſelbe, wie bei den Creolen an den Ufern des Guazacoalco.

Für das Spiel haben die Mexicaner eine vorherrſchende Leidenſchaft; in Vera-Cruz wird es bis zur Wuth getrieben. Zwei Meilen von der Stadt iſt ein Spielhaus, in welchem man ſich zuſammenfindet. An Sonn- und Feſttagen begibt ſich Alles, was zur Finanz- und Handels-Ariſtokratie gehört, — und in Vera-Cruz gibt es keine andere — im Fiaker nach dieſem Schloſſe. Hier in der Einſamkeit der Wälder verſchwinden glänzende Beſitzthümer, Früchte des Zufalls oder mehrjähriger Arbeit vor der Erſcheinung eines Pique- oder Carreau-Aſſes; hier verſinkt der reiche Mann im Laufe eines Tages in das Elend, während der Dürftige Reichthümer gewinnt, die ihn zu hohen Würden zu erheben vermögen. Man führt einen franzöſiſchen Kaufmann an, der auf dieſem Wege die Leiter des Glückes und in Folge davon die der Ehre erſtiegen hat. Er erzählte einem ſeiner Freunde, die Würde, die ihm die Regierung ſeines Landes übertragen habe, koſte ihm ungefähr achttauſend Piaſter.

Die Deputirtenkammer des estado libre y soberano de Vera-Cruz verſammelt ſich in Jalapa, wo ſie während der Sitzung vor dem gelben Fieber geſchützt iſt; aber das politiſche Oberhaupt des Staates reſidirt in Vera-Cruz mit drei oder vier Regimentern Infanterie und einigen Compagnien Artillerie, ohne die zu zählen, welche las Caſtillas beſetzt halten, von wo aus ſie jeden Morgen bei Sonnenaufgang und jeden Abend um acht Uhr die Kanone donnern laſſen. Die Soldaten ſind ſehr gut equipirt; zwei Regimenter haben eine brillante Muſik. Jeder Muſiker trägt eine prachtvolle Uniform. Die Offiziere jedes Regiments machen es ſich wahrſcheinlich zum Ehrenpunkte, ſie verſchwenderiſch auszuſtatten, wie in Frankreich die Tambour-Majors. In der Stadt ſind geräumige Kaſernen, ſowohl für die Infanterie als für die andern Corps, und ein Artillerie-Park mit Bomben, Haubitzen und mehren metallenen Feldſtücken verſehen, von denen das ſchönſte das Wappen des Königs von Frankreich trägt und unter Ludwig XIV. gegoſſen worden iſt.

Sieben verſchiedenen religiöſen Orden zugehörige Klöſter ſind in der Stadt zerſtreut. Meiſtens bewohnt ein Mönch allein in der Tracht ſeines Ordens die weiten Gallerien des Kloſters. Die Kirchen dieſer Convente ſind ſchön ausgeſchmückt, geräumig und reinlich gehalten; aber man ſieht darin wenige Gemälde, und in den Kapellen mit ihren reich vergoldeten Altären ſtehen kaum die Statuen der Heiligen, denen ſie geweiht ſind.

Alle dieſe Kirchen ſind beinahe immer verlaſſen; in der Kathedrale allein verſammeln ſich viele Menſchen an Sonn- und Feiertagen. In dieſer wohnen

auch die Soldaten dem Gottesdienſte bei, deren Muſik-Chöre nach und nach während der Feier ernſte, mit der Heiligkeit des Ortes und der Ceremonie im Einklang ſtehende Melodien ausführen.

Die Fremden finden in Vera-Cruz leicht Quartiere. Man trifft daſelbſt ſehr gut gehaltene Gaſthöfe (fundas), wovon einige franzöſiſchen Traiteurs zugehören, bei denen man um einen oder zwei Piaſter des Tags gute Koſt erhält. Man ruht des Nachts auf Gurtbetten ohne Matratzen und Strohſäcke, unter einem Mückengarn von Gaze, genannt Pavillon. Ohne dieſes könnte man vor den Marinyouins nicht einſchlafen. Oft kann man, trotz aller Vorſicht, von den Stichen und dem Summen einiger ſolcher Inſecten geplagt, denen es gelungen iſt, auf das Lager zu gleiten, dennoch kein Auge ſchließen. Es iſt peinlich, wie ſich die Nacht auf die Augenlieder lagert, während der Sereno die Laterne in einer Hand und den Spieß in der andern durch die Stadt läuft, mit ſeiner ſonoren Stimme die Stunden anruft, und nach dem gewöhnlichen Gruße: Ave Maria purissima, Einem die Ohren mit den troſtloſen Worten: la media de Noche (es iſt Mitternacht) verletzt, die dumpfen Töne der Schildwachen zu vernehmen, die auf den Wällen ſtehen, und mit ihrem hundertfach wiederholten Schreien eine lange Tonkette durch die Finſterniß bilden.

Ohne den Vomito negro, die Wechſelfieber und die Mouſtiquen, wäre Vera-Cruz eine der blühendſten Städte der Welt. Seine ſchöne Lage, durch die es der nothwendige Kanal für Europa wird, um Mexico mit ſeinen Producten zu verſehen; der reiche Boden des Staates, deſſen Hauptſtadt es iſt, auf dem außer Kaffee, Cacao, Baumwolle, Zuckerrohr nnd allen übrigen Früchten der Tropenländer, andere eigenthümliche erzeugt werden, wie Jalapa, Vanille, Quinquina, Saſſaparille, alles das verleiht Vera-Cruz in den Augen der Europäer die größte Wichtigkeit. Trotz des ſchädlichen Klimas wird es ſtets die zweite Stadt von Mexico bleiben, und ſo lange die Welt nach Gold dürſtet, ſo lange wird es Abenteurer geben, die in ſeinen Mauern dem gelben Fieber Trotz bieten.

Die drei Goeletten verließen zu gleicher Zeit den Fluß San-Juan d'Alvarado und zerſtreuten ſich ſodann auf der See. Dann näherten ſie ſich wieder und ſchifften ſo fort, ohne das Land aus dem Geſichte zu verlieren. Unter einem azurenen Himmel, bei brennender Sonne und dem ſchönſten Wetter ſchifften wir fort; gegen meine Erwartung fühlte ich nichts von den Plagen der Seekrankheit. Der Tag war am Erlöſchen, als wir zur Rhede von Vera-Cruz kamen; und die Nacht war bereits eingetreten, da wir die Häuſer der Stadt, ihre Dome und Glockenthürme zu unterſcheiden vermochten. Wir legten in der Nähe der Feſtung las Caſtillas vor Anker. Man machte die Schaluppe flott, und die Paſſagiere, die am Lande ſchlafen wollten, wurden auf den Hafendamm ausgeſchifft. Ihr Gepäcke behielt man bis andern Morgen am Bord. Unter den Erſten ſtieg ich die Treppe am Ausladungsplatze hinan; während nun die andern Paſſagiere meinem Beiſpiele folgten, betrachtete ich beim Schimmer des Leuchtthurmes den Hafendamm, dieſe Steinzunge, welche Vera-Cruz über die Wellen hinaus zu ſtrecken ſcheint, um die Schiffe zu ſammeln und in ſeinen Schooß zu ziehen, aus dem ſie oft keine Rückkehr mehr finden. Aber im Augenblicke, da ich mich von der blauen Woge wandte, die ſich zu meinen Füßen brach, bemerkte ich, daß meine Gefährten bereits das Thor der Stadt erreicht und mich allein gelaſſen hatten.

Doch kaum habe ich hundert Schritte gemacht, ſo entdeckte ich im Dunkel eine Gruppe Matroſen, deren Tracht und Haltung mir Landsleute verkünden. Ich nähere mich, und bin freudig überraſcht, ſie meine Mutterſprache, das Provenzale, ſprechen zu hören.

„Guten Abend, meine Herren, ich bin aus Ihrem Lande, ein Provenzale, wie Sie. Sie würden mir einen Dienſt erweiſen, wenn Sie mir ein Gaſthaus zeigen wollten.“

„Es thut uns ſehr leid, daß wir Sie nicht begleiten können,“ antwortete Einer von ihnen; „wir können von hier nicht los, da liegt unſer Boot.“

„Ich bin frei,“ rief ein anderer Matroſe, „ich will Sie zu einem Gaſthauſe führen, das einem Franzoſen gehört, wo Sie ſich gut befinden werden. Es iſt ganz nahe.“

Ich dankte ihm und wir wandten uns gegen das Thor, durch welches der Hafendamm mit einer großen Esplanade intra muros in Verbindung ſteht, wo die Waaren gelagert werden, ehe man ſie in Magazine bringt.

„Wir ſind an der Stelle,“ ſprach mein Führer, nachdem wir durch das Thor getreten waren. „Hier vor uns ſehen Sie den Balcon mit der eiſernen Ranze. Hier im erſten Stocke iſt das Gaſthaus. Man kann den Schild mitten vom Platze leſen: „Funda del commercio“ (Gaſthaus zum Handel). Vom Balcon überſieht man die ganze Rhede bis zur Kriegsbrigg der Matroſen, unter denen Sie mich getroffen haben.“

„Die Kriegsbrigg, welche ich nordöſtlich von Vera-Cruz geſehen habe, iſt alſo ein franzöſiſches Schiff?“

„Ja, alle Schiffe die aus und einlaufen, ſieht man vom Balcon des Gaſthauſes, das iſt ſehr angenehm. Ueberdieß iſt Herr Marchand, der Gaſtwirth, ein braver Mann. Im Erdgeſchoſſe hält ein Italiener ein Kaffeehaus. Steigen wir zum erſten Stocke hinauf.“

Ich war nicht wenig überraſcht, als ich beim Eintritte in dem Kellner, der ſich mir vorſtellte, einen meiner Arbeiter, den klugen Bathelier erkannte. Wir waren ſehr erfreut uns wieder zu ſehen. Er erzählte mir von zwei Maurern, ebenfalls ehemaligen Arbeitern von mir, die bei dieſem Reſtaurant zu ſpeiſen pflegten, und bald zum Abendbrod erſcheinen müßten. Dieſe Beiden und einige Andere hatten es verſchmäht, ſich auf der Gabare einzuſchiffen, weil ſie ihr Glück in Vera-Cruz verſuchen wollten. Bathelier war Kellner geworden, bis ſich etwas Beſſeres ergeben würde; die zwei Maurer erhielten einen ſehr guten Tagelohn. Bald langten Alle an, gruppirten ſich um mich, und ich mußte ihnen vom Guazacoalco und den Gefährten erzählen, die ich zurückgelaſſen hatte, und von Allem, was mir begegnete, ſeitdem ſie von mir gegangen waren, um in Vera-Cruz zu wohnen. Sie theilten mir ſodann ihre Angelegenheiten und Entwürfe mit. Es waren nur Vier oder Fünf, die ſich nicht hatten auf der Dore einſchiffen wollen. Allzu krank, um zu arbeiten, und nicht krank genug, um das Bett zu hüten, hatten die meiſten Pflanzer, die in Vera-Cruz warteten, bis die Gabare ſie an Bord nehmen würde, betteln müſſen. Mehre von dieſen Unglücklichen waren im Hoſpital geſtorben.

Als ich mich von der Anſtrengung erholt hatte, eilte ich zum Conſul, um ihm meine Lage vorzuſtellen. Man antwortete mir in ſeinem Bureau, er könne mich nicht empfangen. Obgleich dieſe Herren Conſuls acht tauſend Piaſter Repräſentationskoſten erhalten, ſo ſcheinen ſie doch eine Audienz ſchwieriger zu bewilligen, als ein Ambaſſadeur oder ein Miniſter. Aber ich ließ mich nicht zurückweiſen und kam den andern Tag wieder; dießmal war er beim Mittagsmahle; ich konnte ihn wieder nicht ſprechen.

Mein Fieber, deſſen Anfälle periodiſch zu ſeyn aufgehört hatten, packte mich wieder mit aller Gewalt. Ein gräulicher Huſten, der jede Nacht meine Bruſt angriff, verurſachte mir ſchmerzliche Leiden; meine Kräfte ſchwanden immer mehr. Ich ſah wohl ein, daß ich Vera-Cruz ſchleunig verlaſſen mußte, wollte ich dem Tode entgehen. Es blieben mir noch vier hundert Franken in der Börſe und die Ausgaben bis zu Abgang des Paquetbootes hatte ich auf hundert Franken zu berechnen. Auch mußte ich etwas Geld zurückbehalten, um von Bordeaux nach meinem Dorfe reiſen zu können, denn es wäre mir nicht recht geweſen, noch einmal von meiner Familie Geld zu fordern; nachdem ich ſo viel für dieſe unſelige Expedition ausgegeben hatte. Ich beſchloß daher, dem Conſul zwei bis drei hundert Franken für die Fahrt zu bieten.

Nach dem Fieberanfalle zog ich abermals mein Kleid an, um zu ſehen, ob ſeine conſulariſche Excellenz jetzt geneigt ſeyn würde, mich zu empfangen.

Herr Felician Carrère, ſo hieß unſer Vice-Conſul in Vera-Cruz, war in ſeinem Bureau. Er empfing mich ohne Gruß, und ich trug ihm demüthig

mein Geſuch in folgenden Worten vor: „Mein Herr Conſul, ich bin ein Pflanzer vom Guazacoalco. Meine Krankheit hat mich verhindert, früher nach Vera-Cruz zu kommen und ich habe nun die Dore verfehlt. Ich bin arm und krank; kehre ich nicht nach Frankreich zurück, ſo wird mich der Aufenthalt in Vera-Cruz tödten. Bei der vielen Gefälligkeit, die Sie für andere unglückliche Pflanzer gehabt haben, glaubte ich auf Ihre Güte rechnen zu dürfen.“

„Die franzöſiſche Regierung hat viel für die Pflanzer gethan,“ antwortete Carrère trocken. „Sie hat ein Schiff geſchickt, um ſie nach Frankreich bringen zu laſſen. Sind Sie nicht zur rechten Zeit angekommen, ſo iſt das Ihr Fehler. Was ſoll ich für Sie thun? Sie dürfen nicht auf das Paquetboot rechnen; die Fahrt darauf iſt zu theuer. Verſtehen Sie ein Handwerk?“

„Nein, mein Herr. Aber, wenn ich auch eines verſtünde, ſo würde mir meine Krankheit nicht erlauben, es zu treiben.“

„Können Sie einen Theil des für die Ueberfahrt verlangten Preiſes bezahlen? Sie wiſſen, er beträgt fünf hundert Franken auf dem Verdecke?“

„Ich kann nur zwei bis drei hundert Franken geben.“

„Gut. Ich nehme es auf mich, Sie einſchiffen zu laſſen. Sind Sie krank, ſo gehen Sie in das Hoſpital; man nimmt keine Kranke an Bord. Schonen Sie Ihre Geſundheit und Ihr Geld bis zu Abgang des Schiffes.“

Ich dankte dem Conſul, bückte mich bis zur Erde und erzählte äußerſt vergnügt in der Funda den glücklichen Erfolg meines Beſuches.

Von nun an kamen mir die Tage ſehr lang und traurig vor; ich ſeufzte ohne Unterlaß nach dem Abgange des Paquetbootes. Einſtweilen brachte ich die Zeit ſo gut als möglich hin. Morgens ging ich auf dem Markte ſpazieren, der nur ein Paar Schritte von der Funda entfernt war. Der Anblick der europäiſchen nnd der tropiſchen Früchte entzückte mich. Die Freude iſt nicht zu ſchildern, die ich beim Anblick der europäiſchen empfand; ich berührte ſie, ſtreichelte ſie, kaufte, aß, auf die Gefahr den ganzen Tag im Magen zu leiden. Wenn Abends um acht Uhr die Kanone von las Caſtillas das Retraite-Signal gegeben hatte, ſpazierte ich auf dem öffentlichen Platze, um die zwei Militär-Muſiken zu hören, die ſich hier zwei oder dreimal in der Woche verſammelten. Nach dem Kanonenſchuſſe der Citadelle, dem unmittelbar das Wirbeln der Trommeln und lärmende Fanfaren folgten, marſchirten ſie, Fackeln voran, ſpielend durch die Stadt und begaben ſich nach ihren Kaſernen.

Zufällig entdeckte ich das Haus, wo Dore und ſeine Frau, dieſe ehrlichen Franzoſen, wohnten, die ſich mit mir in der alten Hütte des Douaniers in Acayucan aufgehalten hatten. Ich war entzückt, die ehemaligen Unglücksgefährten wieder zu finden. Nach herzlicher Umarmung erfuhr ich, daß Dore eine gute Stelle in der Druckerei des Journals von Vera-Cruz gefunden hatte. Wir machten Spaziergänge in der Umgegend, beſuchten den Artillerie-Park und andere Orte.

Indeſſen ging mein Geld und meine Geſundheit in Compagnie fort; alle Tage begab ich mich nach dem Hauſe des Conſuls, um ihm zu ſagen, daß ich nur noch zwei hundert Franken für die Ueberfahrt bezahlen könne, aber ich fand ihn nie. Ich war ſehr bekümmert, daß ich ihn nicht zu ſehen bekam, denn der Tag der Abreiſe näherte ſich; mußte ich dem Kapitän drei hundert Franken geben, ſo blieb mir nicht ein Sou mehr übrig.

Mittlerweile erſchien das Feſt Aller Heiligen; während der ganzen Todten-Octave iſt fortwährend Markt in Vera-Cruz. Es iſt die Zeit der Beſcherung für die Kinder. Auf dem öffentlichen Platze ſieht man alle Sorten getrockneter und friſcher Früchte, Spielwaaren aller Art, kleine, wohlgeformte Särge, Katafalke in Miniatur, mit Kerzen, Leichentüchern, Todtenköpfen; die Trauertage der Eltern werden ſo zu Freudentagen für die Kinder, die man mit den Zeichen des Schmerzes ihrer Väter ſpielen lehrt. In Vera-Cruz gibt es ſehr ſchöne Kinder; ihre Mütter führen ſie während des Marktes, namentlich Abends, auf den Platz, und kaufen ihnen an den Buden, die man mit zahlreichen Fackeln beleuchtet hat, Naſchwerk und Spielzeug, welches ſich die Kleinen ſelbſt auswählen. Die Todten-Octave iſt eigentlich der Kinder-Markt.

Am 2ten November endlich, am Vorabende der Abfahrt des Paquetbootes, gelang es mir, Abends um 7 Uhr den Conſul zum zweiten Male zu ſprechen. Ich werde den Tag nie vergeſſen. Man wies mich nach dem erſten Stocke. Er ſaß in einem geräumigen Vorzimmer, vor einem Mahagoni-Tiſche, auf welchem eine große Lampe ſtand. Er ſchrieb eben, als ich in das Zimmer trat. Mein Herz pochte, ich näherte mich ihm und ſprach mit bewegter Stimme, nachdem ich ihn ehrfurchtsvoll begrüßt hatte: „Mein Herr Conſul, ich bin der junge Mann, den Sie nach Frankreich zu bringen die Güte haben wollten.“

„Ah! ah!“ rief er aus, und ſchaute mich an, ohne die Feder aus der Hand zu legen. „Ich habe Ihretwegen mit dem Kapitän Dolhabarats geſprochen; das Paquetboot geht morgen ab, wie Sie wiſſen werden.“

„Ja, Herr Conſul. Seit vierzehn Tagen, da ich die Ehre hatte, Ihnen aufzuwarten, bin ich ſehr oft hier geweſen, ohne Sie zu treffen. Ich wollte Ihnen ſagen, Herr Conſul, daß mich die Ausgaben, welche meine Krankheit und mein Aufenthalt in Vera-Cruz veranlaßt haben, außer Stand ſetzen, mehr als zwei hundert Franken für die Ueberfahrt zu bezahlen.“

„Was wollen Sie, Sie haben mir von drei hundert Franken geſprochen, und ich ſagte Ihnen zu, daß ich Sie um dieſen Preis einſchiffen laſſen wolle.“

„Ich bitte ſehr um Verzeihung, Herr Conſul, ich hatte Ihnen geſagt: zwei oder drei hundert Franken.“

„Für die Summe, die Sie jetzt bieten, kann ich Ihnen die Aufnahme nicht verſchaffen. Uebrigens wird der Kapitän im Augenblicke kommen. Will er Sie für zwei hundert Franken mitnehmen, ſo bin ich es zufrieden. So — hier iſt er!“

Es tritt in der That ein Herr in ſchwarzem Anzuge, von niederem Wuchſe, mit fahlem Teint, ſchwarzem lebhaftem Auge und breiten Schultern in das Zimmer. Lächelnd kommt er heran. Er grüßt den Conſul auf vertraute Weiſe und Herr Carrère deutet mit dem Finger auf mich und ſpricht: „Hier iſt der junge Menſch, von dem ich Ihnen geſagt habe. Er kann nur zwei hundert Franken für ſeine Fahrt geben; überlegen Sie, ob Sie ihn mitnehmen können.“

„Wenn das nur von mir abhinge,“ antwortete der Kapitän und ſah mich von der Seite an, „ſo unterläge das keiner Schwierigkeit, aber Sie wiſſen, wir hängen von den Befehlen der Rheder ab. Bei dergleichen Dingen nehmen ſie in der Regel keine Vernunft an, und ich mag mir nicht gern Vorwürfe zuziehen.“ —

„Kapitän, Sie müſſen wiſſen, was Sie zu thun haben,“ entgegnete Carrère mit eiſiger Kälte.

„Herr Conſul, ich werde ganz nach Ihrem Willen handeln.“

„Das hängt nur von Ihnen ab.“

So warfen ſie ſich gegenſeitig den Ball zu. Man hätte glauben können, ſie legen es darauf an, meinen Geiſt auf die Folter zu ſpannen. Bald hoffte ich, bald war ich in Verzweiflung; endlich erhob ich mich, um der Ungewißheit ein Ende zu machen, und ſprach mit beinahe erſtickter Stimme zu Herrn Dolhabarats: „Kapitän! Sie halten mich vielleicht für einen von den Abenteurern ohne Verwandte, ohne Freunde, um den ſich Niemand in der Welt kümmert; Sie irren ſich. Ich gehöre einer ehrbaren Familie an und habe eine gute Erziehung erhalten. Ich war Actionär einer Geſellſchaft, die ſich zur Anpflanzung an den Ufern des Guazacoalco verbunden hatte; meine Eltern und ich werden Ihnen dankbar ſeyn, wenn Sie mich aus dem Lande nehmen, wo der Tod meiner harrt.“

Der Kapitän ſchwieg einen Augenblick, ging im Zimmer auf und ab und ſprach dann mit ſtarker Stimme: „Die Menſchlichkeit gebietet es; laſſen Sie morgen zu früher Stunde Ihr Gepäcke an Bord bringen.“

Bei dieſen Worten gerieth ich vor Freude außer mich; ich konnte nur ausrufen: „Kapitän, wie danke ich Ihnen!“ Und trotz meiner geſchwollenen

Beine ſprang ich die Treppe vier und vier Stufen zugleich hinab, und lief nach dem Gaſthauſe, um die glückliche Kunde mitzutheilen. Auf dem Wege war es, als ob ein Engel die Worte: „die Menſchlichkeit gebietet,“ in mein Ohr wiederhallte, und mir einſchärfte, ſie nie zu vergeſſen.

Am andern Morgen ließ ich meine Effecten an Bord des Paquetbootes la Vera=Cruz, eines der beſten Schnellſegler der Marine von Bordeaux, einer ſchönen Brigg von 260 Tonnen, bringen, welche früher der Petit Anceron geheißen hatte. Am Bord erfuhr ich, daß der Kapitän Dolhabarats am Lande geblieben war, und daß das Schiff nicht eher abſegeln würde, als bis das andere Paquetboot, welches man ſeit mehren Tagen aus Frankreich erwartete, angekommen wäre. Ich ließ mich nach Vera=Cruz zurück führen, wo ich bis zum Augenblicke der Abfahrt blieb, die nach zwei Tagen erfolgte.

Beine ſprang ich die Treppe hier und der Stufen gleich hinab, und lief nach dem Wirthshaus, um die glückliche Kunde mitzutheilen. Auf dem Wege war es, als ob ein Engel die Worte: „die Rechtlichkeit gewinnt,“ in mein Ohr wiederhallte, und mir einprägte, ſie nie zu vergeſſen.

Am andern Morgen ließ ich meine Effecten an Bord des [illegible] la [illegible], eines der beſten Seeſchiffe der Marine von [illegible], eines ſchönen Briggs von 200 Tonnen, bringen, welche früher der [illegible] gehört hatte. Am Bord erfuhr ich, daß der Kapitain [illegible] [illegible] geblieben war, und daß das Schiff nicht eher abſegeln würde, als bis das andere Dampfſchiff, welches man ſeit mehreren Tagen aus [illegible] erwartete, angekommen wäre. Ich ließ mich nach [illegible] zurück bringen, wo ich bis zum Augenblicke der Abfahrt blieb, die nach zwei Tagen erfolgte.

Kleinere Genrebilder.

1.

Bären- und Biberjagd

bei den Indianern von Nordamerika *).

In Jagd und Krieg beſteht das ganze Leben und folglich auch die ganze Erziehung des amerikaniſchen Wilden. Ein verſchlagener, beherzter Jäger ſteht in der Meinung der Indianer, ſeiner Landsleute, nur dem unerſchrockenen Krieger nach. Von Natur iſt der Indianer läßig; aber bei der Jagd und im Kriege wird er wachſam und thätig. Die Weißen können nicht glauben, was der Reiſende von der Behendigkeit erzählt, mit der der rothe Mann die kaum bemerkbaren Spuren des Wildes verfolgt, und von der Geſchicklichkeit, mit der er den Gegenſtand ſeiner Jagd, ſobald er ihn erreicht, tödtet oder lebend ergreift.

Ein Weißer, der auf einer Niederlaſſung an der Gränze der wilden Stämme lebte, hatte das Unglück in der Dunkelheit der Nacht einen indiſchen Hund, den er für einen Wolf angeſehen, zu tödten, weil er ſich Abends zuvor in ſeine Speiſekammer eingeſchlichen und ſeinen ganzen Fleiſchvorrath aufgezehrt hatte. Obwohl tödtlich verwundet, kehrte der Hund noch in das indianiſche Lager auf die Entfernung einer Meile zurück, und das Schauſpiel ſeines Todeskampfes verurſachte ſeinem Herrn um ſo mehr Schmerz, als man den Vorfall der Bosheit den Weißen zuſchrieb. Er wollte die Sache unterſuchen, und der Schuldige, vor den Rath der rothen geführt, geſtand offen, daß er den Hund getödtet habe, weil er ihn für einen Wolf angeſehen. »Könnt Ihr denn die Spuren eines Wolfes von denen eines Hundes nicht unterſcheiden, wenn die Dunkelheit der Nacht eingebrochen iſt?« fragte der Wilde. Der Weiße entgegnete, er glaube nicht, daß irgend ein Menſch auf der Welt das zu thun im Stande ſey. Die ganze Verſammlung lachte laut auf bei dieſer Probe von Ungeſchicklichkeit und Unwiſſenheit der Weißen. Der Verbrecher wurde begnadigt.

Nichts iſt ſo verſchieden in ſeinen Formen als die Jagd der Wilden. Gewöhnlich geht jeder Mann für ſich allein auf die Jagd; er hat da nur ſeinen eigenen Unterhalt und den ſeiner Familie zu ſuchen. Zuweilen machen ſie jedoch Jagdpartieen entweder zum Vergnügen, oder wenn der Hunger einen Stamm ſo drückt, daß eine verzweifelte Anſtrengung nothwendig wird, oder wenn das Wild von einer Gattung iſt, daß ein einzelner Mann weniger Chancen hat es zu ergreifen und zu tödten, als ein Trupp in derſelben Abſicht verbündeter Jäger.

*) Wir entnehmen dieſen Artikel einem amerikaniſchen Werke, welches in den vereinigten Staaten großes Aufſehen erregt hat.

Der graue Bär im Nordweſten gehört zu dieſer letzten Claſſe von Wildprett. Dieſes Thier iſt ſo ſtark und wild, daß es Raſerei von einem einzelnen Manne wäre, es anzugreifen; ſchweift es in weitem Felde, ſo wagt es der Indianer ſelten, ihm den Kampf anzubieten; aber er folgt ihm bis zu ſeinem Lager, das gewöhnlich in einem Loche am Fuße eines großen Baumes beſteht. Dann gibt er ſeinen Genoſſen ein Zeichen; welche wohl bewaffnet auf dem Anſtande warten, bis der Bär die Schnautze aus dem Loche ſteckt; zuweilen finden ſie auch Mittel ihn in ſeiner Höhle zu erlegen.

Der gemeine ſchwarze Bär des Norden wird auf dieſelbe Weiſe gejagt. Sobald der Trupp am Orte anlangt, wo man ihn verborgen glaubt, vertheilt er ſich im Kreiſe nach der Zahl der Jäger, die alle gegen einen beſtimmten Mittelpunkt ſchreitend, das Thier nothwendig entdecken müſſen, wenn ſich wirklich ein Bär in dem angegebenen Raume befindet.

Der graue Bär ergreift gewöhnlich die Flucht beim Anblicke eines Hundes oder eines Menſchen; aber ſeine Wildheit wird fürchterlich, iſt er verwundet oder zur Vertheidigung gezwungen.

»Ich habe einmal," ſagt Tanner *), im Lande der Cherokies einen Bären geſehen, der ganz weiß war, aber ſonſt dem gewöhnlichen ſchwarzen Bären glich. Dieſer Bär hatte vier Junge, ein weißes mit rothen Augen und Klaueu, dann ein braunes und zwei ſchwarze. Nachdem ich die Mutter am Fuße eines Hickorie niedergeſtreckt hatte, erſchoß ich auch zwei der jungen Bären in der Höhle; die beiden andern entkamen, indem ſie ſich in einen Baum flüchteten, wo ich ſie nicht auszunehmen wagte, weil es bereits finſtere Nacht geworden war. Den andern Tag entdeckte ich einen Bären auf einer nicht ſehr hohen Pappel; da ich indeſſen ein ſchlechtes Gewehr bei mir hatte, ſo ſchoß ich fünfzehn mal ohne Erfolg und mußte endlich auf den Baum klettern. Hier legte ich, wie Freitag in Robinſon Cruſoe, den Lauf der Flinte an das Ohr des Thieres und ſchmetterte es zu Boden. Wenige Augenblicke ſpäter jagte ich ein Elenthier und drei junge Bären auf; die letzteren flohen in das Gehölze. Ich ſchoß nach ihnen und ſtreckte zwei nieder, und da ich vorausſetzte, daß ſie nur verwundet ſeyn könnten, lief ich hinzu, um ſie vollends zu tödten; doch kaum hatte ich den Fuß des Baumes erreicht, als die Mutter des jungen Bären aus ihrem Loche ſprang; ſie ergriff dasjenige von ihren Jungen, das ihr am nächſten war, nahm es in ihre Vordertatzen, ſetzte ſich aufrecht wie eine Frau die ihren Säugling wiegt, betrachtete es einen Augenblick und beroch die Wunde welche die Kugel in ſeine Bruſt gebracht. Da ſie bemerkte daß es todt ſey, warf ſie es zu Boden, und rückte auf ihren Hintertatzen ſo gerade auf mich zu, daß ihr Kopf die Höhe des meinigen erreichte. Alle dieſe Bewegungen gingen ſchnell vor ſich, daß ich kaum Zeit hatte, mein Gewehr wieder zu laden und Feuer zu geben. Wohl getroffen ſtürzte die Bärin zu meinen Füßen nieder."

Im Laufe eines Monats erregte Tanner mit demſelben Gewehre vier und zwanzig Bären, zehn Damhirſche und viel anderes Wild. Als er in einer Nacht ſein Zelt mitten auf einer Ebene in einem Gebüſche aufgeſchlagen hatte, träumte ſeiner Mutter von einem indianiſchen Bären, der nahe am Lager aufgeſpürt worden ſey oder ſie gab wenigſtens vor, geträumt zu haben, um ihn zu ermuthigen; Tanner ſchickte ſich jedenfalls den andern Tag an, den Bären aufzuſuchen; er entdeckte einen, der in ſeiner Höhle verborgen lag und ſchoß nach ihm. Als der Rauch ſich verioren und das Thier nicht von ſeinem Lager aufſtand, beging er die Unklugheit, mit dem Kopfe zuerſt einzudringen, um ſeine Beute zu faſſen und herauszuziehen. Da ſein eigener Körper die Oeffnung ausfüllte und kein Licht zuließ, bemerkte er erſt, daß der Bär noch am Leben ſey, als er ihn berührte. Das Thier wandte ſich mit einer heftigen Bewegung und ging auf ihn los. Er zog ſich ſo ſchnell als möglich zurück, während der Bär die Zähne fletſchte und ſo nahe an ihn anrückte, daß er den Hauch des Athems auf ſeinem Geſichte fühlte. Tanner ergriff ſeine Flinte, indem er aus dem Loche ſprang, und als er die gehörige Entfernung zwiſchen ſich und ſeinem Gegner erreicht hatte, drehte er ſich um, gab Feuer, zerſchmetterte dem Bären den Kinnbacken und tödtete ihn auf dieſe Weiſe. Seit dieſem Abenteuer hütete er ſich wohl, wie jeder erfahrene indianiſche Jäger, in die Höhle eines Bären einzudringen; ohne ſich überzeugt zu haben, daß er ihn getödtet.

*) Tanner hatte einen Bericht über ſeinen mehrjährigen Aufenthalt unter den Wilden herausgegeben. Dieſer Anglo-Amerikaner war von einem Stamme rother Männer aufgenommen worden.

Der Hund war Tanner von großem Nutzen, wie dieß eben ſo bei den Indianern auf der Jagd gegen dieſes gefährliche Thier der Fall iſt. Derſelbe Jäger hatte drei von ſeinen Hunden bei ſich, als er einſt mit einem hochgewachſenen Bären zuſammentraf; der jüngſte mehr ſeinen Muth als ſeine Kräfte zu Rathe ziehend, lief vor Tanner und den andern Hunden voraus und ſprang ohne Weiteres dem ungeheuern Widerſacher an den Kopf. Der wüthende Bär tödtete ihn ſogleich und trug ihn mehr als eine Meile im Rachen fort, ehe er angegriffen und erlegt werden konnte.

Die Nutkas der Nordweſtküſte haben eine beſondere Weiſe den Bären zu fangen. Am Ufer eines kleinen von Lachſen bevölkerten Baches, der vom Gebirge herab kommt, nahe an der Stelle, wo der Bär auf den Fiſch zu lauern pflegt, nachdem er ſo lüſtern iſt, baut man aus Brettern und Pfoſten eine Art Hütte und bedeckt ſie mit Balken, auf welche man große Steine oder Felsſtücke legt; das Ganze wird ſorgfältig mit Raſen überkleidet, um der Falle das Ausſehen eines kleinen Hügels zu geben und das Licht nur durch eine ſchmale Oeffnung von der Höhe des Baues gerade in einem Umfange einzulaſſen, daß Kopf und Schultern des Bären eindringen können. Im Innern wird ein Lachs mittelſt einer Schnur am obern Balken befeſtigt, dieſer Balken aber iſt ſo ſchwach geſtützt, daß er beim geringſten Verſuche wanken und mit ſeiner ganzen Laſt herabſtürzen muß. Der leckerhafte Bär geht, vom Geruche angezogen in die Falle, und während er den Fiſch zu erhaſchen ſucht, reißt er die ganze treuloſe Baute nieder, wird von den Trümmern erſchlagen, oder wenigſtens außer Stand geſetzt, zu entfliehen.

Der Bär iſt ſtets ein geachtetes Wild, jedoch bei einzelnen amerikaniſchen Stämmen iſt eine beſondere Ehre mit ſeiner Beſiegung verbunden. Es rührt dieß von einer Art furchtbaren Bären her, genannt der nackte Bär, der ſonſt nach der Sage der Indianer exiſtirt haben, aber von ihren Voreltern gänzlich vertilgt worden ſeyn ſoll. Heckewelder erzählt, ein Delaware-Jäger habe auf einen ungeheuern Bären geſchoſſen, und dieſem den Rückgrath zerſchmettert. Das Thier ſtürzte nieder und ſtieß einen klagenden Schrei aus, der dem Tone eines hungrigen Panthers ähnlich war. Der Jäger, ſtatt ihm einen zweiten Schuß beizubringen, näherte ſich ſeinem Feinde und redete ihn mit folgenden Worten an: „Höre, o Bär! du biſt ein Feiger und kein Krieger, wie du zu ſeyn vorgibſt. Wäreſt du ein Krieger, ſo würdeſt du das durch deine Standhaftigkeit beweiſen, du würdeſt nicht ſchreien und ſeufzen, wie ein altes Weib. Du weißt, o Bär, daß dein Stamm und der meinige ſich bekriegen, und daß ihr die Angreifenden geweſen ſeyd; aber ſeit ihr einſahet, daß die Indianer mächtiger ſind, als ihr, haltet ihr euch in den Wäldern verborgen, von wo ihr hervorbrecht, um unſere Schweine zu ſtehlen; im Augenblicke vielleicht, da ich mit dir ſpreche, haſt du Schweinefleiſch im Leibe. Hätteſt du mich beſiegt, ich würde mein Geſchick mit Muth ertragen haben, und wäre geſtorben wie es einem braven Krieger geziemt; aber du Bär, liegſt da zur Erde, heulſt und entehrſt deinen Stamm durch dein feiges Betragen.“ Heckewelder hütete ſich wohl die ſeltſame Philippika zu unterbrechen, und als der Jäger dem Bären den Garaus gemacht hatte, fragte er ihn, warum er vermuthe, das arme Thier habe ihn verſtehen können. „Oh!“ antwortete der Indianer, „der Bär hat mich ſehr wohl verſtanden. Habt Ihr die Schaam auf ſeinem Geſichte nicht bemerkt, als ich ihm ſeine Feigheit vorwarf?“

Derſelbe Reiſende war Zeuge einer ähnlichen Scene zwiſchen den Waſſerfällen des Ohio und dem Fluße Wabaſch. Ein junger weißer, William Wells, der noch als Kind von den Wabaſch-Indianern gefangen genommen, und unter dieſen aufgezogen auch ihre Anſichten zu den ſeinigen gemacht hatte, verwundete einen Bären dergeſtalt, daß das Thier zur Flucht unfähig, klägliche Töne ausſtieß. Der junge Wells trat zu ihm hin, und ſchien es mit vieler Heftigkeit in der Wabaſch-Sprache anzureden; auch verſetzte er ihm mit ſeinem Stöckchen von Zeit zu Zeit einen leichten Schlag auf die Schnautze. Als man ihn fragte, was er gethan und dem Bären geſagt habe, antwortete er: „Ich habe ihm vorgeworfen, daß er wie ein Feiger handle. Ich habe ihm geſagt, daß er zum Voraus die Wechſelfälle des Krieges gekannt, daß der Eine oder der Andere von uns fallen mußte; ſeine Beſtimmung ſey es geweſen, beſiegt zu werden; er ſey es ſich ſelbſt ſchuldig, als Mann, als Held, und nicht wie ein altes Weib zu ſterben; wäre das Gegentheil geſchehen, wäre ich der Gewalt meines Feindes unterlegen, ſo hätte ich mein Volk nicht entehrt, wie er das ſeine; ſondern ich wäre mit Muth und Standhaftigkeit geſtorben, wie es dem wahren Krieger geziemt.“

Der Reiſende Henry erzählt eine ſonderbare Anecdote von einer Bärenjagd, an der er, mit einem Trupp Indianer in der Mitte des Monat Januar Antheil genommen. Er hatte ſich mit ihnen eben

im Gehölze gelagert, als er an einer dicken Fichte Einſchnitte von den Klauen eines Bären bemerkte, der daran auf- und abgeſtiegen ſeyn mußte. Bei näherer Betrachtung entdeckte er oben am Baume eine weite Oeffnung, um welche alle kleinen Zweige abgebrochen waren. Daraus und aus dem Umſtande, daß auf dem Schnee keine Spur ſichtbar wurde, mußte man ſchließen, der Bär habe ſich in dem Baume verſteckt. Als er zum Lager zurückkam, theilte er ſeine Entdeckung mit, und es wurde beſchloſſen, die ganze Familie ſolle am andern Morgen den Baum gemeinſchaftlich umhauen, deſſen Umfang nicht weniger als zwanzig Fuß betrug. Die Weiber widerſetzten ſich anfangs dem Unternehmen, weil die, nur ein und ein halb Pfund ſchweren Beile zu dieſer Arbeit nicht beſonders geeignet ſchienen; allein die Hoffnung, einen ſchönen Bären zu finden, und aus ſeinem Fette eine große Maſſe Oel, einen damals ſehr geſuchten Artkel, zu gewinnen, war überwiegend.

„Am frühen Morgen," fügt Henry bei, „umgaben wir, Männer und Weiber, den Baum, und arbeiteten wie Biber, bis Sonnenuntergang. Wir hatten an dieſem Tage die Hälfte des Stammes durchhauen. Den andern Morgen erneuerten wir den Angriff, und um zwei Uhr Nachmittags ſtürzte der Baum."

„Einige Minuten lang regte ſich nichts, und ſchon glaubte ich, unſere Hoffnung habe uns betrogen; ich näherte mich der Oeffnung, da trat zur großen Freude des ganzen Trupps eine Bärin von ungeheuerem Wuchſe hervor, die ich auf der Stelle erſchoß."

»Meine Gefährten, beſonders aber meine alte Mutter (wie ich ſie gewöhnlich nannte) näherten ſich der todten Bärin, nahmen ihren Kopf in die Hände, liebkoſeten ihr und umarmten ſie zu wiederholten Malen; ſie baten ſie tauſendfach um Vergebung, daß man ihr das Leben genommen, nannten ſie ihre liebe Verwandte und ihre Großmutter Bärin, und baten das Verſehen nicht ihnen zur Laſt zu legen, daß ein Engländer ſie getödtet habe.«

»Dieſe Förmlichkeit dauerte nicht lange, und wenn ich es auch geweſen, der die alte Großmutter getödtet hatte, ſo ſtanden die Enkel doch nicht an, die übrige Operation zu übernehmen. Als das Fell abgezogen war, fanden wir an mehren Stellen mehr als ſechs Zoll dick Fett; in zwei Theile getheilt, vermochten es zwei Männer kaum zu tragen, und mit dem Fleiſche mußte man vier Perſonen belaſten. Der ganze Körper muß mehr als fünfhundert Pfund gewogen haben.«

»Sobald wir in das Lager zurückgekehrt waren, ſchmückte man den Kopf der Bärin mit allen Zierathen, welche die Familie beſaß, mit ſilbernen Armbändern, mit Halsgeſchmeide aus Muſcheln und ſtählernen Wehrgehängen. Hierauf ſtellte man ihn auf ein kleines Gerüſte, das man zu ſeinem Empfange im Wigwam bereitet hatte und ſetzte unter ſeine Naslöcher ein großes Quantum Tabak.

»Am frühen Morgen des andern Tages traf man Anſtalten zur Todtenfeier der erlegten Bärin. Das Zelt wurde gefegt und geſcheuert; man erſuchte den Kopf der Bärin, daß er ſich zu der Feierlichkeit hergeben möge; ſodann zündete man die Pfeifen an, und Wawatam ſtieß mehrmals Tabakswolken in die Naſenlöcher der Getödteten, indem er mir empfahl, daſſelbe zu thun, um ihren Zorn zu beſchwichtigen, weil ich ſie getödtet hätte. Ich ſuchte meinen dienſtfertigen Rathgeber zu überreden, daß das arme Thier ganz todt ſey und daß ich ſeinen Aerger nicht im geringſten fürchte; er wollte mir nicht glauben. Als alle Vorbereitungen vollendet waren, begann Wawatam eine ſo pathetiſche Rede, als richtete er ſie an die Manen ſeiner Verwandten und Gefährten; ſonderbar genug ſetzte er dabei auseinander, daß ſich die Menſchen leider in der betrübenden Nothwendigkeit befänden, ihre Freunde zu tödten. Er bemerkte dabei, daß dieſes Unglück unvermeidlich ſey, weil man keine andere Mittel habe, ſein Daſeyn zu friſten. Als die Leichenrede gehalten war, verzehrten wir alle guten Muths das Fleiſch der Bärin, und der Kopf ſelbſt wanderte nach dreitägiger Ausſtellung den Weg des Fleiſches."

Henry behauptet, nur das Weibchen des Bären wohne oben auf den Bäumen, und zwar um ſeine Jungen vor Wölfen und andern Thieren zu ſchützen. Es wirft im Winter und verläßt ſeine Wohnung erſt, wenn die Jungen einige Kraft beſitzen.

Der männliche Bär hält ſich in der Erde unter Baumwurzeln auf. Er wählt ſich eine Wohnung, ſobald der Schnee fällt, und verweilt darin, bis der Schnee wieder verſchwunden iſt. Die Indianer bemerken, daß er zur Zeit, da er im Frühjahre wieder zum Vorſcheine kommt, eben ſo fett iſt, als da er ſich im Herbſte zurückzieht; aber einige Tage Bewegung magern ihn ab. Das Männchen lebt, einen oder zwei Monate des Jahres ausgenommen, ſtets allein.

Das Fett des Bären, der von Henry erlegt und von den Indianern mit ſo glänzendem Leichengepränge geehrt worden war, wurde geſchmolzen und gab hinreichend Oel, um damit ſieben Stachelſchweinshäute zu füllen. Einen Theil des Fleiſches zerſchnitt man in dünne Schnitten und dörrte ihn am Feuer; hierauf warf man es in die Gefäße, in denen das Oel aufbewahrt war, und hierin erhielt es ſich vollkommen bis in die Mitte des Sommers.

Manche Indianer achten dieſe Art von Verwandtſchaft mit den wilden Thieren nicht mehr beſonders, und wenige von ihnen glauben einer Apologie zu bedürfen, um den Bären, ihren alten Freund zu tödten.

Mit Erſtaunen bemerkte Henry die Ehrfurcht der Indianer für die Klapperſchlange, die ſie ihren Großvater nannten und nicht zu tödten vermochten. Er erzählt: „Als ich eines Tages mit einem Indianer an den Ufern des Muskingum ſpazieren ging, gewahrte ich eine lange Klapperſchlange, die uns den Weg verſperrte, und machte mich fertig ſie zu tödten; aber der Indianer hielt mich ſogleich zurück und bat mich, das zu unterlaſſen: »denn,“ ſagt er, „die Klapperſchlange iſt der Großvater der Indianer; ſie hält ſich in unſerer Nähe auf, um uns durch ihr Geklapper auf eine drohende Gefahr aufmerkſam zu machen.' Iſt es nicht, als ſpräche ſie zu uns: Schaut um euch? Tödten wir jetzt eins von dieſen Thieren, ſo werden es die andern bald erfahren und das ganze Geſchlecht wird ſich gegen uns erheben und uns beißen.« Ich bemerkte dagegen, daß die Weißen nicht dieſe Furcht hegten, und daß ſie die Klapperſchlangen tödten, wo ſie ſie träfen. „Beißen aber die Klapperſchlangen zuweilen die Weißen? verſetzte der Indianer. Ich konnte nicht umhin bejahend zu antworten. „Darüber darf man ſich nicht wundern. Das fällt euch allein zur Laſt,“ fuhr er fort. Ihr habt ihnen den Krieg erklärt und werdet ſie in eurem Lande treffen, wo ſie gewiß einfallen. Das ſind gefährliche Feinde; hütet Euch wohl, ſie zu reizen. Jetzt leben ſie in Frieden mit ihren Enkeln, und man fügt ſich gegenſeitig kein Leid zu.“

Dieſer Aberglaube erſtreckt ſich auch auf die Indianer im Norden. Derſelbe Reiſende erzählt, daß er eines Tags mit Holzfällen im Walde beſchäftigt, während die Indianer des Trupps das Lager ſteckten, ein ungewöhnliches Getöſe vernommen habe. Da er weder über ſeinem Haupte noch um ſich her etwas bemerken konnte, was ihm angedeutet hätte, woher der Lärm kam, fuhr er in ſeiner Arbeit fort; doch da er tiefer in das Gebüſche vordrang, fielen ſeine Blicke auf den Grasboden, und er gewahrte bald eine Klapperſchlange, die um ſich ſelbſt aufgerollt und den Kopf vorgeſtreckt, ſeine nackten Beine bedrohte; einen Schritt weiter und er trat auf das Ungeheuer.

Ohne Zeit zu verlieren, lief Henry fort und holte eine Flinte aus ſeinem Kahne. Als die Indianer ihn bewaffnet ſahen, fragten ſie, was er tödten wollte; er ſagte es ihnen, und alle baten ihn, es zu unterlaſſen, aber ſie folgten ihm mit ihren Pfeifen und Tabacksbeuteln auf den Platz. Die Schlange war immer noch um ſich ſelbſt geringelt. Die Indianer ſtanden umher und richteten nach der Reihe Worte an ſie; ſie nannten ſie ihren Großvater und hielten ſich ſtets in achtungsvoller Entfernung. Als die Pfeifen geſtopft und angezündet waren, ſtieß jeder Wilde einige Tabakswolken dem lieben Verwandten entgegen, der an der Sache Wohlgefallen zu finden ſchien. Die Schlange ſtreckte ſich auf dem Boden aus und entfernte ſich, nachdem ſie etwa eine halbe Stunde dem angenehmen Weihrauche ausgeſetzt geweſen war. Sie mochte ungefähr vier oder fünf Fuß lang ſeyn. Die Indianer folgten ihr, nannten ſie fortwährend ihren Großvater und baten ſie während ihrer Abweſenheit über ihre Familien zu wachen.

Einer der Häuptlinge fügte folgende Bitte bei: „Großvater Schlange, ich bitte, vergiß die Beleidigung des Engländers, der dich ohne die Dazwiſchenkunft der Indianer getödtet hätte, und behalte keinen Groll gegen deine Enkel, wegen einer Verletzung, an der ſie nicht ſchuldig ſind.“ Alle Indianer baten noch, ſie möchte in ihrem Lande bleiben und nicht zu den Engländern, das heißt zum Oſten, zurückkehren.

Der Trupp der Reiſenden ſchiffte ſich an demſelben Abend auf dem See ein; die Witterung war aber ungünſtig, und die Kähne hatten gegen heftige Winde zu kämpfen. Die erſchrockenen Indianer beteten zuerſt zu ihrer Klapperſchlange und boten ihr ſodann unter dem Namen manito-kinibie Opfer an.

Ein Häuptling ergriff einen Hund, warf ihn, nachdem er ſeine vier Füße zuſammen gebunden hatte, über Bord und bat die Schlange, ſie möchte ſie vor dem Ertrinken bewahren und ſich mit dem Leichname des Hundes begnügen, um ihren Hunger zu ſtillen. Ein anderer Häuptling opferte einen zweiten Hund und fügte einige Pfeifen Tabak bei. In dem Gebete, das ſeine Geſchenke begleitete, flehte er abermals die Klapperſchlange an, ſie möchte die Beleidigung, welche

ihr Henry angethan, und ſeine gehäſſige Abſicht, ſie um das Leben zu bringen, nicht rächen. Er verſicherte der Schlange, Henry ſey ja ein Engländer und weder ihr noch ſeines Stammes Verwandter. Die Indianer flüſterten unter einander und Henry mußte jeden Augenblick befürchten der gereizten Gottheit zum Opfer gebracht zu werden; aber zum Glücke legte ſich der Sturm und ſie erreichten wohlbehalten die Inſel.

Am nützlichſten iſt den Indianern die Jagd auf den Biber. Im Austauſche gegen die Häute dieſes Thieres erhalten die nordamerikaniſchen Stämme von den Weißen die nothwendigſten Bedürfniſſe für ihre Exiſtenz. So lange die Kälte anhält, findet man die Biber in ihren Winterquartieren; und in dieſer Jahreszeit, das heißt vom November bis April ſind ihre, bei allen civiliſirten Nationen ſo ſehr geſchätzten Pelze am glänzendſten und feinſten.

Man kann des Bibers nur mit der äußerſten Vorſicht habhaft werden; die Augen dieſes Thieres ſind lebhaft und ſcharf, ſein Gehör iſt nicht minder ſcharf. Dieſe Amphibien-Colonie baut gewöhnlich ihre Wohnung auf eine äußerſt kluge Weiſe, am Ufer von Flüſſen, Buchten und Seen oder gegen Dämme. Bei dem geringſten Geräuſche ſieht man die Biber in das Waſſer ſtürzen und in die tiefſten Stellen tauchen. Zum Verdruße des Jägers macht jeder Biber, welcher untertaucht, ein großes Geräuſche, indem er das Waſſer mit dem Schwanze ſchlägt, als wollte er die andern aufwecken.

Man legt den Bibern auch Fallen. Wie bekannt ſammeln ſie ſich gehörigen Vorrath an Lebensmitteln, um den Winter durch damit auszukommen, von Zeit zu Zeit machen ſie jedoch Excurſionen in die Wälder, welche bei ihren Dämmen liegen, um ſich Ergänzung zu holen. Die Jäger mit ihrer Gewohnheit vertraut, ſtellen auf ihrem Wege grob gebaute Fallen, die ſie mit kleinen Stücken Rinde oder mit jungen Baum-Schößlingen, als mit Ködern verſehen. Der Biber bemächtigt ſich nicht ſo bald derſelben, als ein dickes Stück Holz auf ihn fällt und ihn niederſchmettert; dann erſcheinen ſeine Feinde und vollenden den Sieg.

Iſt das Eis der Flüſſe oder Seen einen halben Fuß dick, ſo macht der Jäger mit ſeinem Beile wohl auch eine Oeffnung. Die Biber laufen alsbald hinzu, um friſche Luft zu ſchöpfen, die ſie in ihren Waſſerbehauſungen ſchmerzlich entbehren. Der Jäger, von ihrer Annäherung unterrichtet, ergreift ſeine Maaßregeln, um ſie auf den Kopf zu ſchlagen, wenn ſie ſich auf der Oberfläche zeigen.

Leichter bemeiſtert man ſich der Biber, wenn ihre Wohnungen an Bächen liegen. Der Jäger durchbricht das Eis und ſpannt ein ſtarkes Netz auf der Seite aus, wo das Bett am tiefſten iſt; dann zerſtört er die Kammern des Thieres und dieſes flieht unfehlbar nach der Seite, wo es von dem Netze erwartet wird.

Auch der Biber war einſt ein Gegenſtand der Anbetung für die Indianer, aber die Europäer hatten zu jener Zeit den Wilden noch nicht ihre Handels-Grauſamkeit mitgetheilt. Wenn die Mode der Seidenhüte nicht eines Tags der grauſamen Verfolgung des Bibers ein Ziel ſetzt, ſo iſt gänzliche Vertilgung dieſes Geſchlechts zu befürchten, dem mit ſo blutiger Gier nachgeſtellt wird.

Sonſt hätten die Indianer nicht zugegeben, daß ihre Hunde die Gebeine des Bibers berührten; ſie fürchteten, die Manen dieſer Thiere könnten, durch eine ſolche Beſchimpfung aufgebracht, die nächſte Jagdzeit unglücklich machen.

2.

Der Räuber Plato.

Vor einigen Jahren war der Canton Weſtmoreland auf der Inſel Jamaica durch die Nachbarſchaft eines entſprungenen Negers mit Namen Plato, der die Gebirge von More-land zu ſeinem Aufenthalte gewählt, in ſteter Unruhe. Er hatte ſich an die Spitze eines Banditen-Trupps geſtellt, der ſich täglich mit allen flüchtigen Negern rekrutirte. Plato raubte häufig und tödtete zuweilen, doch der Galanterie blieb er dabei immer hold. Als wahrer Sultan mit ſchwarzer Haut, begnügte er ſich weder mit einer Frau noch mit einer Geliebten. Der junge, wohlgebaute, kräftige Mann fand wenige Grauſame unter den Schönheiten ſeiner Farbe, und ſein Schlupfwinkel im Gebirge war eben ſo gut mit Odalisken bevölkert, als der Harem in Conſtantinopel. Jede Negerin, die ſich über ihren Herrn zu beklagen hatte, floh bei der nächſten Gelegenheit zu Plato, überzeugt bei ihm Freiheit, Schutz und einen freigebigen Gebieter zu finden, denn er ſparte Nichts, um die Herzen durch die Lockungen der Eitelkeit zu gewinnen. Darum konnte keine Creolen-Dame einen Ausflug auf der Inſel unternehmen, ohne Gefahr zu laufen, ſich ihrer Garderobe beraubt zu ſehen, von der Plato für ſeine Sultaninnen Gebrauch machte; und war die Kammerjungfer der Dame jung, friſch, ſchön, ſo nahm Plato die Zofe ſammt dem Schmuckkäſtchen und der Bänderſchachtel mit ſich.

Lange hatte man vergebens darnach getrachtet den furchtbaren Räuber zu ergreifen. Man hatte auf ſeinen Kopf einen Preis geſetzt, aber kein Neger wagte es, ſich ihm zu nahen, denn man kannte nicht nur ſeine Kraft, und ſeinen Muth, ſondern man hielt ihn auch für bewandert in den Geheimniſſen des Obi, das heißt, man hielt ihn für einen Zauberer, der Jeden, welcher es wagte, Hand an ihn zu legen, mit ſchrecklichen Qualen in der andern Welt bedroht habe, ohne von der Gefahr zu ſprechen, eine Kugel ſeiner Piſtole in dieſer durch den Leib zu bekommen.

Unglücklicher Weiſe hatte Plato außer ſeiner Neigung für das ſchöne Geſchlecht noch eine andere, die für den Rhum. Seine Räubereien wurden jetzt ſo häufig, daß man überall gut Wache hielt, wo man ahnen konnte, daß er ſeinen Fuß hinſetzen würde; er wagte es darum kaum mehr, ſeinen Branntwein ſelbſt zu kaufen. Als er ſich einmal in der Nähe von Montego-Bay zeigte, wurde er von einem Sclaven erkannt, der ſogleich Lärmen ſchlug. Der arme Teufel, der ſich Taffy nannte, bemerkte nicht, daß er in dieſem Augenblicke allein ſey, und kaum hatte er geſchrieen: „Hier iſt Plato!“ als dieſer, da er Niemand herbei kommen ſah, auf ihn losſtürzte und die Axt ergriff, mit der er bewaffnet war, um ihm den Schädel zu zerſchmettern. Taffy wollte entfliehen, aber Plato, der jüngere und behendere von beiden, hatte ihn bald erreicht. Taffy beſaß glücklicher Weiſe jene Gabe, mittelſt der die Katze in der Fabel ſich vor den Hunden flüchtete, während ihr Camerade, der Fuchs, ſich von ihnen trotz ſeiner hundert Streiche fangen ließ. Vortrefflich verſtand er die Kunſt zu klettern, in welcher Plato keine Uebung hatte; eine Fichte bot ſich auf dem Wege dar, in einem Augenblicke ſtieg Taffy bis zum Gipfel und rief dann um Hülfe. Sein Feind mußte darauf Verzicht leiſten, ihn zu bekommen, darum ſchien Taffy aber eben ſo ſicher verloren; denn Plato fing an den Baum mit der Axt zu bearbeiten und die ſchützende Fichte mußte in Kurzem zu Boden ſtürzen. In dieſer entſcheidenden Lage hatte Taffy nichts beſſeres zu thun, als die ſeiner Hand am nächſten ſtehenden Zweige, abzubrechen und Plato an den Kopf zu ſchleudern. Dadurch vermochte er ihn ſo lange in gehöriger Entfernung zu halten, bis auf ſein Geſchrei einige von ſeinen Cameraden herbei liefen und den furchtbaren Banditen abermals zur Flucht in die Gebirge zwangen.

Seit dieſem Abenteuer wagte Plato nicht mehr nach Montego zu gehen. Seine Leidenſchaft für den Rhum verließ ihn aber nicht, und er wandte ſich auf eine andere Seite, um ihr

Genüge zu leiſten. Auf dem Gute Canaan war ein alter Feldwächter, mit dem er Bekanntſchaft gemacht; der Greis, in deſſen Hütte Plato mehrmals die Nacht zugebracht, war die gefährliche Verbindung eingegangen, durch die Geſchenke des Räubers beſtochen und beherrſcht durch die Furcht vor ſeinen Mißhandlungen und ſeinem Rufe der Zauberkunſt. Dieſem beſchloß Plato ſich anzuvertrauen. Er gab ihm Geld, um Branntwein einzukaufen und beſtimmte den Tag, an dem er ihn abholen würde. Der alte Wächter ſah ſich in eine grauſame Alternative verſetzt; verrieth er Plato, ſo lief er Gefahr, ſich dadurch einen furchtbaren Feind zu machen; entdeckte man auf der andern Seite ſeine Verbindung mit einem ſolchen Banditen, ſo konnte er ſogleich gehenkt werden. Letztere Betrachtung trug den Sieg davon, denn der Alte erinnerte ſich überdieß der beträchtlichen Belohnung, welche dem verheißen war, der Plato todt oder lebendig liefern würde. Er entdeckte die Sache zweien ſeiner Freunde in Canaan, und nannte ihnen Tag und Stunde, wo Plato zu ihm kommen würde, um den Rhum zu holen, den er auch wirklich kaufte, um mit aller Welt in Ordnung zu ſeyn.

Am bezeichneten Tage ſtellten ſich die zwei Neger in die Nähe der Hütte des Wächters. Bald ſahen ſie den unklugen Plato voll Zuverſicht auf ſeinen alten Freund eintreten; aber ihr Schrecken bei ſeiner Annäherung war ſo groß, daß ſie wie eingewurzelt in ihrem Verſtecke blieben, und keine Miene machten, ihn anzugreifen. Der Wächter gab Plato den Rhum, den er zu kaufen beauftragt war, und der furchtbare Neger hätte ſich ohne Unfall wegbegeben können, aber er hatte das geliebte Getränk ſo lange entbehren müſſen, daß er nicht wiederſtehen konnte, die Flaſche zu umhalſen. Seine Augen belebten ſich, er trank ohne Maaß und fiel endlich ſinnlos zu Boden. Jetzt rief der Wächter die zwei Neger, die aus ihrem Verſtecke hervortraten, ſich auf den lebloſen Körper warfen, ihm die Arme banden und ihn nach der Stadt Montego brachten, wo er ſogleich zum Tode verurtheilt wurde. Plato ſtarb als wahrer Held und umgab ſich bis zu ſeiner letzten Stunde mit allen Schreckniſſen ſeines vorgeblichen Zaubergewerbes, indem er den Richtern, die ihn verurtheilt hatten, erklärte, ſein Tod würde durch einen Orkan und die Verheerung der Inſel gerächt werden. Als ihn der Stockmeiſter an den Pfahl band, wo er hingerichtet werden ſollte, verſicherte er ihm, er ſolle ſich ſeines Opfers nicht lange freuen, denn er habe ihn bezaubert, ehe er das Gefängniß verlaſſen. Sonderbar! Der Zufall wollte, daß Jamaika vor Jahresende von einem der heftigſten Stürme, deſſen ſich Menſchen erinnern können, verwüſtet wurde; des Stockmeiſters Einbildungskraft aber war von den Drohungen des ſterbenden Zauberers ſo ſehr ergriffen, daß Arzt und Prieſter ihr Latein umſonſt verſchwendeten; er wurde ſchwächer und ſchwächer, weil er den Gedanken nicht aus dem Kopfe bringen konnte, daß Plato's Hand auf ihm laſte, und er ſtarb nach wenigen Monaten in der Ueberzeugung, daß der Zauberer Wort gehalten habe.

Der Glaube an den **Obi** (Zauberei) beſteht zwar noch in Jamaika, nimmt aber immer mehr ab. Der Geſchäftsführer auf einem Gute hörte vor etwa einem Jahre, man gebe in den Hütten des Gebirges einem alten verdächtigen Neger heimlich Aufenthalt. Man ließ ihn überfallen und feſtnehmen. Als man ihn durchſuchte, fand man einen Sack bei ihm, welcher eine große Menge Talismane, wie Aerolithen, Katzenohren, Pfoten von verſchiedenen Thieren, Menſchenhaare, Fiſchgräten, Krokodillszähne u. ſ. w. enthielt. Man führte ihn nach der Stadt Montego. Kaum war es ruchtbar geworden, daß der alte Afrikaner im Kerker ſitze, als die Neger von allen Seiten herbei liefen, um gegen ihn zu zeugen. Der Eine hatte ihn Kinder beheren ſehen, der Andere hatte von ihm Mittel gekauft, um ſich damit von ſeinen Feinden zu befreien; man unterſuchte eine von ſeinen Arzeneien, es war lauteres Gift. Er wurde ſofort der Magie überwieſen; da wir aber nicht mehr in einer Zeit leben, wo man ſchwarze oder weiße Zauberer verbrennt, ſo begnügte man ſich ihn zur Deportation zu verurtheilen. Der Spruch wurde zu allgemeiner Zufriedenheit der Bewohner der Colonie ohne Unterſchied der Farben vollzogen.

3.

Ein Abend bei den Negern von Weſtafrica

Ich hatte M'Barul mit meinen Reiſegefährten verlaſſen, um in dem benachbarten Walde zu jagen; in Maſſe zogen wir quer über die Felder, die von den Tritten einer Elephantenheerde durchlöchert waren, welche ſich ſo eben während der Nacht den Durſt im Senegal geſtillt hatte.

Der Wald war ſchwer zugänglich; wir trennten uns nach und nach und bald fand ich mich allein. Das Wiegen der Palmbaumfächer und die lärmenden Spiele der Affen, von denen der größte aus der Bande mir meinen Hut zu nehmen ſuchte, ließen mich die Worte und den Marſch der übrigen Jäger nicht mehr vernehmen. Ich zitterte bei dem Gedanken, wie verlaſſen und von aller menſchlichen Hülfe entfernt ich jetzt war; aber mit dem Vertrauen, das mir mein Gewehr einflößte, wanderte ich nach der Richtung fort, von der ich glaubte, meine Gefährten haben ſie genommen. Oft mußte ich in dieſem Irrſale dicht verwachſener Bäume, wo noch nie eine Axt erklungen, Umwege machen, um die Einſtürze dieſer verkalkten, unterhöhlten, mit Ueberreſten von Thieren beſäeten Erde zu vermeiden. Jeden meiner Schritte maß ich ab, und meine Augen, auf die der Schweiß meiner Stirne in dicken Tropfen herabfiel, hafteten an den großen Bäumen, in deren Schatten ich gern ausgeruht hätte. Mein Herz pochte hörbar, und ich mußte von Zeit zu Zeit ſtille ſtehen, um deutlicher ſehen zu können. Auf einem freien Raume im Walde wollte ich eben am Rande der Sonne die Stunde ermitteln, als plötzlich glänzende Schuppen mitten unter vertrockneten, vergelbten Kräutern meine Aufmerkſamkeit auf ſich zogen; der Schweif einer ungeheuern Boa wurde unter einem aus Alter eingeſtürzten Baumſtamme ſichtbar. Ich ſchaute nicht mehr zum Himmel hinauf, unterſuchte nicht mehr den Boden, ſondern lief aus Leibeskräften in das Dickicht, ohne mich durch etwas leiten zu laſſen, als durch die Furcht vor der Stelle, die ich zu fliehen ſuchte. Ich mochte lange auf dem eingeſchlagenen Wege fortgeſchritten ſeyn, als ich von Hunger ergriffen, in Schweiß gebadet mich auf den von einem Tamarindenbaume beſchatteten Boden niederſetzte. An den breiten Stamm gelagert, der mich gegen die Strahlen der Mittagsſonne unter der heißen Zone ſchützte, gab ich den verſchiedenen Gefühlen Raum, die meine Bruſt bewegten und meinen Kopf beunruhigten. Die mächtigſte, alle übrigen beherrſchende Empfindung, war die Erinnerung an das Vaterland, deſſen ſchönes Bild mitten in dieſer Einſamkeit in mir erwachte, und in der Entfernung, die mich von ihm trennte, noch herrlichere Farben anzunehmen ſchien. Hunger und Ungewißheit wollten mir das theuere Bild ſtreitig machen und ich ſah mich auf hundertfünfzig Stunden von der Stadt der Weißen allein mit der Furcht vor den Mauren der Wüſte. Eine Art von Verzweiflung ſchnürte mir das Herz zuſammen, da machten mir zwölf mit Gewehren bewaffnete Neger, die ſich entfernt von meinem Baumſtamme erhoben, ihre Anweſenheit bemerkbar. Mein weißer Hut hatte mich verrathen; ich näherte mich ihnen und ſuchte ihre Abſicht aus ihren Gebärden zu erklären; durch ihre Unbeweglichkeit nach und nach beruhigt, konnte ich mir einen Plan entwerfen, wie ich an ſie gelangen wollte, aber ſie hatten mich ſchon in ihrer weichen, ſchwermüthigen Sprache gegrüßt. Sie reichten mir Alle die Hand und ich erklärte ihnen dagegen meine Irrfahrt. Sie beeilten ſich mir die Laſt meines Gewehres abzunehmen; Einer eilte voraus, um die Ankunft eines Weißen in dem Dorfe zu verkünden, das ich bald mit ſeinen von Erde überzogenen Mauern und ſeinem engen Eingange erblickte. Eine Menge kleiner Knaben und Mädchen liefen herbei, um den Weißen zu ſehen; ſie ſchlugen den Tam-tam und in die Hände, und ſangen mitten unter dieſer lärmenden Muſik folgendes Lied: »Der weiße war im Walde verloren; er hörte das Gebrüll des Löwen und das Heulen des Schakals; der Weiße hatte Hunger, er kommt in unſere Hütte, die ihm Schutz gegen die Hitze bietet und wir werden ihm zu eſſen geben.«

Nachdem ich mich ſechs oder ſiebenmal in den ſpiralförmigen Straßen des Dorfes gedreht hatte, gelangte ich endlich zur Hütte des Häuptlings, wo ich mich auf eine Matte ſetzte; man

reichte mir Cuscu, den ich mit den Fingern verzehrte, ſodann Sangle (mit Milch zubereitete Hirſe); bei jedem neuen Gerichte bot mir ein Gefangener eine Schüſſel mit lauem Waſſer, um meine Hände zu reinigen; Datteln, Guayaven, Tamarinden und Bananen ſtanden im Ueberfluſſe zu einem üppigen Nachtiſche auf der Matte umher. Die Menge drängte ſich an die Thüre der Hütte, zog jedoch zuvor die Sandalen als Zeichen der Achtung ab. Den Männern drückte ich die Hand, und von den Weibern empfing ich Kniebeugungen mit der vollen Würde eines Kadi.

Man reichte mir den Sokio (ein Stäbchen von Maulbeerbaum- oder Weidenholz, woraus man durch Zerbeißen der Enden eine kleine Zahnbürſte macht); im Andenken an die eleganten Cigarrenraucher meiner Heimath wußte ich mich deſſelben ziemlich anmuthig zu bedienen. Alle Welt ſaß auf orientaliſche Weiſe d. h. auf dem Boden; ich nahm alle meine Sinne in Anſpruch, um Africa's Genüſſe in vollem Umfange zu empfinden. Sänger und Sängerinnen wechſelten in der Verſammlung; ſanfte, traurige Geſänge bildeten das Vorſpiel; bald war es die poetiſirte Geſchichte eines Geiſtes, bald die Geſchichte eines Kriegers, den ein Marabut auf die Bitte eines racheſüchtigen Weibes bezaubert hatte; das waren lauter Stoffe, die ſie zum dreißigſten oder hundertſtenmale wiederholten; aber die Sänger ſind auch Improviſatoren, und als ſie ankündigten, daß ſie mein Unglück im Walde, meine Aufnahme bei dem Vorumbar und das Glück, deſſen ich mich im Lande erfreuen werde, beſingen wollten, erſcholl ein Beifallsdonner; dabei dienten mir ihre Gebärden zum beſſeren Verſtändniſſe ihrer Worte; in dem Spiele ihrer Phyſiognomien ließen ſie mich von der bangen Unruhe, die mir die Einſamkeit im Walde verurſacht, zu dem Schrecken übergehen, den mir das Geſchrei der wilden Thiere einflößte; dann ſtellten ſie mich als niedergeſchmettert, vernichtet dar; der Augenblick, da ich die Unterſtützung meiner Wirthe erhielt, zeichnete ſich durch allgemeinen Tanz der Sänger und Sängerinnen aus, wobei dieſe die Behendigkeit ihres Körpers mit ſo gewaltiger Aufregung entwickelten, daß ſie bald in einem Delirium, in einem Sanct Veits-Tanze begriffen ſchienen; ſie ſprangen wie Raſende; ihre unmäßigen Bewegungen folgten ſich mit ſolcher Schnelligkeit, daß mein Auge nicht mehr zu folgen vermochte; das Klatſchen mit den Händen begann jetzt wieder mit erneuerter Kraft, und der Tam-tam ließ ein verdoppeltes Getön vernehmen; alle Sinne waren in Aufruhr, die Freude ſtieg zur Raſerei, der Jubel zu ſeiner höchſten Potenz; es gab keine Worte mehr; ſie dachten, hörten, ſahen nicht mehr; ihre Nerven ſchienen durch eine electriſche Entladung erſchüttert; hätte dieſe Scene längere Zeit gedauert, als ich brauche, um ſie zu erzählen, ſo wäre ich in neue Unruhe gerathen; aber wie die Beduinen in Paris nach ihren gefährlichſten Sprüngen ſtolz zu ihren Plätzen zurückkehren, ſo gingen unſere Sängerinnen gleichgültig zur Thüre hinaus. Die Ruhe war wieder hergeſtellt, aber zu neuer Ergötzung wollten die guten Neger wiſſen, wie man in Europa tanze; willig gab ich mich dazu her; doch aus dem Gähnen meiner Wirthe glaubte ich ſchließen zu müſſen, dieſer Tanz erſcheine ihnen albern.

Die Abendunterhaltung ſollte ſich durch andere Spiele und neue Vergnügungen hinausziehen, als einer meiner Neger, den man abgeſandt hatte, um mich aufzuſuchen, mir ſagen ließ, er erwarte mich mit einem Pferde, um nach M'Barul zurückzukehren, wo ſich meine Reiſegefährten befänden. Ich ſetzte den Fuß in den breiten mauriſchen Steigbügel und ritt unter abermaligem Zurufe fort, indem ich meinem Neger befahl, dem, der mich in ſeiner Wohnung aufgenommen, meine Dankbarkeit auszudrücken, und alles Pulver zu geben, das ich bei mir hatte. Meine Gefährten traf ich ganz blaß vor Schrecken bei'm Anblicke eines Löwen, den ſie als König mitten in den jungfräulichen Wäldern einherſpazierend getroffen, ohne daß ſie ſeinen Spaziergang zu beunruhigen verſucht hätten.

4.

Erinnerungen aus der Südſee.

(Aufenthalt auf den Sandwich-Inſeln.)

— — — Am ſiebenzehnten Tage unſerer Fahrt waren wir vor der Inſel Wahu. Wir ſteuerten am ſüd-öſtlichen Theile des Landes, der Cocos-Spitze zu. Dieſe ganze Seite ſcheint anfangs unfruchtbar, nähert man ſich ihr aber, ſo entdeckt man bald grünen Boden und Wohnungen. Die Spitze tritt entſchieden gegen Südoſt vor; dann biegt ſich das Ufer plötzlich gegen Weſten zurück und bildet eine nicht ſehr tiefe Bai von zwei Meilen im Umkreiſe, welche der Diamant-Hill, (Diamant-Berg) ſchließt. Dieſer Berg iſt um ſo merkwürdiger, als er vereinzelt auf niederem Grunde eine Meile von den erſten Erhöhungen im Innern entfernt am Geſtade des Meeres ſteht. Seine kreisförmige, wagrecht abgeſchnittene Geſtalt gleicht dem Krater eines Vulkans; und es unterliegt keinem Zweifel, daß ſie von einem dieſer feuerſpeienden Herde herrührt. Auf der Spitze findet man einen von trefflichen Fiſchen bevölkerten Süßwaſſer-See.

Im Weſten der Cocos-Spitze gewinnt die Inſel einen lachenderen Anblick. Die Berge ſind von tiefen Thälern durchſchnitten und mit fortwährend vegetirenden Wäldern bedeckt. Sobald wir am Diamant-Hügel vorüber waren, befanden wir uns einem herrlichen Cocosbaumwald gegenüber, deſſen breite Blätter dem niedlichen Dorfe Wititie oder vielmehr Waytite ihren Schatten verleihen. Vor Gründung des Hafens von Anarura, der eine Meile weſtlicher liegt, ankerte man hier gewöhnlich. Auf eine Meile Entfernung umgingen wir die Felſenkette, welche unter der See in einer Tiefe von acht bis neun Klaftern ſich an der Küſte hinzieht und legten bei eilf Klaftern dem Hafen gegenüber vor Anker, wo wir mehre Fahrzeuge bemerkten.

Selten kann man mitten am Tage in Anarura einlaufen. Der ſchmale Kanal, der dahin führt, iſt eine gekrümmte Oeffnung durch die Felſen, von zwei Meilen Länge. Hat man nicht günſtigen Wind, was ſelten vorkommt, ſo muß man die Stille des Morgens erwarten, um ſich hinauf bugſiren zu laſſen. Dieſe Schwierigkeit hat in Anarura einen Gebrauch geheiligt, der ſich noch auf das brüderliche Bündniß der Seeleute unter ſich bezieht. Am Tage, da ein Fahrzeug in den Hafen einlaufen ſoll, werden die Kähne aller deren, die ſich hier befinden vor Sonnenaufgang zu ſeiner Verfügung geſtellt. Der Kapitän, der ſich dieſem herzlichen Verfahren widerſetzen wollte, würde ſich in den Augen aller Uebrigen mit Schmach bedecken. Der Hafen von Anarura iſt ein gekrümmter Kanal, auf einem ſchlammigen Boden, der zwiſchen drei und ſechs Klaftern wechſelt, wo achtzig Fahrzeuge in Sicherheit ankern können.

Sobald unſer Schiff an ſeinen Pfoſten befeſtigt war, grüßten wir mit dreizehn Kanonen-Schüſſen, was ſogleich von dem Fort beantwortet wurde. Man ſtellte mich ſodann dem jungen König Kaukeauly oder Tameha-Meha III. vor. Er befand ſich bei dem Regenten Boki, und ſaß ohne irgend eine andere Auszeichnung auf einem Lehnſtuhle, wie man mir einen bot. Er war ganz einfach weiß gekleidet und trug um den Hals ein Collier von gelben Steinen, und das war nicht einmal ein unterſcheidendes Zeichen, wie ich zuerſt glaubte, denn viele Einwohner, Männer und Frauen, trugen ähnliche.

Dieſer junge Fürſt hatte eine intereſſante Geſichtsbildung, obgleich die Blattern einige Merkmale zurückgelaſſen; in ſeiner Miene lag ein Zug von Schwermuth. Er mochte damals erſt ſiebenzehn Jahre zählen. Seine Farbe fiel in das dunkel Kaſtanienbraune. Er ſprach wenig und fixirte mich lange. Ich hatte am Bord die Porträts des Königs, ſeines Bruders und der Königin, die im Jahre 1834 in London geſtorben waren; ich ließ ihm die Bildniſſe durch meinen Dolmetſch anbieten. Er nahm ſie an, ohne daß ſich anfänglich ein tieferer Eindruck bei

ihm bemerken ließ; erſt einige Tage ſpäter, als ich ſie ihm hatte bringen laſſen, war er betroffen von der außerordentlichen Aehnlichkeit und ſchönen Ausführung. Mehre Tage hindurch erregten dieſe zwei Gemälde die Gefühle aller Einwohner, welche bei dieſer Gelegenheit durch aufrichtige Thränen ihre Anhänglichkeit an ihre Herrſcher darlegten. Beinahe alle Weiber ließen ſich die zwei Schneidezähne am obern Kinnbacken ausbrechen, was als ein auf dieſen Inſeln gewöhnliches Zeichen der Trauer beim Tode des Monarchen erſcheint.

Das Haus, wo ich den jungen König fand, war, wie geſagt, das des Regenten Boki. Im Aeußern bot es denſelben Anblick, wie alle Häuſer, welche die Stadt Anura bilden. Das Innere war gleichförmig mit Matten belegt und unterſchied ſich nur durch europäiſche Möbel, die man vermiſcht mit denen des Landes in allen Ecken des Gemaches umhergeſtellt hatte. Nichts ſchien mir bizarrer, als der Anblick einer Porzelan=Vaſe, aus franzöſiſcher Fabrik, die ein Seitenſtück zu einer Kürbisflaſche machte; ferner ſah man hier zwei ſchöne Betten mit Vorhängen von geſtickter Gaze, mit Matten an der Stelle der Eiderdaunen; zwei herrliche Spiegel mit vergoldeten Rahmen und geziert mit allen Geräthſchaften einer eleganten Toilette, dazu beſtimmt, die Schönheit wiederzuſtrahlen, die hier jedoch nur das Bild einer braunen, halb mit ſchmutziger Tapa bedeckten Haut wiederſtrahlten. Man hätte dieſe Wohnung übrigens reinlich und anſtändig nennen können, wäre ſie nicht ſo ſehr mit Häuptlingen und Dienern angefüllt geweſen, die ſich ſo nahe an einander auf den Matten ausſtreckten, daß man keinen Schritt thun konnte, ohne mit dem Fuße an einen Menſchen zu ſtoßen; kaum war hinreichend freier Raum für vier oder fünf Perſonen. Der König war faſt noch ein Kind und Boki die angeſehenſte Perſon des Staates; in ſeiner Umgebung befanden ſich ſtets die vornehmſten Häupter der ganzen Inſelgruppe und lebten zum Theil auf ſeine Koſten.

Sieht man dieſe Leute, ſo könnte man glauben, die Würde ermeſſe ſich nach der Beleibtheit; denn die in der Macht am höchſten ſtehen, beſitzen auch die meiſte Körperfülle; und da ſie durchgängig groß ſind, ſo erſchienen wir neben ihnen wie Pygmäen. Ich habe oft um die Urſache dieſer außerordentlichen Feiſtigkeit der Häuptlinge gefragt, und man hat ſtets den Mangel an Leibesübung und übermäßige Nahrung als Grund angegeben. Das könnte in Beziehung auf die Beleibtheit richtig ſeyn, warum ſind aber die Vornehmen viel größer? Man darf annehmen, daß ſie andern Urſprungs ſind als das kleine Volk, und daß ſie von den Eroberern dieſer Inſel abſtammen, wie die Lehnsherren Frankreichs im Mittelalter von den Franken=Führern abſtammten, die ſich der Ländereien der Gallier bemächtigten, oder wie die Sachſen, und ſpäter die Normannen, welche durch die Eroberung die bevorrechteten Barone Englands wurden. Die mit Fabeln vermiſchte Tradition, welche die Grundlage der Geſchichte der Sandwichs=Inſeln bildet, ſcheint zu zeigen, daß ſie in einer ſehr entfernten Epoche durch Fremde, einer von der, der erſten Einwohner ſehr verſchiedenen Race erobert worden ſeyen. Das Profil der Vornehmen, ſtatt einen geraden oder ſelbſt vorſpringenden Schnitt wie bei den andern Eingebornen zu zeigen, bildet eine concave Linie, ſo, daß wenn man eine Richtſchnur von der Stirne zum Kinn anlegen würde, dieſe kaum die Naſe berühren dürfte. Der Charakter der Geſichtsbildung kann ſo obige Annahme unterſtützen, ob ich gleich mir nicht anmaße, eine ſo wenig beſtätigte Sache als Gewißheit zu behaupten. Kaukeauli hatte ganz die Phyſiognomie eines Eingebornen; ſeine Magerkeit betrübte ihn und er betrachtete die Beleibtheit der Andern mit unverholener Eiferſucht.

Von den Häuptern und Höflingen, die den König und den Regenten umgaben, und das Haus füllten, waren die Einen auf europäiſche Weiſe gekleidet, d. h. ſie hätten Beinkleider und weiße Hemden; die andern umwickelten ſich mit einer Tapa, einem im Lande aus der Rinde des Maulbeerbaums fabricirten Stücke Stoff; die Meiſten aber gingen nackt und trugen um den Leib nur einen Maro, einen ſchmalen Streifen Leinewand, welcher ſelten zu dem Gebrauche hinreicht, zu dem er beſtimmt iſt.

Einige Weiber trugen Röcke und hatten die Haare nach Art unſerer Frauen geflochten; aber die gewöhnlichſte Kleidung des weiblichen Geſchlechts iſt ein weißes, weites, flatterndes Hemd. Die Prinzeſſin Boki, welche ihren Gatten nach London begleitet hatte, als er mit dem Könige Rio=Rio dahin kam, findet mehr Geſchmack als die Andern an dem europäiſchen Coſtume, und ſie iſt auch viel beſſer angezogen, als die Uebrigen. Alle behalten ein Stück ihres nationalen Putzes bei, nämlich ein Collier gewöhnlich von roth, grün und gelben Federn, das ſie bald um den Hals, bald in Geſtalt einer Krone um das Haupt tragen; letztere Art ſteht ihnen ſehr gut.

Beinahe allen Reiſenden hat es gefallen, die Weiber der verſchiedenen Inſelgruppen der Südſee mit allen Reizen der Schönheit auszuſchmücken; von denen der Marquiſen- und Geſellſchafts-Inſeln kann ich nicht ſprechen, aber ſoll ich nach den Sandwicherinnen ſchließen, denen ſie daſſelbe Lob geſpendet haben, ſo muß ich ſagen, daß ſie von dem Bilde weit entfernt ſind, das man von ihnen entworfen hat. Indeſſen muß man allerdings zugeſtehen, daß ſie gewiſſe natürliche Reize beſitzen, welche ohne gerade an die Stelle feiner, geregelter Züge und einer weißen zarten Haut zu treten, doch eine beinahe unwiderſtehliche Anziehungskraft üben. Alle ihre Bewegungen ſind leicht und gerundet; alle ihre Stellungen haben etwas bezaubernd Hingebendes; in ihren Blicken aber liegt vollends ein unerklärlicher Reiz.

Die Freiheit, deren ſie genießen, entfremdet ſie dem Zwange und der Furcht; daraus entſteht der Zuſtand innigen Einklangs in allen Verrichtungen des Körpers. Kennen ſie auch die Stürme des Herzens, ſo müſſen ſie doch nur ſehr vorübergehend ſeyn, denn kein Hinderniß thürmt ſie zu einer gewiſſen Gewalt an. Unbeſtändigkeit iſt gleichſam die Grundlage ihrer Sitten und die Langweile, die aus einer unpaſſenden Verbindung entſpringt, bleibt ihnen unbekannt. Gern mögen ſie ſich mit der geringfügigſten Bagatelle unterhalten; ihre Lippen umſpielt ein ſtetes Lächeln, und ihr Mund öffnet ſich nie um eine Verweigerung auszuſprechen. Man darf ſich daher nicht verwundern, wenn ein Fremder, der bei ihnen ſo leicht Zugang gefunden, um ſeiner eigenen Eitelkeit zu fröhnen, vom Glücke ſeiner ſchönen Eroberungen ſpricht.

Als der junge König einige Tage nach unſerer Ankunft den Heros zu ſehen verlangte, ließen wir ihm ein kleines Mahl an Bord bereiten. Er erſchien in Begleitung des Regenten und eines zahlreichen Gefolges, trank mit Vergnügeu guten Branntwein und ſpeiſ'te mit großer Gier von unſerm Backwerk. Wir bemerkten ſelbſt, daß er den Poë*) nicht berührte, den er ſich immer nachtragen ließ, wohin er ging; er gab unſerem Brode den Vorzug. Als er wieder ſeinen Kahn beſtiegen hatte, begrüßte man ihn mit dreizehn Kanonenſchüſſen, welche Höflichkeit ihm ſehr zu ſchmeicheln ſchien. Bei der Rückkehr zum Lande erwartete ihn am Ufer ſeine Wache; ſie beſtand aus zwanzig gut ausſehenden, einfach aber gleichförmig gekleideten jungen Leuten, mit weißen Beinkleidern, blauer Weſte, rundem Hute, Flinte, Bajonet und Patrontaſche.

Das Haus des Königs ſteht in derſelben Einfaſſung, mit dem vom Baki; es hat auch dieſelbe Form und Größe; man findet hier ſtets ein ſehr hohes Dach mit niederen nach innen ſich ſchief abneigenden Seitenwandungen. Dieſe Form gibt den Gebäuden von Stroh und Holz viel mehr Feſtigkeit, als wenn die Wandungen, welche das Dach ſtützen, ſenkrecht ſtünden. Der König beſitzt noch ein anderes nach den Regeln unſerer Baukunſt errichtetes Haus, aber er bewohnt es nie und zieht das mit Stroh vor. Dieſe Art von Wohnungen ſagt auch den Gebräuchen mehr zu; man ſtreckt ſich gern auf Matten aus; ſinkt an der erſten, beſten Stelle nieder, wo man Luſt dazu bekommt, und liegt ſo den größten Theil des Tages auf Binſenteppichen untereinander. In Gemächern, welche mit Geräthſchaften nach unſerer Weiſe verſehen wären, könnte das nicht ſeyn, weil da jede Perſon ihr eigenes Canape nöthig hätte. Der König ſelbſt ſchläft nur dann in ſeinem großen Strohhauſe, wenn das Wetter ſchlecht iſt; iſt die Nacht aber ſchön, ſo bewohnt er eine kleine, bloß für vier ſitzende oder liegende Perſonen hinreichend geräumige Hütte, in die man nur kriechend eindringen kann. Der junge Hof ahmt ſein Beiſpiel nach; jeder errichtet einen kleinen Bauer in ſeiner Nähe, und alle zuſammen bilden ein Lager um das Herrenhaus, das kaum zu einer Geräthekammer taugt.

Der König und der Regent ſind nicht die einzigen mächtigen Autoritäten des Archipels; eine Frau des bekannten Tameha, die Königin Kau-Manu übt, wenn nicht nach dem Rechte, doch der That nach eine große Gewalt aus. Sie hat ihren eigenen Hof und ihren eigenen Anhang. Den Winter hält ſie ſich in der Stadt auf, den Sommer bringt ſie in einem ſchönen Thale öſtlich von Anarura zu. Ich beſuchte ſie eines Tags mit dem engliſchen Conſul in ihrer aus zwei Hauptgebäuden und einigen Hütten beſtehenden Wohnung.

Wir fanden ſie auf Matten ſitzend und geſtützt auf Kiſſen mit ſeidenen Ueberzügen. Sie empfing uns in würdiger Haltung und zeigte uns viel Intereſſe. Kau-Manu mag eine Frau von zweiundfünfzig Jahren ſeyn, und ſcheint ſich früher einer anſehnlichen Körperfülle erfreut zu haben. Zerſtörte Geſundheit in Folge bekannter Ausſchweifungen hatte bei ihr ein frühzeitiges

*) Eine Art von Kuchen aus der knolligen Wurzel des Taro bereitet.

Alter herbeigeführt, das kaum mehr auf ein langes Leben hoffen ließ. Das erhielt die Geduld der Partei des Königs, welche durch den nahe bevorſtehenden Tod der Kau-Manu von dem weiblichen Joche befreit zu werden erwarten durfte. Sie trug, als wir ſie beſuchten, ein grauſeidenes Kleid, und hatte einen Madras, auf Art der Creolinnen, auf dem Kopfe. In ihrer Umgebung befanden ſich wenige Vornehme von Bedeutung, ausgenommen Kaunua, der commandirende Obriſt der Truppen, welcher dieſen hohen Poſten durch ſeine Verheirathung mit einer der Prinzeſſinnen erlangt hatte; aber Frauen vom höchſten Range, alle durch ihren großen Wuchs und übermäßige Beleibtheit ausgezeichnet, ſah man um ſie her verſammelt. Unter ihnen bemerkte ich eine junge Frau von zwanzig Jahren, der man den Titel Prinzeſſin gab. In dieſem Alter war ſie bereits ſo dick, daß ſie nicht mehr ohne Hülfe gehen konnte. Sie ſtellte das ungeheuere Seekalb, den Elephanten des Meeres vor, welches mit ſeinem Gewichte ganze Wochen auf derſelben Stelle liegen bleibt und ſich mit ſeinem ſchwammigen Körper in alle Unebenheiten des Bodens verſenkt. Aber dieſe Männer und Weiber, die ſo ſchwer auf ihren Matten laſten, ſind ſehr geſchickte, muthige Schwimmer.

Wir ſahen öfter, wie ſie auf einem ſechs Fuß langen und fünfzehn Zoll breiten Brette auf dem platten Bauche lagen und mehr als eine Meile vom Dorfe Waytite entfernt umherſchwammen; ſie leiteten ihr Brett gerade aus, hielten es ſtets vorn auf der Woge, und ließen ſich ſo von ihr mit Blitzes Schnelligkeit bis zum Lande treiben. Wenn ſie nun aber mit Hülfe einer unbegreiflichen Geſchicklichkeit dieſes Manöver ſo geſchwinde ausführen, ſo bedürfen ſie, wenn ſie wieder zurück wollen, noch viel mehr Talent, denn dann haben ſie die reißende Heftigkeit aller ſich folgenden Wogen zu beſiegen, und daran läßt ſich erſt ermeſſen, ob ſie gute Schwimmer ſind. Um dieſes Hinderniß zu bemeiſtern, haben ſie kein anderes Mittel, als quer durch die Welle zu tauchen, ſobald ſie paſſirt iſt, lebhaft zu ſchwimmen, und dieſes Manoeuvre bei der folgenden zu erneuern, bis ſie endlich zur letzten gelangt, ſich abermals zum Ufer tragen laſſen. Zu dieſem Vergnügen bedienen ſie ſich auch wohl der Pirogue; man muß dieſe aber noch viel geſchickter zu handhaben wiſſen, denn der geringſte falſche Ruderſchlag bringt ſie zum Umſtürzen. Ein ſolcher Unfall hat für ſie indeſſen nur die Folge, daß ſie die Scherze ihrer Landsleute erdulden müſſen, deren leicht erregbare Heiterkeit dann die Zügel ſchießen läßt.

Männer und Frauen verſchaffen ſich dieſe Unterhaltung, die als unſern Rutſchbergen analog betrachtet werden dürfte, hätten ſie nicht eine andere, dieſen noch viel ähnlichere, Beluſtigung. Oberhalb der Stadt Anarura erhebt ſich auf ungefähr ſechshundert Fuß ein alter vulkaniſcher, überall mit lockerer Erde und Gras bedeckter Krater; es iſt ein abgeſchnittener Kegel mit concavem Einſchnitte, den die Engländer dieſer Form und ohne Zweifel einer ſüßen Gewohnheit wegen, den Punſchnapf genannt haben. Der letzte Eroberer der Sandwich-Inſeln Tameha-Meha ließ durch Menſchenhände Kanonen von großem Caliber hinaufſchaffen, die man noch auf den Lavaſpitzen, welche die Umriſſe des Berges bilden, wie Gemſen an den Vorſprüngen des Mont-Blanc hängen ſieht. Auf dieſe Weiſe hatte ſich der argwöhniſche, ſchlaue Tyrann eine Citadelle erbaut, von der er im Falle eines Aufſtandes die Bewohner der Stadt niederſchmettern konnte.

Zur Regenzeit, wenn der Boden feucht und ſchlüpfrig war, machten die Liebhaber des hier berührten Vergnügens Rinnen von oben nach unten an der ſehr abſchüſſigen Seite des Berges bis zur Ebene; legten ſich dann, den Kopf nach unten gerichtet, mit dem Bauche auf Holzſchlitten und ließen ſich dann in dieſer Lage mit einer Schnelligkeit hinabgleiten, von der man ſich einen Begriff machen kann, wenn man bedenkt, daß der Fall der Rinne wenigſtens fünfundfünfzig Grade beträgt; ſo gleiteten ſie auch, wenn ſie bereits auf ebenem Boden angekommen waren, noch lange fort, und gelangten beinahe bis zur Stadt, ehe die Wirkung aufhörte, welche die Schnelligkeit des Laufes veranlaßt hatte. Die Chileſen bedienen ſich noch heut zu Tage deſſelben Mittels um an den Cordilleras herabzukommen, nur mit dem Unterſchiede, daß man hier den Schlitten gebraucht und auf den Cordilleren ſich auf einer Ochſenhaut herabgleiten läßt.

5.

Neue Wahrnehmungen und Anecdoten über arabiſche Pferde.

„Ein Beduine, mit Namen Giabal, ſchreibt ein franzöſiſcher Reiſender, beſaß eine ausgezeichnete Stute; Haſſad-Paſcha, damals Vezier von Damas, ließ ihm alle erdenkliche Angebote dafür machen, aber vergebens; denn ein Beduine liebt ſein Pferd ſo ſehr als ſeine Frau. Der Paſcha drohte, doch der Erfolg war nicht günſtiger. Da kam ein anderer Beduine mit Namen Giafar zu ihm und fragte, was er ihm geben würde, wenn er Giabals Stute brächte. „Ich werde dir deinen Gerſtenſack mit Gold füllen," erwiderte Haſſad-Paſcha, dem es eine Schmach ſchien, daß er ſeinen Zweck nicht erreicht hatte. Weil aber die Sache bald ruchbar wurde, band Giabal ſeine Stute des Nachts mittelſt eines am Fuße angebrachten eiſernen Ringes an eine Kette, die in das Zelt lief und hier an einen in die Erde geſchlagenen Pfahl, unter der Filzdecke befeſtigt war, die ihm und ſeinem Weibe zum Lager diente. Um Mitternacht gelangte Giafar kriechend in das Zelt, ſchob ſich zwiſchen Giabal und ſein Weib, und ſtieß ſanft bald an dieſes, bald an jenen; der Mann glaubte ſich von der Frau, die Frau vom Manne geſtoßen, und Jedes gab Raum; Giafar machte hierauf mit ſcharfem Meſſer ein Loch in den Filz, zog den Pfahl heraus, band die Stute los, ſchwang ſich hinauf, nahm Giabals Lanze, ſtach ihn damit leicht und ſagte: „Ich, Giafar, bin es, der deine ſchöne Stute genommen; ich benachrichtige dich zur rechten Zeit." Und nun reitet er fort. Giabal ſpringt aus ſeinem Zelte, ruft Reiter herbei, nimmt die Stute ſeines Bruders und ſie verfolgen Giafar vier Stunden lang. Die Stute von Giabals Bruder war, obwohl minder gut, doch von demſelben Blute wie die ſeinige. Giabal ließ alle Reiter weit hinter ſich, und hätte Giafar im Moment erreicht gehabt, da rief er dieſem zu: „Kneipe dem Pferde das rechte Ohr und gieb ihm einen Stoß mit dem Bügel." Giafar that es und ſchießt wie der Blitz davon. Alle Verfolgung wird nun fruchtlos; eine zu große Diſtanz trennt ſie. Die andern Beduinen machten Giabal Vorwürfe, daß er ſelbſt den Verluſt ſeiner Stute verurſacht habe. „Ich will ſie lieber verlieren," entgegnete er, „als ihren Ruf beflecken. Man ſoll beim Stamme Wuld-Ali (ein Stamm, deſſen Pferde wegen ihrer Schnelligkeit berühmt ſind) nicht ſagen können, eine andere Stute ſey der meinigen im Laufe zuvorgekommen. Es gewährt mir hinlängliche Genugthuung, behaupten zu können, daß eine andere nicht im Stande war, ſie zu erreichen.

Jeder Beduine gewöhnt ſein Pferd an ein Zeichen, bei dem es ſeine ganze Schnelligkeit entwickelt. Er bedient ſich deſſelben nur bei der äußerſten Noth, und würde das Geheimniß ſelbſt ſeinem Sohne nicht anvertrauen. Folgende Begebenheit liefert ein anderes Beiſpiel:

Ein Beduine kam nach Palmyra; zur ſelben Zeit mit ſieben Anderen von einem Stamme, der mit dem ſeinigen im Kriege lebt. Als dieſe hörten, daß er ſich in der Stadt befinde, beſchloſſen ſie ihn in einiger Entfernung zu erwarten und zu tödten. Bani, ſo hieß der Beduine, hievon benachrichtigt, kam zu uns, band ſeine Stute an unſer Thor, und bat uns, wir möchten ihm eine Filzdecke leihen; wir hatten mehre, in welche unſere Waaren gewickelt waren. Ich brachte ihm eine, er tauchte ſie eine halbe Stunde lang in das Waſſer, legte ſie dann ganz durchnäßt auf den Rücken ſeiner Stute und band den Sattel darauf. Zwei Stunden ſpäter bekam ſie einen ſtarken Durchfall, der den ganzen Abend dauerte, und am andern Tage ſchien ſie gar nichts mehr im Leibe zu haben. Jetzt nahm Bani die Decke ab, gab ſie uns wieder, gürtete ſein Pferd feſt, und ritt fort. Um vier Uhr des Nachmittags ſahen wir die Beduinen des Stammes El Daffir (des dem Bani feindlichen Stammes) ohne Beute zurückzukehren. „Vernehmt, was uns begegnet iſt,"

ſprachen ſie, „da wir Royial, Mehemas Zinspflichtigen nicht beleidigen wollten, ſo vermieden wir es, unſern Feind in der Stadt anzugreifen; wir hätten ihn auf einem Wege auflauern können, aber wir waren Sieben gegen Einen und zogen es vor, auf freiem Felde zu warten. Als wir ihn erblickten, ſprengten wir auf ihn zu; ſobald er ſich aber in unſerer Mitte befand, ſtieß er einen mächtigen Schrei aus, und ſprach zu ſeinem Roße: »Jah hamra! heute iſt die Reihe an dir.“ Und wie ein Blitz ſchoß es fort. Wir haben ihn verfolgt bis zu ſeinem Stamme, hoch verwundert über die Schnelligkeit ſeiner Stute, die einem Vogel glich, der die Luft mit ſeinen Flügeln durchſchneidet.“

Zum Erſtaunen erfährt man, daß Stuten von edler Abkunft und großem Rufe in Syrien mit dreißig-, vierzig- und ſogar mit fünfzigtauſend Piaſtern (ungefähr 150,000 Fr.) bezahlt werden. Daraus geht hervor, daß man in Frankreich nur Race-Pferde von geringer Bedeutung gehabt hat, denn das Maximum des Ankaufspreiſes iſt bis jetzt 8—10,000 Franken geweſen *). So vollkommen uns dieſe Pferde auch erſchienen ſeyn mögen, ſo waren ſie doch nicht von der edelſten Abkunft, ſondern von gemiſchtem Blute; man weiß aber welche Wichtigkeit die Beduinen auf die Genealogie ihrer Pferde legen. Man hat immer behauptet, es ſey ſehr ſchwierig, ſich ſchöne Stuten zu verſchaffen, weil die Beduinen ſie höher ſchätzen, als die Hengſte und nicht aus dem Lande laſſen. Indeſſen liegen die Hinderniſſe, die ſich der Ausfuhr entgegenſetzen hauptſächlich in den hohen Preiſen, zu denen die Stuten bei den Stämmen ſelbſt verkauft werden, und in der Schwierigkeit zu dieſen Völkerſchaften zu gelangen. Der Herausgeber dieſer Bemerkungen hatte von Ebn Sihud, einem mächtigen Häuptlinge eine Stute, Nedſchdie, das heißt vom Lande Ondſche, zum Geſchenke erhalten, deren Race wegen großer Schnelligkeit ſehr geachtet iſt; er glaubt das Pferd wenigſtens zu 30,000 Piaſter anſchlagen zu dürfen. Er war nicht der Einzige, der ſolche Geſchenke empfing. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Beduinen ihre Pferde verkaufen würden, wenn man ſie ihnen wenigſtens eben ſo theuer bezahlen wollte, als ſie bei ihnen bezahlt werden. Sie treiben den Luxus in Pferden bis in's Unglaubliche; zur Zeit der Reiſe Lascaris hatte erwähnter Häuptling in ſeinen Stallungen 80 weiße Stuten von größter Schönheit in einer Reihe aufgeſtellt und 120 Andere in verſchiedener Farbe. Die Liebe zu dieſen edeln Thieren, und der Werth, den ſie ihnen zuſchreiben, iſt überall bei dieſen Nomaden ausgeprägt. Der Name faſt aller ihrer Stämme iſt nach der Farbe einiger berühmten Stuten gebildet. Die Pferde vom Stamme Wuld-Ali ſind die angeſehenſten. Die merkwürdige Eigenheit verdient hier noch aufgeführt zu werden, daß im Kampfe der, welcher ſein Pferd ſeinem Gegner abtritt, vom Letzteren weder getödtet, noch zum Gefangenen gemacht werden darf.

6.

Die Tribunale auf Jamaica.

(Von einem Pflanzer.)

Die beiden Anſtifter einer ausgedehnten Verſchwörung, welche eine allgemeine Niedermetzelung der Weißen zum Zwecke hatte, wurden von den Aſſiſen des Schwarzen Fluſſes verurtheilt, der Eine zum Strange, der Andere zur Deportation.

*) In deutſchen Marſtällen finden ſich Pferde, deren Ankaufspreis fünfzehn bis zwanzigtauſend Gulden geweſen.

Martins-Penn, ein Gut des Lord Balcarras war der Herd des beabſichtigten Aufſtandes. Des Lords Intendant beſaß einen ſanften Charakter, und die Neger hatten ihm nur eine milde Behandlung nachzurühmen. Mehr als tauſend Sclaven hatten ſich an die Verſchwörung angeſchloſſen, welche zum Glücke durch den Intendanten eines engliſchen Eigenthümers, einen Franzoſen von Sanct Domingo entdeckt wurde. Als dieſer bei dem Begräbniß eines Kindes, wobei der Vater ein Schwein braten ließ, einen außerordentlichen Zuſammenlauf fremder Neger bemerkte, ſchlich er ſich auf verſtohlene Weiſe bis an die Hütte, wo die Feſtlichkeit Statt fand, legte das Ohr an eine Hecke und vernahm, daß mehr als zweihundertfünfzig Neger den Eid unter den üblichen Formen leiſteten, die darin beſtanden, daß ſie Blut tranken, Gräbererde aßen u. ſ. w. Alle waren Africaner und kein Creole war zugelaſſen worden.

Sie hatten einen König aus dem Stamme Eboes gewählt, unter dem zwei Kapitäne ſtanden. Der Plan war Vertilgung der Weißen, und Seine Majeſtät hatte Weihnachten für den günſtigſten Augenblick zur Ausführung gehalten; während ſeine ungeduldigeren Kapitäne wollten, man ſolle ſogleich losſchlagen. Man ſuchte ſich ihrer Perſonen zu verſichern; der eine Kapitän entkam in die Wälder, der König und der andere Kapitän wurden verhaftet und der Gerechtigkeit ausgeliefert. Während der Gerichtsverhandlungen blieben ſie kaltblütig und gleichgültig, und gaben ſich nicht einmal die Mühe, die Thatſachen zu läugnen, die man ihnen zur Laſt legte. Allerdings ließ die Klarheit der Beweiſe kein Läugnen mehr zu; unter andern Stücken fand ſich ein Lied auf den König vor, worin Gott und Herr Wilberforce um Freiheit angerufen wurden und der Entſchluß ausgeſprochen war, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Der Aufſeher hatte gehört, wie der König das Lied beim Leichenbegängniſſe ſang und die Andern im Chor darauf antworteten. Der König der Eboes geſtand die Wahrheit dieſer Angabe zu, konnte aber darin nichts Arges finden. Er hatte Nichts geſungen, was nicht von ſeinem Prieſter (einem Mulatten, der als Wiedertäufer-Miſſionär hier lebte, und die Verſchwörung mit angezettelt hatte) als durch Johannes den Täufer gebilligt erklärt worden war. »Wer war dieſer heilige Johannes der Täufer?“ fragte man ihn. Er wußte es nicht recht, ſein Prieſter hatte ihm blos geſagt, dieſer heilige Johannes ſey der Freund der Neger und ſeinen Kopf habe man in eine Schüſſel gelegt.

Der Kapitän brachte zu ſeiner Vertheidigung nur vor, wenn ihm der Hof dieſesmal vergeben wollte, ſo werde er nie mehr Aehnliches beginnen, da ihre Verſchwörungen den Weißen ſo ſehr mißfallen, was er bis jetzt nicht vermuthet habe. Ohne Zweifel hatten ſie ſich eingebildet, die Weißen finden ebenſoviel Vergnügen daran, ſich den Hals abſchneiden zu laſſen, als die Schwarzen, ihnen denſelben abzuſchneiden. Ein Jäger bewies einſt auf dieſem Wege die Geſetzlichkeit der Jagd. Es liegt ebenſo in der Natur des Haſen zu fliehen, als in der des Hundes nachzulaufen; demnach muß der Haſe ebenſo viel Vergnügen darin finden, ſich verfolgen zu laſſen, als der Hund, den Haſen zu verfolgen.

Vor kurzem wohnte ich den Sitzungen des Gerichtshofes für die Sclaven bei. Ein Neger war des Vieh-Diebſtahls, und eine ſchwarze Magd der Vergiftung ihres Herrn angeklagt. Der Erſtere wurde zur Deportation verurtheilt; die Zweite war ein Mädchen von fünfzehn Jahren, Minette genannt. Sie geſtand ein, ätzendes Sublimat in ein wenig Branntwein und Waſſer gemiſcht zu haben; aber ſie behauptete, ſie habe es, ohne zu wiſſen, daß es Gift ſey, in der Apotheke genommen, und ihrem Herrn auf Verlangen ſeiner Großmutter gegeben. Dieſe Angabe war offenbar erfunden; man hatte keine Urſache an der Unſchuld der Großmutter zu zweifeln, indeß der Einfluß der Mutter verdächtig erſchien; Minette aber zeigte in ihrem ganzen Benehmen die unglaublichſte Verhärtung. Sie hatte ſich an das Bett ihres Herrn geſtellt, um ihn das Gift trinken zu ſehen; ohne das mindeſte Zeichen von Staunen oder Mitleid hatte ſie ſeinem Todeskampfe beigewohnt, und als man ihr das Zimmer zu verlaſſen befahl, ſtellte ſie ſich, als wäre ſie tief eingeſchlafen und hörte nicht, was man ihr ſagte. Selbſt nach ihrer Einkerkerung konnte man ſie nicht zu einem Bekenntniß der Reue, wegen Vergiftung ihres Herrn bringen.

Sie wurde zur Hinrichtung am folgenden Tage verurtheilt; ohne die geringſte Bewegung hörte ſie den Spruch und lachte, wie man mich verſicherte, als ſie die Treppe des Tribunals hinabſtieg.

In der Verhandlung ſchien mir alle mögliche Billigkeit vorzuwalten; das Geſchwornengericht war aus neun achtungswerthen Perſonen, das Tribunal aus drei Richtern und einem älteren Beamten als Präſidenten, zuſammengeſetzt. Auf keiner Seite gab es Advokaten, folglich

auch keine Berufung auf Leidenſchaften, keine falſche Färbung, keine Kniffe, keine pathetiſchen Reden, keine künſtlichen Gegenfragen, keine Zeugen-Confrontationen und doch ſchienen mir die Debatten dabei keinen ſchlimmen Gang zu nehmen. Niemand erhob ſich für, Niemand gegen die Angeklagte.

Das Einzige, was ich zu tadeln hatte, war der Befehl, die Schuldige ſogleich hinzurichten, welcher aus Furcht gegeben wurde, der Ausübung des königlichen Vorrechts die nöthige Zeit zu laſſen, falls das Gouvernement geneigt ſeyn ſollte, die Strafe in Deportation zu verwandeln.

Haben ſich die Neger einmal zum Böſen gewendet, ſo kennen ſie keine Gränze mehr und man erzählt ſich gräßliche Beiſpiele von ihrer Wildheit. Neulich ſtritten ſich zwei Neger um eine Kleinigkeit; der Eine biß und riß dem Andern die Naſe mit den Zähnen aus dem Geſichte. Als ein Mädchen in leichten Streit mit zwei von ihren Gefährtinnen gerieth, ſo ſprangen dieſe auf ſie los, und zerbiſſen ihr die Hände ſo grauſam, daß man befürchtet, ſie werde beide nicht mehr gebrauchen können.

Ich fragte, wem der Schädel gehört habe, den ich auf einer Stange am Rande der Landſtraße aufgepflanzt geſehen hatte, als ich von der Montego-Bai zurückkehrte. Man erzählte mir, ein gewiſſer Dunbar habe ſeinen Negern einigen Anlaß zu Unzufriedenheit gegeben, ob er gleich durchaus kein ſtrenger Herr geweſen ſey. Sein ſchwarzer Aufſeher, der von Kindheit an in ſeinem Hauſe aufgezogen worden, war derjenige, welcher unter ſeinen Sclaven ein Complot zu ſeiner Ermordung bildete. Bei dieſem Unternehmen unterſtützten ihn zwei junge Leute, die zu einem benachbarten Gute gehörten, Herrn Dunbar blos vom Sehen kannten, keinen Haß gegen ihn hegten, und ſich nur ihrem würdigen Freunde, dem Aufſeher zu Gefallen in die Verſchwörung einließen. Während einiger Monate wurden verſchiedene Verſuche gemacht, welche der Zufall jedoch ſtets vereitelte. Endlich erhielten ſie die Gewißheit, daß Dunbar in einiger Entfernung von ſeiner Wohnung zu Mittag zu ſpeiſen beabſichtige, und erſt Abends zurückkehren könne. Man wählte einen Hinterhalt, um ihm den Rückweg abzuſchneiden, und im Augenblicke, da er durch ein dichtes Gehölz ritt, warfen ſich die Mörder auf ihn; der Aufſeher riß den Unglücklichen vom Pferde, und in wenigen Minuten hatten ſie ihn mit Stockſchlägen getödtet. Niemand hatte Verdacht auf den Aufſeher, als aber im Laufe der Unterſuchung ſein Haus wie die andern durchforſcht wurde, ſo fand man daſelbſt in einem verborgenen Winkel nicht allein die Uhr Dunbar's, ſondern auch eines ſeiner Ohren, welches der Elende in Folge des bei den Negern herrſchenden Aberglaubens mit ſich genommen, daß der Mörder, ſo lange er eines der Ohren ſeines Opfers beſitze, nicht von ſeinem Geſpenſte verfolgt werden könne. Die beiden fremden jungen Neger, zwei Neger Dunbar's und der Aufſeher, wurden vor Gericht gezogen, geſtanden ihr Verbrechen, und erlitten die gerechte Strafe. Des letzteren Kopf ſteckte man zur Warnung für Andere auf eine hohe Stange. Doch die Schuldigen befanden ſich noch im Kerker. Als eines Tags der Aufſeher eines benachbarten Gutes einem zum Arbeiten gemietheten Weibe aus irgend einem Grunde Vorwürfe machte; da ſprang die Furie auf ihn los, faßte ihn bei der Gurgel, und ſchrie ihren Gefährtinnen zu: „Herbei! herbei! Bedunbaren wir ihn!“ und durch den heftigen, plötzlichen Angriff wäre es ihr bald gelungen, ihren Plan auszuführen, als die Sclaven des unglücklichen Aufſehers zu ſeiner Rettung herbeieilten. Dieſes Weib wurde ebenfalls hingerichtet. Allerdings geſchah das vor etwa fünf Jahren, als in den Bergen der Aufruhr ſeine Fahne erhoben; jetzt iſt Alles ruhig. Doch vor einem Jahre etwa fand man den Buchhalter eines benachbarten Gutes todt in einer von meinen Zuckerrohrpflanzungen. Der Schädel war ihm eingeſchlagen, und keine Unterſuchung führte zu Entdeckung des Mörders.

Ein Eigenthümer aus meiner Nachbarſchaft hat kürzlich drei Sclaven in das Gefängniß bringen laſſen, welche ihn mit ätzendem Sublimat zu vergiften ſuchten; alle drei Neger ſind ſeine Diener und einer von ihnen hat in ſeinen Dienſten ein hohes Alter erreicht. Sein Bruder iſt bereits ein Opfer eines ähnlichen Complots geworden, und doch rühmt man beide als menſchliche Herren.

Ein Agent, der bei den Negern ſehr in Gunſt zu ſtehen ſchien, ſah ſich genöthigt, wegen häufiger gegen ihn gerichteter Vergiftungs-Verſuche, ſein Unternehmen im Stiche zu laſſen, und ein Anderer, dem nicht die geringſte Bedrückung vorzuwerfen iſt, ſollte einmal mit einer Taſſe Kaffee vergiftet werden, und entging dem Anſchlage das zweite Mal nur durch ſeine Höflichkeit, indem er das unſelige, für ihn gebraute Getränk zwei jungen Buchhaltern bot, welche Beide unterlagen. Seitdem hat man entdeckt, daß dieſes Verbrechen von dem abſcheulichen Glauben der

Neger an Obnach (Zauberei) herrührte; das Weib, welches den Trank gemiſcht hatte, kannte die giftige Natur deſſelben nicht, ſie hatte das Gift aus den Händen eines Zauberers als einen Zauber empfangen, der ihr ihren Herrn gewogen machen müßte.

Eines der feinſten von den Negern angewandten Gifte (und die Meiſten kennen eine Menge derſelben) wird aus der Wurzel der Caſſave bereitet. Sie drücken den Saft aus und laſſen ihn gähren; darin erzeugt ſich ein kleines Würmchen, deſſen Subſtanz in den Magen gebracht, vernichtend wirkt. Der Neger, der Jemand vergiften will, verbirgt dieſes Würmchen unter dem Nagel des Daumen, den er zu dieſem Ende wachſen läßt. Dann ſucht er ſein Opfer zu überreden mit ihm zu trinken oder zu eſſen, und ergreift den Moment, wo er ihm ein Glas oder eine Schüſſel reicht, und läßt den Wurm hineinfallen, der denjenigen unfehlbar tödtet, der ihn verſchluckt.

Ein anderes Mittel der Vernichtung findet ſich, wie man mir erzählt, in allen Gärten der Neger der Inſel, und zwar die Arſenik-Bohne. Dieſe Pflanze bringt keinen Nutzen, iſt nicht einmal eine Zierpflanze, und fragt man die Neger, warum ſie dieſelbe in ihren Gärten ziehen, ſo wiſſen ſie keinen Grund anzugeben, aber man darf ſicher darauf rechnen, ſie ſtets zu treffen. Die Leber des Crokodills beſitzt ebenfalls die zerſtörende Eigenſchaft, noch gefährlicher aber iſt, wie man behauptet, die Galle des Thiers.

Die Giftmiſcher und Meuchelmörder ſind, was ſich von ſelbſt verſteht, Ausgeburten und Ausnahmen bei den Weißen, und, daß Einzelne Verbrechen begehen, dient der ſchlechten Behandlung, der die Neger-Race lange Zeit ausgeſetzt war, nicht zur Rechtfertigung. Mit Schauer erinnert man ſich der Grauſamkeiten, welche die Spanier in der neuen Welt verübten. Folgender Zug von einem engliſchen Pflanzer kann als Seitenſtück zu allen Anecdoten aus der indianiſchen Geſchichte dienen, bei denen ſich die Haare der Leſer ſträuben.

Ich verlangte die Erklärung eines Volksliedes der Neger, das ungefähr ſo hieß:

„Man ſchlepp' ihn ſchnell nach Gulley fort! nach Gulley fort!“
„Doch bringt mir Kleid und Bahre wieder!“
„Oh! Maſſa, ſeht ich lebe noch!“
„Man ſchlepp' ihn ſchnell nach Gulley fort! nach Gulley fort!“
„Fort, fort mit ihm!“

Die Leute ſagten mir, dieſe traurige Ballade beziehe ſich auf einen Vorfall, der ſich etwa vor dreißig Jahren auf dem benachbarten Gute, genannt „Garten der Quelle,“ ereignet hat. Der Eigenthümer dieſes Gutes (ſein Name war, glaube ich, Redward) wird als der grauſamſte Pflanzer geſchildert, der je den engliſchen Namen geſchändet hat; ſo oft einer ſeiner Neger von einer, für unheilbar erklärten Krankheit befallen wurde, ertheilte er Befehl, den Unglücklichen in ein einſames, bei ſeinem Eigenthume gelegenes Thal zu bringen, welches Gulley (der Abfluß) hieß. Hier warf man ihn auf die Erde und überließ ihn ſeinem Geſchicke; ehe der Tod ſeine Leiden endete, wurde er in der Regel zur Hälfte von den Raben verzehrt. Dieſer ſchändliche, rohe Menſch erſparte durch dieſes Mittel, was ihm ſein Sclave während der letzten Krankheit gekoſtet hätte; aber damit nichts verloren gehe, ſchärfte er den Negern, welche den Unglücklichen trugen, ein, den Sterbenden, ehe ſie ihn in Gulley ließen, ganz nackt auszukleiden, und Decke und Bahre nicht zu vergeſſen, auf der man ihn getragen. Ein armer Teufel, den man ſo lebend nach dem Hochgerichte brachte, rief wiederholt in jammervollem Tone, er ſey noch nicht todt, und beſchwor ſeinen Herrn, ihn nicht auf ſo ſchreckliche Weiſe umkommen zu laſſen. Das Geſchrei konnte den Herrn nicht erweichen, aber ſeine Gefährten in der Sclaverei hatten kein Herz von Stein und Eiſen, wie ſehr dieſer Zuſtand die menſchliche Bruſt auch verhärtet. Einige von ihnen entriſſen den Raben in folgender Nacht das lebendige Feſtmahl, um das ſie ſich bereits zu verſammeln und zu ſtreiten begannen. Sie trugen ihren Kameraden in das Negerdorf und verbargen ihn vor Aller Augen. Ihrer Pflege hatte er ſeine vollſtändige Geneſung zu verdanken; er verließ das Gut, ohne daß Jemand Etwas von der Sache erfuhr; unglücklicher Weiſe kam der Herr eines Tags durch Kingſton, traf ſeinen Neger an einer Straßenecke und erſtaunte gewaltig, denjenigen ſich gegenüber zu ſehen, den er längſt bis auf die Knochen abgenagt glaubte. Bald aber wurde der Geiz Meiſter über das Erſtaunen; er hält den Wiedererſtandenen an, reclamirt ihn als ſeinen Sclaven, und befiehlt ſeinen Dienern ihn nach ſeinem Hauſe zu bringen; aber das Geſchrei des armen Teufels verſammelt die

Menge um die Schauſpieler dieſer Scene, ehe man ihn wegbringen kann. Er erzählte ſeine traurige Geſchichte und die Art, wie er Leben und Freiheit wieder erlangt; die Entrüſtung ſtieg bei dieſen empörenden Angaben in einem Maße, daß der ſchändliche Redward ſich noch glücklich ſchätzen mußte, aus Kingſton zu entkommen, wo er Gefahr lief, in Stücken zerriſſen zu werden. Man mag ſich leicht denken, daß er ſeinen Sclaven nicht mehr zurück zu fordern wagte.

2.

Leichenbegängniſſe einer Baghtin.

Die Aerzte riethen mir zu der Wiederherſtellung meiner Geſundheit zu einer Reiſe an den Ganges. Ihrem Rathe folgend, wurde ich dadurch, als ich in Dinapuhr anlangte, Zeuge einer Scene, die mir der Mittheilung würdig erſcheint und einen Beitrag zu den Kenntniſſen liefern wird, die wir bereits von den Sitten und Gebräuchen der verſchiedenen Eingebornen erlangt haben.

Beim Einbruche der Nacht ſaß ich in Bewunderung der Herrlichkeit des ſchwimmenden Mondes und der Millionen, am Firmamente glänzender Sterne verſunken in meinem Zelte; da ſah ich mich plötzlich durch den Lärm einer ziemlichen Anzahl von Hindu, die von einer Muſiker-Bande begleitet, nach dem Fluſſe zogen, aus meinen Träumereien geriſſen. Ich geſellte mich zu ihnen, in der Hoffnung, einem luſtigen Schauſpiele beiwohnen zu können; aber bald war ich ſchmerzlich enttäuſcht, ich kam zur Todtenfeier einer Baghtin. Mit Blumen geſchmückt, wie ſie die Jahreszeit bot und mit ſilbernen und goldenen Blättern bedeckt, lag der Leichnam auf einem ſchmalen Bette; am Geſtade ließ man ihn nieder und das Gefolge ſetzte ſich an drei Seiten des Bettes, während Muſik und Geſänge ſich fortwährend vernehmen ließen. Ich wandte mich an einen der Anweſenden; er war zufällig aus dem Dorfe der Verſtorbenen und erwiderte mir auf meine Fragen unter heftigem Schluchzen: „Dſchenna war die Frau eines Tſchamar Baght oder Prieſters, der uns die heiligen Bücher vorlieſt und erklärt; ſeine große Enthaltſamkeit verſchafft uns auch Vergebung der Sünden, denn, nie nimmt er thieriſche Nahrungsmittel zu ſich. Dſchenna, von ihrem Gatten treu geliebt, war zugleich die zärtlichſte Tochter, die beſte Freundin, und in der Blüthe ihrer Tage mußte ſie den Armen unglücklicher, über ihren Verluſt untröſtlicher Eltern entriſſen werden; die Frau, die ihr über dem Lager weinen ſeht, iſt ihre Mutter.“ Bei dieſen Worten hielt er inne, ſchluchzte auf's Neue und wiederholte einige Male: „Gott hat Dſchenna in eine beſſere Welt gerufen!“ „Sagt mir doch, hat ſie Kinder hinterlaſſen, die ihr frühzeitiges Ende beklagen?“ „Ja, ſie ſollte aber die Freude nicht empfinden, dem Erſtgebornen die Bruſt zu reichen; am ſiebenten Tage nach der Geburt des erſehnten Knaben hat die Mutter zu leben aufgehört.“ Einige Augenblicke ſpäter hörte ich einen dumpfen Schrei; es hatte ſich ein Boot dem Ufer genähert; die unglückliche Mutter beugte ſich über die Tochter und drückte den Mund auf die lebloſen Lippen, dann ſchloß ſie die Todte noch einmal in die Arme und ſank, dem Schmerze unterliegend, ohnmächtig nieder; ſie hatte ihr den letzten mütterlichen Kuß gegeben. Man brachte den Leichnam in das Boot, welches ſich bald mit einem Theile der Sänger, der

Muſiker und des Gefolges füllte, während die Uebrigen am Ufer zurückblieben. Die Einen und die Andern wechſelten im Vortrage ihrer Melodien, bis das Boot die Mitte des Stromes erreicht hatte; dann wurde es auf allen Seiten ſtille, man verſenkte Dſchenna's Körper in die letzte Ruhe-Stätte, in des Ganges geheiligte Gewäſſer. Abermals ertönten Geſänge und Muſik, bis die Menſchen, welche ſich auf dem Boote befanden, wieder mit ihren Gefährten vereinigt waren, — dann ſuchte jeder in düſterem Schweigen ſeine Wohnung.

(Bengal Herald.)

Braſilien.

(Zu den Abbildungen.)

1.

Rio-Janeiro.

Es möchte ſchwer ſeyn, von dem braſilianiſchen National-Charakter eine allgemein paſſende Charakteriſtik zu geben, um ſo mehr, da die Braſilianer kaum erſt angefangen haben, eine Nation zu ſeyn. Im Allgemeinen theilen ſie freilich die Grundzüge des portugieſiſchen National-Charakters, und zwar unter Anderem auch darin, daß in den höchſten Ständen und beſonders in den Seeſtädten, ſich jede Eigenthümlichkeit verwiſcht und einer nicht ſehr vortheilhaften Nachahmung engliſcher Sitten Platz gemacht hat, welche unglücklicher Weiſe beſonders dazu geeignet ſind, Schwäche und Gehaltloſigkeit hinter vielerlei äußern Bedürfniſſen und Förmlichkeiten zu verbergen, welche einen gewiſſen Grad von Bildung vorausſetzen, ohne ihn zu geben und demnach die Aeußerungen und die Entwicklung der natürlichen Anlagen, woran dieſe Südländer ſo reich ſind, ſo ſehr beſchränkt, indem ſie dieſelben größtentheils aus dem Ton der guten Geſellſchaft verbannen.

Wenn in dieſer Hinſicht Liſſabon und Rio de Janeiro ſich wenig unterſcheiden, ſo iſt dagegen nicht zu läugnen, daß die untern Volksklaſſen in Rio de Janeiro und der Umgegend ſich ſehr durch rüſtigen, frohen Lebensmuth vor denſelben Klaſſen in Portugal, oder wenigſtens in der Hauptſtadt des Mutterlandes auszeichnen. In Rio erſcheint alles aufgeregter, bunter, und freier. Muſik, Tanz und Feuerwerke geben jedem Abende, in dem von den untern Klaſſen bewohnten Theile der Stadt, ein feſtliches Leben, und in den Worten, die die Mandoline begleiten, ſo wie in dem lärmenden Geſpräch der Gruppen, zeigt ſich, wenn auch nicht viel Kraft und Zartgefühl, doch viel treffender Witz und geſunder Verſtand. Das Volk in den übrigen Seeſtädten, z. B. Bahia und Pernambuco, hat zwar viele Aehnlichkeit mit dem von Rio de

Janeiro, doch ſind beſonders die Pernambucaner weniger leichtſinnig, als die Einwohner von Rio; ſie ſind eher geneigt, irgend einen Gegenſtand mit ernſter Leidenſchaft zu ergreifen, und erſcheinen daher oft gewaltiger als vorher.

In Rio de Janeiro tragen die Männer kurze Weſten aus Tuch und Zeug, lange Beinkleider mit bunten, ſeidenen Leibbinden, und den aus Chili eingeführten kegelförmigen Strohhut mit breitem Rande; die Capa (den Mantel) nach ſpaniſcher Sitte. Die Kleidung der Frauen in der Hauptſtadt iſt dem Wechſel der Europäiſchen Mode unterworfen, doch ändern ſie nicht gern, weder Stoff noch Farbe des Kleides, das meiſt aus ſchwarzem Atlas gewählt wird. Schwarz iſt auch der Schleier, ohne welchen kein Frauenzimmer auszugehen pflegt. Friſche Blumen im Haar und im Gürtel, häufig auch ein farbiges leichtes Tuch (pennuelo) oder eine bunte Guirlande um das Kleid mildern den Eindruck der Farbe. Die ältern Duennen gehen immer mit dem Kopftuche und der Mantilla, zu der meiſt helle Farben gewählt werden.

Der geſellſchaftliche Ton in den höhern Ständen iſt meiſtens eine Nachahmung der engliſchen Sitten und dieſe ſind der natürlichen Lebhaftigkeit der Einwohner und zum Theil dem Clima ſelbſt zu wenig angemeſſen, als daß ein ſolches Gemiſch einen angenehmen Eindruck auf den unbefangenen Fremden hervorbringen könnte; wie es ihm überhaupt auffallen muß, in einer ſo großartigen eigenthümlichen Natur alle die kleinlichen Thorheiten und Feſſeln der europäiſchen und beſonders der engliſchen guten Geſellſchaft wieder zu finden, und z. B. die Spaziergänger, welche den passeio publico beſuchen, mit den neueſten Moden von Paris und London ausſtaffirt zu ſehen. Einen ausgezeichneten Platz in allen Geſellſchaften nehmen die Geiſtlichen, beſonders Ordensgeiſtliche ein, den ſie auch wirklich durch ihr Betragen eben ſo ſehr als durch ihre verhältnißmäßig höhere Bildung vollkommen verdienen.

Wenn einerſeits das geſellſchaftliche Leben der höhern Stände in Rio eben ſo wenig wie in den meiſten großen Städten Europa's dem Maler einen reichen Stoff zur Auffaſſung und Darſtellung gibt, wie ſehr er auch ihre ſonſtigen Vorzüge anerkennen mag, ſo wird er durch das bunte lärmende Gewühl unter den niedern Volksclaſſen reichlich dafür entſchädigt. Hier findet man die africaniſche Race mit ihren Abarten immer mehr vorherrſchend, ſowohl durch ihre auffallende Farbe und ihre Zahl, als durch ihre Liebe zu bunten Farben, durch das laute Geſchrei, womit ſie ſich ſelbſt zur Arbeit aufmuntern, und durch die lärmenden Ausdrücke ihrer Fröhlichkeit. Sonderbar fällt dagegen das düſtere Weſen der Indier auf, welche hie und da als Fiſcher und Schiffer oder Maulthiertreiber einen Platz in dieſem Gemälde einnehmen. Eigentliche wilde Indier ſieht man übrigens in Rio ſehr ſelten, und ihre Erſcheinung erregt auch bei den Einwohnern immer großes Aufſehen. Am lebhafteſten iſt das lärmende Treiben auf dem Platze, der ſich von dem kaiſerlichen Palaſt nach dem Landungsplatz ausbreitet (Largo do paço). Hier verſammeln ſich, beſonders Abends, Menſchen aus allen Ständen, von allen Nationen, und von allen Farben. Die Geſchäfte des Aus- und Einladens der Schiffe auf der einen und der kaiſerliche Pallaſt mit dem militäriſchen Gepränge des Hofes auf der andern Seite, tragen dazu bei, dieſes Gemälde zu beleben. Ein auffallender Gebrauch iſt der, daß, wenn der Kaiſer vorüberfährt, die Begegnenden aus den Wagen ſteigen, während das gemeine Volk niederkniet. — Ein charakteriſtiſcher Zug in dem öffentlichen Leben zu Rio-Janeiro iſt die große Anzahl von kirchlichen Feierlichkeiten, Proceſſionen u. ſ. w. und die lärmende Freude, womit ſie beſonders von den untern Volksklaſſen in den Quartieren von Mata-porcos und Gamboa und Vallongo, durch Feuerwerk, Muſik und Tanz gefeiert werden.

In ihrer Lebensart ſind die Einwohner von Rio im Ganzen ſehr mäßig, doch zeichnet ſich darin beſonders die wohlhabendere Mittelclaſſe aus. Ihre Nahrung iſt einfach, und beſteht beſonders aus Früchten und andern Vegetabilien und Käſe. Im Genuß geiſtiger Getränke ſind ſie außerordentlich ſparſam. Dies gilt weniger von den untern Volksclaſſen, denen aber ſtarke Weine und Zuckerrohrbranntwein bis zu einem gewiſſen Grade nöthig ſind, wenn die ſchweren Speiſen, Mandioca und Mais, Bohnen und trocknes, geſalzenes Rindfleiſch, woraus ihre hauptſächliche Nahrung beſteht, ihnen nicht ſchädlich werden ſollen. Uebrigens ſind Betrunkene auch unter den niedrigſten Ständen der in Braſilien gebornen Weißen ſehr ſelten; häufiger findet man ſolche Unmäßigkeiten bei den Negern, und noch mehr bei den Indiern. Der beſte Beweis für die Zweckmäßigkeit der Lebensart der Bewohner von Rio iſt der verhältnißmäßig ſehr gute

Geſundheitszuſtand dieſer Stadt. Eigentliche endemiſche und epidemiſche Krankheiten ſind in Rio ganz unbekannt, was um ſo auffallender iſt, da in den nächſten Umgebungen die ſumpfigen Niederungen des Saco do Alferez ſich ausdehnen, und da für die Reinlichkeit der Straßen ſehr wenig Sorge getragen wird, ſo daß auf den beſuchteſten Plätzen zuweilen todte Hunde, Katzen, und ſogar Maulthiere tagelang liegen bleiben.

2.

Einwohner von San Paulo.

Sehr verſchieden von den Bewohnern der nördlichen Provinzen und der Küſte, ſind in mancher Hinſicht die Einwohner der Provinzen des Innern und des Südens, beſonders die Pauliſten und Mineiros, unter welchen aber wiederum mancherlei Local-Verſchiedenheiten der Beſchäftigung und Lebensart, Verſchiedenheiten des Provinzial-Charakters hervorgebracht haben. Die Provinz San Paulo hat keinen ſo lebendigen Verkehr nach Außen als Rio de Janeiro. Die Provinz iſt weniger bevölkert als die Küſtenprovinzen, und auch in Santos, der Hauptſtadt derſelben, iſt die Volksmaſſe lange nicht ſo groß, der Verkehr nicht ſo lebendig, als in Rio. Schon das hat die Folge, daß der eigentliche Pöbel einen geringern Theil der Bevölkerung ausmacht, daß auch bei den untern Ständen mehr Ernſt, mehr individuelle Würde ſich findet. Offenheit, die oft in Derbheit übergeht, viel Ehrgefühl und eine große Reizbarkeit, die nicht ſelten mit Mißtrauen und Rachſucht verbunden iſt, Kühnheit, körperliche Kraft und Gewandtheit, ein raſtloſer Unternehmungsgeiſt, zeichnen den Pauliſten ſchon ſeit den früheſten Zeiten der Colonie aus.

Der Unternehmungsgeiſt der Pauliſten hat ſich jetzt einen friedlicheren Wirkungskreis geſucht, nachdem der Durſt nach dem Golde und den Diamanten der fernen Gebirge von Minas, Goyaz und Cujaba dem ſichern Anbau eines fruchtbaren Bodens unter dem mildeſten Klima der Erde, oder den Beſchäftigungen der Viehzucht Platz gemacht hat. Dennoch aber findet man noch jetzt faſt in allen übrigen Theilen Braſiliens Pauliſten, die als Pflanzer oder auf andere Art ihr Glück verſuchen. Die Pauliſten gelten auch noch jetzt für die beſten Soldaten in Braſilien, und die Milizenregimenter von San Paulo haben in dem letzten Kriege von Buenos-Ayres dieſen Ruf bewährt. Manches in dem Charakter und in den Sitten der Pauliſten läßt ſich aus der Vermiſchung mit ſpaniſchem Blute erklären, die zu verſchiedenen Malen durch Einwanderungen aus den benachbarten Colonien Statt fand, was auch die große Menge von ſpaniſchen Namen bezeugt, welche man in der Provinz findet. Daher ſchreibt ſich wohl auch die größere Einfachheit der Sitten und Bedürfniſſe, der Mangel an Luxus, auch bei den höhern Ständen, beſonders an elegantem Haus- und Küchen-Geräth, endlich die unbefangene Herzlichkeit des geſelligen Tones, wo Muſik, Tanz und Geſpräch die Stelle der Spielkarten vertritt, welche in den meiſten andern braſilianiſchen Städten den erſten Platz in der Geſellſchaft einnehmen, die hierin der portugieſiſchen und engliſchen Sitte folgt, während die Pauliſten die ſpaniſchen Tertullas beibehalten haben.

Die Trachten haben in allen Provinzen Braſiliens noch einige Aehnlichkeit mit denen des Landvolkes im Mutterlande und in Spanien behalten. Jedoch zeigt ſich in den Küſtenprovinzen, und vorzüglich in Rio de Janeiro, der Einfluß der Moden aus Frankreich und England, da Braſilien noch keine eigenen Fabriken hat, und deren Errichtung unter dem portugieſiſchen Gouvernement verboten war.

Die Coſtüme in den Provinzen unterſcheiden ſich nur wenig von denen in der Hauptſtadt. Die größere Entfernung von Seeplätzen erzeugt größere Einfachheit der Tracht. Die Mantilla iſt allgemein angenommen; ein runder Filzhut mit Federn verdrängt den Schleier ſowohl in San Paul als in Minas, und da auch das Klima ſchon wärmere Bekleidung bedingt, ſo ſieht man die Frauen auch im Hauſe einen Ueberrock aus leichtem Tuche tragen, oft aber erſetzt dieſes Ueberkleid das einfache Tuch, welches auch Negerinnen führen, und das ſhawlartig umgeſchlagen wird.

3.

Pflanzer.

Die Lebensart, die Sitten, die Lage des braſilianiſchen Pflanzers, ſind zwar, wie man ſich denken kann, verſchieden, je nach dem Grad von Wohlſtand, deſſen er genießt; noch mehr Einfluß hat aber in dieſer Hinſicht die Art des Erwerbes, die er zu ſeinem Hauptgeſchäfte macht: Viehzucht oder Ackerbau; und wiederum die verſchiedenen Zweige des Ackerbaus, die in Braſilien getrieben werden; ferner die größere Nähe oder Entfernung von der Küſte, von größern Städten, von beſuchten Straßen.

Da die Zuckerpflanzungen ſich meiſtens in der Nähe der Küſte, in den Gegenden finden, wo die Bevölkerung zahlreicher und der Anbau älter iſt, und da ſie auch einen größern Aufwand von Geräthſchaften, Werkzeugen und Sclaven erfordern, ſo kann man im Ganzen die Eigenthümer der Zuckerpflanzungen als die Angeſehenſten unter den Pflanzern betrachten; dagegen findet ſich auch bei ihnen im Ganzen weniger Originalität und Einfachheit der Sitten, als bei den kleinern Pflanzern des Innern, und die reichern unter ihnen leben meiſtens in den Seeſtädten mit europäiſchem Luxus.

Die Lebensart eines Roceiro oder Pflanzers im Innern, iſt meiſtens ſehr einfach, und nichts kann falſcher ſeyn, als das Bild, was man häufig in Europa nach Berichten aus Oſtindien und Surinam von dem Müßiggang und Wohlleben eines braſilianiſchen Pflanzers entwirft. Nach der häuslichen Einrichtung, der Kleidung und Nahrung dieſer Leute, würde ſich ein Europäer ſchwer überzeugen, daß die meiſten von ihnen wohlhabend, viele reich ſind. Das Haus eines wohlhabenden Pflanzers hat nur ein Stockwerk. Die Wände ſind aus Lehm gebaut, zuweilen geweißt, der Grund bis etwa zwei Fuß über dem Boden beſteht aus unbehauenen Granitblöcken. Das Dach mit breiten Hohlziegeln gedeckt, ſteht acht bis zwölf Schritte über die Wände des Hauſes hervor, und iſt auf hölzerne Säulen geſtützt. Rings um das Haus läuft eine Altane, die ſogenannte Varanda, was an die Bauernhäuſer in manchen Gegenden der Schweiz erinnert. — Die Thür iſt etwas über den Boden erhöht, und einige Stufen führen zu ihr hinan. Zuerſt tritt man in einen großen Saal, der gewöhnlich als Eßzimmer für alle Hausbewohner dient. Dahinter befindet ſich die Küche, welche zugleich das eigentliche Wohnzimmer der Hausſclaven iſt, die ſich um den niedrigen Heerd verſammeln. Rechts und links von jenem erſten Saale ſind gewöhnlich noch zwei Zimmer, wovon eines von dem Hausherrn bewohnt wird, das Andere meiſtens für Gäſte leer bleibt. Ein anderes Eckzimmer, neben der Küche, iſt für die Frau

beſtimmt, und hat einen eigenen Ausgang auf die Varanda, welche hier eine getrennte Abtheilung bildet. — In einer andern Ecke des Hauſes, meiſtens in einem Theil der Varanda, iſt eine kleine Kapelle für den häuslichen Gottesdienſt befindlich. — Von der Küche führt eine kleine Hinterthür und Treppe in den Garten. Thüren und Fenſterladen ſind ſehr groß und von ſchwerem Holz. Glasfenſter giebt es nicht. Das Hausgeräth beſteht meiſtens aus mehren großen Tiſchen und einigen großen Kiſten, worin Kleider u. ſ. w. verſchloſſen werden, und die zugleich als Sitze und oft als Bettſtelle dienen. Höchſtens in dem Nebengemach findet man einige zierlichere Geräthſchaften, als Spiegel u. ſ. w. Der Fußboden iſt mit Matten aus Bambusrohr bedeckt, wie auch die Plafonds, welche von den Sclaven im Haus verfertigt werden und, mit lebendigen Farben gebeizt, einen ſehr freundlichen Anblick gewähren. — Die Kleidung der Männer beſteht im Hauſe aus einem baumwollenen Hemde und eben ſolchen Beinkleidern; an den bloßen Füßen tragen ſie eine Art großer Pantoffeln (tamancas) und oft Sporen, um ſogleich zu Pferde ſteigen zu können, da ſie auch den kürzeſten Weg ſelten zu Fuß machen. Die Damen tragen im Hauſe meiſtens nur ein weißes baumwollenes Hemd, und werfen, wenn Fremde kommen, allenfalls einen groben Shawl um. Eben ſo einfach iſt die Nahrung des Pflanzers. Den Anfang des Mahls, das gegen Abend eingenommen wird, macht Mandiocamehl mit Orangen, dann folgen ſchwarze Bohnen mit Speck oder geſalzenem Fleiſch, zuweilen kommt noch ein Huhn mit Reis dazu; dann ſchließt der Nachtiſch, beſtehend aus Käſe und Früchten. Das gewöhnliche Getränk iſt Waſſer. Dies iſt in den meiſten Fällen wirklich angeborne Mäßigkeit; denn wenn Fremde bewirthet werden ſollen, oder bei andern außerordentlichen Gelegenheiten, fehlt es nicht an feinen Speiſen aller Art, europäiſchen Weinen und Leckereien. Dieſe werden Reiſenden, auch wenn ſie ganz fremd ſind, vorgeſetzt; der Hauswirth leiſtet ihnen dabei Geſellſchaft, trinkt ihnen allenfalls zu, und nachdem ſie ſich geſättigt haben, ſetzt er ſich mit ſeiner Familie an denſelben Tiſch, um das gewöhnliche genügſame Mahl zu verzehren. In größern Pflanzungen wird zwar für die Sclaven beſonders gekocht, wo aber nicht viel Sclaven ſind, und beſonders auf den abgelegenen Pflanzungen im Innern des Landes, ſpeiſen gewöhnlich Herren und Sclaven ſehr patriarchaliſch an einem Tiſche. In ihrem Betragen gegen Fremde, und überhaupt im Umgange, ſind die braſilianiſchen Pflanzer, beſonders die Angeſehenern, ſehr ceremoniös, und haben viel von der lärmenden, wortreichen Höflichkeit der Portugieſen. Es iſt zwar wahr, daß die Anerbietungen, womit ſie den Fremden überhäufen, ſehr oft nur leere Formeln ſind, beſonders in den ſtark beſuchten Gegenden; allein eben ſo oft würde man dieſen Leuten Unrecht thun, wenn man in ihrem ganzen Betragen nur Falſchheit ſehen wollte. Man findet oft, daß ſie mehr halten als ihre Uebertreibungen hoffen laſſen.

Jedem unbefangenen Beobachter wird ein längerer Aufenthalt in Braſilien, ein näherer Umgang mit den Pflanzern im Ganzen günſtige Meinung von ihren perſönlichen Eigenſchaften einflößen. In Ermangelung von Kenntniſſen und feinerer Bildung, beſtehen die geſellſchaftlichen Vergnügungen meiſt in der Unterhaltung über Tages= und Familien=Ereigniſſe in der Nachbarſchaft, die bei ſo einfachen Verhältniſſen leicht wichtig erſcheinen; außerdem müſſen der natürliche Verſtand, die Lebhaftigkeit und der Witz der Theilnehmer aushelfen. Eine Mandoline fehlt ſelten unter den Geräthſchaften einer Pflanzerwohnung, und Muſik und Tanz erheitern das häusliche Leben.

Die Einförmigkeit dieſes Lebens wird kaum durch eine andere Veranlaſſung unterbrochen, als durch die Feſte der Kirche, die um ſo wichtiger werden, da ſie der Vereinigungspunkt der Pflanzer aus der ganzen Umgegend ſind, die hier ihre Geſchäfte ausmachen und neue anknüpfen. Der Sonntag in einer Aldea, oder einem kleinen Flecken, der vielleicht gerade ein verehrtes Heiligenbild beſitzt, bietet einen lebendigen Anblick dar, durch die einzelnen Pflanzerfamilien, welche von allen Seiten herbeiziehen, die Männer zu Pferde, die Damen entweder auch zu Pferde oder in Sänften von Maulthieren oder Sclaven getragen. Größere Kirchenfeſte werden mit vielem Aufwande gefeiert, mit Feuerwerken, Tanz und Schauſpielen, die freilich ſehr an die erſten Anfänge der mimiſchen Kunſt erinnern, aber wobei es dem derben Witz der Schauſpieler meiſtens vollkommen gelingt, ihre Zuſchauer zu befriedigen. Bei ſolchen Gelegenheiten werden geiſtige Getränke nicht geſpart; allein wenn die Anweſenden auch nicht immer innerhalb der Gränzen der ſtrengſten Mäßigkeit bleiben, ſo ſind rohe Ausbrüche der Unmäßigkeit auf jeden Fall weit ſeltener, als ſie es unter ähnlichen Umſtänden bei den meiſten europäiſchen Nationen ſeyn

würden. Häufiger iſt die Trunkenheit und ihre Folgen bei den Sclaven, und noch mehr bei den Indianern, wenn ſie Gelegenheit haben, an ſolchen Feſten Theil zu nehmen, was um ſo leichter der Fall iſt, da dabei die ausgedehnteſte Gaſtfreundſchaft herrſcht, indem die Koſten des Feſtes der Reihe nach jeden Tag von einem oder mehren der reichſten Pflanzer getragen werden, welche der Geiſtliche des Orts benennet und die ſich dieſe Wahl zur großen Ehre rechnen.

4.

Neger.

Afrika war zwar ſchon ſeit den früheſten Zeiten ein Sclavenmarkt für die alte Welt, allein die Entdeckung von America gab zuerſt dieſem Handel eine politiſche Wichtigkeit. Man glaubt ſehr allgemein, P. Lascaſas, der Beſchützer der Indianer, habe zuerſt die Einführung von Negerſclaven in America veranlaßt, um die Lage der Eingeborenen zu erleichtern, welche den Arbeiten, die ihnen von den Eroberern auferlegt wurden, nicht gewachſen waren. Dieſe Meinung iſt jedoch in ſo fern unrichtig, als noch ehe Lascaſas ſich zum Beſchützer der Indianer aufwarf, Negerſclaven auf der Inſel Hiſpaniola eingeführt worden waren.

Die Dominikaner, welche ſich bei jeder Gelegenheit mit dem größten Eifer der Eingebornen annahmen, waren es beſonders, welche darauf drangen, die Pflanzen und Minen in America durch Neger bauen zu laſſen, welche den Indianern an Kräften ſo überlegen ſeyen, daß ein Neger ſo viel arbeite als vier Indianer. Der Licenciat Lascaſas hatte verſchiedene andere Vorſchläge gethan, um das Loos der Indianer zu erleichtern, ohne daß einer derſelben ausführbar befunden worden wäre; er trat daher endlich der Anſicht der Dominikaner bei, in deren Orden er auch ſpäter eintrat, und unterſtützte ſie mit dem ganzen Anſehen, das ſeine Tugenden und ſeine Stellung ihm gab; und die Einführung von Negerſclaven, gegen eine leichte Abgabe an den königlichen Schatz, wurde von nun an in das ſpaniſche Colonialſyſtem aufgenommen.

Eine übelverſtandene Philantropie hat dieſe Maßregel ſowohl dem edeln Lascaſas als der ſpaniſchen Regierung zum Verbrechen gerechnet, ohne zu bedenken, daß das Tadelnswerthe, was dieſe Maßregel haben konnte, der Zeit angehörte und nicht den Individuen: dieſen gehört allein das Verdienſt, ein ſchon lange vor ihnen entſtandenes, von ihrem Willen unabhängiges Verhältniß zur Vermeidung eines neuen Uebels und zur Erreichung des möglichen Guten benützt zu haben. Hier, wie in allen Dingen, wäre es unbillig, die Abſichten und Einſichten der Urheber einer Maßregel nach den Folgen zu beurtheilen, die ſie ſpäter in ihrer Ausführung gehabt hat, und welche Folgen auch ſpäter die Einführung der Neger in America gehabt haben mag, ſo lag an und für ſich in dieſer Maßregel nichts, was ſie verhindern konnte, eine Wohlthat für die Europäer, für die Indianer und für die Neger ſelbſt zu ſeyn, und wenn dadurch endlich doch das allmählige Verſchwinden der Ureinwohner nicht verhindert worden iſt, wenn die Europäer in dieſem Augenblick da, wo eine ſchwarze Sclavenbevölkerung exiſtirt, mehr Nachtheil als Vortheil davon haben, ſo iſt es doch gewiß, ſo parador es auch klingt, daß die Neger im Ganzen bei ihrer Verpflanzung nach America gewinnen; daß ihre Lage, wenigſtens in den ſpaniſchen und portugieſiſchen Colonien beſſer iſt, als ſie es bei dem gegenwärtigen Zuſtand Africas, der freilich größten-

theils von dem Sclavenhandel nach America bedingt wird, ſeyn kann; daß ihnen in America eine Bahn der Civiliſation eröffnet iſt, deren Möglichkeit in Africa, bis auf den heutigen Tag, noch nicht abzuſehen iſt.

Von der Anzahl der Neger, welche ſeit der Entdeckung von America Africa entriſſen und nach der neuen Welt verpflanzt worden ſind, kann man ſich ungefähr einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß während der letzten zehn Jahre in Braſilien allein jährlich gegen 80,000 Neger eingeführt worden ſind.

Die eigentliche Ueberlegenheit des Weißen über den Schwarzen liegt jedoch nicht ſowohl in den Außendingen, Unterricht u. ſ. w.; denn man findet gewiß Tauſende von Weißen, nicht nur in America, ſondern auch in Europa, die nicht beſſer oder ſchlechter unterrichtet ſind, als Tauſende von Negern; ſondern es iſt eine tieferliegende innere organiſche Ueberlegenheit, die den Neger gewiſſermaßen zum Weißen in das Verhältniß des Weibes oder des Kindes zum Manne ſetzt. Dieſes Verhältniß zeigt ſich unter andern auf eine ſehr merkwürdige Art in der Gewalt, welche der Weiße auf den Neger in den Berührungen des thieriſchen Magnetismus ausübt. Dieſe Ueberlegenheit läßt ſich vielleicht durch die größere Intenſität des Nervenſyſtems und ſeiner Function; durch eine größere Harmonie in allen Seelen- und Lebens-Kräften erklären, oder vielmehr wir können aus bekannten Thatſachen auf dieſe Eigenſchaften ſchließen. Solche Thatſachen aber, die eine wirklich phyſiſche Herrſchaft des Weißen über den Neger, abgeſehen von ſeiner äußern Civiliſation, beweiſen, kommen täglich vor, und ſie wird von keinem Theil ſo leicht anerkannt, als von den Negern ſelbſt; ſo daß auch da, wo zunächſt kein äußerer Zwang wirkſam iſt, ſich von ſelber ein Verhältniß von dem Neger zu dem Weißen bildet, was viel von demjenigen des Kindes zum Vater hat; und nichts kann einem guten Herrn leichter ſeyn, als die Sclaverei in dieſem Sinne zu einer Wohlthat für beide Theile zu machen. Wenn man aber aus dieſer unläugbaren Unterordnung des Negers auf die Nothwendigkeit der Sclaverei geſchloſſen hat, ſo könnte man vielleicht mit mehr Recht ſchließen, daß dieſe factiſche Ueberlegenheit des Weißen eine geſetzliche Ueberlegenheit deſſelben überflüſſig macht, und daß im Gegentheil nur der Mißbrauch irgend eine Gefahr herbeiführen kann, da dieſe ſchwarzen Kinder, bei aller ihrer Anerkennung unſerer Ueberlegenheit, dennoch hinreichende phyſiſche Kräfte beſitzen, um ein zu drückendes Joch mit Gewalt abzuwerfen, und da ihre Leidenſchaften, wie die der Kinder, wenn ſie einmal gereizt ſind und zum Ausbruche kommen, gar keine Gränzen mehr kennen, ſo, daß vor ihrer furchtbaren Wuth, wie vor rohen Naturkräften, die phyſiſchen Kräfte des Weißen zurückbeben; es ergreift ihn eine geheime Scheu, der ähnlich, obgleich ganz verſchiedenen Urſprungs, die unter gewöhnlichen Umſtänden der Neger vor dem Weißen fühlt.

Dergleichen Schlüſſe können jedoch ebenſo wenig zu irgend einem befriedigenden Reſultat führen, als die Discuſſionen über angeborne Menſchenrechte. Die Ueberzeugung, daß der Menſch das Recht hat frei zu ſeyn, kann in letzter Inſtanz immer nur auf einem Glauben beruhen, der über jede Discuſſion erhaben iſt, und das Recht des Stärkern den Schwächern zu beherrſchen, iſt gewiß ſo alt als jenes des Schwächern, ſich von ihm unabhängig zu machen; auf jenem aber beruhen die beſtehenden Rechtsverhältniſſe, welche den Sclaven zum Eigenthum des Herren machen, und wenn die Freiheit heilig iſt, ſo iſt es das Eigenthum nicht weniger. Auf dieſem Wege bliebe alſo zuletzt den Vertheidigern der Menſchenrechte nichts übrig, als den Sclavenbeſitzern ihr Eigenthum mit Gewalt zu nehmen, wenn ſie es können; denn ſchwerlich wird es ihnen gelingen, ſie zu überzeugen, daß ſie nicht das Recht haben, die Neger, die ſie gekauft oder geerbt haben, zu behalten, weil dieſe Neger ihrerſeits das Recht haben frei zu ſeyn. Es iſt offenbar leichter, und in ſofern für die Neger ſelbſt, deren Wohl man beabſichtigt, vortheilhafter, die Pflanzer und die Vertheidiger der Sclaverei überhaupt zu überzeugen, daß ihr eigener Vortheil ihnen gebietet, ihren Rechten oder einem Theil derſelben zu entſagen; und eine Discuſſion über die Nothwendigkeit der endlichen Emancipation der Sclaven, und über die Mittel, wie ſie am wohlthätigſten für alle Theile eingeleitet und ausgeführt werden kann, wird immer eher ein genügendes Reſultat geben, als das Entgegenſtellen natürlicher und geſetzlicher Rechte, wovon die letztern auf jeden Fall den Vortheil haben, klar erweislich und im Beſitz zu ſeyn.

Die endliche Emancipation der Negerſclaven in America mag nun ein natürliches Recht derſelben ſeyn oder nicht, ſie mag die geſetzlichen Rechte der Eigenthümer verletzen oder nicht;

auf jeden Fall iſt ſie eine unvermeidliche, natürliche Folge der Wirkung einmal beſtehender Kräfte, und die Eigenthümer können ihre geſetzlichen Kräfte nur dadurch retten, daß ſie ſie freiwillig aufgeben. Wollen die Sclaveneigenthümer die Lage ihrer Sclaven ſo erträglich machen als möglich; wollen ſie das geiſtige und körperliche Wohl derſelben befördern, was bei den meiſten um ſo mehr der Fall ſeyn mag, da der wohlverſtandene Vortheil des Herrn ſelbſt ihn dazu auffordert, ſo werden zwar die Sclaven den Druck ihres Zuſtandes nicht ſo ſehr fühlen; allein man ſey überzeugt, daß ſobald ſie Eigenthum und Fertigkeit erlangt haben, was die unvermeidliche Folge einer wirklich guten Behandlung iſt, ſobald die factiſche Ueberlegenheit des Weißen verſchwunden oder vermindert iſt, der Letztere vergeblich verſuchen wird, den Neger länger in der geſetzlichen Unterordnung der Sclaverei zu erhalten; dieſer wird das Bedürfniß gleicher Rechte fühlen, zugleich mit den Mitteln ſie zu erlangen.

Die Sclaven auf der Stufe der factiſchen Unterordnung, worauf ſie jetzt ſtehen, zu erhalten, möchte an und für ſich unmöglich ſeyn; und wollte man dieß aber auch wirklich durch Gewaltsmittel, durch eine ſtrenge Behandlung, durch alles was die Sclaverei noch drückender machen kann, verſuchen, ſo würde ein ſolches Syſtem kein anderes Reſultat haben, als daß die Sclaven ſich von unerträglichen Uebeln mit Gewalt frei zu machen ſuchten. Es bleibt alſo keine andere Wahl, als auf der einen Seite die allmählige Emancipation von Negern, die zur bürgerlichen Freiheit, zum Genuß gleicher Rechte mit den Weißen vorbereitet ſind, und auf der andern Seite der gewaltſame Ausbruch aller Leidenſchaften, deren die animaliſche Natur des Menſchen fähig iſt.

Man behauptet, daß der Ackerbau in den Theilen America's, wo er durch Sclavenhände betrieben wird, nur durch dieſe beſtehen kann, und daß die Emancipation der Sclaven, unter welchen Bedingungen es auch ſey, die Pflanzer zu Grunde richten würde. Nach dem was wir eben geſagt, könnte dieſe Behauptung, auch wenn ſie gegründet wäre, doch kein Argument gegen die Emancipation geben, da hierdurch an den Thatſachen, welche die Emancipation unvermeidlich machen, und nur die Wahl zwiſchen zwei Wegen nach demſelben Ziel laſſen, nichts verändert wird. Allein es iſt nicht ſchwer einzuſehen, wie ungegründet dieſe Behauptung iſt. Die Emancipation könnte nur die Folge haben, daß an die Stelle der Sclavenarbeit die Arbeit freier Taglöhner käme, welche nach allen Erfahrungen vortheilhafter iſt als jene.

Wir entnehmen obige Schilderungen dem trefflichen Werke: „Maleriſche Reiſe in Braſilien von Moritz Rugendas," herausgegeben von Engelmann und Comp. in Paris, dem auch die vier anliegenden Lithographien entlehnt ſind.

Miscellen.

Erinnerungen an China.

(Von einem Britiſchen Seeoffizier.)

Warum ſind doch die Chineſen von allen übrigen Menſchenkindern ſo gar verſchieden? Den Grund dieſer Verſchiedenheit ſuche man nicht etwa in ihren platten Geſichtern und Naſen, in ihrem ſpitzen Kinn und borſtigen Haar, in ihren breiten Hüten oder kegelförmigen Mützen mit dem farbigen Glasknopfe und der Troddel aus rothgefärbtem Pferdehaar, auch nicht in ihren Stiefeln aus Linnen mit Sohlen, die zwei Zoll dick ſind. — Der wahre Grund iſt darin vielmehr zu ſuchen, daß ſie anders denken, als wir: in ihren Ideen iſt, nach unſeren Begriffen, das Oberſte zu Unterſt gekehrt — doch ſachte! — vielleicht denken ſie nicht beſſer von den Unſrigen. Es iſt dies ein dunkles Problem, das ich nicht zu löſen unternehme.

So viel weiß ich a posteriori, daß wir auf unſerer Fahrt von den Ladronen-Inſeln nach Canton die Enteneier zu Tauſenden verzehrten. Beinahe mußten wir befürchten, daß unſer Schiff auf den vielen Schalen, die in's Meer flogen, ſich feſtrennen würde. Unſer chineſiſcher Komprador war ein Kerl, der Allen in Allem zu Dienſten ſtand und Jeden von uns gar zierlich zu prellen wußte. Er ſorgte dafür, daß wir immer ganze Töpfe mit eingemachtem Ingwer und große Körbe voll der köſtlichſten Orangen bekamen.

Als wir bei Tſchuen Pu (etwa 150 Miles oberhalb Makao) ankerten, verſuchten wir manchmal einen Ausflug nach der Küſte. Bei ſolchen Gelegenheiten beſahen wir uns oft einen Tempel, der unſerem Ankerplatz gegenüber lag. Da ſaßen zwei grimmige Figuren — ob gute oder böſe Geiſter, weiß ich nicht. Der Tempel war immer von Beſuchern leer, obgleich er in der Nähe eines Dorfes ſtand, und die Chineſen hatten nichts dawider, daß wir hineingingen; ſie wollten uns aber keine Auskunft über die heiligen Dinge geben.

Die braunen Hügel von Tſchuen Pu ſind mir grüne Oaſen in der Wüſte der Erinnerung. Etwas weiter oberhalb iſt die ſtürmiſche Bocca Tigris, die an jeder Seite von einem ſchwachen Fort (einer Art chineſiſcher Dardanellen) geſchützt wird. Hier mündet der Tigris (Ta Ho), nachdem er von Canton aus ein flaches Marſchland durchſtrömt, zwiſchen Hunderten kleiner Eilande. Wir beſuchten dieſen Fleck öfters; wir lernten jeden Hügel und jedes Vorgebirge kennen; aber Land und Bewohner blieben uns unbekannt.

Wie ſehr fehlt es uns doch an einer neuen, detaillirten und dabei authentiſchen Schilderung des chineſiſchen Volkes! Wir haben die dürren, obgleich treuen Berichte Marco Polo's und vieler franzöſiſchen Miſſionäre; Sir George Staunton, Barow und Ellis erzählen uns auch Etwas — doch es iſt nur Kaviar, dem keine widerhaltige Speiſe folgt. Die Expedition des Schiffes „Amherſt," bei der ſich der bekannte Miſſionär Gützlaff befand, hat auf den Geiſt der chineſiſchen Politik manches Licht geworfen; es ſcheint aber, als ob dieſem ruhmvollen Wageſtück nicht ſo bald ein ähnliches folgen dürfte.

Vor vier oder fünf Jahren unternahm es ein franzöſiſcher Gelehrter, der eine Zeit lang in China geweſen, eine chineſiſche Novelle zu ſchreiben. Ich machte mich an die Lektüre dieſes faden Machwerks, in der Hoffnung, etwas darin zu finden, das meine Kenntniß von den chineſiſchen Sitten bereichern würde. Aber ich täuſchte mich gar ſehr. Der Verfaſſer läßt ſeine chineſiſche Heldin eine ganze Litanei von Unſinn ſchwatzen. Immer wird auf Roſenknospen angeſpielt — eine echt franzöſiſche Idee, — und die jungen Leute beiderlei Geſchlechts converſiren unaufhörlich mit einander und trinken dabei — nicht Thee, ſondern Wein! Dieſe Notiz iſt mir — ich muß es geſtehen — ganz neu, und ich würde ſie für ein Pröbchen großer Ignoranz halten, wenn der Autor nicht ein Mann von literariſchem Rufe wäre.

Wär' ich überhaupt im Stande, einen Roman zu ſchreiben, ſo hätte ich vielleicht beſſeren Stoff zu einem ſolchen Werke, deſſen Schauplatz China wäre, als irgend Einer. Ich würde meinen Roman die Chronik von Zing Hay nennen; denn ſo hieß das obſcure chineſiſche Dorf an der Küſte, in dem ich einſt, nachdem wir geſtrandet waren, zwei Wochen verlebte. Hier fehlte es mir gar nicht an Gelegenheit, die Chineſen in ihrem häuslichen Leben zu beobachten.

Ich rede blos von mir, weil ich glaube, daß ich von jenem Schiffbruch der einzige Ueberlebende bin, obgleich damals die ganze Mannſchaft — wir waren unſerer Acht, — einige Quetſchungen abgerechnet, wohlbehalten an's Ufer gelangte. Was aber jetzt aus meinen damaligen Gefährten geworden iſt, das kann nur Gott wiſſen! Hätte ich nur alle Ergebniſſe in jenem gaſtfreien Dorfe gleich zu Papier gebracht! Doch ich vergeſſe ja, daß ich es jetzt mit Canton und dem Ta Ho zu thun habe.

Das chineſiſche Land nimmt ſich eben ſo barock und wunderlich aus, wie ſeine Bewohner. Zu beiden Seiten des Fluſſes erblickt man, ſo weit das Auge reicht, unermeßliche Reisfelder, in gleicher Linie mit dem Waſſer, das ſich in unzähligen Krümmungen hindurchſchlängelt. Ueberall fahren Kähne umher, und das Landvolk ſteht bis an die Kniee im Waſſer. Einige pflegen die Reisfelder; Andere treiben ihre Enten-Heerde, und noch Andere gleiten mit ihrer Befrachtung durch die größeren Kanäle in's Binnenland. Am Rande des von Hügeln begränzten Horizonts erheben fantaſtiſche Pagoden ihre bemalten und vergoldeten Häupter. Dicht bevölkerte Dörfer lehnen ſich an Hügel, oder tauchen aus den Feldern und dem Waſſer hervor. Auf dem Fluſſe drängen ſich Fiſcher-Nachen, und die Netze überziehen ihn gleich Spinnengeweben. Wie mag den armen Fiſchen in einem Lande zu Muthe ſeyn, wo ihnen ganze Millionen amphibienartig lebender Menſchen täglich und ſtündlich auf dem Nacken ſind?

Jemehr man ſich Canton nähert, um deſto mehr wimmelt es von Saupans und Dſchonken aller Art. Bei Whampoa (Uong Pu) verkündet Dir ein Wald europäiſcher Maſten und Flaggen, daß hier der allgemeine Ankerplatz iſt. Hier ſtoßen und begegnen ſich die Kauffahrer von allen Nationen, ihrer Befrachtung entgegen harrend. Die große Mehrheit ſind Engländer und Amerikaner.

Bei dem Dorfe Whampoa ſteht ein Zollhaus auf dem einzigen ſichtbaren Hügel, der über die endloſe grüne Reisfläche emporragt. Hier trotzte im Jahre 1808 Admiral Drury mit ſeinen wenigen Böten und Kutters, einem ungeheuern Bienenſchwarm bewaffneter Chineſen, die ihn in ihren ſtattlichen Dſchonken umringt hatten. Sie hätten ihn und ſeine Leute verſchlingen können wie Auſtern. Aber die Chineſen ſind in Maſſe eben nicht kriegeriſch, obſchon ich noch kein einzelnes Individuum dieſer Nation gekannt habe, dem es an perſönlichem Muthe gefehlt hätte. Ja, wir brachen uns Bahn durch Tauſend und aber Tauſend flimmernde Piken und Säbel, durch den Spektakel der Kriegspauken und den Zeter der dichtgeſchaarten Menge — wir landeten keck bei den Faktoreien, ſchleppten einige Kiſten von Dollars in unſere Böte, und dann ging es friſch auf den Rückweg nach Whampoa. Kein Schwertſtreich fiel, obgleich der Lärm noch betäubender wurde, als wir ſtromab fuhren.

Ich glaube, daß meine Landsleute ſeitdem nie wieder mit kriegeriſcher Geberde vor Canton erſchienen ſind. Am nächſten Tage aber ging es Plauz! und wieder Plauz! als wir die oben erwähnten Dardanellen paſſirten. Wir erwiederten die feurige Begrüßung, die uns jedoch nicht ſehr wehe that; aber gegen Feſtungen im Vorbeiſegeln feuern, iſt immer ein toller Streich und eine unverzeihliche Pulververſchwendung.

Jedermann hat von den Ladronen-Inſeln gehört, der äußeren Gruppe, die den Eingang zum Golfe bildet. Ich glaube, daß wir die Einwohner derſelben heute noch ſo wenig kennen, als dazumal — es ſcheint, daß ſie mit den chineſiſchen Behörden in unaufhörlichem Streite liegen. Wir ergötzten uns oft an den drolligen Evolutionen der einen und der andern Flotte, die oft in unſerer unmittelbaren Nähe vor ſich gingen. Beide Theile blieben immer in reſpectabler Entfernung von einander; doch zeigten die Piraten im Ganzen größere Beherztheit als ihre kaiſerlich geſinnten Landsleute. Eine Partie grüßte die andre mit Paukenlärm und ein Paar Schüſſen in's Blaue; dann retirirte man von beiden Seiten und ſpielte zwiſchen den Inſeln Verſteckens. Amnig — unſer Komprador — erzählte uns oft mit wichtiger Geberde, wie im Verlaufe dieſer fürchterlichen Waſſerkämpfe dann und wann eine Dſchonke weggekapert und die ganze Mannſchaft niedergemetzelt wurde; ich muß aber geſtehen, daß ich von ſolchen Blutſcenen niemals Zeuge geweſen bin.

Einmal ſchloſſen wir uns — ich weiß in der That nicht, warum — der kaiſerlichen Flotte an und feuerten mit ihr gegen die Rebellen; allein das war auch vergeudetes Pulver; denn die Dſchonken ſind pfeilſchnelle Segler und kennen jeden Winkel in ihrem Revier. Doch genug von den chineſiſchen Seehelden. Rudern wir einmal wieder ſtromaufwärts!

Wir bilden uns ein, die Füße der chineſiſchen Frauen würden zu formloſen Stummeln zerquetſcht — in den höhern Ständen mag das geſchehen; der große Haufe aber thut es niemals. Alle plebejiſchen Füße bleiben, wie die Natur ſie geſchaffen hat, aber das chineſiſche Frauenzimmer iſt auch von Natur ſchon mit kleinen allerliebſten Füßchen verſehen, wenn ich anders von den Füßen unſerer jungen Wäſcherinnen zu Whampoa und der Bäuerinnen im Dorfe Zing Hai auf die der Uebrigen ſchließen darf. Eben ſo erinnere ich mich vieler ſehr hübſchen Geſichter.

Sehr viele chineſiſche Fiſcherfamilien kommen ſelten oder niemals auf das feſte Land. Die ganze Wirthſchaft beſorgt man in einem kleinen Boote, an deſſen Rändern die Kinder herumkriechen und ſpielen. An den Hals eines jeden Kindes iſt ein kleines Stück Holz mit zwei Spitzen befeſtigt, daß ſie, wenn ſie in's Waſſer plumpen — ein ganz gewöhnliches Ereigniß — vor zu tiefem Unterſinken ſchützen ſoll. Die geſchäftige Hausfrau bereitet hier mit unglaublich wenig Feuer und hauptſächlich durch die Wirkung des Dampfes die frugale Mahlzeit der Familie.

(Mag. f. d. Lit. d. A.)

Literatur auf Vandiemensland.

Vandiemensland hat nicht nur ſeine Zeitungen und Zeitſchriften in nicht geringer Zahl, auch eine zuerſt in Deutſchland cultivirte Gattung der periodiſchen Literatur, nämlich die der Taſchenbücher (English Annuals), hat über England den Weg dahin gefunden. Von einem ſolchen, dem älteſten und früher dem einzigen auf der Inſel, dem »Hobart Town Almanack etc.,« iſt auf der Königlichen Bibliothek in Berlin ein Exemplar des Jahrgangs 1835: unter dem Titel: (Ross's) Hobarts Town Almanack, and Van Diemen's Land Annual for 1835. Van Diemen's Land, Hobart Town: printed by James Ross. Es iſt ein ſauber gedrucktes Bändchen in Octav von X. und 323 Seiten. Bereits im Jahr 1830 begonnen von einem gewiſſen Dr. Roß, einem gebornen Dänen, wie aus dem Seite 115—180 mitgetheilten Bruchſtück einer Selbſt-Biographie erſichtlich, und Beſitzer einer Buchdruckerei in Hobarttown, iſt dieſer Almanach ſeitdem nie unterbrochen worden, danach alſo der vorliegende Jahrgang deſſen ſechster Jahrgang oder ſechstes Bändchen; vielmehr fand er beim dortigen Publicum die günſtigſte Aufnahme und reichen Abſatz, was einen andern Buchdrucker der Stadt, Namens Melville, bewog, neuerdings einen zweiten unter demſelben Titel herauszugeben, Herrn Roß aber ſeinerſeits veranlaßte, dem ſeinigen mit dieſem Jahrgange das Wörtchen „Roß's" hinzuzufügen, um ihn von jenem zu unterſcheiden. Der Heraus-

geber verſichert, daß er bemüht ſey, ſeinen Leſern mit Vermeidung von Wiederholungen ſtets Neues und Eigenthümliches zu geben, und meint, ſein Werk biete im Laufe ſeines Erſcheinens einen Reichthum von Materialien zur Kenntniß der Inſel, wie man in keinem andern beiſammen finde. Auch der Jahrgang 1835 iſt ſeinem Inhalte nach, mit wenigen Ausnahmen, durchaus local, und Vieles darin nur für die Bewohner der Inſel oder für die Einwohner Hobarttowns brauchbar; dennoch möchte auch für das Europäiſche Publicum, dem überdieß auch das Bändchen an ſich ſchon als literariſches Product des fünften Erdtheils intereſſant ſeyn wird, Manches darin nicht ohne Intereſſe ſeyn. Vor allem findet darin der Geograph gewiß viele ihm wichtige ſtatiſtiſche Data über den dermaligen Zuſtand der Colonie. Außerdem finden Botaniker die vom Herausgeber herrührende und durch viele Seiten (61—114) des Buches laufende alphabetiſche Aufzählung der gewöhnlichſten auf Vandiemensland wildwachſenden Pflanzen. Dabei darf nicht unerwähnt bleiben, daß ein Herr Gunn, Beſitzer eines reichen Herbariums, dem Dr. Roß die Benutzung deſſelben geſtattete; wie denn die Inſel mehre Freunde der Pflanzenkunde zählt, die namentlich mit dem bekannten engliſchen Botaniker Hooker (Profeſſor in Glasgow) in lebhaftem Verkehr zu ſtehen ſcheinen. Dürfte man annehmen, daß Herrn Roß dieſe Anzeige ſeines Almanachs zu Geſicht käme, ſo würden wir ihn auffordern, in einem der folgenden Jahrgänge — vorausgeſetzt, daß die früheren unſeren Wunſch nicht überflüſſig machten, was wir indeſſen kaum glauben — etwas über die Sprache der Eingebornen zu liefern, über welche es zwar nicht an fragmentariſchen Angaben zahlreicher Reiſenden, wohl aber an irgend genügenden Nachrichten durchaus noch fehlt. Perſonen, die derſelben kundig, werden unter den Bewohnern der Inſel leicht zu finden ſeyn.

Uns intereſſirte vorzüglich die »Literature« überſchriebene Rubrik. Unter dieſer Rubrik zählt der Herausgeber zunächſt die daſelbſt erſcheinenden Zeitungen und Zeitſchriften (Newspapers und Journals) mit Einſchluß der beiden Annuals auf, deren Namen: Advertiser, Chronicle, Courier, Gazette, Magazine und Times, lebhaft an das Mutterland erinnern. Davon kommen in Hobarttown, der Hauptſtadt der Inſel, mit 13,261 Einwohner, ohne das Militär, folgende heraus: 1) The Hobart-Town Gazette, erſchien, als Herr Roß ſchrieb, ſchon im neunzehnten Jahre, einmal wöchentlich, und iſt nur den verſchiedenen Bekanntmachungen der Regierung gewidmet. Drucker derſelben iſt Herr Roß, der dafür 260 Pfund erhält. 2) The Hobart-Town Courier, im achten Jahre, einmal wöchentlich, Verleger J. Roß, politiſchen und literariſchen Inhalts. 3) The Colonial-Times, ſo alt wie die Gazette, jetziger Verleger Melville, einmal wöchentlich. 4) The Tasmanian and Austral Asiatic Review, Verleger Melville, Redacteur R. L. Murray. 5) The Colonist, jetzt The True Colonist, im zweiten Jahre, täglich in der Druckerei von Bent, Eigenthum eines Herrn G. Robinſon. 6) The Trumpeter, Verleger Melville, zweimal wöchentlich. 7) The Trumpeter General. Hat jetzt folgenden Titel angenommen: 8) The Morning Star, Eigenthum eines Herrn Olding, zweimal wöchentlich. 9) The Horn Boy, jetzt eingegangen. 10) The Hobart-Town Magazine, Verleger Melville, intereſſante Monatsſchrift, gewöhnlich mit lithographirten Beilagen. 11) The Wreath, ein Journal für Literatur, Theater ꝛc., Eigenthum von Olding, zweimal monatlich. 12) Ross's Hobart-Town Almanack etc., 13) Van Diemen's Land Annual des Herrn Melville. Von beiden iſt oben geſprochen. — Zu Launceſton, nach Hobarttown der bedeutendſten Stadt, mit 5041 Einwohner, erſcheinen: 14) The Launceston Advertiser, im ſiebenten Jahre. 15) The Cornwall Chronicle, früher The Independent, jetzt Eigenthum eines Herrn Mann. — Daran ſchließt ſich auf Seite 56 ein Verzeichniß der aus den drei Buchdruckereien Hobarttown's von Roß, Bent und Melville während des Jahres 1834 hervorgegangenen Werke, mit Ausſchluß von Reports verſchiedener Geſellſchaften und zu unbedeutender Erſcheinungen, im Ganzen achtzehn; darunter: An Essay on Prison Discipline, by Jam. Ross. 2d Edit. Die erſte Ausgabe ſteht im Annual 1833; der Verf. beſpricht darin ausführlich das auf Vandiemensland befolgte Syſtem, und zwar zum Lobe deſſelben. — A concise Apology for the Quakers, by James Backhouse. — The Schoolmaster in Van Diemen's Land, by H. Nairne Murray. — Parliamentary Papers, jene Colonie betreffend; und zwei Karten: A Map of Van Diemen's Land. New Edition with the latest Discoveries, und A Chart of the Tamar.

Zum Schluß die Notiz, daß die Buchhandlung Cowie und Comp. in London die literariſchen Producte Vandiemenslands entweder vorräthig hat (wie vollſtändige Reihen Almanachs), oder doch jeden Auftrag darauf in der möglichſt kürzeſten Zeit auszuführen im Stande iſt.

(Nach dem Mag. für d. L. d. Auslandes.)

Ein Buddhaiſtiſches Feſt auf Ceylon.

Als ich im Juni 1834 nach Anaradſchapura, der alten Hauptſtadt von Ceylon, kam, wurde eben ein Feſt zu Ehren Buddha's gefeiert, das Parahar heißt. Tauſende von Menſchen hatten ſich in der jetzt verödeten Stadt eingefunden; die meiſten waren Weiber, welche täglich, mit Blättern in der erhobenen Hand, von Tempel zu Tempel eilten und beteten. Das Ceremoniel des Feſtes iſt im Weſentlichen Folgendes:

Der Prieſter holt einen bemalten, mit Blumen geſchmückten Stab hervor und zeigt ihn dem Volke, das auf ſeinen Knien liegt und Opfergaben überreicht. Sind die Gaben alle in Empfang genommen, ſo legt der Prieſter ſeinen bemalten Stock, wie ein Gewehr, über die Schulter, bindet ſich ein Tuch um den Mund, damit ſein Athem das edle Stück Holz nicht verunreinige, und beſteigt dann einen Elefanten, der ganz mit weißen Tüchern bedeckt iſt. Auf dieſem Elefanten hält er einen Triumphzug durch die Stadt. Den Zug eröffnen vierzig bis fünfzig andere mit bronzenen Glöckchen behangene Elefanten.

Hinter den Elefanten ſchreiten Männer einher, die als Rieſen maskirt ſind, zur Erinnerung an das Rieſengeſchlecht der Mythe. Nach ihnen kommt eine Schaar von Trommelſchlägern, Trompetern und Pfeifern, die einen ſo entſetzlichen Spektakel machen, daß man beinahe den Gebrauch ſeiner Sinne verliert; dieſen folgt eine Anzahl tanzender Männer, und dann das ganze Corps der zum Tempeldienſt nothwendigen Frauen. Jede Kaſte geht abgeſondert, und zwar in Gliedern von drei Perſonen, die einander bei den Händen faſſen.

Endlich kommt der prieſterliche Elefant mit dem Stabträger, über deſſen Haupte ein anderer Prieſter einen Sonnenſchirm hält. Ihn begleiten zwei andere Elefanten, gleichfalls mit Prieſtern auf dem Rücken. Hinter dieſer heiligen Gruppe gehen Tauſende der wohlhabendſten Bewohner beiderlei Geſchlechts, je drei nebeneinander. Man ſieht bei dieſer Gelegenheit alle Schönheiten Ceylons in ihrem koſtbarſten Schmuck. Den Zug beſchließen die Häuptlinge und ihre Soldaten. So umzieht man die Stadt einen ganzen Monat lang, abwechſelnd, bei Tage und bei Nacht.

Alle Straßen werden vorher gereinigt, und zu beiden Seiten pflanzt man Reihen von Stangen, mit Kokoszweigen und bunten Fähnlein geſchmückt. Bei Tage und bei Nacht brennen unzählige Lampen in den Straßen.

Bäume, die Waſſer geben.

Auf der Inſel Ferro findet man nur drei Quellen, und dieſe ſprudeln in einer Gegend am Strande hervor, die beinahe unzugänglich iſt. Zum Erſatze dafür hat die Natur dieſer Inſel Bäume gegeben, die ſie mit Waſſer verſorgen. Dieſe Quellenbäume ſind von mittlerer Höhe und haben gerade, lange, immer grüne Blätter. Man hält ſie für eine Gattung der laurus indica. An dem Wipfel derſelben ſieht man gewöhnlich einen Nebelſtreif, der die Blätter in ſolchem Grade mit Waſſer tränkt, daß ſie faſt ununterbrochen tröpfeln. Das Waſſer iſt klar und herrlich; es kommt Menſchen und Vieh zu Statten.

Chineſiſche Ordalien.

Der blinde Reiſende Holman erzählt: Als mir unterweges einige Dollars aus dem Mantelſacke abhanden gekommen waren, fiel mein Verdacht zunächſt auf meinen chineſiſchen Bedienten. Da derſelbe aber den Diebſtahl auf den Thürſteher des Hauſes zu ſchieben verſuchte, ſo ward der nächſte Morgen dazu anberaumt, daß alle chineſiſche Bedienten ſich einem Gottesurtheile unterziehen ſollten, um dadurch den ſchuldigen Theil an den Tag zu bringen. Dieſes Gottesgericht beſtand in nichts Anderem, als in einem Eide nach Chineſiſchen Begriffen; der Thürſteher war der Erſte, der vermittelſt deſſelben ſeine Unſchuld zu erweiſen ſuchte: — „Heut', an dem neunundzwanzigſten Tage des zehnten Monats des zehnten Jahres Tan-Kwang's, da man behauptet, daß ich die dem Engländer Holman am 26ſten dieſes abhanden gekommenen ſechszehn Dollars entwendet habe, ſchwöre ich, Pau Aetä, vor dem Anblick des Himmels und im Angeſichte aller heiligen Puyſa, (Götter), wenn ich, Pau Aetä, die ſechszehn Dollars geſtohlen, ſo mögen meine Frau und meine Kinder, ſo wie mein Vater und

meine Mutter, alleſammt ſterben gleich dem Hahne, den ich hier ſchlachten werde. Ich rufe euch zu Zeugen an, ihr blauen Himmelsgewölbe! Wenn aber Aetä die ſechszehn Dollars nicht geſtohlen, ſo möge euer Segen auf meinem Haupte ruhen und meine ganze Familie im Glücke und im Frieden leben. Ich, Pau Aetä, falle kniend zu euren Füßen und erſcheine vor euch mit dieſem Eide.“ Nachdem er dieſe Worte auf den Knien vor einem zu dem Zwecke errichteten Altar (einem alten Stuhle, auf welchem zwei brennende geweihte Lichter ſtanden) feierlich ausgeſprochen, richtete er ſich wieder auf und ergriff den Hahn, ſtreckte denſelben über ein Stück Holz hin und ſchnitt ihm mit einem Meſſer die Gurgel ab. Auf dieſe Weiſe hatte ſich denn der Thürſteher vor den Augen ſeiner verſammelten Landsleute vollkommen von allem Verdachte gereinigt, und mein Bedienter kam nunmehr an die Reihe, um ſich demſelben Gottesgericht zu unterziehen. Allein dieſer weigerte ſich, den Eid zu leiſten, obwohl er fortwährend ſeine Unſchuld verſicherte. Alle Anweſenden waren ſogleich überzeugt, daß er der Dieb ſey.

Am 2. October v. J. war zu Batavia franzöſiſches Schauſpiel, deſſen Regiſſeur ein Herr Minard iſt. Die Preiſe der Plätze waren 6 Fr. für Herren und 4 Fr. für Damen und Militärperſonen. Man gab drei ältere kleine Luſtſpiele, die recht ſehr gefielen.

Reitkunſt der Indianer.

Auf nichts ſind die nordamerikaniſchen Indianer ſtolzer, als auf ihre Geſchicklichkeit im Reiten. Da ſie faſt immer im Sattel ſind, fühlen ſie ſich auf dem Rücken des Pferdes ſo behaglich, als wenn ſie auf dem Fußboden ihrer Wohnung ſäßen. Oftmals ſah ich, wie zwei oder drei kleine Jungen ein Pferd umſchwärmten, das harmlos auf der Heide weidete, und nach allerhand Schmeicheleien und Verſuchen ſich glücklich auf ſeinen Rücken ſchwangen. Und dann jagten ſie, ohne Zaum und Sattel, nachdem durch ihr Jauchzen und Schreien das Pferd in vollem Galopp lief, wie raſend dahin, indem der Vorderſte ſich an der Mähne, der Zweite an ihm, der Dritte am Zweiten ſich feſthielt, und dies Alles geſchah mit einer Sicherheit, die jeden Andern, nur nicht einen Indianer, in das größte Erſtaunen ſetzen würde.

Engliſcher und amerikaniſcher Regen.

Der Verfaſſer des „Amerikaner in England“ ſagt von einem naſſen Tage in London: „Es regnete nicht mit ſolchem Ernſte und ſolcher Kraft, wie in unſerm Klima, wo der Regen gewöhnlich einem mit Eile abzumachenden Geſchäft gleicht, ſondern ſo beſonnen und kaltblütig, als ob es immer dabei bleiben ſollte, ohne ſich zu erſchöpfen.“ Eben dieſer Schriftſteller bemerkt, daß in Amerika ein Regenſchirm unnöthig und läſtig ſey, während man in England ein ſolches Ding eben ſo wenig miſſen könne, wie ſeine Naſe.

Die Lascaren.

Holman berichtet: Die Lascaren (Indiſche Matroſen) ſind alle mehr oder weniger abergläubig. Das Erſte, was ſie, wenn ſie ein Schiff beſteigen, für nöthig halten, iſt, gleich in dem Augenblicke, wo ſie den Fuß an Bord ſetzen, Kokusnüſſe als Opfer darzubringen; wenn ſie dieſe Ceremonie unterließen, befürchten ſie, es möchte ihnen irgend ein Unglück auf der Reiſe widerfahren. Um keinen Preis laſſen ſie ſich bewegen, zu gewiſſen Mond-Phaſen abzuſegeln, und zwar ebenfalls aus Beſorgniß für ihr zeitiges Wohl. Das geringſte Meteor iſt im Stande, ſie außer Faſſung und in die größte Verwirrung zu bringen, indem ſie dem Einfluſſe deſſelben all' ihr Unglück zuzuſchreiben pflegen. Am gewöhnlichſten herrſcht bei ihnen der Glaube, daß der Satan ſelbſt zuweilen das Schiff beſuche. Dieſer wird immer als eine koloſſale Figur mit feurigen Augen, einem ungeheuern Munde und mit Krallen an den Fingern dargeſtellt. Kaum verbreitet ſich das Gerücht, daß der Teufel am Bord ſey, ſo fliegt Alles mit Blitzesſchnelle an's Takelwerk, um ſich zu bergen und der drohenden Gefahr zu entgehen.

Romeo und Julie.

So heißen zwei Städte, die vor Kurzem in Nordamerika am Michigan-See, dreißig engliſche Meilen von Chicago, gegründet worden ſind. Die Entfernung beider Städte von einander beträgt fünf engliſche (ein und drei Viertel deutſche) Meilen; doch hegt man die Hoffnung, ſie bald durch weiteren Anbau ſo nahe an einander gerückt zu ſehen, daß hier in der Wirklichkeit und im Leben das verbunden wird, was ſonſt bei Shakſpeare und in Verona nur durch den Tod erſt vereinigt worden iſt.

(Mag. f. d. Lit. d. A.)

Die Journale aus Jamaika vom 1. Januar melden, daß man nahe der Bai Morand einen Franzoſen in einem kleinen Fiſcherboote aufgenommen habe, den der Sturm von der Küſte von Martinique fortgetrieben hatte. Dieſer Unglückliche hieß Elie Enoch. Er war mit zwei Gefährten auf den Fiſchfang ausgefahren, als er von einem Sturm ergriffen wurde, der ihn rückwärts trieb. Er blieb 33 Tage auf offener See, der Wuth der Elemente und den Schrecken des Hungers preisgegeben. Einer ſeiner Begleiter unterlag am ſechsten Tage, der Zweite am zehnten; man kann nicht begreifen, wie Jener ſein Leben friſten konnte. Die Einwohner von St. Thomas de l'Est beeilten ſich ihm beizuſtehen, und nachdem er wieder Kräfte erlangt hatte, bezahlten jene wackeren Leute für ihn die Ueberfahrt auf einem Paquetboot, das nach Martinique ſegelte.

Die Toilette der Damen von Montevideo hat eine Radical-Reform erlitten: die unmäßig hohen Kämme und die darüber hängenden Mantillen ſind durch engliſche Hauben verdrängt worden. Die Geiſtlichkeit hat jedoch jenen Damen, welche die neue Mode adoptirt haben, ihr Mißvergnügen zu erkennen gegeben. Einige wurden ſelbſt aus den Kirchen fortgeſchickt, da man anzunehmen geſonnen ſchien, daß dieſe Umgeſtaltung ein Angriff auf die Religion ſey.

Nachrichten aus Sidney (Neuſüdwales) vom 9. September v. J. zufolge, waren daſelbſt Berichte vom Major Mitchell, welcher eine Entdeckungsreiſe nach dem Innern unternommen, eingegangen. Es ſcheint ſich zu beſtätigen, daß die Flüſſe Darling und Murray zuſammentreffen. Zwiſchen den Reiſenden und den Eingebornen iſt es zum Handgemenge gekommen, wobei drei der Letzteren umkamen. Auch der Botaniker Cunningham hat leider das Leben eingebüßt. Das Land iſt öde und traurig.

Sympathie der Otaheiter.

Den Sonntag nach meiner Ankunft auf der Inſel Otaheiti beſuchte ich die Kirche, wo Herr Barff in der Sprache der Eingebornen predigte. Zu meinem Erſtaunen ſah ich die ganze Gemeinde — wenigſtens dreitauſend Perſonen — in einen ſchwarzen Zeug von dem Baſte des Papier-Maulbeerbaums gekleidet. Auf meine Erkundigung erfuhr ich, daß der Tod der kleinen Tochter eines andern Miſſionärs den König von Otaheiti bewogen habe, ſich ſelbſt und alle ſeine Unterthanen in Trauer zu ſtecken, damit das Gefühl der betrübten Eltern und Angehörigen des Kindes durch die hellfarbigen Kleider der Eingebornen nicht verletzt würde. Dies verdient um ſo mehr Bewunderung, als die Otaheiter noch vor zehn Jahren zu den Menſchenfreſſern gehörten und jedem Laſter fröhnten.

Aus Mendoza, am Fuſse der Anden.

Ich bin hier in der Hauptſtadt der Provinz gleichen Namens, welche 2600 Fuß über der Meeresfläche am Fuße der großen Cordilleren-Kette liegt. Sie zieht ſich nach Norden und Süden ſo weit das Auge reicht, mit ihren blitzenden Gipfeln. Tauſende von kleinen Bächen durchrieſeln die Ebene, befruchten die Felder, bewäſſern alle Straßen und Gärten der Stadt. Mendoza zeichnet ſich durch große Reinlichkeit aus. Auf dem Hauptplatze befindet ſich das unanſehnliche Rathhaus (Cabildo), und ein Baſſin von Kupfer mit Pappeln umgeben.

Mein Reiſegefährte nahm mich bis zu meiner Abreiſe nach den Anden in ſeinem Hauſe auf. Es war eines der Angenehmſten, hatte weite Höfe, reiche Säle und alle Bequemlichkeiten. Die Möbel waren im franzöſiſchen und engliſchen Geſchmacke. Kaum hatte ſich das Gerücht unſerer Ankunft verbreitet, als Alles herbeiſtrömte, um uns zu bewillkommnen.

Die Tertulia war ſehr zahlreich. Tanz und Muſik fingen ſogleich an und der Abend verſtrich ſehr luſtig. Gefrornes, Cremes, Bonbons, Wein u. ſ. w. wurden herumgegeben, und ich war entzückt von der freien und liebevollen Weiſe der Damen von Mendoza. Nachdem ich mein elegantes Schlafgemach eingenommen hatte, erfreute ich mich zum erſten Male wieder der vollſtändigſten Ruhe, nachdem ich mich ſo lange in den Pampas umgetrieben hatte, wo ich ſtets den ſchmutzigen Boden zum Lager und rieſenförmige Spinnengewebe als Vorhänge fand. Am nächſten Morgen brachte mir eine hübſche kleine Mulattin die Nachricht, daß die Familie mit dem Frühſtück warte. Das Service war von franzöſiſchem Porzellan nach neueſtem Geſchmack und wir nahmen Kaffee, Thee, Chocolade, nebſt feſtern Speiſen, wie Hühner, Reis, Beefſteaks, Früchte und Wein.

Abends ritt ich um die Stadt ſpazieren. Ich ward von einer ſehr ſchönen Alameda, oder öffentlichen Promenade überraſcht, worauf die Einwohner ſehr ſtolz ſind. Sie beſteht aus vier Alleen ſchöner Pappeln, die mit den Cordilleren parallel laufen, und herrliche Ausſichten auf das Gebirge gewähren. Zwei kleine, zierliche Tempel im griechiſchen Geſchmack ſind an den beiden Enden dieſes Spaziergangs; Abends verſammelt ſich hier das Publicum, um Gefrorenes und andere Erfriſchungen zu ſich zu nehmen; aber auch am Tage kommt man hieher, um Schatten vor der brennenden Sonnenhitze zu ſuchen.

Ich bemerkte zahlreiche Weinberge, von denen die Stadt umgeben iſt; man bereitet hier weißen und rothen Wein, auch Branntwein. Der Erſtere läßt ſich trinken und könnte bei beſſerer Behandlung vortrefflich werden. Faſt jedes Haus beſitzt einen Obſt- und Blumen-Garten.

Am nächſten Tage wurde ich von dem Bruder meines Wirths zu einem großen Ball geladen, wo ich die Vornehmſten im Staate zu ſehen bekam. Der Ball war glänzend und die Damen, größtentheils ſehr hübſch, in Menge anweſend. Schade war es, daß Viele Kröpfe hatten; man ſagte mir, daß dieſer Fehler hier, ſo wie in Salta und Santjago del Eſtero häufig iſt. Man will es dem Genuſſe des Schneewaſſers aus den Cordilleren zuſchreiben, allein die Aerzte behaupten, es liege in atmoſphäriſchen Miasmen. Mendoza hat übrigens eine ſehr geſunde Lage. In den Winternächten gibt es Reif; im Uebrigen iſt es heiß. Die Einwohner lieben den Tanz leidenſchaftlich. Sobald die Tageshitze vorüber und die Sieſte geendet iſt, begibt man ſich zum Tanze; Alles nimmt Theil, ohne Unterſchied des Alters.

Bei dem Balle, dem ich beiwohnte, ſaßen die Damen in Reihen ringsum, die Herren ſtanden in der Mitte, oder plauderten mit ihnen. Mit der Menuett wurde angefangen, dann folgten ſpaniſche und zuletzt einheimiſche Tänze. Nach einigen Stunden wurde gemeldet, daß das Souper fertig ſey; die Damen gingen in einen andern Saal, wo ihnen ein Mahl nach europäiſcher Weiſe ſervirt wurde, während die Herren ſich hinter den Stühlen hielten. Manche begnügten ſich, einige ſüße Worte den Schönen in die Ohren zu flüſtern, während Andern gute Biſſen auf der Gabel von ihren Dulcineen in den Mund geſteckt wurden. Auch an Toaſten fehlte es nicht: auf das Vaterland, die Freiheit, die Gleichheit, die Menſchenrechte u. ſ. w. Hierauf wurde wieder bis zum Morgen getanzt.

Die Stadt zählt an 25—30,000 Einwohner, welche vom Landbau und von der Viehzucht mehr als vom Handel leben. Der Reichthum iſt hier in den Händen gewiſſer Familien, wie überall in Südamerika. Einige Häuſer enthalten großen Luxus in der Menge der Salons zur Aufnahme ihrer Abendgeſellſchaften, der eleganten Beleuchtung und dem Reichthum ihrer Möbel. Muſik wird ſehr geliebt; allein die Künſtler bringen es darin nicht weit und beſchränken ſich auf einige einfache Lieder und ihrer Begleitung mit Guitarre und Flügel. Es gibt nur wenig kleine Privatbibliotheken; und die craſſeſte Ignoranz, die ſich in der Unterhalung zu erkennen gibt, überraſcht um ſo mehr den Fremden, da ſie ſeltſam mit der eben erwähnten äußern Politur und Eleganz contraſtirt.

Bayerische Staatsbibliothek München

Inhalts-Verzeichniss.

A. des Textes.

Seite

Hindoſtan 1

I. Madras 3

Rajemahl 19

Ghazipuhr 27

Benares 33

Chunar 47

Agra 52

Delhi 57

II. Die Ghurka's 69

Wohnungen der Bergbewohner. Die Civilians von Calcutta 76

Nuſchibabad 83

Ein Goſſein. Gholaum Kaudir. Das Serail. Die weiblichen Offiziere 85

Zweiter Aufenthalt in Delhi 90

Chauter-Serai 93

Lucknow 94

Calcutta 103

III. Der reiche Muhammedaner. Die Bayaderen. Die Saujagd 111

Tritſchenguhr 120

Indianiſche Räuber 123

Rajah-Courg 140

Bombay 154

Die Parſi-Prieſter 157

Elefanta. Salſette 167

Mexico 175

I. Der Guazacoalco 177

Die Indianer des Guazacoalco 180

Der philoſophiſche Pflanzer 183

Der Rancho 186

Minatitlan 190

Acayucan 191

Sonntag in Acayucan 198

Die Regenzeit und die Inſecten 201

Meine Freunde von Minatitlan und ihre Anſicht von der Colonie 205

Eine Taufe zu Chinamech 209

	Seite
Abreiſe nach Acayucan	214
Drei Monate in Acayucan	218
Eine Annahme an Kindesſtatt	223
Der Vorſänger und der Vanillehändler	226
Ein Feſt	228
Abreiſe nach Vera-Cruz	232
Ein indiſcher Alambic	235
Drei Tage in einer Pirogue	237
Tlacotalpan	239
Alvarado	241
Vera-Cruz	248
Kleinere Genrebilder	257
1. Bären- und Biberjagd bei den Indianern von Nordamerika	259
2. Der Räuber Plato	265
3. Ein Abend bei den Negern von Weſtafrika	267
4. Erinnerungen aus der Südſee (Aufenthalt auf den Sandwich-Inſeln)	269
5. Neue Wahrnehmungen und Anecdoten über arabiſche Pferde	273
6. Die Tribunale auf Jamaica. (Von einem Pflanzer.)	274
7. Leichenbegängniß einer Baghtin	278
Braſilien. (Zu den Abbildungen.)	
1. Rio-Janeiro	279
2. Einwohner von San Paulo	281
3. Pflanzer	282
4. Neger	284
Miscellen	287

B. der Bilder.

1. Titelblatt, Stahlſtich.
2. Titelbild: Eine Hindu, Stahlſtich.
3. Rio-Janeiro, Lithographie.
4. Einwohner von San Paulo, Lithographie.
5. Pflanzer, Lithographie.
6. Neger, Lithographie.

	Seite
Abreiſe nach Acayucan	214
Drei Monate in Acayucan	218
Eine Annahme an Kindesſtatt	223
Der Vorſänger und der Vanillehändler	226
Ein Feſt	228
Abreiſe nach Vera-Cruz	232
Ein indiſcher Alambic	235
Drei Tage in einer Piroque	237
Tlacotalpan	239
Alvarado	[illegible]
Vera-Cruz	[illegible]
Kleinere Genrebilder	[illegible]
1. Bären- und Biberjagd bei den Indianern von Nordamerika	[illegible]
2. Der Räuber Plato	[illegible]
3. Ein Abend bei den Negern von Weſtafrika	[illegible]
4. Erinnerungen aus der Südſee (Aufenthalt auf den Sandwich-Inſeln)	[illegible]
5. Neue Wahrnehmungen und Anecdoten über arabiſche Pferde	[illegible]
6. Die Tribunale auf Jamaica. (Von einem Pflanzer.)	[illegible]
7. Leichenbegängniß einer Baghtin	[illegible]
Braſilien. (Zu den Abbildungen.)	
1. Rio-Janeiro	[illegible]
2. Einwohner von San Paulo	[illegible]
3. Pflanzer	[illegible]
4. Neger	[illegible]
Miscellen	[illegible]

B. der Bilder.

1. Titelblatt, Stahlſtich.
2. Titelbild: Eine Hindu, Stahlſtich.
3. Rio-Janeiro, Lithographie.
4. Einwohner von San Paulo, Lithographie.
5. Pflanzer, Lithographie.
6. Neger, Lithographie.

C. Obach delt.

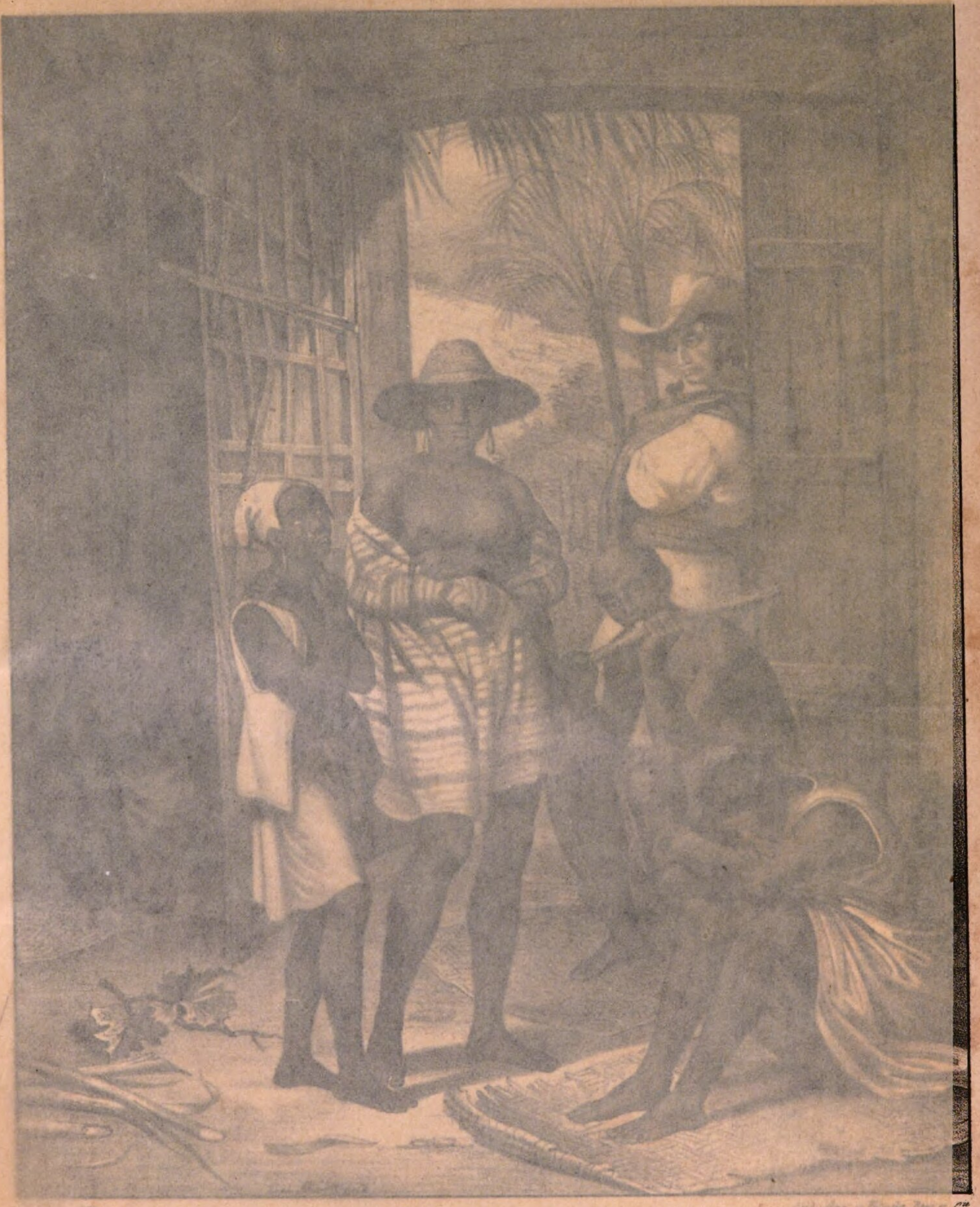
Lith. Anst. von Pobuda, Rees et C.

Einwohner von San Paulo.

Lewald's Atlas I.

Lith. Anst. v. Pobuda, Rees et Cie

Klias delt

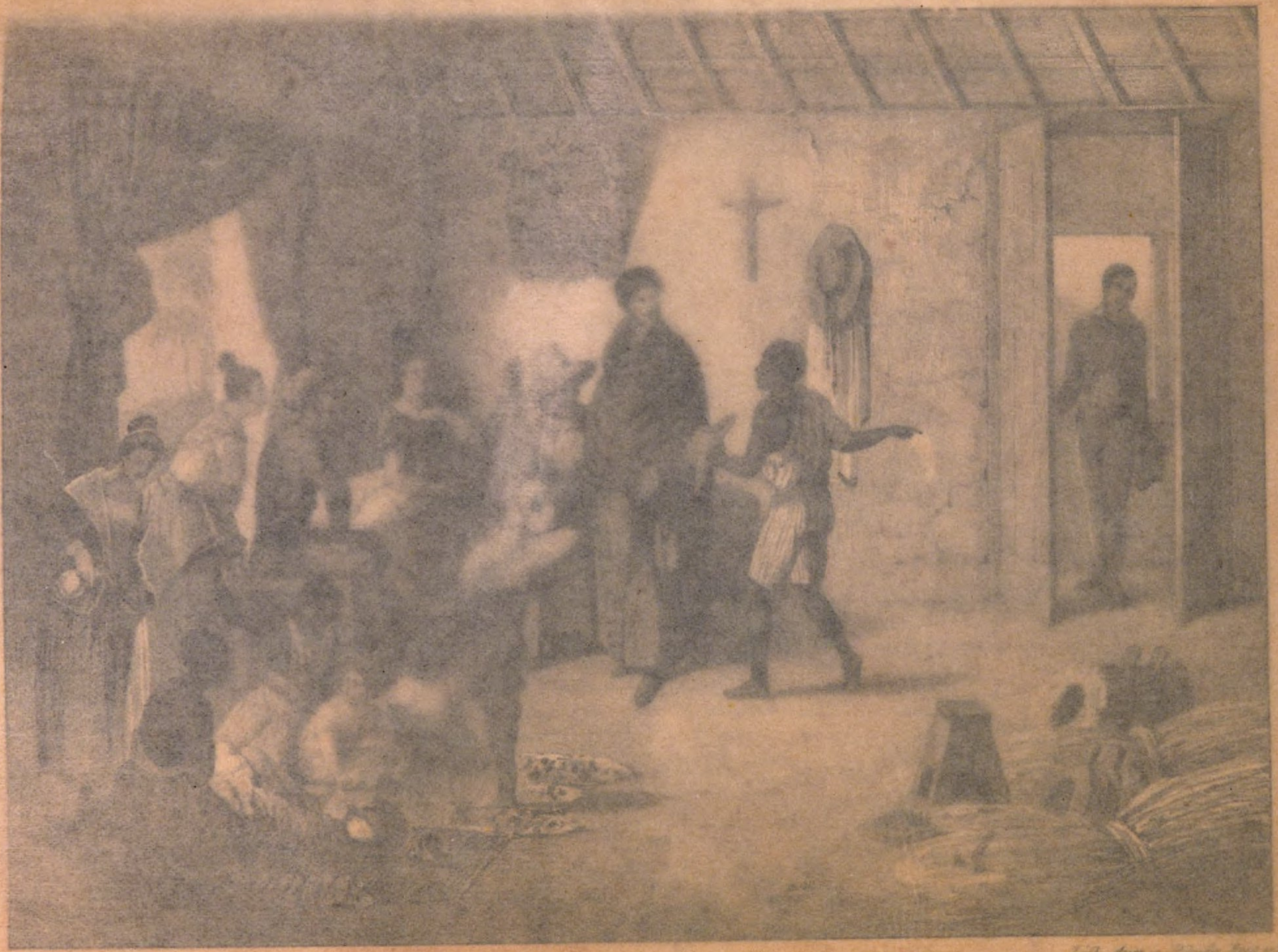


Neue Ankömmlinge

F. Elias delt.

Lith Anst. v. Pobuda, Rees et Cie

Neue Ankömmlinge



Pflanzer = Familie

Pederer del.ᵗ

Lith. Anst. v. Pobuda, Rees et C.ⁱᵉ

Pflanzer = Familie

Intereſſante literariſche Erſcheinungen der Jahre 1835 und 1836,

von

Scheible's Verlags-Expedition in Leipzig und Stuttgart
an alle Buchhandlungen verſandt.

Europa,

Chronik der gebildeten Welt.

Herausgegeben
im Verein mit mehren Gelehrten und Künſtlern
von

AUGUST LEWALD.

1835. Zwei Bände. Preis derſelben 7 fl. 48 kr. – 5 Rthlr. 10 gr.
82 Bogen in größtem Oktav, mit 70 artiſtiſchen Beilagen.

Inhaltsverzeichniſs des erſten Bandes.

Deutſchland.

Das Volksfeſt in Bamberg. Aus dem vorletzten Weltgang von Semilaſſo. Vom Verfaſſer der „Briefe eines Verſtorbenen." — Niedernau. — Wiederaufſtellung der Rudauer Schlachtſäule. — Weimars gemeinnützige Inſtitute.

England.

Engliſche Literatur.

Washington Irvings neueſtes Werk: Abbotsford and Newstead-Abbey. Portrait, Anecdoten und Erinnerungen von Walter Scott. — Irvings Newstead-Abbey. Lord Byron. — Die kleine weiße Dame. — Abenteuer des Kapitäns John Lochy, von ihm ſelbſt geſchrieben. — Kapitän Marryats Werk: The pacha of many Tales.

Skizzen und Genrebilder.

London. Madame Malibran auf dem Covent-Garden-Theater. — Das Parlament im Jahr 1835. I. Das Unterhaus. — Neueſte Genrebilder. I. Mein ſehr ehrenwerther Freund Bob. II. Der Roman einer Nacht. III. Vergnügungen im Sommer. — Eine ärztliche Conſultation.

Frankreich.

Franzöſiſche Literatur.

Grangeneuve. Herbſt 1792. — Die Gärten von Mouſſeaux.

Zur Tagesgeſchichte.

Geſchichte eines April-Angeklagten. — Merkwürdiger Kriminalfall (Procès La Roncière). — Der Marſchall Mortier. — Gallerie von Zeitgenoſſen. Véron. — Trauerfeierlichkeit in Paris.

Skizzen und Genrebilder.

Die Tuilerien. — Hundekampf. — Pariſer Skizzen. I. Wohnungen der Schriftſteller. II. Ein Heirathsbureau. III. Die Flucht der April-Angeklagten. IV. Die Cholera im Süden. — Die neue franzöſiſche Kirche. — Diner, von Jules Janin. — Die Pariſer Lazzaroni. — Paris am Waſſer.

Holland.

Genrebilder aus Holland, Phyſiognomie der Hauptſtädte.

Italien.

Genrebilder.

Ein Sonntag. — Villa Catalani. — Die Gräfin Lipona.

Novelle.

Eine Nacht in Venedig.

Polen.

Durch Liebe zur Höhe. Polniſches Novelletto.

Rußland.

Cetera, koſakiſche Legende. — Kaiſerliches Inſtitut für adelige Fräulein in St. Petersburg.

Schweden.

Die ſchöne Dalkulla.

Spanien.

Zur Tagesgeſchichte.

Spaniſcher Lenz 1835. — Ein Blick nach Navarra. Reiſe mit der Armee der Königin. September 1834.

Reiſen in Spanien.

Die Schreckensnacht von Valencia. — Das Stiergefecht. Von Joſeph Freiherrn von Auffenberg. — Die Kathedrale von Cordova.

Spaniſche Novelle.

Rita.

Türkei.

Gerechtigkeitspflege.

Europäiſche Zeit- und Reiſe-Bilder.

I. Pyrenäen. Das Thor von Venasque. — II. Der Aetna. — III. Türkiſche Quarantaine. — IV. Eine wüthende Wölfin. — V. Der Scharfrichter auf dem Dampfſchiffe.

Europäiſche Tagesbegebenheiten.

Chronologiſche Ueberſicht der Monate Juli und Auguſt 1835.

Vermiſchtes.

Die Peſt am Bord.

Die Kloſterfrauen von Brügge. Luſtſpiel. — Induſtrie. Moderne Gold- und Silber-Arbeit und Niellirkunſt. — Geſchichtliche Notizen über die Charivaris. — Der Waldbruder, von L. Neuffer. — Die Wiſſenſchaft und das Leben, in ihren gegenſeitigen Verhältniſſen betrachtet, von P. L. Adam.

Feuilleton.

Anekdoten. — Aus der Geſellſchaft. — Barrikaden von 1835. — Biographiſches (Zumala-Carreguy). — Cholera. — Eiſenbahnen. — Fieschi. — Geſchichtliche Notiz. — Geſundheitspflege. — Der Halley'ſche Komet. — Die Höllenmaſchine des dritten Nivoſe. — Induſtrie. — Kleine Scherze des mittelländiſchen Meeres. — Kleine Zeitung: Algier, Antwerpen, Berlin, Breslau, Chur in Graubündten, Danzig, Dieppe, Erfurt, Frankfurt a. M., Genua, Hannover, Havre, Kaliſch, Kiſſingen, Königsberg, Konſtantinopel, Kopenhagen, Madrid, Marienbad, Moscau, München, Nacogdoches in Texas, Paris, Petersburg, Prag, Riga, Roſtoff im Gouvernement Yaroslaff, Toulon, Tübingen, Weimar, Wiesbaden. — Kunſt. — Küſtenfiſcherei. — Literariſche Ueberſichten. — Luſtige Gerichtshändel. — Mode. — Muſik. — Naturgeſchichtliches. — Nekrologe: Pigault-Lebrun, Dulaure, Wenzel Müller, Adolph Wagner, Jacobi, Johann Schick, J. Klaproth. — Oekonomie. — September-Rennen zu Paris. — Die Straße de la Ferronnerie. — Theater. — Vermiſchtes. — Wiſſenſchaftliches.

Die artiſtiſchen Beilagen.

Stahlſtiche und Lithographien.

Bern. — Durch Liebe zur Höhe! — Fieschi. — Das goldene Kreuz. — Grindelwald. — Das Haus Nr. 50. des Boulevard du Temple und die Höllenmaſchine. — Kemble. — Königliche Gallerie in New-Caſtle. — La Roncière. — Meyerbeer. — Mortier, Herzog von Treviſo. — Mlle. de Morel. — Charles Nodier. — O'Neil. — Schlafgemach der Maria Stuart. — Spanien in $1/_{4,800,000}$ der natürlichen Länge; von K. Fr. V. Hoffmann. — Ungariſche Magnaten in der glänzenden Nationaltracht. — Vater Goriot. — Der Waiſenknabe. — Weſt-Bow-Straße in Edimburg. — Wettkampf der beiden engliſchen Bull-Doggen Sevère und *Stumpy*. — Zumala-Carreguy.

7 Modebilder.

Muſikbeilagen.

Abſchied von Italien. Gedicht von Dr. Darenberger, Muſik von Lenz. — Der Bettelknabe. Romanze von Mad. de la Besge, Muſik von Mad. Laure de Lagoanère. — Kuhreih'n. Worte von Mad. de R., Muſik von Hrn. Grafen von Wartberg. — Morgenlied von Wilhelm Müller, componirt von L. Hetſch. — Nella. Gedicht von Emil Deschamps, Muſik von J. Meyerbeer. — Die Verlaſſene. Romanze von Crevel de Charlemagne, Muſik von A. Elwart. — Vier Jahrszeiten. Notturno für zwei Stimmen.

Inhaltsverzeichniß des zweiten Bandes

Belgien.

Politiſches Leben der Belgier. — Das Hoſpiz der Geiſteskranken in Gent.

Deutſchland.

Deutſche Literatur.

Vertraute Briefe aus Berlin. Von E. Beurmann. — Seydelmann und die deutſchen Schauſpieler. Von H. Laube. — Fürſt Clemens von Metternich. Von Dr. Wilhelm Binder.

Skizzen und Genrebilder.

Aus den Memoiren eines Reiſenden im vorigen Jahrhundert. — Bilder aus Sachſen. Von Fr. Stolle. I. Der Sonntag in Dresden. II. Ein ſächſiſches Sprichwort. III. Die Dresdner Dreierbrödchen. — Bilder aus Mainz. Societäten für Kunſt und Wiſſenſchaft. Stadttheater. Meſſen, Handel und Gewerbfleiß. Frauenverein.

England.

Skizzen und Genrebilder.

Das Parlament im Jahre 1835. II. Das Oberhaus.

Novelletten.

Das erſte und das letzte Mittagsmahl. — Pawla Kolowska. — Die rothe Naſe.

Frankreich.

Franzöſiſche Literatur.

Die heirathsluſtigen Mädchen. — Geſchichte eines Adjutanten. — Der polniſche Lancier. Von der Herzogin von Abrantes. — Die Rache eines Gatten. Von derſelben. — Wenige Stunden einer Nacht. Novelle.

Zur Tagesgeſchichte.

Gallerie intereſſanter Zeitgenoſſen. Einige Berühmtheiten in ihren Wohnzimmern.

Skizzen und Genrebilder.

Pariſer Salons. Von der Herzogin von Abrantes. — Wie man ſich in Paris vor dreißig Jahren amüſirte.

Italien.

Skizzen und Genrebilder.

Café Florian in Venedig. — Skizzen aus Italien. Mitgetheilt vom Architekten Mutſchlechner. I. Capua und Caſerta. II. Römiſche Bäder. III. Die Kaſerne von Pompeji. IV. Ausflug auf den Veſuv.

Novelle.

Zwei Nächte in Rom.

Norwegen.

Reiſe in Norwegen. Von de la Boulaye.

Polen.

Der grüne Wald. Von der Herzogin v. Abrantes.

Spanien.

Zur Tagesgeſchichte.

Zumala-Careguy in Navarra.

Skizzen und Genrebilder.

Franzöſiſches Schauſpiel in Spanien. — Spanien, wie es iſt.

Reiſen in Spanien.

Die Erſteigung des Mont Perdu. Erinnerung aus den ſpaniſchen Pyrenäen. — Der Alhambra.

Spaniſche Novelle.

Dolores.

Türkei.

Aus einem Tagebuch einer Reiſe nach Conſtantinopel. Von John Auldjo.

Europäiſche Tagesbegebenheiten.

Chronologiſche Ueberſicht der Monate September, October und November 1835.

Scenen aus dem See-Leben.

Ein Aufruhr auf einem Sklavenſchiffe. — Die todte Schiffsmannſchaft. Ein See-Abenteuer. Erzählt von A. Paterſi de Foſſombroni.

Aufſätze vermiſchten Inhalts.

Aberglaube und Glaubensanſichten im Volke.

Feuilleton.

Anecdoten. — Aus der Geſellſchaft. — Die beduiniſchen Künſtler in Paris. — Die Beduinen auf der Pariſer Bibliothek. — Bellini. — Bellini's Todtenfeier. — Bellini's Tod. — Die Blinden auf der Scene. — Diplomatie. — Engliſche Militärſtrafen. — Engliſcher Gerichtshandel. — Eröffnung des Théâtre royal italien in Paris. — Der erſte November 1755. — Erſte Vorſtellung der Beduinen in Paris. — Fantaſtiſche Concerte. — Der General Allard. — Gerichtshändel. — Geſundheitspflege. — Herr von St. Cricq. — Die Hindu in London. — 23 Hungertage. — Jagd. — Induſtrie. — Italieniſche Pracht. — Iwanoff. — Kleine Zeitung: Bonn, Breslau, Brünn, Frankfurt, Genf, Heidelberg, Kaſſel, Konſtantinopel, Mainz, Paris, St. Petersburg, Prag, Riga, Wien, Stuttgart, Weimar. — Komiſche Gerichtshändel. — Kunſt. — Künſtler-Prozeß. — Lacenaire. — La Roncière. — Literariſche Ueberſichten. — Lordmayor-Schmaus. — Luftfahrt. — Merkwürdiger Selbſtmord. — Die Miniſter Carls X. — Mode. — Muſik. — Münzkunde. — Ein Nachkomme Napoleons. — Napoleons Hut. — Nekrologe: d'Autel, v. Pfiſter, Schröter, v. Baader, C. A. Böttiger, Erwin Spekter, Fürſtin von Montfort, v. Seubert, Fürſtin v. Talleyrand. — Ein neues Drama. — Eine neue Heilige. — Oeffentliche Bäder in der Türkei. — Paganini's Auferſtehung. — Eine Pariſer Hirſchjagd. — Pariſer Witze. — Pferderennen. — Raupach. — Roſſini und Bellini. — Ruſſiſches Theater in St. Petersburg. — Schillers Denkmal. — Das ſchwediſche Theater. — Shawl und Holzſchuhe. — Signora Albertazzi. — Statiſtiſche Notizen. — Theater. — Das Veilchen. — Vermiſchtes. — Voltaire's Schloß. — Weiblicher Muth. — Das Wettrennen des Privatvereins in Cannſtatt. — Wettrennen in Algier.

Die artiſtiſchen Beilagen.

Stahlſtiche und Lithographien.

Allard, Generaliſſimus der Armeen des Königs von Lahore. — Bellini. — Chargen von Dantan. (Lablache und Santini — und Victor Hugo und Alexander Dumas vorſtellend.) — Mad. Damoreau-Cinti. — Don Juan von Oeſtreich. — Alexander Dumas. — Engliſches Oberhaus. — Engl. Haus der Gemeinen. — Gegend um Kaliſch. — Heimkehr aus der See. — Victor Hugo. — Lamartine. — de la Mennais. — Mad. Malibran-Garcia. — Marr als Abdallah. — St. Cloud. — Scene aus dem neuen franzöſiſchen Melodrama Ango von Dieppe. — Studien für Schauſpieler. — Der Theolog.

5 Modebilder.

Muſikbeilagen.

Aus Fr. Rückert's Liebesfrühling, erſtem Strauß, von L. Hetſch. — Das Gebet des Fiſchers. Gedicht von Crevel de Charlemagne, Muſik von F. Maſini. — Hermann's Kriegsgeſang bei Beſiegung der Franken. Aus dem Franzöſiſchen von Charles David, Muſik von Fräulein Carbeaut. — Lied von Rückert, Muſik von J. Meyerbeer. — Nizza. Canzonetta. Worte v. Emil Deschamps, Muſik von Roſſini. — Romanze aus „Maria Tudor" von V. Hugo, componirt von Lenz.

Allgemeine
Geſchichte der neueſten Zeit

vom

Ende des groſsen Kampfes der europäiſchen Mächte wider Napoleon Bonaparte bis auf unſere Tage,

durch

Ernſt Münch.

Sechsten Bandes zweite Abtheilung oder Schluß des Ganzen. 8. broſchirt. Subſcript.-Preis 1 fl. 30 kr. od. 1 Rthlr. 1 ggr.

(Noch gültiger Subſcriptions-Preis für das ganze Werk 10 fl. 30 kr. oder 7 Rthlr. 7 ggr.)

Mit dieſem Bande ſchließt ſich nun dieſes wichtige Werk, welches zuerſt den unermeßlichen Vorrath von Begebenheiten ſeit dem Ende der Freiheitskriege bis zur Juliusrevolution (inclusive) in lichtvoll geordneter Ueberſicht, in körniger, männlich ernſter pragmatiſcher Darſtellung, verbunden mit lebendiger, blühender Schreibweiſe, zu behandeln verſucht hat. Unter den vielen kritiſchen Stimmen, welche von der erſten Erſcheinung des Werkes bis jetzt, zum Gegenſtande ihrer Beſprechung es gemacht, haben faſt ſämmtliche mehr oder minder in ehrenvoller Anerkennung des Geiſtes, der Geſinnung, des Talentes und des Taktes, womit der Verfaſſer bei Löſung ſeiner Aufgabe verfahren, übereingeſtimmt. Vorzüglich aber iſt der pſychologiſchen Auffaſſungskunſt bei manchen hiſtoriſchen Situationen und der glücklichen Zeichnung von handelnden Charakteren, ſo wie von Begebenheiten, die einen epiſchen Charakter tragen, vielfaches und lautes Lob geſpendet, und mehr als *eine Parthie* ſelbſt meiſterhaft genannt worden. Der Herr Verfaſſer hat ſich mit einer Selbſtſtändigkeit, die nicht zu verkennen iſt, zwiſchen den verſchiedenen extremen Parteien zu bewegen, die Klippen der Gegenwart glücklich zu durchſchiffen und mit ſeltener Freimüthigkeit und rühmlicher Anerkennung jeder hervorſtechenden individuellen Kraft, ohne Rückſicht auf deren politiſche Farbe, eine dem Geſchichtſchreiber geziemende Mäßigung, ſodann mit innerer Wärme für alle idealen Beſtrebungen der Menſchheit eine ſcharfe Kritik thörichter Anmaßungen und leerer Theorieen, endlich mit einer univerſellen hiſtoriſchen Tendenz eine überall hervorſtechende, deutſch-nationale Geſinnung, und mit den Forderungen des Zeitgeiſtes und den Grundſätzen der Reform ſtandhafte Anhänglichkeit an die konſtitutionelle Monarchie zu vereinigen gewußt. In vielen Parthien behandelt er mit tiefer Ironie die Anſprüche der Mittelmäßigkeit, der Geräuſchliebe und Skandalſucht, der Leidenſchaftlichkeit und des Parteigeiſtes, ſo wie die Widerſprüche zwiſchen Theorie und Praxis bei den Parteien; er führt uns in das Innere des Getriebes ein, mit kühner Hand den Vorhang von Vielem zerreißend; und ſo wie er die geſetzliche Freiheit, das ewige Recht, die geiſtige Aufklärung, die Civiliſation der Sitten und die politiſch-bürgerliche Reform gegen Gewalt und Willkühr, Stupidität und Finſterniß kräftig verficht, eben ſo vertritt er auch die Macht, die Ordnung und die Monarchie gegenüber ihren unredlichen Widerſachern. Verſchiedene Abſchnitte in dem Werke ſind vom Verfaſſer ganz neu geſchaffen; über andere iſt neues Licht verbreitet; der Zuſammenhang, die Triebfedern, die Ein- und Rückwirkungen, die innere und äußere Geſchichte innig in einander verwoben, erſcheinen hier ſorgfältiger angedeutet; das Gerippe der Namen, der Staatsaktionen, der Daten, erhält Fülle, feſte Formen, charakteriſtiſche Züge, beſtimmte Phyſiognomien und lebenswarme Bilder, ein Vorzug, deſſen Mangel den deutſchen Geſchichtſchreibern nur allzu oft ſchon vorgeworfen worden iſt. — Die gründlich behandelte Geſchichte des Wiener Kongreſſes (das Vollſtändigſte unter allem bis jetzt darüber Erſchienenen) eröffnet — die Juliusrevolution mit ihren nächſten, allgemeineren und ſpezielleren Rückwirkungen auf viele andere Staaten ſchließt das vorliegende Werk.

Dr. K. W. Böttiger,
Geſchichte des
deutſchen Volkes
und des
deutſchen Landes,
für
Schule und Haus und für Gebildete
überhaupt.
Zwei Bände mit 8 Stahlſtichen.
gr. 8. 4 fl. 48 kr. oder 3 Rthlr.

Dr. C. A. Mebold,
der
dreissigjährige Krieg
und die Helden deſſelben:
Guſtav Adolph,
König von Schweden,
und
Wallenſtein,
Herzog von Friedland.
Nach den beſten Quellen hiſtoriſch-biographiſch geſchildert.
Zwei Bände mit 6 Stahlſtichen.
gr. 8. 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

Dr. C. F. G. Stang,
Martin Luther.
Sein Leben und Wirken.
Pracht-Werk in Lexikon-Octav mit 7 Stahlſtichen.
Preis 6 fl. 24 kr. oder 4 Rthlr.

Julius Schnellers
hinterlaſſene Werke.
Vier Bände.
gr. 8. broſch. 10 fl. 48 kr. oder 6 Rthlr. 16 ggr.

Dieſe vier Bände werden auch einzeln abgegeben unter folgenden Titeln:

Julius Schnellers
Lebensumriß
und
vertraute Briefe
an
ſeine Gattin und ſeine Freunde.
Herausgegeben von
Ernſt Münch.
gr. 8. eleg. broſch. 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 ggr.

* * *

Julius Schnellers
Ideen
über Literatur und Kunſt;
nebſt
ausgewählten Dichtungen, ſtatiſtiſchen Briefen, Biographien und Charakteriſtiken.
Aus ſeinen hinterlaſſenen Manuſcripten und zerſtreuten Aufſätzen ꝛc. geſammelt und herausgegeben
von
Ernſt Münch.
8. broſch. 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 ggr.

* * *

Julius Schnellers
Anſichten
von
Philoſophie und Geſchichte, Politik und Weltlauf, Glauben und Kirchthum ꝛc.
Aus ſeinen hinterlaſſenen Manuſcripten und kleinen Schriften geſammelt und herausgegeben von
Ernſt Münch.
8. broſch. 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 ggr.

* * *

Briefwechſel
zwiſchen
Julius Schneller
und ſeinem Pflegſohne Prokeſch.
Aus Schneller's hinterlaſſenen Papieren herausgegeben von
Ernſt Münch.
gr. 8. eleg. broſch. 3 fl. oder 1 Rthlr. 20 ggr.

Humoriſtiſche

Pilgerfahrt

nach

Granada und Kordova

im Jahre 1832.

Ausgeführt und beſchrieben

von

Joſ. Freiherrn v. Auffenberg.

Zwei Theile in Einem Bande.

gr. 8. 3 fl. oder 2 Rthlr.

Dr. M. Creizenach,

Lehrbuch

der Algebra

für

höhere Schulen

und

zum Selbſtunterricht.

8. 3 fl. 12 kr. oder 2 Rthlr.

F. Hauſch,

Trigonometer ꝛc.,

Die

Zahlen-Rechnung

in

ihren reinen Elementen dargeſtellt und auf die verſchiedenen Forderungen der praktiſchen Geometrie und des kommerziellen Lebens angewendet.

Ein

arithmetiſches Handbuch

für

Schule und Haus.

8. gebunden. 1 fl. 36 kr. oder 1 Rthlr.

Dr. W. Pfaff,

kaiſerl. ruſſ. Hofrath, Profeſſor in Erlangen ꝛc.,

Die

Geſammt-Naturlehre

für

das Volk und ſeine Lehrer.

Mit 73 Abbildungen.

8. 2 fl. 24 kr. oder 1 Rthlr. 12 gr.

K. F. V. Hoffmann,

Europa

und

ſeine Bewohner.

Ein

Hand- und Leſebuch für alle Stände.

In Verbindung mit mehren Gelehrten herausgegeben.

Mit Karten, Städtegrundriſſen, Stahlſtichen ꝛc.

Erſter Band. gr. 8. 2 fl. 40 kr. oder 1 Rthlr. 16 gr.

Dr. F. A. Ritgen,

Großherzogl. Heſſ. Medicinalrath ꝛc. ꝛc.,

Beiträge

zur

Aufhellung der Verbindung

der

menſchlichen Frucht

mit den Fruchthältern und der Ernährung derſelben.

Mit 3 Tafeln Abbildungen.

Prachtwerk in Folio.

Kartonnirt. 4 fl. 48 kr. oder 3 Rthlr.

Oekonomiſcher
und
populär-medizinischer
Univerſal-Rathgeber.

Eine Encyklopädie

der vorzüglichſten Lehren, Vorſchriften und Mittel zur Erhaltung des Lebens und der Geſundheit der Menſchen und der nutzbaren Thiere, ſo wie zur Conſervirung aller für die Bedürfniſſe, die Bequemlichkeit und das Vergnügen der Menſchen beſtimmten Einrichtungen, Producte und Waaren.

Dritte, durchgeſehene Auflage,

vermehrt mit einer zweiten Abtheilung:

Das kalte Waſſer,

als Bad und Getränk dem menſchlichen Körper ſehr heilſam.

Von

Dr. John Floyer, Dr. John Hancocke und Dr. Fr. Hoffmann.

Dieſes Werk iſt 600 Seiten des engſten Druckes und größten Formats ſtark, auf dauerhaftes Papier gedruckt und elegant broſchirt. Preis des ganzen Werkes: 2 fl. 24 kr. oder 1 Thlr. 12 ggr.

Es folgt hier ein gedrängter Auszug aus dem Inhaltsverzeichniſſe dieſes reichhaltigen Werkes; daſſelbe vollſtändig zu geben, läßt der Raum bei weitem nicht zu, doch mag man aus dem Wenigen auf die gemeinnützige und umfaſſende Tendenz des Werkes ſchließen!! Wir empfehlen den Univerſal-Rathgeber auf's Neue ganz beſonders allen Hausvätern und Hausmüttern, überzeugt, daß er des Guten allenthalben recht viel ſtiften wird.

Aale, getrocknete, geräucherte, geſalzene ꝛc. aufzubewahren; Abdampfen der Vergolder, ſich vor Gefahr zu ſchützen; Abhärtung des Körpers; Abſchwefeln der Steinkohlen, Vorſichtsmaßregeln; Abſpannung der Kräfte, Verhalten dabei; Abtritte, beſte Einrichtung, Reinigung derſelben, tragbare, geruchloſe, Nachtheile für die Geſundheit; Aerger und Zorn, Affecte, Folgen derſelben zu vermeiden; Alpdrücken, Mittel dagegen; Amalgamirer, Gefahren derſelben zu verhüten; Ameiſen zu vertilgen; Ammonium-Vergiftung, Mittel dagegen; Ananaſſe zu conſerviren; Angelruthen und -ſchnüre vor Verderben zu bewahren; Anis aufzubewahren; Anrennen und Anſtoßen, mannigfaltige Gefahren; Anſteckungen zu vermeiden, Verhaltungsvorſchriften in Krankenhäuſern u. ſ. w.; Anſtrengungen, übermäßige körperliche und geiſtige, Folgen derſelben; Appetit-Mangel, Verhalten; Aprikoſen aufzubewahren; Aprikoſenblüthen vor Nachtfroſt zu ſchützen; Arbeits- und Armenhäuſer; Arſenik-Vergiftung, Urſachen und Vorſichtsmaßregeln dagegen; Artiſchocken aufzubewahren; Arzt und Arznei, wann zu gebrauchen, Verhalten, wo ſie mangeln; Athmen, Nachtheile bei Gewerben und Künſten, in Gefängniſſen, bei Feuersbrünſten; Aufblaſen des Fleiſches, der Gedärme durch den Athem, Nachtheile deſſelben für die Conſumenten; Auf- und Abladen ſchwerer Laſten, Gefahren und Vorſichtsmaßregeln; Aufliegen oder Wundliegen der Kranken zu verhüten; Aufſpringen der Hände zu verhüten und zu heilen; Augen conſerviren, Theorie des Sehens, Vor- und Nachtheile der Augengläſer und Brillen, Schielen, ſchwache Augen, triefende Augen, Gerſtenkorn; Ausdünſtung des Körpers; Ausgebälgte Vögel und Thiere zu conſerviren; Ausſchlagen der Pferde, Vorſchriften; Auſtern zu verſenden und conſerviren. — Backen, geſchwollene, Verhalten; Bäcker, Gefahren derſelben zu verhüten; Baden und Bäder, Vorſichtsmaßregeln dabei, herrliche Wirkungen derſelben; Badewannen, Vorzüge einiger; Bandwurm, Mittel dagegen; Barometer zu conſerviren; Barometermacher, Gefahren derſelben zu vermeiden; Bauen der Häuſer, Unglücksfälle zu vermeiden; Bäume vor Schaden zu ſichern; Baumfäller, Gefahren derſelben zu vermeiden; Baumwollenarbeiter, Gefahren derſelben; Bergleute, Leben und Geſundheit derſelben zu ſichern; Betten, Reinigung und Behandlung derſelben; Bewegung, körperliche, Vortheile derſelben; Bienen, verſchiedene Behandlung derſelben; Bier zu conſerviren; Bierbrauer, Vor-

ſichtsmaßregeln für dieſelben; Biß und Stich mancher Thiere, böſe Folgen zu verhüten; Blähungen ab=
zuhelfen; Blanchetten und Schnürbrüſte der Frauenzimmer, Nachtheile derſelben; Blattläuſe zu vertilgen;
Blauſäure, Unglück dadurch zu verhüten; Bleiarbeiter, Vorſichtsmaßregeln für dieſelben; Blumen und
Blüthen, Pflege derſelben; Blumenkohl aufzubewahren; Blut, vortheilhafte Benützung; Blutigel aufzu=
bewahren; Blutſtillende Mittel; Bohnen aufzubewahren; Bohrwürmer zu vertilgen; Brand, kalter,
Mittel dagegen; Branntwein zu reinigen und aufzubewahren; Bretter und Latten vor Riſſen zu ſichern;
Brod, gute Beſchaffenheit deſſelben, und aufzubewahren; Brunnen, Gefahren für Arbeiter; Bücher,
Kupferſtiche und Papier vor Verderben zu ſichern; Bürſten zu reinigen; Butter, Behandlung und Auf=
bewahrung derſelben. — Conditors, Vorſchriften für dieſelben; Chauſſeen im guten Zuſtande zu erhalten;
Chemiſche Arbeiter, Schutz gegen Gefahr derſelben; Citronen und deren Saft aufzubewahren. — Dach=
decker, Unglück derſelben zu verhüten; Dächer von verſchiedenen Materialien gut zu erhalten; Dampfen
der Lampen abzuhelfen; Dampfmaſchinen, Einrichtung und Sicherheitsmaßregeln; Därme zu conſerviren;
Diät, Vorſchriften; Diebe und Räuber, Schutzmaßregeln; Dinte, verſchiedene Recepte; Durchfall, Mit=
tel. — Edelſteine zu erkennen; Einbalſamiren zu bewerkſtelligen; Einbildungskraft, überſpannte, Ge=
fahren derſelben; Einmachen und Einſalzen; Einſäuren; Einzuckern; Eis aufzubewahren und zu verfer=
tigen; Eis, Gefahren darauf und Rettung der Verunglückten; Eisgang, Gefahren dabei; Eiſen und
Eiſenwaaren zu conſerviren und zu behandeln; Elfenbein zu bewahren; Erbſen grün aufzubewahren;
Erbſenkäfer zu vertilgen; Erdbeeren und =Pflanzen zu bewahren; Erdflöhe zu vertilgen; Erdgruben,
Benutzung derſelben; Erdrücken zu vermeiden; Erfrieren der Bäume u. ſ. w. zu verhüten; Erfrieren
der Menſchen zu verhüten und Erfrorne zu retten; Erhängte und Erdroſſelte zu retten; Erkältungen,
üble Folgen zu vermeiden; Erſticken zu verhüten und Erſtickte zu retten; Ertrinken zu verhüten und
Ertrunkene zu retten; Erziehung der Kinder (phyſiſche); Eſſig zu conſerviren; Eyer der Geflügel friſch
zu erhalten. — Fallen und Stürzen von einer Höhe, Vorſichtsmaßregeln; Farbe an Zeugen zu erhalten
und wieder herzuſtellen; Farben, Pigmente ꝛc., vorſichtige Benutzung derſelben; Fäſſer zu reinigen und
zu conſerviren; Federn zu conſerviren; Federvieh geſund zu erhalten; Fenſteranlaufen und =Gefrieren zu
verhüten; Ferngläſer zu conſerviren; Feuergewehre, Vorſichtsmaßregeln beim Gebrauch; Feuersbrünſte,
Urſachen derſelben zu verhüten, Verhalten dabei, Rettung der Menſchen; Feuerſpritzen zu conſerviren;
Feuerwerker, Vorſicht derſelben; Finnen zu vertreiben; Firniſſe, Benutzung und Vortheile; Fiſche aufzu=
bewahren; Flachs zu bearbeiten; Flaſchen zu reinigen und zu conſerviren; Flechten zu heilen; Flecken an
Kleidern zu tilgen; Fleiſch zu conſerviren; Fliegen und Mücken zu vertilgen; Flüſſigkeiten zu bewahren;
Froſtbeulen an Händen und Füßen; Fuhrwerke, Vorrichtungen und Erfindungen; Füße zu conſerviren;
Fußbad, Wirkungen. — Gänſebraten den ganzen Winter aufzubewahren; Gärten in gutem Zuſtand zu
erhalten; Gartenfrüchte zu conſerviren; Gasbeleuchtung; Gebäude zu ſichern; Gefäße von verſchiedenen
Materialien zu conſerviren; Gehör zu conſerviren; Gemälde in gutem Zuſtande zu erhalten; Gemüſe zu
conſerviren; Getreide zu conſerviren und zu verbeſſern; Gewitter, Verhalten dabei; Gewürze zu bear=
beiten; Gläſer und Glaswaaren überhaupt zu conſerviren; Goldwaaren zu putzen; Grillen zu vertreiben;
Gurken einzumachen. — Haare gegen Ausfallen zu ſchützen, wachſen zu machen, zu färben; Hals, Krank=
heiten deſſelben zu heilen; Hämorrhoiden, diätetiſche Vorſchriften; Hände zu conſerviren; Haus= und
Reiſeapotheke; Haut geſund zu erhalten und zu verbeſſern; Häute und Felle der Thiere zu conſerviren;
Hefe zu bereiten; Heu aufzubewahren; Heuſchrecken zu vertilgen; Holz vor Verderben zu ſchützen; Holz=
erſparniß zu erzielen; Honig zu behandeln; Hopfen zu behandeln; Hunde, Krankheiten derſelben; Hun=
ger und Durſt leiden, Gefahren deſſelben und Vorſichtsmaßregeln; Huſten zu behandeln; Hüte zu conſer=
viren. — Jagd, Gefahren derſelben; Inſecten zu vertilgen; Johannisbeeren zu conſerviren. — Kaffee zu
verbeſſern und zu bereiten; Kamine vortheilhaft anzulegen; Kämme von Horn und Schildkrot zu conſer=
viren; Kartoffeln aufzubewahren; Käſe aufzubewahren; Keller vortheilhaft anzulegen; Kinder von Ge=
burt an geſund zu erhalten; Kleider zu conſerviren; Kohle, verſchiedene Anwendung; Kolik, Verhalten
dabei; Kopfausſchläge, Kopfgrind zu heilen; Kopfweh, Urſachen und Heilung; Krämpfe, Verhalten;
Krätze zu heilen; Krebſe aufzubewahren; Kropf, Mittel dagegen; Kupferwaare rein zu erhalten; Kür=
biſſe aufzubewahren. — Lampen in gutem Zuſtand zu erhalten; Läuſe zu vertilgen; Lebendig begraben
werden; Lebensmittel=Verfälſchung zu entdecken; Leder zu conſerviren; Leinwand zu conſerviren; Lichter,
beſte Bereitung; Luft rein zu erhalten. — Maden zu vertilgen; Magen geſund zu erhalten; Maikäfer zu
vertilgen; Mauern gut und haltbar zu verfertigen; Mäuſe zu vertilgen; Mehl aufzubewahren; Meſſer
und Gabeln zu conſerviren; Milch zu benutzen und zu conſerviren; Möbeln zu conſerviren; Moſt gut zu
erhalten. — Nachtſtühle, geruchloſe; Nägel an Fingern und Füßen zu behandeln; Nüſſe aufzubewahren.
— Obſt aufzubewahren; Oele zu gewinnen und zu conſerviren; Oelfarben aufzubewahren. — Pelzwerke
zu conſerviren; Perlen, gelb gewordene, wieder weiß zu machen; Pfeifenköpfe von Meerſchaum zu be=
handeln; Pferde geſund zu erhalten; Pflanzen vor Schaden zu bewahren; Pfropfen zu behandeln und
zu reinigen; Pocken, Schutz davor; Pulver aufzubewahren. — Quetſchungen zu heilen. — Ratten zu
vertilgen; Raupen, Regenwürmer zu vertilgen; Reiſen, Verhalten auf denſelben; Rheumatismen, Ver=
halten; Rindvieh geſund zu erhalten; Ruhr zu vermeiden. — Saamen zu bewahren; Schafe geſund zu
erhalten; Scheintodte zu retten, Schimmel zu verhüten; Schirme zu conſerviren; Schlaf und Schlaf=
loſigkeit; Schlagfluß zu behandeln; Schlittſchuhlaufen, Gefahren dabei zu vermeiden; Schminken, ſchäd=
liche und unſchädliche; Schnittwunden zu heilen; Schwämme, ſchädliche und unſchädliche; Schweine zu
mäſten und geſund zu erhalten; Schwimmen des Menſchen; Schwindſucht, Kennzeichen und Verhalten;
Seife, gute Eigenſchaften; Sieden des Fleiſches und anderer Speiſen; Silberwaaren zu reinigen und
gut zu erhalten; Sonnenſtiche zu vermeiden; Spargel aufzubewahren; Spiegel zu reinigen und zu con=
ſerviren; Spitzen zu waſchen; Stahl und Stahlwaaren zu conſerviren; Straßen rein zu erhalten; Sy=
rup zu verbeſſern. — Tabak, Tabaksbau, Tabaksmanufaktur, Tabakrauchen und Tabakſchnupfen; Talg=
lichter zu bereiten; Tauchen und Tauchapparate; Tapeten zu conſerviren; Thee aufzubewahren; Ther=
mometer zu conſerviren; Thieriſche Körper aufzubewahren; Töpfer, Töpferwaaren, Töpfergeſchirr;
Treibhäuſer anzulegen. — Uebelkeit zu lindern; Ueberſchwemmungen, Rettungsmaßregeln dabei. —
Uhren, Mechanismus derſelben. — Verblutungen zu vermeiden; Verbrennen zu vermeiden; Vergiftungen
zu vermeiden und unwirkſam zu machen; Verrenkungen wieder herzuſtellen; Verſtopfung des Leibes zu
heben; Verzinnen der Geſchirre; Vögel abzurichten und zu zähmen. — Waagen ſtets richtig zu erhalten;
Wachs zu behandeln; Wanzen zu vertilgen; Warzen zu vertreiben; Wäſche, Waſchen der Zeuge und
Kleidungsſtücke; Waſſer zu verbeſſern, mineraliſche ꝛc.; Waſſergefahr; Wein, Weinbereitung, Wein=
erhaltung, Weinverbeſſerung; Weinſtöcke vor Schaden zu ſchützen; Weintrauben aufzubewahren;
Weſpen und Weſpenſtiche; Witterung; Wolle zu behandeln; Wunden der Bäume zu heilen; Würmer
bei Menſchen abzutreiben; Würmer in Gärten ꝛc. zu vertilgen; Würſte, zweckmäßigſte Bereitung;
Wurzeln zu conſerviren. — Zähne zu conſerviren; Zahnſchmerz ꝛc.; Ziegel dauerhaft zu machen;
Zinn, Zinngeſchirr; Zucker, Kennzeichen guter Sorten, Benutzung deſſelben; Zunder zu verbeſſern;
Zwetſchenkerne, gefährliche Eigenſchaften derſelben; Zwieback lange Zeit zu conſerviren; Zwiebeln vor
Verderben zu bewahren.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lewald, August, 1792-1871

Atlas zur Kunde fremder Welttheile

Bd.: 1

Leipzig [u.a.] (1836)

Geo.u. 534 t-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10430965-5